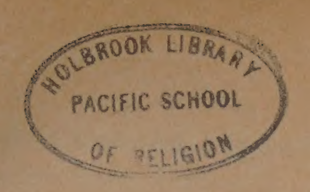
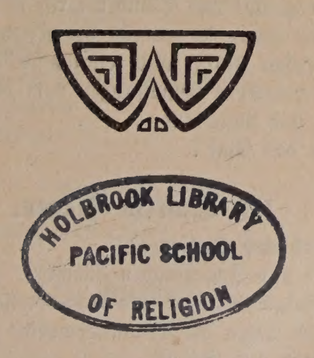



# Neue Wege

## Blätter für religiöse Arbeit.



V. Jahrgang. 1911.




Basel.
Druck und Expedition R. G. Zbinden.
1911.

# Inhaltsverzeichnis.

## I. Betrachtungen.



## II. Religiöse Probleme.



## III. Ethische Fragen.

## IV. Historisches, Biographisches.



## V. Philosophisches.



## VI. Literarisches, Aesthetisches.



## VII. Soziales.



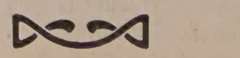
## VIII. Gedichte.



## IX. Rundschau.

## X. Büchertisch.








# Für das Kommen des Gottesreiches.*)

Herr Jesus Christus, du lehrst uns bitten, daß das Reich deines Vaters komme, in dem sein heiliger Wille auf Erden geschehen solle. Wir haben deine Worte treulich aufbewahrt, aber wir haben ihren Sinn vergessen und deine große Hoffnung ist in der Kirche verblaßt. Wir preisen Dich aber für die erleuchteten Seelen aller Zeiten, die von ferne den Glanz der Gottesstadt schauten und die, um dem Geschauten nachzugehen, die Verkennung der Zeitgenossen auf sich nahmen, und wir freuen uns, daß heute die Hoffnung dieser einsamen Seelen immer mehr der helle Glaube von Millionen wird. Hilf uns, o Herr, mit entschlossenem Mut des Glaubens zu ergreifen, was uns nun so nahe gerückt ist, auf daß der herrliche Tag des Herrn endlich anbreche. Wie wir der Natur Herr geworden sind, auf daß wir Macht und Reichtum gewönnen, so hilf uns nun, der sozialen Beziehungen der Menschen unter einander Herr zu werden, auf daß wir eine Welt der Gerechtigkeit und Brüderschaft gewinnen. Denn was hülfe es unserem Volke, wenn es zunähme an Zahl und an Reichtum, verlöre aber die Empfindung des lebendigen Gottes und die Freude, die aus der brüderlichen Gemeinschaft mit dem Mitmenschen fließt?

Stärke in uns die Entschlossenheit, aus der Wahrheit und nicht aus der Lüge zu leben, unser Zusammenleben auf die ewigen Grundlagen der Gerechtigkeit und Liebe zu stellen und nicht länger das wankende Gebäude des Unrechts durch gesetzlich geweihte Gewalt und Grausamkeit zu stützen. Hilf uns, das Wohlergehen Aller zum obersten Gesetz unseres Landes zu machen, auf daß unser Gemeinwesen fest und sicher ruhe auf der Liebe all seiner Glieder. Stürze den Thron des Mammons, der unaufhörlich Leiber und Seelen der Menschen zerstört, und errichte an seiner Stelle deinen Thron, o Jesus Christus, der du gestorben

*) Aus dem neuen Buch von Prof. Rauschenbusch: For God and the people. Prayers of the Social Awakening (Für Gott und das Volk. Gebete der sozialen Erweckung). The Pilgrim Press. Boston. New-York. Chicago.

bist, auf daß wir leben möchten. Zeige deinen verirrten Kindern den Weg aus dem Reich der Gewalt in das Reich der Liebe und erfülle so das Sehnen aller Propheten der Menschheit. O Herr und Meister, immer wieder machen wir deinen Glauben zu unserem Gebet: „Dein Reich komme! dein Wille geschehe auf Erden!“

---

# Neujahrsgedanken zur Lage.

Wir rüsten uns zu neuer Fahrt, neuer Arbeit, neuem Kampf. Welcher Art werden diese wohl sein? Welches sind die Aufgaben, die heute solchen gestellt werden, die Gottes Mitarbeiter sein möchten? Welches die Aussichten für Menschen, die nach dem Kommen des Gottesreiches ausschauen? Darüber lassen sich natürlich bloß subjektive Ansichten äußern; es ist eine Sache des Schauens, und jeder selbständige Beurteiler der Zeit wird die Dinge wieder etwas anders sehen; aber deßwegen mag es doch einen Wert haben, wenn Einer dem Andern sagt, wie sie sich gerade ihm darstellen. In diesem Sinne ist das Folgende gemeint.

Ich möchte die Gedanken, die sich mir in dieser Beziehung immer mehr aufdrängen, in drei Sätze zusammenfassen. Einmal: die Krisis, durch die wir gehen, ist noch viel größer, viel tiefgreifender, als Manche von uns gemeint haben. Sodann: die Lage wird dadurch schwerer, freilich — und das ist das Dritte — auch noch verheißungsvoller.

Ich beginne mit der sozialen Umwälzung. Sie ist ja einer der hauptsächlichen Ausgangspunkte, in gewissem Sinne sogar der Ausgangspunkt unseres Denkens und Arbeitens. Wir bekennen uns zum Sozialismus und zwar zu einem idealistischen oder religiösen. Das hat uns Anfechtung genug zugezogen. Wir hätten ein sehr viel leichteres Leben, wenn wir hierin vorsichtiger, klüger sein wollten. Aber da gibt es für uns kein Wählen. „Wehe mir, wenn ich das Evangelium nicht predigte.“ Davon werden wir auch künftig schwerlich lassen, denn die hier in Betracht kommenden Ueberzeugungen sind zu tief mit unserem ganzen Wesen und Wollen verwurzelt. Aber eine andere Frage ist, welches die Aufgaben sind, die durch diese Ueberzeugung auf der einen und die heutige Lage auf der andern Seite gestellt werden. Und hier glaube ich allerdings, daß die Aufgaben allmählich an eine andere Stelle gerückt sind. Als die Neuen Wege vor vier Jahren ins Leben traten, da galt es noch, dem sozialen Denken grundsätzlich Bahn zu brechen; es war noch elementare Arbeit zu tun. Inzwischen sind wir ein gutes Stück weiter gekommen, natürlich nicht etwa bloß durch unser Bemühen, das nur einen sehr

kleinen Beitrag zu der mächtigen Arbeit unserer Epoche bedeutet, sondern durch die allgemeine Bewegung der Zeit. Man darf doch wohl, ohne des falschen Optimismus bezichtigt werden zu können, die Behauptung wagen, daß der soziale Gesichtspunkt nun ins hellste Licht gestellt sei, so daß kein Sehender ihn mehr übersehen könne und daß alle geistig lebendigen und nicht von vornherein durch Vorurteile oder materielle Interessen gebundenen Menschen unserer Tage sein Recht mehr oder weniger deutlich einsähen. Ganz besonders gilt das von den religiös lebendigen Kreisen. Wo dieses Ergebnis noch nicht erreicht ist, da haben wir es eben mit Verbissenen zu tun, oder mit jenem zahlreichen Nachtrab, der ja bei jedem großen Vorwärtsdrängen vorhanden ist. Natürlich meine ich nicht, daß bei den zu sozialem Denken und Fühlen Erwachten nun alles in Ordnung sei, es bleibt da noch Arbeit genug übrig; aber ich meine, daß hier ein ungestümes Drängen und Werben nichts mehr nütze, und daß es vielmehr gelte, die Wahrheit ruhig wirken zu lassen.

Wenn dem so ist — welches ist denn die nächste Aufgabe?

Sie ist ein Stück weit klar genug. Es gilt nun zu säen, zu pflanzen, Wege anzulegen, Wohnungen zu bauen. Die neue Welt, auf die die soziale Umwälzung hinweist, ist ja erst in allgemeinen Umrissen vor uns aufgetaucht, unabsehbar sind die einzelnen Aufgaben und Probleme, die damit gestellt werden. Jahrhunderte werden damit zu tun haben. — Aber nicht dies Selbstverständliche wollte ich sagen, sondern allen Nachdruck auf einen Punkt legen: Was wir nun am meisten erstreben und erflehen müssen, ist der neue Geist für eine neue Ordnung. Daß dies das Eine sei, das not ist, bedeutet für uns keine neue Erkenntnis. Wir haben sie immer gehabt und ausgesprochen. Gegenüber allerlei landläufigen Anschuldigungen, an die wir uns gewöhnen mußten, sei wieder einmal erinnert, daß wir immer neue Menschen als Ziel und zugleich als Vorbedingung der sozialen Erneuerung hingestellt haben. Wir sind nie Materialisten gewesen, auch wenn wir der Materie ihr gottgewolltes Recht geben; auch haben wir die sittlichen Mängel der Arbeiterbewegung nie übersehen. Auf der andern Seite sind wir die Letzten, die gewaltige Erziehungsarbeit zu verkennen, die die Arbeiterbewegung an dem modernen Proletariat geleistet hat, eine Erziehungsarbeit, die niemand sonst getan. Aber je klarer die soziale Bewegung sich entfaltet, je heißer der soziale Kampf wird, je mehr auch die ökonomischen und politischen Ziele der Bewegung ins Stadium der Verwirklichung treten, desto deutlicher wird es den Einsichtigeren und tiefer Gearteten auch im Lager des Sozialismus, daß wir nun vor allem einen neuen Geist nötig haben, daß nun aus der Bewegung (oder, wenn wir lieber wollen in ihr), tiefere sittliche Kräfte aufbrechen müssen, wenn das Ende nicht doch ein Fiasko sein soll. Auf diesen Punkt muß immer entschiedener die Aufmerksamkeit gerichtet, hier muß immer konzentrierter sittliche, religiöse Arbeit, Arbeit des Kopfes und vor allem des Herzens getan werden.

Aber mit dieser Erkenntnis werden wir weiter hinausgewiesen zu noch größeren Aufgaben. Es zeigt sich eben immer klarer, daß die soziale Erschütterung nur der stürmische Anfang einer allgemeinen und ganz tief greifenden sittlichen Bewegung ist. Die Gefahren, die die Arbeiterbewegung bedrohen, steigen aus der allgemeinen Atmosphäre der Zeit auf; ihre Irrtümer sind solche der ganzen heutigen Gesellschaft, und sie lasten noch schwerer auf der bürgerlichen Welt als auf der proletarischen. So wächst sich die Forderung der sozialen Umgestaltung zur gewaltigen sittlichen Bußpredigt für unser Geschlecht aus. Die Notwendigkeit einer sittlichen Wiedergeburt drängt sich unserer ganzen Gesellschaft auf, wenn sie nicht zu Grunde gehen will. An zwei Punkten wird die sittliche Not der Gegenwart besonders anschaulich: am Alkoholismus und der geschlechtlichen Entartung. Namentlich die letztere ist so groß, daß ernste und sachkundige Beurteiler von hier aus unserer abendländischen Kultur direkt den Untergang weissagen. Für so hoffnungslos halte ich die Sachlage nicht, aber nur darum nicht, weil ich an Kräfte der Regeneration aus Gottes Leben her glaube; sonst gäbe ich die Hoffnung auch verloren. Denn die Gefahr ist furchtbar. Sie bedroht wirklich das Lebenszentrum. Nur Wenige sehen das recht ein. Es ist eine der speziellen Aufgaben, die sich unsere Zeitschrift gesetzt hat, gerade über diese Gefahr und die Mittel zu ihrer Bekämpfung Licht zu verbreiten. Wenn man das moderne großstädtische Wesen beobachtet und einigermaßen offene Augen hat, dann muß man oft ob dem Meer von Schmutz und Verderbnis, das von allen Seiten her auf uns zuwogt, fast an den Menschen verzagen. Gewiß sind ja Gegenbewegungen im Gange, aber sie scheinen uns oft fast ohnmächtig. Es ist, als ob Heere von Dämonen losgelassen wären. Ich für meine Person werde immer mehr von der Empfindung beherrscht, daß nur ganz große Hilfe uns retten kann.

Auch nach einer andern Richtung hin drängt sich die Erkenntnis auf, daß die Krisis größer ist, als wir glaubten. Die soziale Frage, wie wir sie bisher kannten, fängt langsam an, sich zu verwandeln. Noch zeigen sich erst die allgemeinen Umrisse der neuen Formen, die sie annehmen wird. Zwei Tatsachen mögen die Richtung dieser Aenderung andeuten: Die Teuerung, die heute die Völker erschreckt und das Erwachen Asiens und Afrikas. Woher werden den stets wachsenden Menschenmassen Europas und Nordamerikas die Mittel kommen, mit denen die soziale Hilfe rechnen muß? Und wie wird sich der Wettkampf mit Asien gestalten?

Hinter diesen Fragen tauchen neue *menschheitliche* Probleme auf, die heute nur Wenige ahnen. Sie werden viel schwieriger, viel gewaltiger sein als die bisher den sozialen Kampf beherrschenden. Freilich schließen sie auch desto größere Verheißungen ein: Die Verheißung eines höheren Menschentums, einer größeren Macht des

Menschen über die Natur und sich selbst und einer gehobeneren Menschlichkeit, auch einer höheren Form des menschheitlichen Zusammenlebens. Aber wenn diese Verheißung verwirklicht werden, wenn uns Hilfe werden soll gegen diese neuen, am Horizont der Gegenwart auftauchenden Gefahren, dann ist wieder ein Neues nötig: eine neue Offenbarung von Kräften der Höhe, aber auch eine neue Hoffnung und eine neue Erhebung von Seiten der Menschen.

Woher soll sie kommen? Sie kann nur kommen im Gefolge einer religiösen Erweckung, eines mächtigen und wunderbaren Aufbrechens von Kräften einer neuen Schöpfung. Nun ist diese Hoffnung für uns ja immer die Wurzel aller andern gewesen. Wir haben die soziale Bewegung stets verstanden als Hinweis auf eine neue Entfaltung des Gottesreiches. In einer solchen sollte sie das Ziel erreichen, das ihr, zum großen Teil unbewußt, vorschwebt. Wie steht es damit? Wie überhaupt mit dem religiösen Erwachen?

Auch hier möchte ich sagen: es ist kein Grund zur Entmutigung, aber die Krisis ist offenbar tiefer und schwerer, als wir meinten. Einige von uns sahen wohl den neuen Glanz des Gottesreiches näher, als er zu sein scheint. Sie glaubten wohl etwa in gehobenen Stunden, daß dies neue Evangelium, das ihre Seele mit Enthusiasmus und Frühlingsglanz erfüllte, dieses neue alte Evangelium vom Gottes- und Menschenreiche, worin religiöses und soziales Heil im Tiefsten verbunden wären, die Christenheit wie ein Feuer durcheilen und auch die sozialdemokratische Arbeiterschaft allmählich erfassen werde. Sie wußten freilich sehr gut, daß es gelte, zu warten und Geduld zu haben, aber der Weg Gottes schien ihnen einfach, schien ihnen deutlich.

Und nun? Können wir nicht auch in dieser Beziehung sagen, daß schon vieles erreicht sei? Ist das Feuer nicht an vielen Orten der Christenheit emporgeschlagen? Ist sie nicht durchzittert von tiefer Bewegung? Hat nicht bei uns in der Schweiz und da und dort auch schon anderwärts auf dem Kontinent (in England und Nordamerika standen ja die Dinge von Anfang an anders) eine Umstimmung der Arbeiterschaft eingesetzt? Und allgemein gesprochen: ist nicht ein Eisbruch eingetreten? Ist es nicht vorbei mit der Sattheit und Sicherheit einer kulturstolzen sog. Aufklärung? Regt sich nicht religiöses Suchen, ja Hungern und Dürsten in tausend Formen?

Gewiß! Und doch scheinen die Dinge eine andere Wendung zu nehmen, als wohl manche von uns meinten. Der Weg ist offenbar weiter, die Umwälzung größer. Wir stehen vor der Tatsache, daß mit dem religiösen Suchen auch die religiöse Unsicherheit und der Religionshaß gewachsen sind. Unser Christentum ist von so wütenden und vielseitigen Angriffen umstürmt, wie vielleicht noch nie während seiner ganzen Geschichte. Ja, man wird sagen müssen: die bisherige Form des Christentums bricht unaufhaltsam zusammen. Wer Gelegenheit

hat, viel in die Seelen der heutigen Menschen zu schauen, der weiß, daß der alte Gottes- und Christusglaube bei den heutigen Menschen massenhaft verloren geht und zwar in stets beschleunigtem Tempo. Es wäre einfach Selbstbetrug, wenn wir uns dies verhehlen wollten.

Auch die Theologie fängt an, diese Sachlage zu spüren. Auch sie gerät immer mehr in das Zeichen einer fundamentalen Krisis, ja in eigentliche Katastrophen hinein. Daß die ältere positive Theologie als solche ihre Zeit gehabt hat, ist bekannt. Das Gleiche ist vom Liberalismus zu sagen. Auch ihm wird keine Wiedererweckung beschieden sein. Aber ich stehe nicht an, zu behaupten, daß auch über die sogenannte moderne Theologie bereits der Tag der Auflösung gekommen ist. Es ist die Bedeutung der an die Namen Kalthoff und Drews geknüpften Bewegung, dies Vielen gezeigt zu haben. Daran vermag der Umstand nichts zu ändern, daß Drews ein ziemlich unbedeutender und sittlich wenig imponierender Mensch ist. Er ist eben ein Werkzeug, wie Häckel ein solches war. Gerade solche von an sich wenig bedeutenden Persönlichkeiten geführte Bewegungen machen oft Krisen, die schon vorhanden, aber mehr verhüllt gewesen waren, deutlich und akut. Wir sind an eine Wendung des Weges gelangt. Die Bibelkritik, wie überhaupt die ganze historisch-kritische Bewegung hat ihr Werk getan. Nun heißt es: entweder ist das Ende das Nichts oder neues Leben, ein neues Aufleuchten der alten Wahrheit. Es muß doch jeder Ehrliche gestehen, daß wir weder mit den positiven, noch mit den liberalen, noch mit den modernen Formeln der heutigen Lage genügen, daß es gilt „ein Neues zu pflügen“, daß wir neue, machtvolle Offenbarungen Gottes und Christi, neue, tiefere religiöse Kräfte nötig haben, große Hilfe von Gott her.

Auch diese Einsicht dürfen wir Vielen in allen Lagern zutrauen. Eines der Ziele unserer Arbeit war auch die Bekämpfung des kirchlichen Parteiwesens. Ich meine, daß auch diese Aufgabe bis zu einem gewissen Grade erledigt sei. Auch diese Wahrheit von der Belanglosigkeit unseres kirchlichen Parteiwesens ist nun genügend ans Licht gesetzt. Es sieht sie heute, wer überhaupt sehen will und kann; wer sie nicht sieht — und deren gibt es freilich noch eine ziemliche Zahl — den wollen wir nicht zu belehren versuchen. Unsere Aufgabe ist es, so gut wir können und so viel an uns liegt das Neue und Höhere zu zeigen und zu suchen, worin die Lebendigen und Aufrichtigen sich finden, worüber sie sich allfällig auch streiten können. Denn natürlich wird es auch künftig ohne Kampf nicht gehen; ja, wer weiß, ob uns nicht viel schwerere Kämpfe bevorstehen, als die letzten Jahrhunderte sie auf religiösem Gebiete gesehen haben? Ich glaube meinerseits, daß weder die soziale noch die religiöse Umgestaltung ohne gewaltige Erschütterungen und Kämpfe, unter Umständen auch Katastrophen, ablaufen werden. Wohl denen, die keine Angst haben, die sich vielmehr des Kampfes freuen, wenn dieser um kampfeswürdige Dinge geht!

So scheint auch hierin der Ausblick auf die Bewegung der Zeit zunächst Enttäuschung zu bringen. Aber die Sache hat auch eine andere Seite. Wenn die Krise, durch die wir gehen, größer und schwerer ist, als wir wohl erwarteten, so ist darum auch die Verheißung um so größer. Wer weiß, vielleicht muß sie so tief gehen, weil das Neue und Bessere, daß sie bringen soll, entsprechend tief ist. Es soll wohl tiefer sein als wir meinten, tiefer als jene Art der Synthese von Religiös und Sozial, die wir im Auge hatten. Gottes Gedanken sind wohl wieder größer als die unsrigen. Und dazu kommt ein Anderes: es soll wohl gründliche Arbeit getan werden. So sind vielleicht die antireligiösen, antichristlichen Bewegungen der Gegenwart zu verstehen. Es müssen durch sie so viele Belastungen unseres religiösen Wesens aufgezehrt werden. Es muß aufgezehrt werden viel falsches Denken über Gott, Christus, Gottesreich, Ewigkeitshoffnung, christliche Moral, muß aufgezehrt werden besonders die intellektualistische und dogmatische Auffassung des Christentums, die immer noch stark in den Geistern lebt, muß aufgezehrt werden alle Unwahrheit oder Halbwahrheit, alles tote Wesen, das sich im religiösen Leben bergehoch aufgehäuft hat. Es müssen im Feuer verzehrt werden alte Formen des Glaubens, aber auch des Unglaubens. Der „Unglaube“ muß sich ausleben, austoben, damit Raum werde für neues, wahrhaftiges Leben, neuen, echteren Glauben. Aus der großen Krise wird hervorgehen eine neue Gestalt des Christentums, ungefähr so, wie die gewaltige Krise, die der Reformation vorausging, sie gezeitigt hat, vielleicht in noch größeren, überraschenderen Formen; ein neues Verstehen Gottes, des Menschen, Jesu Christi und des Gottesreiches wird das Ende sein. Darum sollten wir nicht erschrecken, wenn die Stürme so heftig und unsere Leiden so groß werden — es sind die notwendigen Geburtswehen einer neuen Offenbarungszeit, es sind die Stürme, Erdbeben und Feuerflammen, die vor Gott hergehen. Wir können heute nicht mehr sichere Besitzende sein, sondern müssen uns mit der Stimmung des Wortes Jesu erfüllen: „Lasset eure Lenden umgürtet und eure Lichter brennend sein und seid gleich Menschen, die auf ihren Herrn warten.“

Diese Hoffnung ist aber nicht bloß leeres Wünschen. Sie stützt sich auf eine Fülle von Zeichen. Daß eine gewaltige Bewegung durch die Zeit geht, ist gewiß, und ebenso gewiß, daß sich darin, mitten im Chaos, Großes ankündigt. Großes bedeutet doch die soziale Bewegung, Großes, wie es in dieser Art die Geschichte noch nie gesehen hat; Großes arbeitet in der ethischen Bewegung, die mit ihr verbunden ist, und Größeres, ja Größtes, in der religiösen, worauf beide hindrängen. Schon die mehr äußerlichen Entwicklungen, die in der heutigen Welt vorgehen, sind wunderbar genug. Völker, ja ganze Rassen, die geistig erstorben zu sein schienen, erwachen zu neuem Leben: die Türkei regeneriert sich, China erhebt sich aus langem Schlaf, die Neger sogar und die Indianer fangen an aufzuleben. Religiöse Bewegungen gehen durch die außerchristliche Welt; das alte Sehnen nach dem Christus

erwacht da und dort in ihnen und heller und heller geht infolge der zunehmenden Berührung der sog. heidnischen Völker mit dem Abendlande der Glanz Christi über ihnen auf. Es vollzieht sich ja vor unseren Augen der großartige, in seiner Tragweite gar nicht zu übersehende Prozeß, daß die Menschheit eine Einheit wird. Der Gedanke einer Weltreligion ist keine Chimäre mehr. Es ist gar nicht anders denkbar, als daß die in allen andern Dingen sich zu einer Einheit zusammenschließende Menschheit auch nach der letzten und tiefsten Einheit suchen wird. Das wird wohl, wie der äußere Zusammenschluß, unter Kampf geschehen. Dabei braucht es uns nicht zweifelhaft zu sein, daß das Gottesreich, das in Jesus erschienen und das mehr ist als irgend eine Religion, auch mehr als das Christentum, den Sieg behalten wird. Und neben diesen mehr äußern gehen innere Entwicklungen her, die fast noch wunderbarer sind. Die Wissenschaft kehrt sich von Materialismus und Mechanismus ab und fängt an, uns ein hohes Lied der schöpferischen Macht des Menschen und der Wunder des Geistes zu singen; überall regen sich Ahnungen von heilenden und erhöhenden Kräften, die aus bisher nicht gekannten Tiefen aufbrechen wollen, und sie werden da und dort schon zur klaren Erkenntnis und helfenden Wahrheit. Ein neues Verständnis des Menschen hat eingesetzt und sicher auch schon, wenn auch noch keimhafter, ein neues Verständnis Gottes. Neue Horizonte tun sich dem Erkennen auf, auch dem religiösen, ungeahnte Tiefen und Weiten der Gotteswelt erschließen sich. Ist das eine Welt zum Verzagen? Ich wollte trotz allem Schweren in keiner andern leben.

Mir stellt sich die Entwicklung so dar: Die soziale Bewegung als ökonomische und politische drängt auf die sittliche hin und diese auf die religiöse. Ich glaube aber, daß wir schon beim dritten Stadium angelangt sind, wenigstens bei seinen Anfängen, und daß nun erst das Allergrößte beginnt. Die Entwicklung drängt mit Gewalt nach dieser Richtung hin. Die großen Gefahren und Aufgaben der Zeit rufen nach neuen, tieferen Kräften. Wenn nun zeitweilig gegen das religiöse Erwachen die Wogen eines neu gestärkten, nur leidenschaftlicher gewordenen Religionshasses und Antichristentums anstürmen, so wird gerade auch darin dies zunehmende Leben offenbar. Das sind die Wellenbewegungen, durch die jedes Vorwärtskommen sich vollzieht. Von diesem religiösen Erwachen wird auch die Sozialdemokratie früher oder später ergriffen werden; sie wird mitgenommen werden von dem mächtiger gewordenen Strom.

So verschlingen und bedingen sich Not und Hoffnung. Es mag wohl sein, daß sie beide noch wachsen müssen. So ist es wenigstens bis jetzt immer die Art des göttlichen Schaffens gewesen. Es hat den Anschein, als ob die Mächte des Göttlichen und des Widergöttlichen sich immer deutlicher von einander aussondern und in immer mächtigeren Formen einander gegenübertreten sollten, wobei es mir zunächst vorkommt, als ob das Widergöttliche im Vorsprung sei. Ge-

waltige Gerichte und Katastrophen mögen uns bevorstehen. Die Bilder der Offenbarung Johannis bekommen neues Leben und neue Wahrheit. Große Entscheidungen mögen uns oder unsern Kindern aufbehalten sein. In ihnen wird Gott den Menschen wieder näher treten. Das alles kommt uns, wenn es kommt, nicht überraschend. Wir haben den Gang der Entwicklung immer so gesehen. Und das ist ja gewiß, daß der Gott, dessen Wahrheit uns in Jesus Christus erschienen ist, den unser Herz und Gewissen, das Tiefste in unserem Wesen und unserer Erfahrung bezeugt, das letzte Wort behalten wird. Auch in Stürmen und Finsternissen wird sein Licht hell genug scheinen, daß wir nicht verzagen müssen, ja, wir werden gerade in Not und Anfechtung seiner gewisser werden, als in sicheren Zeiten.

Gott arbeitet in unserer Zeit. Seinen Schritt und seine Stimme hören wir von der Zukunft her. Er sucht Mitarbeiter. Es ist seine Ordnung, daß er ohne menschliche Mitarbeit seine Gedanken mit den Menschen nicht ausführen will und kann. Als Mitarbeiter aber kann er gerade heute sicher nur Menschen brauchen, die in tiefer Konzentration und fester Entschlossenheit mit ihm gehen wollen, die den Kampf mit der Welt aufnehmen können und die vor allem reinen Herzens sind. Das ist aber vielleicht unsere größte Not, daß es uns daran so sehr fehlt. Darum faßt sich alles, was wir beim Ausblick auf die heutige Welt zu sagen haben, in das Gebet zusammen: Herr, Schöpfergott, gib uns neue Menschen!

L. Ragaz.

---

# Bauer und Arbeiter.

## I.

Zwischen unsern Bauern und Industriearbeitern hat sich in den letzten Jahren ganz unzweifelhaft eine Kluft aufgetan, die sich zum Schaden des ganzen Volkes immer mehr zu erweitern und zu vertiefen droht. Daß zwischen diesen beiden so ungleichartigen Berufsgruppen gewisse Gegensätze und Spannungen sich zeigen, liegt, möchte man sagen, schon in der Natur der Sache begründet. Bauer und Arbeiter sind an sich schon, in Hinsicht allein auf ihre Eigenart und Beschäftigungsweise, zwei schroffe Gegensätze. Ein währschafter Emmentaler Bauer — ich bemerke, daß ich hauptsächlich von emmentalischen Verhältnissen ausgehe — und ein sozialistischer Arbeiter vom Schlage der Unentwegten, sind zwei ganz verschiedene Welten. Der Bauer schafft auf seiner eigenen Scholle und bearbeitet den Acker mit dem eigenen Pflug. Er hat den Hof vielleicht schon vom Vater übernommen oder ihn vor einer langen Reihe von Jahren erworben. Er ist auf diesem Hofe daheim, und wenn er nur die oft allerdings recht schwere Zinsenlast aufbringt, so kann kein Mensch ihm hier etwas

befehlen oder ihn gar aus seinem Besitztum vertreiben. Er bewohnt mit seiner Familie das Bauernhaus allein, das so freundlich aus den Obstbäumen hervorschaut, und wenn es auch nicht immer ein großes stattliches Haus ist, so findet sich in der Regel Platz genug für ihn und die Seinen. Bei keinem andern Stand und Beruf sind die Bedingungen für eine rechte Häuslichkeit und ein geordnetes, friedliches Familienleben so allseitig gegeben, wie beim Bauer. Für die Kinder gibt es da kein Gassenbubenleben; sind sie nicht in der Schule, so triffst du sie irgendwie beschäftigt, in der Nähe von Vater und Mutter. Der Bauer kann so seine Kinder selbst erziehen. Ob er sie immer richtig erzieht, davon wollen wir jetzt nicht reden, auf jeden Fall kann er es tun, wenn er den nötigen Verstand dazu hat. Die Landarbeit selbst ist hart, mühselig oft, aber dem gesunden Menschen sehr zuträglich. Bald schafft der Bauer auf dem Felde, dann im Stall, hierauf geht's in die Hofstatt oder den Wald, und diese Abwechslung in der Beschäftigung, dieses Schaffen in Gottes freier Natur, erhält Körper und Geist gesund, gibt ein ruhig Gemüt und läßt in's hohe Alter kommen. Der Durchschnitt unserer Bauern bildet denn auch heute noch den Kern unseres Volkes, die Grundlage des Ganzen. Der Emmentaler Bauer ist ausdauernd bei der Arbeit, zähe und unermüdlich, von rechtschaffener und nüchterner Sinnesart, langsam in seinen Bewegungen, auch langsam im Fühlen und Denken. Er hat einen verschlossenen, mißtrauischen Charakter, hat man aber sein Zutrauen gewonnen, so ist er zuverlässig und treu. Neuerungen, die noch nicht erprobt und erdauert sind, ist er abhold. Im ganzen ist der Bauer, auch wenn er freisinnig wählt, doch konservativ, festhaltend am Alten und Bewährten. Der wohlhabende Bauer, der Emmentaler zumal, hat etwas Aristokratisches. Er behandelt seine Leute im allgemeinen recht, aber schaut doch mit einer gewissen vornehmen Geringschätzung auf „Häusler" und Taglöhner herab. Zu Hilfeleistungen ist er noch gern bereit, aber die erbetene Hilfe muß in seinem Gesichtskreis liegen. Das Geld geht ihm nur schwer aus der Hand, weit lieber hilft er mit freiwilliger Uebernahme von irgendwelcher Arbeitsleistung, mit Lebensmitteln und dergleichen. Aber der Not gegenüber, die er nicht versteht oder die er gar für verschuldet hält, ist er hart und unerbittlich. „Wenn zu Hansli Jowäger einer gekommen wäre und hätte gesagt, er möchte studieren und Hansli solle ihm etwas daran geben, so hätte er geantwortet: ‚Öppis dumm's eso! gang mer vom Hus ewäg, gang ga werche. Was manglisch du z'studiere. Es git dere Schlingle gnue.' Und wäre neben ihm einer gestanden und hätte ihn um eine Tanne gebeten, weil er ein neues Haus wolle bauen lassen, so hätte Hansli gesagt: ‚Warum nit! du muesch eini ha! öppe nit di größti, mi het se nimme. Es geit afe gar starch mit heusche.'"

Religiösen Einflüssen gegenüber ist das Landvolk im allgemeinen sehr zugänglich und auch hier zu Konzessionen an den modernen Geist

wenig geneigt. Selbst in Gemeinden, wo seit Jahren freisinnige Pfarrer gewählt werden, hält die Masse der Landleute an den alten religiösen Vorstellungen und Anschauungen fest. Früher war der Bauer ungemein stolz auf seinen Beruf, mit Verachtung schaute er auf alles herab, was nicht Bauer hieß und einen Hof besaß. Wie sehr die Bauerntochter darauf ausging, wieder einen Bauer zu heiraten, dafür gibt uns Jeremias Gotthelf mehrere Belege. Heute ist das schon ein wenig anders geworden, aus Gründen, die ich später noch erörtern werde. Jetzt schielt der Bauer mit einem gewissen Neid auf andere Berufsarten, und daß unsere Bauerntöchter lieber einen Handwerksmann oder Angestellten heiraten, als einen Bauernsohn, das ist eine viel gehörte Klage. Immerhin ist gottlob der alte Bauernstolz noch nicht ganz verschwunden, und die Freude am Landleben und die Erkenntnis und Einsicht, daß gerade diese Berufsart neben ihren Mühsalen doch wieder so viel für Herz und Gemüt bietet, ist immer noch anzutreffen. Es ist kein Zweifel, daß eine bessere Berufsbildung und besonders die genossenschaftliche Organisation, wie beim Arbeiter, so auch beim Bauer das Standesbewußtsein wieder beleben und stärken wird. Der Thurgauer Bauer Alfred Huggenberger, der sich mit seinen Gedichten nun schon einen berühmten Namen gemacht hat, spricht sicher vielen seiner Berufsgenossen aus dem Herzen, wenn er in seinem Gedichte „Wir Bauern“ schreibt:

Wir Bauern, das lassen wir uns nicht nehmen,
Wir brauchen uns nicht des Lebens zu schämen.
Und sind wir Knechte der Arbeit nur,
Wir kommen dem heimlichen Glück auf die Spur.

Wir Bauern, das soll uns keiner nehmen,
Wir brauchen uns nicht des Lebens zu schämen.
Das heimliche Glück gibt heimlich nur,
Doch wandelt es gern auf einsamer Flur.

Und einem jungen Freunde und Berufsgenossen, der ihm für seine aufmunternden Lieder gedankt hat, antwortet er: „Unser Bauernstand wird immer der schönste bleiben. Freuen Sie sich, ein Bauer zu sein. Nur einer, der kein Auge hat für alles Herrliche, das in den Jahreszeiten verborgen liegt, für das, was die Natur uns täglich und stündlich schenkt, nur der wird von unserm Berufe weggehen können. Ich könnte es jetzt nicht mehr.“

Gehen wir nun zum Arbeiter, so kommen wir in eine ganz andere Welt. Die große Masse unserer Arbeiterschaft wohnt in Räumen, die nicht selten für eine wachsende Familie zu klein und ungenügend sind. Von einem eigenen Heime ist nur in Ausnahmefällen die Rede. Heute wohnt der Arbeiter hier zu Miete, das nächste Jahr dort, er kann nirgends festwurzeln. Zu einer rechten Häuslichkeit kann es häufig auch deshalb nicht kommen, weil das Arbeiterhaus in der Regel nicht bloß von einer, sondern von vielen Parteien bewohnt wird, woraus viel Lärm, Hader, Streit und noch Schlimmeres entsteht.

Der Arbeiter ist den ganzen Tag abwesend, seine Kinder sieht er nur rasch am Mittag oder wohl auch bloß am Abend erst. Er sieht nicht, was sie tagsüber treiben, und die erzieherische Einwirkung des Vaters auf seinen Nachwuchs ist infolgedessen äußerst gering. Muß gar noch die Mutter ebenfalls dem Verdienste nachgehen, so ist das Familienleben völlig aufgelöst und die Kinder wachsen ohne rechte Zucht und Sitte heran. Es ist dem Zufall überlassen, ob sie geraten oder nicht. Die Miete ist hoch, die Löhne sind klein, für den Unterhalt der Familie bleibt zu wenig übrig, selbst da, wo der Vater nicht, wie das allerdings häufig genug geschieht, einen guten Teil seines Lohnes in Bier umsetzt. Unterernährung ist daher in Arbeiterfamilien mit mehreren Kindern an der Tagesordnung, es sei denn, die Mutter sei eine ungewöhnlich gewandte Hausfrau, die einzuteilen und zu sparen versteht, was aber leider nicht immer der Fall ist. Die Arbeit in der Fabrik zumal ist, wenn sie auch nicht so lang dauert wie beim Bauer, doch ungemein ermüdend und abstumpfend. Es fehlt die bei der Landarbeit so wohltätige Abwechslung, es fehlt an frischer, reiner Luft, und der Lärm der Maschinen betäubt Sinne und Nerven. Dazu kommt die so niederdrückende, entmutigende Unsicherheit, in welcher der Lohnarbeiter beständig lebt. Ein paar Tage Arbeitslosigkeit, sei es infolge Geschäftsstockung oder Streik, machen ihn sofort brotlos. Was bei langer Krankheit oder im Alter aus ihm werden soll, weiß er selber nicht. Hat er keine Kinder, die ihn zu sich nehmen und pflegen können, so wartet seiner das Armenhaus. Und das ist noch nicht einmal das Schlimmste. Am schlimmsten daran sind die, welche im Alter auf der Straße bleiben und von Dorf zu Dorf wandern, weil niemand sich ihrer annehmen will. Es gibt gottlob Arbeiterschicksale, die einen recht friedlichen und glücklichen Gang nehmen, aber im ganzen ist das heutige Arbeiterleben voller Demütigung und Erniedrigung, von Anfang bis zu Ende verlaufend in Abhängigkeit, Unselbständigkeit und Unsicherheit. Nehmen wir noch hinzu, daß unsere Arbeiter das behagliche, oft nur allzu üppige Leben der vornehmen Klassen täglich vor Augen haben, so werden wir die in den untern Schichten herrschende Unzufriedenheit und wachsende Unruhe gar wohl verstehen. Wir werden es auch begreifen, daß die Arbeiterklasse weit mehr als die bäuerliche den sittlichen Gefahren und Versuchungen der modernen Kultur unterliegt. So wird der Arbeiter nur allzu leicht oberflächlich, den gemeinen und rohen Genüssen ergeben. Mit seinem durch Unterernährung und Ueberanstrengung geschwächten Körper ist er in besonderer Weise den verderblichen Wirkungen des Alkoholgenusses unterworfen. Für ernstere Fragen und Bestrebungen fehlt ihm häufig der rechte Sinn, und was er in Schule und Kirche an religiösen Einwirkungen empfangen hat, das verfliegt nur allzu schnell im Lärm und Staub der Fabrik und im Kreise spottender Kameraden und Wirtshausgenossen. Dabei ist der Arbeiter beweglicher und neuen Ideen zugänglicher als der Bauer; er läßt sich leichter in irgend einen

Verband eingliedern und für gemeinsame Bestrebungen gewinnen. Das hervorragendste Erziehungsmittel für unsere Arbeiterschaft ist gegenwärtig die Organisation, d. h. der politische und gewerkschaftliche Verband. Hier kommt der Arbeiter gleichsam zu sich selber, hier lernt er wieder zu sich Vertrauen fassen und sich als Persönlichkeit fühlen. Der erzieherische Einfluß der Arbeiterorganisationen kann bei all' den dort vorkommenden Auswüchsen, die wir nicht ableugnen wollen, nicht hoch genug angeschlagen werden. Es ist wahrlich ein gutes Zeichen für unsere Arbeiterschaft, daß sie unter so ungeheuren Opfern und trotz den riesigen Widerständen ihre Organisation je länger desto mehr und allseitiger ausbaut und befestigt. Es liegt darin die Gewähr, daß sie in ihrem Ringen nach Befreiung nicht schon bei der Eroberung materieller Vorteile Halt machen, sondern noch höher hinauf, einem sittlichen Ideal zustreben wird.

## II.

Für dieses Ringen der Arbeiterschaft nach sozialer Befreiung und Gleichberechtigung fehlt nun aber dem Bauer bis heute das Verständnis fast ganz, und ihren Forderungen steht er mißtrauisch, wenn nicht gar entschieden ablehnend gegenüber. Die Ursache hiefür liegt zunächst im wirtschaftlichen Gegensatz, in dem Bauer und Arbeiter als Produzent und Konsument sich befinden. Der eine ist darauf angewiesen, seine Erzeugnisse zu einem möglichst hohen Preise abzusetzen, während der andere bei der geringen Belöhnung, die ihm zu teil wird, seine Milch, Kartoffeln und Fleisch möglichst billig kaufen möchte. Dem Beispiel der Industrie folgend hat der Bauer bei den Schutzzöllen sein Heil gesucht und sich namentlich auch im Lebensmittelgesetz eine Handhabe geschaffen, um sich der lästig werdenden Konkurrenz zu erwehren. Bei der Abstimmung über diese beiden Gesetze standen sich Bauern und Arbeiter wohl zum ersten Mal als geschlossene Gruppen gegenüber und wenn auch der Ansturm abgeschlagen wurde, so ist sich doch der Bauer damals so recht des herrschenden Gegensatzes bewußt geworden, und unwillkürlich sieht er jetzt im Sozialisten einen ausgesprochenen Feind seines Standes. Dazu kommt allerdings noch eine Reihe von andern Ursachen, die die vorhandene Kluft vertiefen und erweitern. Ich nenne vorab die eben berührte Verschiedenheit in Charakter und Denkweise, die ein gegenseitiges Sichverstehen ebenfalls sehr erschwert. Der Bauer versteht den Arbeiter nicht, weil die Nöte, die diesen drücken, jenseits seines Gesichtskreises liegen. Er beurteilt die Lage des Arbeiters von seinem Standpunkte aus und kommt daher zu einer wesentlich andern Auffassung als jener. Am ehesten hat der Bauer noch Verständnis für die Lohnbewegung. Wenn er sich zwar auch nur schwer einen Begriff davon machen kann, was ein Haushalt kostet, wo jedes Salatblättlein gekauft werden muß, und wenn ihm infolgedessen ein Lohn von 4 bis 5 Fr. sündhaft groß vorkommt, so begreift er andererseits doch, daß der Arbeiter recht belöhnt sein muß,

um seine Milch und sein Brot bezahlen zu können. „Was sollen denn auch unsre Fabrikler machen, wenn die Milch immer teurer wird?“ so frug ich einmal einen Bauer. „Sie sölle streike, daß sie meh Lohn überchöme“, gab mir dieser mit schlauem Augenblinzeln zum Bescheid. Schon weniger versteht es der fleißige und bei der Arbeit so zäh ausdauernde Bauer, daß die Arbeiter immer wieder Verkürzung der Arbeitszeit verlangen und am Ende gar bloß noch acht Stunden im Tag zu schaffen begehren. Des Bauers Arbeit ist hart und streng, sie dauert im Sommer nicht selten 12 bis 14 Stunden; im Winter dagegen ist das Tagewerk zwar immer noch groß genug, namentlich wenn's in den Wald zum Holzen geht, aber er nimmt es doch im ganzen etwas gemächlicher, und ab und zu läßt er sich vom Pfarrer oder sonst einem Besuche „gärn e chli versume“. Wie grundverschieden der Charakter der Beschäftigung bei Bauer und Arbeiter ist, wie besonders die Fabrikarbeit auch bei kürzerer Dauer doch mehr ermüdet und abstumpft als die Landarbeit und wie sie namentlich das Familienleben hemmt und auflöst, haben wir schon erwähnt. Der Bauer aber kennt diese bedenklichen Nebenumstände nicht oder viel zu wenig, und so kommt ihm leicht als Trägheit und Arbeitsscheu vor, was beim Arbeiter nichts anderes ist als Sorge für seine Gesundheit und der berechtigte Drang nach Ausspannung und Abwechslung.

Und nun erst die Arbeitslosigkeit! wie kann doch auch der verständigste Bauer hart und zugeknöpft werden, wenn der Arbeiter, der zufällig im Dorfe wohnt, im Winter vor die Arbeit hinauskommt und nun bei der „Spende“ um Unterstützung bittet. Er, der Bauer, findet keine Knechte und Mägde mehr, die ihm helfen wollen den Acker bebauen, und diese jungen, kräftigen Leute stehen herum und wollen nicht schaffen. Daß mancher gern schaffen möchte, wenn er nur könnte und die seinen Kräften und Fähigkeiten angemessene Arbeit fände, das dem Bauer begreiflich zu machen, hält schwer. Schlimmer noch als den Arbeitslosen geht es denen, die, sei es wirklich oder auch nur nach der Meinung des Bauers, durch eigene Schuld in Not geraten sind. Das leichtsinnige, leichtlebige Wesen des Fabriklers, der immer gerade verbraucht was er verdient, und im Wirtshaus bei Tanz und Trunk soviel draufgehen läßt, ist dem nüchternen, „husligen“ Bauersmann in der Seele zuwider. Daß das einförmige, eintönige Fabrikarbeiterleben voller sittlicher Gefahren ist und so mancher Arbeiter eher als das Opfer der Verhältnisse denn durch eigene Schuld zum Nichtsnutz herabsinkt, dafür fehlt dem Bauer wiederum das rechte Verständnis. Es ist ihm dies im Grunde nicht zu verargen. Wie will man vom abseits wohnenden Bauer, der das alles schließlich nur aus der Ferne betrachtet, in dieser Hinsicht wie überhaupt in allen sozialen Fragen ein größeres Verständnis und gerechteres Urteil erwarten, so lange noch in bürgerlichen Kreisen so viel Unverstand und Vorurteil gegenüber den Nöten und Bestrebungen des Arbeitervolkes anzutreffen ist. Was aber den Widerstand des Bauers gegen jede

soziale Reform besonders herausfordert, ist der Umstand, daß nach seiner Meinung wenigstens die Besserstellung der Industriearbeiter und -Arbeiterinnen ihm die eigenen Leute entzieht. Je höher die Löhne in der Industrie sind, je mehr freie Zeit die in ihr beschäftigten Leute haben, desto mehr, denkt er, geraten seine Knechte und Mägde in Versuchung, den Hof zu verlassen und in die Stadt zu wandern. Diese Befürchtung ist wohl nicht ganz unberechtigt und wenn auch, wie wir gesehen haben, dem Industriearbeiterleben ganz bedenkliche Schatten nicht fehlen, so sehen die jungen Leute, die vom Lande weg in die Stadt ziehen, zunächst nur das Schöne und Verlockende in der neuen Stellung. Mit den dort herrschenden Uebelständen werden sie erst vertraut, wenn sie einmal mitten im Treiben des Fabriklebens drin sind und eine Umkehr nach dem Lande fast zur Unmöglichkeit geworden ist. Allein wenn nun auch die Bauern, um die Abwanderung vom Lande zu hemmen, zum Schaden des gesamten Volkes den sozialen Fortschritt und Aufschwung der Arbeiter hindern wollten, so würden sie doch damit für sich nichts erreichen. Gelingt es ihnen vielleicht auch, im Verein mit dem um seine Dividenden besorgten Unternehmertum ab und zu ein sozial-fortschrittliches Gesetz zu Fall zu bringen, so halten sie doch damit die sich vollziehende Besserstellung und Befreiung des Arbeitervolkes vom Joche der Arbeit nicht auf. Will der Bauer seine Knechte und Mägde von der Abwanderung zurückhalten, bleibt ihm nichts anderes übrig, als eben auch, soviel an ihm liegt, das Los der dienenden Klasse auf dem Lande zu einem möglichst freundlichen und gesicherten zu gestalten. Vor allen Dingen muß er mit aller Kraft darauf dringen, daß die im Wurfe liegenden Versicherungsgesetze in weitgehendem Maße auch seinen Leuten zu gute kommen.

Diese zum Teil in der Natur der Sache begründeten Gegensätze sind nun, wie das im politischen Leben so geht, auf beiden Seiten künstlich genährt und verschärft worden. Zunächst sind die Ausfälle der sozialistischen Presse gegen unsre „Agrarier“ nicht geeignet, die Bauernsame für die Forderungen der Arbeiterschaft günstig zu stimmen. Ich will durchaus nicht behaupten, daß alles, was gegen die Pläne und Bestrebungen der Großbauern mit ihren Sekretären geschrieben wird, jeder Begründung entbehre. Aber die Grenzen der Klugheit werden doch eben häufig überschritten und Artikel von Stapel gelassen, die nicht bloß das besonnene Maßhalten, sondern auch oft die nötige Sachkenntnis vermissen lassen. Dann und wann enthalten solche Angriffe geradezu schwere Beleidigungen für den ganzen Bauernstand. So jener Artikel im „Volksrecht“, den ich nicht mehr zur Hand habe, in dem aber, soviel ich mich erinnere, in sehr geringschätziger Weise von der verdummenden Beschäftigung des Landmanns gesprochen wurde. Auch die bisher üblichen gehässigen Angriffe eines Teiles der Sozialistenpresse auf Religion, Kirche und Vaterland können beim Bauer nur Mißtrauen und Abneigung erwecken. Immerhin

liest ja nun der Bauer keine sozialistischen Zeitungen. Was er darüber vernimmt, wird ihm von seiner Zeitung, irgend einem bürgerlichen Lokalblatte vorgelegt. Dieses Blatt hält ihn getreulich über alle „Missetaten“ der Sozialisten auf dem Laufenden. Das soziale Verständnis der meisten dieser Lokalblätter wie übrigens auch vieler unserer großen führenden Zeitungen ist beschämend gering; von einem tiefern Erfassen der sozialen Probleme und einer gerechten Beurteilung der Forderungeu der Arbeiterschaft ist keine Rede. Während diese Presse vorhandene Mißstände möglichst vertuscht, die von einzelnen Unternehmern begangenen Ausschreitungen und offenbaren Ungerechtigkeiten stillschweigend übergeht, wird jeder Fehler der Sozialdemokraten, jede Ausschreitung, die sie sich zu schulden kommen lassen — und es gibt deren nur zu viele — gewissenhaft berichtet und mit den unvermeidlichen Randglossen, in denen von „Terror“, „Hetzern und Wühlern“ die Rede ist, versehen. Oft genug laufen Uebertreibungen und Entstellungen der Tatsachen mit unter. Namentlich seitdem alle unsre Berufsgruppen ihre besondern Sekretäre haben, kann von einer wirklich sachlichen Berichterstattung, besonders in Zeiten des Streiks und der Aussperrung kaum mehr gesprochen werden. Ich glaube nicht, daß die Arbeitersekretäre den Vertretern der Meisterverbände in dieser Hinsicht viel vorzuwerfen haben, aber Tatsache ist, daß der Bauer so durch Schuld der bürgerlichen Presse und ihrer Berichterstatter über die Bestrebungen der Sozialdemokratie ein einseitiges und gefälschtes Bild bekommt. Auch die bäuerliche Fachpresse macht hievon, soweit ich sie kenne, keine Ausnahme. Es kann namentlich den Redaktoren der „Schweiz. Bauernzeitung“ der Vorwurf nicht erspart werden, daß sie in unverantwortlicher Weise die Bauern wider die Sozialisten hetzen. Ich erwähne nur jenen Aufsatz von Dr. L., in dem er, ob aus Unkenntnis oder Absicht bleibe dahingestellt, die Sozialisten den „bombenwerfenden Anarchisten“ gleichsetzt. Auf jeden Fall tut die Redaktion der „Schweiz. Bauernzeitung“ gut, die Warnung vor ungerechter Aufreizung selber zu beherzigen, die sie letzten Herbst den Metzgern so freundlich erteilte. Den Schlußsatz dieser Vermahnung dürfte man sich nicht bloß beim Metzgersekretariat, sondern in allen Redaktionsstuben einrahmen und an die Wand hängen: „Wem die Wohlfahrt und Einheit unseres Volkes am Herzen liegt, wird sich hüten, zur Verschärfung der Gegensätze beizutragen.“

## III.

Ich habe im Eingang meiner Arbeit die mit dem landwirtschaftlichen Berufe verbundenen Vorteile hervorgehoben, die allerdings, wie wir schon gesehen haben, mehr auf der ideellen als materiellen Seite liegen: freundliches Heim, geordnetes Familienleben, gute Erziehung der Kinder u. s. w. Ich komme nun auf die Schattenseiten dieses Berufes zu sprechen, wie sie mir im Emmental in meiner Pfarrpraxis entgegengetreten sind. Diese Schatten sind sehr groß, so groß oft,

daß sich, wie ich schon erwähnt habe, vielfach bei unsern Bauern eine gewisse Entmutigung bemerkbar macht, und namentlich die jungen Leute in großer Zahl der Scholle den Rücken kehren. Bekanntlich dauert diese Abwanderung schon seit einigen Jahrzehnten unverändert an. Im Jahre 1870 betrug die landwirtschaftliche Bevölkerung noch 41,8 % der Gesamtbevölkerung, dann sank sie auf 39,3 % im Jahre 1880, auf 37,4 % acht Jahre später und sogar auf nur 31,6 % bei der Volkszählung von 1900. Ganz ohne Zweifel hat sich das Verhältnis inzwischen noch mehr zu Ungunsten der Landwirtschaft verschoben. Es gibt eben auch auf dem Lande eine soziale Not, sie ist weniger gräßlich und verheerend in ihren Wirkungen als in den Städten und Industriezentren, aber eine Notlage, die man als allgemein und dauernd bezeichnen kann, ist darum doch vorhanden. Sie äußert sich, um gleich das Wichtigste hervorzuheben, in einer stetig wachsenden Verschuldung des ländlichen Grundbesitzes. Nach einer statistischen Arbeit von Dr. Steiger in Bern beträgt die Verschuldung fast die Hälfte des Grundwerts. Wohl gibt es noch im Emmental und sicher auch anderwärts eine Reihe von Bauern, die auf bezahlten oder nur ganz wenig verschuldeten Höfen sitzen. Da ist, wenn auch namentlich die Leutenot, von der wir noch zu reden haben, drückend wirkt, im ganzen noch gut Bauer sein. Ist das Jahr günstig und geben Hofstatt und Felder reichlichen Ertrag, so geht bei den steigenden Preisen für landwirtschaftliche Produkte ein schönes Stück Geld ein. Der Reingewinn mag aber auch hier oft kleiner sein, als einem draußen stehenden Beobachter scheinen will. Die Dienstenlöhne, die Auslagen für Düngmittel, Futter, Maschinen, Umbauten und alle die hundert Dinge, die der Bauer sich auch kaufen muß, machen sicher ein großes Loch in seine Kasse. Die Lebenshaltung ist eben im wohlhabenden Bauernhaus gegenüber früher auch besser und kostspieliger geworden, die Neuzeit mit ihren vielen Anforderungen und Bedürfnissen klopft an die Tür selbst des entlegenen Bauernhofes und findet namentlich auf Seiten der Frauenwelt bereitwillige Aufnahme. So stehen denn auch im gutgestellten und von Schulden nicht überlasteten Bauernhaus den wachsenden Einnahmen wachsende Ausgaben gegenüber, und die Klage des Besitzers, die Landwirtschaft rentiere nicht mehr recht, ist aus diesem Grunde an manchem Orte wohl nur allzu berechtigt. Wenn das aber am grünen Holze geschieht, was muß aus dem dürren werden? Wenn der wohlhabende Bauer Mühe hat, auf seinem Hof auch nur einigermaßen vorwärts zu kommen, wie schwierig und mühselig muß sich das Los der Schuldenbauern gestalten, jener so zahlreichen Heimetbesitzer, die von den auf ihrem sogenannten „Eigentum“ ruhenden Lasten schier erdrückt werden. Die Zinse fressen hier schon einen großen Teil des Ertrages weg, und das Bäuerlein muß froh sein, wenn es nach Bezahlung der sonstigen Tellen — er muß der Gemeinde das Heimet versteuern, als ob es sein freies Eigentum wäre — und den für Haus und Hof unentbehrlichen und unvermeid=

lichen Anschaffungen am Ende des Jahres nicht noch zu den alten Schulden neue hat machen müssen, und dies bei der angestrengtesten Arbeit von Eltern und Kindern und einer geradezu bewundernswerten Bedürfnislosigkeit. Kommt gar ein Mißjahr hinzu, ein „Ung'fell" im Stall oder sonstiges Mißgeschick, so zieht schwarze Not und Sorge ins Haus, und mit schwerem Herzen bloß, wenn auch ohne viel Klagen und Jammern, wird das Tagewerk verrichtet. Es wandert dann fast das letzte Tröpflein Milch in die Käserei, und zu Hause wird dünner Kaffee getrunken, und daneben die Kartoffel zur fast einzigen und ausschließlichen Nahrung gemacht. Den Säuglingen und ganz kleinen Kindern wird zwar die Milch in der Regel nicht vorenthalten; ich habe nie bemerkt, daß eine Mutter dem Säugling Kaffee ins Gütterli geschüttet oder den Kindern gar Schnaps aufgestellt hätte, wie das in gewissen Gegenden unseres Vaterlandes vorkommen soll. Aber sobald die Kinder ein gewisses Alter erreicht haben, heißt's beim Vater, sie könnten jetzt auch Kaffee nehmen, wie die andern, man müsse die Milch für die Kleinern sparen. Dazu kommt die leidige Tatsache, daß es mit der Kochkunst vieler Bauernfrauen recht übel bestellt ist. Wohl besuchen die Töchter der wohlhabenderen Bauern die Koch- und Haushaltungsschulen und beteiligen sich an Kursen für Konservierung von Früchten und Gemüsen, wohl erlernen andere als Dienstmägde in bürgerlichen Häusern das Kochen, aber viele kommen eben nicht von daheim fort oder haben sonst keine Gelegenheit, sich in dieser Kunst auszubilden, und so wissen sie, einmal Hausfrauen geworden, für die fehlende Milch keinen andern Ersatz auf den Tisch zu stellen, als Kaffee und immer wieder Kaffee. Die Einführung von Mädchenfortbildungsschulen, die sich in besonderer Weise den ländlichen Bedürfnissen anzupassen hätten, wäre daher ungemein zu begrüßen. Es würden solche ländliche Kochschulen weit segensreicher wirken, als die Fortbildungsschulen für die Jungmannschaft. Ganz abgesehen davon, daß sie ein Mittel wären, die weibliche Jugend vor dem oft endgültigen Wegzug in die Stadt zurückzuhalten. So findet tatsächlich aus Not vielfach, aber auch aus reinem Unverstand und Unkenntnis in weiten Kreisen unseres Landvolkes eine Unterernährung statt, deren schädliche Wirkungen unverkennbar sind. Statt kräftiger, gesunder Knaben und Mädchen trifft man heutzutage selbst in rein bäuerlichen Gegenden eine erschreckliche Zahl von schwächlichen, bleichsüchtigen Kindern, für die die Landarbeit später zu anstrengend und beschwerlich wird, und die daher, einmal groß geworden, es vorziehen, fern von Sonnenbrand und Hitze im Schatten eines Fabriksales oder in einer kühlen Herrschaftsküche ihr Brot zu verdienen. Auf dem Lande aber kämpft der Bauer mit einer zunehmenden und immer drückender werdenden Leutenot. Die Lohnfrage spielt da selbstverständlich eine hervorragende Rolle. Die Dienstbotenlöhne sind je nach der Gegend sehr verschieden, hier herum wird dem Knechte 8—12 Fr. in der Woche bezahlt, während die Magd einen Monatslohn von 15—25 Fr. erhält. Wenn

wir alles in Anschlag bringen, und auch die weit gesündere Arbeit auf dem Lande in Betracht ziehen, so stellt sich ein lediger Landarbeiter gerade so gut, wenn nicht besser, als der Arbeiter in der Fabrik. Hat aber der Knecht eine Familie zu erhalten, so ist, auch wenn wir die Naturalien nicht vergessen, die er vom Bauer zum Heimtragen bekommt, fast nicht einzusehen, wie ein Lohn von 500 bis 600 Fr. im Jahr hinreichen soll, um alle Bedürfnisse zu befriedigen. Bittere Armut ist, wenn die Familie zahlreicher wird, fast unvermeidlich. Da bleiben dann dem Knechte, wenn er über diesen Zustand hinaus will, nur zwei Wege offen: der Weg in die Fabrik oder der Ankauf irgend eines kleinern Heimwesens. Es legen Mann und Frau ihre in der ledigen Zeit ersparten Batzen zusammen, suchen sich unter Verwandten oder sonstwo willfährige Bürgen und kaufen ein „Heimet", das sie, weil es solcher Kaufliebhaber immer viele gibt, fast ausnahmslos weit über dem Ertragswert bezahlen. Nun ist aus dem Knecht ein Bauer geworden, aber ein Bauer, der nichts anderes vor sich hat, als ein endloses Ringen und Kämpfen mit den Brotsorgen, für den es nichts anderes gibt als schaffen und zinsen, und der, wenn er sich bis ins Alter abgerackert hat, seinen Kindern, die ihm vielleicht in ihren schönsten Jahren umsonst schaffen halfen, nichts hinterlassen wird, als Schulden. Sehr schlimm daran sind besonders die Hausfrauen, und zwar nicht bloß bei den Schuldenbauern, sondern auch häufig bei sonst noch ordentlich gestellten Landleuten. Denn weil der Bauer keine Magd findet oder nicht vermag, eine solche anzustellen, ruht die allergrößte Last auf den Schultern der Hausmutter. Nicht bloß hat sie die Küche und den Haushalt zu besorgen, die Kinder zu pflegen und zu überwachen, sondern sie muß, soviel es geht, auch bei den sonstigen Arbeiten in Haus und Feld mithelfen und neben der Arbeit der Magd auch die eines Knechtes verrichten. Diese wackern, immerfort tätigen Hausmütter, die kaum am Sonntag Nachmittag ein wenig zur Ruhe kommen, haben mich oft gedauert, und ich begreife es, wenn sie nicht gerade darauf verpicht sind, ihre Töchter auch wieder irgendwo als Bauernfrauen schalten und walten zu sehen.

Selbstverständlich ist, daß der Bauer bei dem herrschenden Mangel an Arbeitskräften seine Kinder so früh wie möglich zur Mithilfe heranzieht In der Küche, im Stall, auf dem Felde, überall müssen sie Hand anlegen und die allermeisten haben, wenn sie am Morgen um acht Uhr in die Schule kommen, schon ein ordentliches Stück Arbeit geleistet. Auch am Nachmittag, wenn die Schule aus ist, wartet den Buben diese, den Mädchen jene Arbeit, und erst, wenn der Abend kommt, wird das Buch oder Rechnungsheft hervorgeholt und beim Schein der Lampe noch rasch die Schulaufgabe gemacht. Ein Glück ist, daß die Arbeit, die den Kindern da auferlegt wird, keine ungesunde ist, sondern wie alle Landarbeit nur den Körper stählt. Mit der Kinderarbeit in der Hausindustrie ist diese Beschäftigung unserer Bauernkinder nicht zu vergleichen, und wenn auch Ueberanstrengung vor-

kommt und deren Wirkungen auf Körper und Geist sich häufig genug geltend machen, so wird man doch nicht behaupten dürfen, daß hier die wichtigste Ursache für die zunehmende Schwächlichkeit und Blutarmut vieler junger Leute vom Lande liege. Diese rührt entschieden weit mehr von der ungenügenden Ernährung als von Ueberanstrengung her. Auch der Umstand, daß bei uns die Schulzeit so ungleich verteilt und in ganz unsinniger Weise auf den Winter zusammengedrängt wird, mag am Rückgang der Volkskraft und -Gesundheit nicht wenig schuld sein. Volksschulung und Volksbildung ist eine schöne Sache, aber ich befürchte, sie werde zu Stadt und Land mit der Gesundheit unserer Kinder zu teuer bezahlt.

Aber muß denn bei den fortwährend steigenden Preisen für landwirtschaftliche Produkte nicht schließlich auch der ärmste Bauer bei einigem Fleiß und der nötigen Umsicht auf einen grünen Zweig kommen? Gewiß, die Lage des Bauers ist infolge des schlanken und gutbezahlten Absatzes von Milch, Käse, Butter u. s. w. im allgemeinen weniger gedrückt als vor einigen Jahrzehnten. Auch der Schuldenbauer hat, wie man so sagt, wieder ein wenig Luft bekommen. Allein zunächst ist zu bemerken, daß die seit einigen Jahren einsetzende Teuerung auch auf dem Bauer lastet. Alles, was er einkauft, und er muß für Haus und Stall viel kaufen, muß er wie alle andern Leute auch je länger desto teurer bezahlen. Beim größern Bauer mag vielleicht der Mehrerlös aus Stall und Feld die Mehrauslagen für Anschaffung von Bedürfnisartikeln immer noch übersteigen, aber beim Kleinbauer, der nicht so viel Milch in die Käserei liefert, und der auch nur selten dazu kommt, ein Stück Vieh zu verkaufen, wird das, was er jetzt aus seinen Erzeugnissen mehr löst, bei weitem von den Mehrauslagen überstiegen, die er infolge der Teuerung gegenüber früher bei Anschaffung von Kleidern, Schuhen u. s. w. zu machen hat. Ich habe den Eindruck, als ob die hohen Viehpreise für den kleinern Bauer, sofern er wenigstens Milchwirtschaft treibt, ebenfalls eher ein Schaden als Nutzen seien. Wohl zahlt ihm, wenn er ein Stück abtun muß, der Metzger ein wenig mehr als vor zehn oder zwanzig Jahren, allein geht er dann um Ersatz aus, so kann er den Preis für ein Rind fast nicht mehr erschwingen. Man hört denn auch nicht selten den Bauer über die hohen Viehpreise seufzen, den Anfänger zumal, der um seinen Stall zu füllen, schon ganz gehörig in den Sack greifen muß. Nicht selten geht mit der Anschaffung der Lebware schon ein guter Teil der Ersparnisse drauf und für die auf den Hof zu leistende Abzahlung bleibt wenig mehr übrig. So drückt die durch die Lage des Weltmarkts, sowie durch Zölle und künstliche Schranken geschaffene Teuerung auf den kleineren Bauer genau wie auf den Arbeiter und Handwerksmann. Auch die Beiträge, die Bund und Kantone jährlich für landwirtschaftliche Zwecke leisten, bringen dem Landmann nicht den Nutzen, den man auf den ersten Blick erwarten möchte. Denn jede Verbesserung, die der Bauer mit eigenem oder fremdem Geld auf seinem Hofe zur Steigerung der Ertrags-

fähigkeit durchführt, jede Erhöhung der Preise, für die von ihm auf den Markt gebrachten Produkte, auch jede Erleichterung, die ihm das aufblühende Genossenschaftswesen bringt, mit einem Wort, alle die Vorteile, die die veränderte Marktlage und eigener Fleiß und Umsicht unsern Landwirten verschaffen, werden immer wieder zunichte gemacht durch den unaufhörlich steigenden Preis von Grund und Boden. Jedesmal, wenn ein Hof in andere Hände übergeht, und das geschieht häufiger als früher, steigt der Kaufpreis um einige tausend Franken, und immer wird das Heimet weit über dem Ertragswert bezahlt. So bringen die steigenden Preise für landwirtschaftliche Erzeugnisse, die öffentlichen Beiträge u. s. w. wohl dem gegenwärtigen Inhaber des Hofes eine nennenswerte Erleichterung, aber das Ende vom Lied ist immer eine vermehrte Schuldenlast für den neuen Besitzer. Schon bemächtigt sich auch der Spekulationsgeist einzelner unternehmender Bauern; sie kaufen den Hof, nicht um ihn zu bebauen, sondern in der Absicht, ihn bei der nächsten Gelegenheit mit so und so viel tausend Franken Gewinn wieder loszuschlagen. So haben wir denn eine Schraube ohne Ende. Die steigenden Lebensmittelpreise vermehren die Schuldenlast jedes neuen Besitzers und diese bedingt wieder eine Verteuerung der Lebensmittel. Wenn man es also genau betrachtet, erscheinen alle in den letzten Jahren den Bauern zugefallenen oder von ihnen errungenen Vorteile als bloße Tageserfolge, die der Landwirtschaft vorübergehend Luft schaffen, die aber das Uebel nicht an der Wurzel packen. Das Bauernsekretariat und die bäuerliche Fachpresse überhaupt gibt sich alle Mühe, um durch Warnung und Belehrung die Ueberzahlung des Bodens zu bekämpfen. Aber gegen die Macht der äußern Verhältnisse, mit denen menschliche Kurzsichtigkeit und Gewinnsucht sich verbünden, kommt man mit solchen Mittelchen nicht auf. Sicher ist die Erhaltung und Förderung unseres Bauernstandes eine der wichtigsten Aufgaben, die unsere Behörden zu lösen haben. Der Bauernstand ist der eigentliche Nährstand, er schafft einzig wirkliche Nahrungsmittel, und wir könnten bei all' dem Reichtum, den die Neuzeit aufgehäuft hat, verhungern, wenn kein Bauer mehr mit fester Hand den Pflug über seinen Acker führen würde. Aber die Mittel und Wege, die wirklich geeignet sind, den bäuerlichen Arbeitsmann vom immer drückender werdenden Joche des Kapitalismus zu befreien, müssen erst noch gefunden werden.

## IV.

Die Sozialdemokratie behauptet, den einzig richtigen Weg zur Rettung des Bauernstandes gefunden zu haben. In ihrem Programmentwurf vom August 1904 hat sie für die Landwirtschaft folgende Forderungen aufgestellt:

„Die Sozialdemokratie verlangt staatliche Unterstützung aller Fortschritte, die den kleinbäuerlichen Betrieben die Vorteile des Großbetriebs sichern (Güterzusammenlegung, verbesserte Flureinteilung, ge-

meinsame Viehhaltung, Verwendung von Kraft- und Arbeitsmaschinen). Da unsere Landwirtschaft fast durchgängig kleinbäuerlichen Charakter hat, können diese Bauernbetriebe auch nicht verstaatlicht werden. Um aber den Druck der hohen Verschuldung zu beseitigen und zugleich zu verhindern, daß die Fortschritte im Betriebe nur zu vermehrtem Zinstribut führen, erstrebt die Sozialdemokratie die Verstaatlichung der Hypotheken und deren planmäßige Tilgung, so daß das Gemeinwesen an die Stellen der privaten Hypothekengläubiger tritt. Der Zins wird durch allmählich abnehmende Annuitäten ersetzt, die mit der Zeit in eine mäßige Abgabe an Staat und Gemeinde übergehen. Dann wird die Entwicklung von selbst die Bauernsame zu rationellen Betriebsgenossenschaften führen. Der Bauer, von der Zinsknechtschaft erlöst und der Frucht seiner Arbeit sicher, wird den heimischen Boden zu seinem Nutzen wie zum Nutzen der Gesamtheit bewirtschaften."

Diese Forderungen klingen recht und gut, sie strafen vor allen Dingen die bürgerlichen Hetzblätter Lügen, die den Bauer immer wieder glauben machen, die Sozialdemokratie wolle seinen Untergang. Ich bin auch überzeugt, daß einzig und allein in der hier bezeichneten Richtung der Weg zur dauernden Befreiung des Bauernstandes vom Zinsjoche liegt. Allein es ist doch sehr zweifelhaft, ob es der Sozialdemokratie, so wie sie heute ist, gelingen wird, in absehbarer Zeit die Bauern oder auch nur einen Teil derselben dauernd auf ihre Seite hinüberzuziehen und sie zu „Genossen" zu machen. Von den ungeheuren Schwierigkeiten, die sich infolge der Verschiedenheit der Lebensweise, des Charakters und auch eines erheblichen Teils der ökonomischen Interessen der Sozialdemokratie auf dem Lande entgegenstellen, habe ich bereits gesprochen. Dazu kommt, daß es dieser Partei bis heute zu einer erfolgreichen Landagitation an jeder Vorbedingung fehlt. Wohl ist, wie wir gesehen haben, in ihrem Programm auch der Landwirtschaft ein besonderer Abschnitt gewidmet, aber man vermißt jede weitere Begründung, Vertiefung und Verarbeitung der dort niedergelegten Grundsätze. Offenbar besitzen die Sozialisten bis heute auch keine oder nur ganz wenige Wortführer, die mit den Gewohnheiten, Anschauungen und Bedürfnissen des Bauernvolkes völlig vertraut wären. Es müßten dies Leute sein, die aus dem Bauernvolk selbst herausgewachsen sind und mit ihrer eigenen Arbeit und Lebensweise noch mitten drinn stehen. Daß die heutige sozialistische Presse ganz einseitig auf die Bedürfnisse des Industriearbeiters zugeschnitten ist und aus diesem Grunde keine bäuerlichen Leser findet, ist eine unbestreitbare Tatsache. Es ist möglich und auch wünschenswert, daß die Sozialdemokratie sich zu einer alle kleinen und abhängigen Leute zu Stadt und Land umschließenden Volkspartei entwickelt, aber heute ist sie das noch nicht, heute ist sie eine auf dem Boden des Klassenkampfes stehende Partei der Industriearbeiter, die für den Bauer keine große Anziehungskraft besitzt. Andere Gründe halten übrigens einstweilen noch den Bauer beim Bauer zurück. Vor allen Dingen ist

hier zu erwähnen, daß der kleinere Bauer in mancher Beziehung von seinem größern und reichern Nachbar abhängig ist. Dieser leistet jenem Bürgschaft oder leiht ihm auf sein „Heimet“ das Geld, das die Bank wegen ungenügender Sicherheit nicht mehr geben will. Der eine hilft auch sonst dem andern aus, der Kleinere stellt dem Größern seine Arbeitskraft zur Verfügung, dieser wiederum jenem seinen „Zug“, kurz, es laufen da so viele Fäden hin und her, es gibt so viele Beziehungen und Abhängigkeiten, daß die Entstehung einer besondern Kleinbauernpartei als äußerst unwahrscheinlich erscheint. Ich bemerke ausdrücklich, daß ich nur bernische und besonders emmentalische Verhältnisse vor Augen habe, wo es fast gar keine Großbauern, dagegen viele und stattliche Mittelbetriebe neben den allerdings noch zahlreichern Schulden- und Kleinbauern gibt. In Gegenden, wo die Betriebe weniger gemischt sind, mögen die Aussichten für eine besondere Organisation der Kleinbauern günstiger sein. Aber bei uns bleiben einstweilen die Kleinern noch im Schlepptau der Größern und Mächtigern, wie es ja auch schon im Gemeindeleben als selbstverständlich gilt, daß nur die bessergestellten Bauern das Steuer führen. Daß sich nun allerdings die Interessen der Kleinbauern mit denen der großen Bauern nicht immer decken, habe ich früher schon angedeutet. Ganz offenbar hat der kleinere Bauer von den hohen Schutzzöllen mehr Nachteile als Vorteile. Er ist auch bei der Verteilung der Millionen, die alljährlich zur Hebung der Landwirtschaft ausgeworfen werden, in ganz unbilliger Weise hintangesetzt. „We me's einisch im Greis het, flüge eim die Banknötli nume so zueche“, meinte kürzlich im vertraulichen Gespräche ein bäuerlicher Großrat aus dem Oberaargau. So können leider unsere zahlreichen Klein- und Schuldenbauern nicht reden, ihnen fliegt von oben her einstweilen nicht viel anderes zu als der Steuerzettel. Vorläufig behält in der Leitung der bäuerlichen Politik noch die kleine aber einflußreiche Gruppe der großen Bauern das Heft in den Händen und schöpft die „Nidle“ oben ab. Wie und wann die Masse der übrigen bäuerlichen Wähler sich schließlich der vorhandenen Gegensätze bewußt wird und nach dem politischen Einfluß zu streben beginnt, der ihr zukommt, bleibt noch im Schoße der Zukunft verborgen. Damit ist m. E. auch die Frage nach einer allfälligen selbständigen Organisation der Knechte und ländlichen Taglöhner beantwortet. Diese nicht sehr zahlreiche Berufsgruppe wird erst bei und mit einer allfällig sich bildenden selbständigen Kleinbauernpartei etwelche Bedeutung und Einfluß erlangen. Heute liegen die Dinge so, daß der Bauernknecht, der seine Lage verbessern möchte, nicht an einen Zusammenschluß mit seinen Berufsgenossen denkt, sondern einfach die Stelle wechselt oder — der Fabrik zuwandert.

## V.

Welche Stellung haben wir Religiös-Soziale, und im besondern die Pfarrer in diesen betrübenden Kämpfen zwischen Bauern und

Arbeitern einzunehmen? Von einer einseitigen Parteinahme für oder wider kann selbstverständlich keine Rede sein. Damit wäre dem Ganzen schlecht gedient. Wir müssen uns vielmehr zunächst über die Parteien stellen und die Notlage und die daraus sich ergebenden Forderungen beider zu verstehen suchen. Erst wenn wir so zum vollen Verständnis der sozialen Lage von Bauer und Arbeiter vorgedrungen sind, wird es uns auch möglich sein, uns mit einiger Aussicht auf Erfolg an die ebenso schwere als wichtige Aufgabe der Aussöhnung der Gegensätze heranzumachen. Eine ernste, im wahren Sinne des Wortes patriotische Pflicht haben hier namentlich die Pfarrer zu erfüllen. Sie müssen in ihren Gemeinden bei jeder Gelegenheit, vor allen Dingen in Predigt und Unterweisung, auf ein gegenseitiges Sichverstehen hinarbeiten. In industriellen Gegenden gilt es, die Bevölkerung mit den Nöten, Mühen und Sorgen bekannt zu machen, die auf dem Landmanne lasten, der Landpfarrer dagegen muß bei seinen bäuerlichen Zuhörern ebenfalls den Gesichtskreis zu erweitern und besonders das mangelnde soziale Verständnis zu wecken suchen. An Anknüpfungspunkten fehlt es auch dem Pfarrer auf dem Lande nicht. In der Unterweisung namentlich führen ihn die Besprechungen des Familienlebens, der Arbeit, des Eigentums, des IV., VI. und VIII. Gebots und anderes mehr, fast wie von selbst auch zu einem gründlichen Eingehen auf die Schwierigkeiten und Nöte, mit denen der Industriearbeiter zu kämpfen hat. Durch eine solche Würdigung der durch die Industrie geschaffenen sozialen Uebelstände öffnet der Pfarrer zudem den Landkindern, denen das Stadtleben sonst immer von der schönern Seite erscheint, die Augen für die dort herrschenden Schattenseiten, und macht ihnen so die Scholle wieder lieber. Auch in der Predigt lassen sich ohne Mühe Gelegenheiten finden, wo Bauernleben und Arbeiterleben nebeneinandergestellt und miteinander verglichen werden können. An den großen Festtagen aber, wo die Fragen des Gottesreichs von allgemeinern Gesichtspunkten aus behandelt werden, wird der Prediger darauf hinweisen, wie in der Unruhe und dem Wirrwarr dieser Zeit Gott am Werke ist und durch all' die Gegensätze und Kämpfe hindurch die Menschheit um einen Schritt vorwärtsbringen will.

Die Arbeit, die wir auf diese Weise, sei es auf der Kanzel, in der Schule oder durch die Presse leisten, ist nach meinem Dafürhalten keineswegs nutzlos. Sind vorderhand auch nicht alle die bestehenden Gegensätze auszugleichen oder zu überbrücken, so ist für die Zukunft unsres Volkes doch schon viel gewonnen, wenn die beidseitigen Mißverständnisse verschwinden, und Bauer und Arbeiter sich mit ihren Bedürfnissen und Forderungen besser verstehen lernen. Hat erst einmal die Masse der Bauern begriffen, daß nicht in hohen Zollschranken, sondern im Ausbau des Genossenschaftswesens, sowie besonders in einer energischen Bekämpfung der Bodenverschuldung ihr Heil liegt, so wird die Möglichkeit einer Verständigung in die Nähe

gerückt sein. Der auch auf dem Lande mehr und mehr vordringende Genossenschaftsgedanke wird das Seine tun, um den bäuerlichen Arbeitsmann zu einer freundlichern und gründlichern Würdigung der wichtigsten sozialistischen Bestrebungen und Ziele zu erziehen. Sozialdemokraten im engern Sinne des Worts werden die Bauern wohl niemals werden. Wird aber die Macht der Verhältnisse sie nicht schließlich doch zu Sozialisten machen? Wir hoffen es: denn die Zukunft unsres Volkes liegt im Sozialismus, d. h. in der Ueberwindung der heutigen kapitalistischen Gesellschaftsordnung durch eine neue genossenschaftliche, die den christlichen Forderungen der Gerechtigkeit und Bruderliebe besser entspricht. Dieser sozialistische Zukunftsstaat ist aber nur möglich, wenn Bauer und Arbeiter sich finden und sich zu seinem Aufbau die Hand reichen.

A. Aeschlimann, Pfarrer.

---

# Zweierlei Religion.

## (Eine sozial-ethische Skizze).

Mit zweierlei Religion meine ich für heute den Gegensatz, der sich innerhalb der christlichen Religion und speziell auch innerhalb der evangelischen Konfession immer mehr geltend macht in Bezug auf die theoretische Wertung und Schätzung der irdischen und materiellen Güter. Ich denke also dabei an die gerade zu gegensätzliche Anschauung über den Zusammenhang, in dem die leibliche und die geistlich-sittliche Wohlfahrt unseres Volkes nebeneinander stehen; an den Gegensatz in der Auffassung des Verhältnisses, welches das Christentum gegenüber der sozialen Frage einzunehmen hat. Mir scheint, wir seien da glücklich schon an einem Punkt angelangt, wo man eine verschiedene Auffassung, die vielleicht schon lange da war, zum prinzipiellen Gegensatz zu stempeln sucht. Hier steht nämlich die Meinung: Das Irdische ist für den Menschen als religiöse, geistig-sittliche Persönlichkeit eine Nebensache; man nimmt davon zwar gerne so viel, als die Natur, ein gütiges Schicksal oder wohlhabende Eltern einem spenden können, aber man erachtet es — um mit Paulus (Phil. 3, 8) zu reden — alles für „Dreck“ und Nebensache, und auf der andern Seite stehen Millionen Menschen, die nun einmal der Zug an die Sonnenseite des Lebens ergriffen hat, und die von der Nebensächlichkeit aller irdischen Dinge noch nicht recht überzeugt sind. Hier steht die Forderung: Werdet bessere Menschen, dann werdet ihr es von selbst besser haben in der Welt und dort die Forderung: Schafft nur bessere, ökonomische und soziale Verhältnisse, dann werden auch die Menschen besser werden. Hier steht die Lehre: Gerade die Not und die Armut, der Druck der äußern Lebensverhältnisse seien die rechten Mittel, um innerlich freie und starke Menschen, ganze Persönlichkeiten, heranzubilden, und auf diesem Boden stehend singt man

also das hohe Lied von der Not der Zeit und weiß vom Jammer und Armut viel Gutes zu erzählen, besonders, wenn man's sein Leben lang immer gut gehabt hat, und auf der andern Seite steht die Lehre, daß unter dem Druck der Verhältnisse auch die Seelen vielfach zu Grunde gehen. Auf der einen Seite heißt es: das Christentum ist vornehmlich Seelenkultur, Pflege des Innenlebens, stille Fröhlichkeit des Glaubens, der sich vom Getriebe der Welt zurückzieht, Erziehung und Vorbereitung der Menschenseelen für den Himmel, und Seelsorge, Seelenrettung, Seelendiätetik ist also die Hauptaufgabe der Geistlichen, und auf der andern Seite steht: Weg mit diesem zwecklosen, schwärmerischen Seelenkultus, der recht sein mag für schwache Weiber und unerfahrene Kinder, der aber nicht paßt für Männer, die im Kampfe des Lebens drinstehen, und was den Wechsel auf das Jenseits anlangt, mit dem man vielerorts die Leute immer noch auf den Himmel vertröstet, so ist derselbe vielen, vielen Menschen eben zu langfristig und trägt zudem einen ganz unsichern Accept, so daß sie es lieber mit dem Worte halten: „Nicht droben erst, hienieden soll jeder glücklich sein."

Hier die Meinung: Die christliche Religion hat nichts zu schaffen mit wirtschaftlichen Dingen und Fragen und dort die Behauptung: Die christliche Religion hat unter gegenwärtigen Zeitverhältnissen gerade hier ihre Hauptaufgabe. Und nicht ohne Absicht und stille Freude suchen viele Leute diese Meinungen, die nicht immer Gegensätze sind, zu Gegensätzen zu machen, die einen, um das Christentum möglichst zu diskreditieren und seine Ohnmacht zu zeigen und die andern, um möglichst lange all das zu konservieren, was ihrem Geld-, Magen-, Familien-, Berufs- und Standesinteressen dient.

Seit einigen Jahren haben eine Anzahl evangelische Pfarrer in der Schweiz, wie es auch anderswo schon geschah, angefangen, sich ganz anders, als es bisher der Fall war, auch mit sozialen Problemen zu beschäftigen und sich vor allem viel unumwundener und rückhaltsloser, als es früher meistens geschah, für den Sozialismus, für seine tieferen Motive, seine Ziele und großen Ideen auszusprechen, die in ihm enthalten sind. Kaum hatten aber eine Anzahl evangelischer Pfarrer so ihre soziale Arbeit begonnen und bald schüchtern, bald lauter dann und wann ihre Stimme für die Sache der Arbeiterschaft erhoben, so kam alsobald die Mahnung, daß sie doch ihre Arbeit auf die „Pflege des Innenlebens" konzentrieren und sich mit der Verkündigung der ewigen Wahrheiten des Christentums begnügen sollten.

Zeitungsschreiber, Politiker und Parteiführer haben gleich ihre warnende Stimme hören lassen, sobald etwa da und dort ein Pfarrer für die Ziele des Sozialismus eintrat, und man hat es nicht unterlassen, gelegentlich auch die Gemeinden zum Aufsehen zu mahnen gegenüber solchen „politisierenden" Pfarrern. Unter die Mahner und Warner ist in seinem vor zwei Jahren erschienenen Buche: „Christentum und Klassenkampf" auch Herr Dr. F. W. Foerster gegangen. Im ersten

Abschnitt dieses Buches, der übrigens mit dem Ganzen jedenfalls nur in sehr losem Zusammenhang steht, redet der Verfasser über die „Stellung der Geistlichen zur sozialen Frage".

Folgende Gedanken kommen da etwa zum Ausdruck: Im Interesse, das viele Pfarrer der sozialen Frage entgegenbringen, geht nach Foerster die Beschäftigung mit der christlichen Religion verloren. Wenn auch selbstverständlich rechtes Christentum sich auch nach außen betätigen muß, so ist die Hauptsache am Christentum doch die „Hervorbringung des inwendigen Zustandes". „Das Evangelium beschäftigt sich mit der individuellen Seele, und wenn es von der Erneuerung der Dinge spricht, so kommt diese eben nur aus solcher Seelenkultur (14). Das Christentum ist allerdings auch für die soziale Frage da, aber es hat seine besondere Methode, für die gesellschaftliche Erneuerung zu wirken." „In dieser Schöpfung des wahren Menschen durch den Gottmenschen besteht der Beitrag des Christentums zur sozialen Frage" (16). Foerster beruft sich gerne auf das johanneische Wort: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt" und meint, das Christentum sorge am besten für die Dinge dieser Welt dadurch, „daß es nicht zu viel von ihnen redet, sondern eben in die höhern Dinge verloren ist" und seine Jenseitigkeit, seine transcendente Kraft geltend macht. Denn „die Pädagogik des Christentums für diese Welt beruht ganz und gar auf der Erziehung für die andere Welt". Christus wollte durch sein Leben und Sterben verkündigen, daß es über dieser Welt und unabhängig von aller Unterdrückung und Verkümmerung, die sie uns auszuteilen vermag, ein höheres Reich der innern Freiheit und Vollendung gebe. Das ist das Große und Ungeheure, daß Christus alles, was den Armen scheinbar ausschließt vom Leben, als gar nicht vorhanden ansieht und mit ihm so redet, als könne er das Höchste erreichen trotz Milieu, Schicksal, Erziehung, Oekonomie und Klassenlage, ja, als könne er noch höher steigen als diejenigen, welche in der Welt triumphieren (Seite 46, 47). Das ist theoretisch gesprochen der Satz, daß die äußern Verhältnisse für das Glück und den Frieden eines Menschen sehr nebensächlicher Natur seien. Den sozialen Pfarrern und ihrer Auffassung des Evangeliums bringt Foerster sehr geringes Verständnis entgegen. Er sagt: „Ein solches soziales Christentum kommt letzten Endes nur auf soziales Heidentum heraus." „Warum interpretiert jener soziale Pfarrer nicht lieber das Evangelium, statt über die technischen Tendenzen des Kapitalismus zu philosophieren?" Er wirft den sozialen Pfarrern vor, „daß sie das Evangelium entwerten und entleeren, seine transcendente Kraft verkennen, ein ganz diesseitiges Christentum bieten, Karl Marx zum Propheten machen, aber von dem einen, was not tut, nur so viel zu sagen wissen, wie ein kleines Kind, das sich auf die Straße verirrt hat und nur noch den Namen seines Vaters rufen kann". Genug, wir haben bei Foerster den stark pointierten und stark einseitigen Standpunkt des sogenannten Innenchristentums, einer stillen Herzensfrömmigkeit, die sich im Bewußtsein der jetzt genossenen

Gotteskindschaft, im Gefühl der überschwänglichen „Herrlichkeit, die an uns soll offenbar werden“, der ganzen sichtbaren Welt gegenüber frei fühlt und sich konsequenterweise gerade darum um die sozialen Verhältnisse der Menschheit nicht viel kümmert.

Wir aber stellen jetzt die Frage: Ist diese von Foerster gekennzeichnete und verlangte christliche Frömmigkeit nicht das Christentum, wie es bei fast allen kirchlichen Parteien, Sekten, Denominationen und frommen Gesellschaften als Ideal gepflegt wird? Und die Antwort wird sein: Unser heutiges Christentum ist zum großen Teil sogenanntes Seelenchristentum, sogenannte Seelenkultur. Foerster hat also offenbar vielen Menschen aus dem Herzen gesprochen, und nur darum konnten viele Pfarrer das Foerster'sche Buch wie eine Erlösung empfinden, eine Erlösung vielleicht von der Pflicht, sich ernsthaft mit sozialen Problemen zu befassen. Foerster hat ihnen ja gezeigt, daß sie mit der Predigt ihres individuellen Christentums, mit der „Pflege des Innern“, mit der Loslösung der Seele von allem Aeußern und Dämonischen durchaus auf dem rechten, ja dem einzigen rechten Wege sind.

Unser heutiges Christentum geht von der Fundamentalthese aus: „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne, nähme aber Schaden an seiner Seele“ und gipfelt oft Predigt für Predigt in der Forderung: „Suche Jesum und sein Licht; alles andre hilft dir nicht.“

Der Individualismus ist das Merkmal unseres heutigen Christentums. Mit Recht haben Pfarrer Kutter und andere darauf hingewiesen, daß unser jetziges Gesangbuch auf eine tiefgehende individuelle Frömmigkeit der Kirchgenossen rechnet, und daß fast in jeder Nummer dieses Buches wieder Freud und Leid, Angst und Vertrauen, Sündenbewußtsein und Himmelshoffnung der Seele „abgewandelt“ wird. Man geht in die Kirche, um sein Seelenleben zu pflegen, um Stärkung zu empfangen, das zu ertragen, was an Freud und Leid der Woche wieder auf einen einstürmt. Man redet ja wohl viel und gerne von einem Reich Gottes, von seinem Kommen und Fortschreiten und endlichen Sieg, aber es ist doch ein unsichtbares Reich der Geister, das in der Gestaltung der irdischen Verhältnisse nicht zur Offenbarung kommt und dem das „bessere Jenseits“ an Bedeutung längst den Wert abgelaufen hat. Man frage unsere jungen Christen im Konfirmandenunterricht oder die erwachsenen Christen im Privatgespräch, was sie unter dem Reiche Gottes denken, man wird sehen, wie die meisten dabei nur das Jenseits im Auge haben. In den Zürcher Freidenkerversammlungen hat Professor Forel in allen Variationen erklärt, die Religion sei Sorge für das Jenseits, und kein Berichterstatter, kein religiöses Wochenblatt hat gegen diese unchristliche Auffassung der Religion Protest eingelegt.

Es muß ein Pfarrer nur neben der individuellen Seelenpflege auch aktuelle Tagesfragen auf der Kanzel zur Sprache bringen, etwa die Armennot, eine radikale Behandlung der Armenpflege, die

Wohnungsnot, die Alkoholnot, unsern heutigen Mammonsdienst &c. und man wird dann sehen, wie das Staunen und Erschrecken angeht, wie rasch einer den Nimbus eines allgemein beliebten Pfarrers verliert, und wie geschwind man sagen wird, der Pfarrer rede von Dingen, welche die Religion nichts und ihn selbst noch viel weniger angehen. So ist unter sogenannten christlichen Völkern eine Kultur und ein Wirtschaftssystem herangewachsen, wo in Gesetzgebung, Sitte und Leben, die großen Gedanken des Evangeliums noch nicht zum Ausdruck kommen. Und der Protestantismus, der ursprünglich im Gegensatz zum Katholizismus sich im Namen Gottes wieder mehr weltlichen Aufgaben zugewandt hatte, hat vielfach sein Prinzip wieder vergessen und droht in der Seelenkultur des Einzelnen aufzugehen.

Hier will ich aus Kutter's Buch „Die Revolution des Christentums“ doch noch ein paar Andeutungen machen, wie sogenannte christliche Kreise vielfach über die Brot- und Armenfrage reden und denken. Da ist es in erster Linie rührend zu sehen, wie Leute, die sonst in theologischen Anschauungen weit auseinandergehen, sich hier die Hände reichen und die These von der Nebensächlichkeit der äußern Verhältnisse in Gegensatz zu allen innern Fragen aufstellen. Mit dieser These werden dann leicht die markantesten und klarsten Worte Jesu ihres Inhaltes beraubt, vergeistigt oder gar ins Gegenteil verwandelt. Und das Christentum, das ursprünglich Kraft und Leben war, wird zu einem blutarmen Wesen, das an seiner Bleichsucht noch einmal zu Grunde gehen kann. Mit der These von der Nebensächlichkeit der äußern Dinge trennen die Christen zwischen dem, was sie als Christen und dem, was sie als Kinder dieser Welt tun. Weil Jesus sagte: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“, und weil in der Bibel steht: „Reiche und Arme müssen stets beieinander sein“ und „Arme habt ihr allezeit bei Euch“, so folgern viele Leute daraus, daß das Evangelium, etwa die Armenpflege abgerechnet, mit irdischen Fragen nichts zu schaffen habe; denn die irdischen Dinge haben wieder ihre eigenen Gesetze und Ordnungen, und wer da mit den „schwärmerischen“ Forderungen der Religion kommen wollte, der kann nur Verwirrung, Unordnung und Aufregung anrichten. Aufregung aber darf nicht sein. Stille und Ruhe sind die obersten Pflichten für das Christentum; in diesen zweien hangen das Gesetz und die Propheten. Nichts fürchtet die heutige Christenheit so sehr wie die Aufregung. Alles was heutzutage in Volk und Gemeinde bei Versammlungen und Synoden, Kirchenräten und Pfarrkränzchen zur guten Gesellschaft gehören will, muß sich in erster Linie durch Stille auszeichnen. Wenn über irgend eine ernste Sache verhandelt wird, dann soll man dem Schlechten und Gemeinen noch ein schönes Mäntelchen umhängen und das Kind nur nie beim rechten Namen nennen. Denn das könnte aufregen. Das Christentum aber ist die Religion der Ruhe und Gewohnheit, die Religion der glattgescheitelten Leute, die nirgends eine Falte am Rock haben. Wer wüßte nicht von Versammlungen, Beratungen und

Sitzungen zu erzählen, wo einer einmal zur Abhilfe ein Radikalmittel vorschlug und Aufregung verursachte. Und dann erhoben sich alle Leisetreter, alle regierungs- oder bundesrätlichen „Wenn oder Aber", alle politischen Kaffeeschwestern und Allerweltsfreunde, alle, die in ihren Interessen sich geschädigt fühlen, was sie aber nicht zugeben, sondern die Sache ja nur von „höhern" Gesichtspunkten aus betrachten, und das Ende ist gewöhnlich eine Halbheit, ein Kompromiß, eine Sache, die allerdings niemanden mehr aufregt, aber auch niemanden recht befriedigt.

Die These von der Wertlosigkeit der äußern Verhältnisse wird von den frommen Konventikeln womöglich noch schärfer verfochten als von den offiziellen Kreisen. Da wird alles Bestreben der untern Klassen, ihre Lage zu verbessern, oft als ein Rütteln an Gottes ewiger Ordnung, als Gelüsten des Fleisches wider den Geist, als Werk des Satans angesehen, der den Menschen ein törichtes Glück vorgaukelt und sie nur ablenkt von dem „einen, was not tut." Leicht versteigt man sich sogar zu der Redeweise, die schönsten irdischen Verhältnisse würden den Menschen ja doch nichts nützen, weil ihre Bestimmung ja im Jenseits liege, weil Elend und Jammer aber gerade ein gutes Erziehungsmittel für das Jenseits seien, und der Gipfelpunkt dieses religiösen Materialismus heißt dann so, daß das Verschwinden der materiellen Not für die Seele des Volkes ja leicht gefährlich werden könnte.

So wird, was im Sinne des Evangeliums stärkstes Motiv des irdischen Handelns werden sollte, zum größten Quietiv gemacht, weil nur die eine Seite der christlichen Religion, nur die sogenannten innern Fragen noch in Betracht gezogen werden. Es wird jetzt Zeit sein, daß wir uns dieses Seelenchristentum doch noch etwas näher ansehen und uns fragen: Ist es wahr, daß das Evangelium nur von individueller Frömmigkeit redet, und daß die äußern Verhältnisse Nebensache sind? Vorerst aber höre ich einen Einwurf. Wie sagst du — höre ich entgegnen — unser Christentum sei zu innerlich, nur innerlich und beschäftige sich nicht mit äußern Dingen? Hast du denn keinen Sinn für den geradezu großartigen Betrieb unseres äußern Christentums? Siehst du denn nicht, wie wir Kirchen bauen und Kirchen renovieren, Heizungen und neue Glocken anschaffen und jahrein und -aus das Volk zur Kirche rufen? Und zu denen, die nicht kommen wollen, schicken wir unsere Heilsarmee und unsere Stadtmissionare, und wer nicht hören will, muß auch da fühlen. Die Heilsarmee liest in Bauernstuben Bibelabschnitte vor, wo man die Bibel längst nicht mehr aufgeschlagen hatte, und sie betet vor Leuten, welche längst das Beten verlernt hatten. Haben wir denn nicht die großen Armenessen der Heilsarmee, an denen an einem Abend 1000 bis 2000 Personen teilnehmen? Leben wir nicht im Zeitalter der Statistik? Werden denn nicht heute die Taubstummen und Blinden, morgen die Krüppel und die Lahmen, einmal die Dummen, dann die Lungen-

kranken, dann die Säufer genau gezählt und rubriziert? Schicken wir denn nicht massenhaft unsere Erbauungs- und Missionsblätter im Land umher und benutzen jede Gelegenheit, um wieder an die Seelen anzuknüpfen? Wenn ein Kind getauft wird, so erhalten die Eltern ein Taufbüchlein; wer zur Trauung kommt, erhält ein Trauandenken und eine Bibel oder ein Gebetbuch; wenn jemand stirbt, so haben wir gleich ein Andenken noch in Bereitschaft. Haben wir nicht lange studiert und manche Sitzung gehalten, bis wir für diese Andenken den richtigen Kachel und den passenden Uhde herausgefunden hatten? Und wenn ihr Freude am Aeußern habt, wir verstehen uns auch darauf; haben wir doch allein aus der Schweiz in den Jahren 1902 bis 1907 an die Evangelischen in Oesterreich 260 Zentner Bücher und Bibeln gesandt? Und denkst du denn nicht an die ganze große moderne Gemeinnützigkeit und Wohltätigkeit? Haben wir denn nicht die staatlichen Armenbehörden, die in der größten Not schließlich doch noch allemal geholfen haben? Haben wir nicht eine weitverzweigte freiwillige Armenpflege, teilen Schulfinken, Schülertuch, Schülermilch und Schulsuppen aus, unterstützen arme Wöchnerinnen mit Milch und mit dem Stärkungsmittel Alkohol? Haben wir nicht eine Menge wohltätiger Vereine und Anstalten, welche die von Natur Zurückgesetzten aufnehmen und den Entgleisten aller Art vom Trinker bis zum Verbrecher und bis zur entlaufenen Prostituierten ihre Tore öffnen? Und wenn's noch lange so weiter geht, ist bald je der zehnte Mensch in einer Anstalt gewesen oder unter einem Patronat gestanden, und einmal kann ja denn noch unsere ganze moderne Kulturmenschheit in eine Anstalt kommen.

Wenn die bürgerliche Presse einmal großtun will, dann rechnet sie aus, wie hoch da oder dort pro Tag die Erziehung eines Waisenkindes zu stehen kommt, aber sie fügt nicht bei, wie viel Kinder Tag für Tag in den gleichen Städten mit und ohne Hilfe ihrer Eltern an Leib und Seele zu Grunde gehen! Also sorgen wir denn nicht auch für die äußere Wohlfahrt der Menschheit? Was nun zuerst die Freunde aller kirchlichen Statistik und frommen Cirkulare angeht, so möchte ich nur, daß die zuständigen Männer und Amtsstellen sich dann und wann ein wenig an Math. 25, 34 erinnerten, wo es heißt: „Kommet her, ihr Gesegneten meines Vaters und ererbet das Reich“, wo es dann aber weiter nicht heißt: Denn ihr habt Cirkulare versandt und Statistik erhoben, sondern: Ihr habt Liebe geübt. Und was unsere Wohlfahrtsbestrebungen angeht, so komme ich wohl nicht in Verdacht, sie zu verachten, weil ich selbst seit Jahren an der Erhaltung und Neugründung solcher Werke oft mitgearbeitet habe. Aber bei all dieser modernen, gemeinnützigen Vielgeschäftigkeit kann manchmal ein tiefes Gefühl der Unbefriedigtheit über einen kommen. Denn es ist eben doch so: Wir zäumen in dutzend und hundert Fällen das Roß am Schwanz auf, suchen die trüben Wasser der Not und des Verderbens, die in die Welt hinausfließen, ein wenig zu klären, aber wir

graben dem Verderben und Bösen die Quellen nicht ab und leisten zu wenig ganze, radikale und gründliche Arbeit, ganz wie wir auf dem Gebiete unseres Gesundheitswesens viel zu wenig Phrophylaxis treiben und dann in der Not allerlei törichte Salben, Pfläſterchen und Pillen gebrauchen. Und so bleibt Vieles in unserm äußern Betrieb des Christentums eine ungenügende Halbheit. E. Etter.

(Schluß folgt.)

---

# Hat es Gott so gewollt?

In meiner frühern Gemeinde sind mehrere Familien durch Brandstiftung tief in Schrecken, Schaden und Sorgen gestürzt worden. Sie sind die Opfer der ganz unnatürlichen Tat eines elfjährigen Knaben. Dieses Ereignis hat mir mit neuer Dringlichkeit die nie gelöste Frage geweckt: wie verhalten sich denn menschliche Schuld und göttliche Vorsehung? Die Frage scheint mir noch schwerer als die nach dem Verhältnis schrecklicher Naturkatastrophen zur göttlichen Weltregierung.

Jedem sind ähnliche Beispiele schnell bei der Hand. Ich erinnere z. B. an jenes Eisenbahnunglück bei Görlitz vor einigen Jahren; ein Bahnbeamter hatte es verschuldet, der nach durchzechter Nacht mit wirrem Kopf den Dienst antrat und ein falsches Signal gab. Können wir den Opfern menschlicher Unvorsichtigkeit, Gewissenlosigkeit, Bosheit und Bestialität einfach sagen: Gott hat es so gewollt? Hätten wir den Mut, zu den Opfern der Kongogreuel so zu sprechen? Nein, so gewiß unser Gott nicht ein blindes Fatum, sondern die Macht des Guten ist, müssen wir mit aller Entschiedenheit erklären: das läuft dem Willen Gottes direkt zuwider; das ist auch in Gottes Augen schrecklich. Ihm dienen heißt daran arbeiten, daß solche Dinge von der Erde verschwinden.

Und doch, wenn wir diese Betrachtungsweise konsequent anwenden, wenn wir alle solchen Ereignisse für Störungen, Durchkreuzungen der göttlichen Weltleitung erklären, laufen wir Gefahr, ein anderes unentbehrliches Stück unserer christlichen Frömmigkeit zu verlieren, das Gottvertrauen. Wir verfallen jener Religiosität des Gnostizismus, die im zweiten Jahrhundert den Christengemeinden gefährlich wurde: sie hat den Schöpfergott und den Erlösergott, den Vater Christi als zwei verschiedene, ja einander feindliche Mächte sich entgegengesetzt und so dem Erlösungsglauben den Vorsehungsglauben geopfert. Die Kirche hat mit Recht geurteilt, daß diese Anschauung dem Evangelium Jesu zuwider sei. Nicht etwa bloß einer Lehre von der Allmacht und Allwirksamkeit Gottes, sondern einem wesentlichen Bedürfnis der Frömmigkeit: sich in der Welt von Gottes Liebe geleitet und in seiner Hand geborgen zu wissen. Dieses Vertrauen hat seine Kraft verloren, sobald Ausnahmen angenommen werden; Ruhe und Frieden vermöchte es dann

nicht mehr zu verleihen und wir könnten nur mit Sorgen in das neue Jahr hinaus blicken.

Wird es je gelingen, beide Ueberzeugungen: „Gott hat es nicht so gewollt“ und „Wir sind in Gottes Hand“ zu vereinigen? Wir haben es hier mit einem der Widersprüche zu tun, deren logisch glatte Lösung unserm unvollkommenen Erkenntnisvermögen versagt ist. Wir können höchstens einige Schritte in der Richtung auf eine Lösung tun.

Wir müssen uns dran erinnern, daß Gottvertrauen etwas Anderes ist als eine Theorie der Welterklärung, des Inhalts: „Alles was geschieht hat Gott geschehen lassen.“ Es handelt sich vielmehr dabei um eine ganz persönliche Sache, um eine besondere Art, das persönliche Geschick anzunehmen. Eben nicht um ein Wissen und Ausrechnen, sondern um ein Vertrauen, daß die Macht, die das Gute will, hinter unserm Erlebnis stehe, durch dasselbe etwas Heilsames uns sagen und in uns wirken wolle. Deshalb ist es aber auch nicht eine fertige Wahrheit, die wir ein für allemal besitzen, sondern eine Ueberzeugung, die wir immer aufs Neue wider den Augenschein erkämpfen müssen; kein Ergebnis verständiger Argumentation, sondern ein Wagnis.

Wie aber ist es denn möglich, solches Vertrauen zu fassen angesichts von Leiden, die uns menschliche Sünde zufügt? Wir müssen uns auch wieder sagen, daß Gottvertrauen keineswegs die Erwartung ist, der „liebe Gott“ lasse Alles glatt ablaufen. Immer wieder wird durch erbauliche Erzählungen wunderbarer Rettungen u.s.w. diese Meinung bestärkt, von deren Zusammenbruch in Folge bitterer Enttäuschungen man dann ebenso viele unerbauliche Geschichten erzählen könnte. Der christliche Gottvaterglaube bedeutet das Vertrauen, „daß uns alle Dinge zum Guten mitwirken müssen.“ Dieses Vertrauen ist wohl möglich auch gegenüber den Wunden, die uns menschliche Bosheit schlägt. Es kommt heraus auf jenes Facit, das schon der alte Erzähler aus der Josephsgeschichte zieht: „Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, Gott aber gedachte es gut zu machen.“ Die höchste Bewährung dieses Vertrauens ist die Art, wie Jesus dem Kreuz entgegengeht.

Gott selbst hat uns in eine Welt gestellt, in der wir dem Unverstand und der Bosheit der Menschen ausgesetzt sind. Möchten wir wissen, warum das so ist, so stoßen wir auf die ewig unlösbare Frage nach dem Ursprung des Bösen. Sollte es aber nicht Plan und Absicht sein können, daß er uns gerade mit d i e s e n schlechten Menschen, die uns Leid zufügen, gerade mit d i e s e n Auswirkungen des Nichtseinsollenden, des zu Ueberwindenden zusammenstoßen läßt? Wir können uns freilich das Ineinandergreifen von menschlicher Bosheit und göttlicher Leitung nicht ausdenken. Wir brauchen es auch gar nicht zu durchschauen. Es soll uns genug sein, daß wir immer wieder die Erfahrung machen können, wie eben auch das, was wir nimmermehr als Gottgewollt anerkennen können, zum Heil umgebogen werden kann für uns und Andere. Die seelische Erschütterung, in die es uns versetzt, treibt uns zur Besinnung über Grundlagen, gegenwärtige

Verfassung und Ziel unseres ganzen Daseins. Es hilft uns, in Andere, die Gleiches ausstanden, uns zu versetzen und ihnen innerlich näher zu kommen. Es gibt uns eine Ahnung von der Solidarität der Menschheit in Schuld und Leid. Es treibt uns zum Kampf gegen das Schlechte und weckt dadurch die besten Kräfte in uns, die Energie für den Dienst Gottes. Wer das erlebt, gewinnt immer mehr das Vertrauen, daß Gottes Liebe auch durch empörende Untaten der Menschen hindurch heilsam auf uns wirken könne. Und mehr als dieses Vertrauen brauchen wir auch nicht, um zur Ruhe zu kommen.

Freilich fallen uns auch diese heilsamen Früchte nicht von selbst in den Schoß; wir müssen sie erkämpfen; sie werden nur von denen gepflückt „die Gott lieben", die ihn lieben als die Macht des Guten und die von ihm nicht lassen können. Wir beobachten bei Andern auch demoralisierende Wirkungen des erlittenen Unrechts. Die Einen verlieren in unfruchtbarer Verzweiflung alle Energie und die Andern lassen von Verbitterung und Rachgier ihr edleres Selbst ersticken. Daß sie den Trost entbehren, der uns das Leiden erträglich macht, ist das Geringere. Aber daß sie die Widerstandskraft entbehren, sodaß es für sie verderblich wird, ist weit schlimmer. Warum verhütet Gott das nicht? Die Lösung dieses Rätsels geht über unsere Kraft. Einige reden von einer völligen Vernichtung derer, in denen das Göttliche nicht zur Entfaltung kam, von einem Leiden Gottes um ihren Untergang. Einige von einer „Wiederbringung aller Dinge", einem schließlichen Heil Aller. Wir vermögen aber darüber nicht mehr als Vermutungen auszusprechen. Wenn nur wir uns durch diese ungelöste Frage den Mut zum Kampfe um diese heilsamen Früchte nicht rauben lassen! Durch unsere Treue können wir vielleicht auch Andern zum Vertrauen helfen und sie vor dem innern Zusammenbruch bewahren.

Wer sich so für seine Person zum Vertrauen durchgerungen hat, braucht sich also nicht mehr so zu fürchten „vor denen, die den Leib töten, aber die Seele nicht mögen töten." Aber deshalb wird er die menschliche Bosheit nicht etwa für ungefährlich halten und gleichgültig gegen sie werden. Andere besitzen ja diese Immunität gegen die giftigen Stiche der Bosheit noch nicht. Und wir werden sie ob ihres Mangels an innerer Widerstandskraft nicht schelten oder verachten. Wissen wir doch, wie heiß dieselbe erkämpft wird und wie schwach sie in uns selbst noch ist. Wir wissen auch, daß sie nicht auf Kommando ersetzen können, was ihnen noch fehlt. Wir werden ihnen also nicht bloß dadurch helfen, daß wir ihnen predigen: „werdet innerlich stark!" sondern dadurch, daß wir mit ganzer Kraft gegen die Bosheit kämpfen und die Nächsten vor ihren Auswirkungen zu schützen trachten. Als von der Angst erlöste Menschen werden wir uns durch den Eifer und die Tapferkeit im Kampf bewähren müssen. Dieses lebendige Beispiel wird auch das Meiste dazu beitragen, in Andern das Vertrauen zu wecken.

Es bleibt bei einer Paradoxie. Wir können Unrecht und Bosheit nicht für gefährlich genug ansehen und sollen uns doch nicht davor fürchten. Wir sollen dagegen kämpfen, als ob Alles auf unsere Aktion ankäme, und dürfen vertrauen, daß Gott Alles recht mache, als ob unser Wollen und Laufen überflüssig wäre. Wir müssen Alles dran setzen, daß die Bosheit samt dem Leid, das sie anrichtet, verschwindet und können nicht genug sagen: Gott will sie nicht. Und doch müssen wir erkennen: es ist gut so, wir haben diesen Feind nötig; denn wenn wir nicht gegen ihn zu kämpfen hätten, so besäßen wir auch unser Bestes nicht. Es wäre falsch, wenn wir, um beide Wahrheiten logisch vereinigen zu können, die eine oder andere abschwächen wollten. Schließlich hat diese Paradoxie, aus der wir nicht herauskommen, doch wieder ihr Tröstliches. Sie ist eine Verheißung unbekannter Tiefen des Daseins: „Es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden.“

R. Liechtenhan.

---

# Notizen über Henry Drummond.

Drummond ist wohl den meisten Lesern bekannt als der Verfasser einiger feinsinniger Schriftchen wie „Das Beste in der Welt“ oder „Pax vobiscum“ und als der berühmt gewordene Verfasser des Buches „Das Naturgesetz in der Geisteswelt“, welches anfangs der 90er Jahre seinen Weg durch die christliche Welt gemacht hat. Weniger bekannt jedoch ist wohl, daß Drummond einige Jahre später ein weiteres Buch „Ascent of man“ veröffentlicht hat, in dem er wesentliche Positionen seiner „Naturgesetze in der Geisteswelt“ verläßt, ja fast in Gegensatz dazu tritt. Gewöhnlich ist bekannt, daß Drummond der Begleiter des Evangelisten Moody war und in seinen Fußstapfen viele und gesegnete Evangelisationsversammlungen in England gehalten hat, besonders unter der Studentenwelt; weniger bekannt ist es meist, daß er auch diese Evangelisation feiner, daß ich so sage auf einem höhern Niveau geführt hat, als es gewöhnlich bei der Wirksamkeit unter den großen Massen zu geschehen pflegt, und daß seine Ansichten je länger je mehr von den landläufigen orthodoxen und pietistischen abgewichen sind.

Im „Naturgesetz“ macht er einen scharfen Trennungsstrich zwischen den natürlichen Gaben, die ein Mensch hat, und dem, was er durch Christus wird; zwischen dem fleischlichen und geistlichen Menschen. Zum Beispiel sagt er: „Der Mensch ist ein sittlich angelegtes Geschöpf; er kann und soll ein hohes Maß natürlicher Charakterschönheit erlangen. Aber kein Fortschritt auf dieser Linie kann ihn in die geistliche Sphäre hinüberbringen. Die natürlichen Kräfte haben mit dem Wesen des Christentums so wenig Berührung als die Eisblumen an unsern Fenstern mit dem Pflanzenreich.“ Nun sagt

Drummonds Biograph Smith: „In seinem Buch vom Naturgesetz hatte Drummond die natürlichen Gaben und Kräfte des Menschen in Gegensatz zur Religion gestellt und behauptet, daß im Denken und Empfinden des natürlichen Menschen nichts von der Gnade und dem Wehen des Geistes zu spüren sei. Er hatte einen Zwiespalt aufgestellt zwischen menschlicher Vernunft und Gnade (oder Offenbarung). Daß das falsch sei, wurde ihm später klar. In „Ascent of man“ zeigt er, daß die Natur auch ein Gebiet sei, in welchem sich die Liebe Gottes betätigt. Die Wirksamkeit von Mitleid und Selbstverleugnung sucht er schon auf den niedern Stufen der Evolution des Menschen nachzuweisen. Den Altruismus als ein spezielles Produkt der Religion ausgeben zu wollen, sagt er, heißt die Natur von der sittlichen Weltordnung und die Religion von der vernünftigen Weltordnung ausschließen. Die Natur ist die Offenbarung Gottes, heute, gestern und in Ewigkeit dieselbe. Die meisten Mißdeutungen der Geisteswelt sind darauf zurückzuführen, daß man alles Natürliche abweisen und aufgeben müsse, um in diese Welt einzudringen. Während vielmehr das wahre Leben im Geist nur erschlossen wird durch Vertiefung, Aneignung und Entwicklung des natürlichen. Was soll dabei Gutes herauskommen, wenn man die eine Hälfte der Natur in Widerspruch zu der andern, oder das Vernünftige in Widerspruch zu dem Uebervernünftigen setzt?! Dem Gedanken, daß die geistliche Wiedergeburt eine Erscheinung außer allem Zusammenhang, ein Ereignis außer aller Berechnung sei, soll man mit großer Zurückhaltung gegenübertreten. Es ist ein wertvoller Beitrag für die religiöse Erkenntnis, die Bedingungen des christlichen Lebens auf einen vernünftigen, von Gesetzen abhängigen Prozeß zurückzuführen.“

Früher schon als diese Wendung trat bei Drummond die Abkehr von der strengen Inspirationslehre der englischen Kirche ein. Zu ihrer Verwerfung wurde er begreiflicherweise durch seine naturwissenschaftlichen Studien gedrängt. In dieser Beziehung sagt er: „Niemand erwartet heutzutage Wissenschaft von der Bibel. Schon die literarische Form des ersten Buches Mose schließt den Begriff der Wissenschaftlichkeit aus. Ebenso gut wie das erste Buch Moses könnte man das „Verlorene Paradies“ in Widerspruch setzen zur geologischen Wissenschaft. Die neue (freiere) Inspirationslehre hat unter den gangbaren Artikeln der Bibelungläubigen recht aufgeräumt. Diese Leute kämpfen gegen Schwierigkeiten, die gar nicht vorhanden sind. Die Astronomie, Geologie und Biologie hat die alte Schöpfungslehre unmöglich gemacht. Dafür bietet die Wissenschaft die Entwicklungslehre, die der Verstand annehmen kann und die dem gläubigen Gemüt alles nur noch anbetungswürdiger macht. Die Evolution hat der Theologie einen vernunftgemäßen Begriff von Gott und Mensch, Sünde und Erlösung gegeben. Sie hat ihr zu einer sichern Basis und einem tiefern Glauben verholfen und zu einer neuen Offenbarungslehre. Die Bibel ist nicht abgefaßt, sondern geworden. Der Zweck der

heiligen Schrift ist nur der religiöse. Dies Buch zielt nicht auf die Wissenschaft ab, sondern auf die Menschenseele. Alles, was der Menschengeist selbst erforschen kann mit Hilfe von gegebenen Forschungsmitteln, ist kein geeigneter Gegenstand der göttlichen Offenbarung."

Es versteht sich von selbst, daß Drummond besonders gegen Ende seines Lebens um solcher Anschauungen willen vielfach angefeindet wurde. Man sprach ihm, dem einst hochgefeierten Evangelisten, einfach das Christentum ab. Seine zart empfindende Natur litt darunter sehr. In einem solchen Glaubensexamen wurde ihm einmal die Frage vorgelegt: Glauben Sie, daß Christi Opfertod die wesentliche und grundlegende Tatsache in der christlichen Religion ist? Ja oder Nein? Seine Antwort war eine zögernde, überlegende: „Nein. — Wenn es mir jedoch erlaubt ist, noch eine Bemerkung hinzuzufügen, so möchte ich sagen, daß nach meiner Meinung Christi Versöhnungstod einen Teil des eigentlichen Wesens der christlichen Religion ausmacht, aber der Grund alles Christentums ist die Liebe Gottes."

Stuckert.



# Rundschau.

Am Berliner Kongreß für freies Christentum (vergl. 1910, Nr. 9, Seite 289) fand auch eine Besprechung der Frage **„Religion und Sozialismus"** statt. Die Vorträge dieser Konferenz sind im Kongreßprotokoll nicht enthalten, sondern von dem Sekretär des evangelisch-sozialen Kongresses, Schneemelcher, separat herausgegeben worden (Protest. Schriftenvertrieb in Berlin-Schöneberg. Preis Fr. 2.—). Diese Veranstaltung bildet eine gewisse Ergänzung zu dem Kongreß von Besançon. Sie hat zwar keine Beschlüsse gefaßt, keine Organisation ins Leben gerufen, aber doch geistigen Kontakt hergestellt zwischen religiösen Sozialisten verschiedener Nationen; sie ist also auch ein Beitrag zu den Bestrebungen, deren Vorkämpfer wir 1912 in Basel begrüßen zu dürfen hoffen. Möge bis dann die Internationalität einen Schritt weiter gediehen sein! Unter den Rednern in Berlin fehlen die Vertreter des englischen und des italienischen christlichen Sozialismus und diejenigen unserer schweizerischen Bewegung (ohne Schuld

des Komitees). Dafür kommen Amerikaner, Holländer und Deutsche zu Worte, welche in Besançon gefehlt hatten.

Die Vorträge sind nicht gleichartig. Bakker aus Holland und Rauschenbusch aus Amerika berichten von der religiös-sozialen Bewegung ihres Landes, Gottfried Naumann von der religiösen Diskussion mit Sozialdemokraten, die von der sächsischen evangelisch-sozialen Vereinigung so fleißig gepflegt wird. Bemerkenswert ist vor Allem die Ausführung von Rauschenbusch, daß in Amerika das Christentum den verschiedenen großen Befreiungsbewegungen nicht als konservativ-hemmende, sondern als vorwärtstreibende und stärkende Macht begegnet sei, und sich als solche je länger je mehr auch der Emanzipationsbewegung gegen den Druck des Kapitalismus gegenüber bewähre. Könnte man das doch von unserm europäischen Christentum ebenfalls rühmen!

Die übrigen Reden sind prinzipielle Erörterungen. Gounelle (dessen Rede im „Christianisme social“ französisch erschienen ist und in der deutschen Uebersetzung etwas verliert) beantwortet die Frage, welche religiösen Erfahrungen zu sozialer Betätigung führen. Seine Darlegungen sind das Feinste und Tiefste, was hier geredet worden ist. Er sieht eine neue Stufe der Religiosität heraufziehen. Die Autoritätsreligion wurde vom religiösen Individualismus abgelöst; doch dieser muß durch die Solidarität, wie sie sich im Reichs-Gottes-Gedanken ausspricht, ergänzt werden. Das Individuum, das zunächst ganz persönlich das Heil sucht, kann doch nicht mit Gott verhandeln, als ob es allein auf der Welt wäre. Sein geistiger Lebensinhalt ist ihm zugeflossen aus der Gemeinschaft und darum muß es seine Erfahrungen in Beziehung setzen zur Gemeinschaft. Was es hat und erlebt, hat es als Glied eines Ganzen, das individuelle Ich wird zum sozialen Ich; man kann die Frage nach dem persönlichen Heil nicht trennen von der sozialen Frage. Es ist ein neuer Christentypus im Entstehen, bei dem das Individuelle durch das Bewußtsein der Solidarität der Menschheit ergänzt ist.

Eine äußerst interessante Erscheinung auf der Konferenz haben wir in Maurenbrechers Person vor uns. Ich kann mir denken, daß die unentwegten Berliner Genossen über sein Auftauchen am Kongreß wenig erbaut gewesen sind. Er ist von der Theologie ausgegangen und jetzt noch vornehmlich theologisch interessiert. Ich glaube, wenn er bei uns in der Schweiz lebte, wäre er einfach sozialdemokratischer Pfarrer. Weil das in Deutschland nicht möglich ist, ist er Leiter einer „freireligiösen Gemeinde“; er pflegt auf außerkirchlichem Boden eine der geschichtlichen Erscheinung des Christentums gegenüber selbständige, aber nicht undankbare Religiosität von ernst sittlichem Gehalt. Innerhalb der Sozialdemokratie bekämpft er die Verquickung von Religion, resp. antireligiöser Propaganda mit den politischen und wirtschaftlichen Bestrebungen.

Sein Vortrag, über den sich schon von Greyerz ausgesprochen, scheint mir einen gewissen Widerspruch zu enthalten. Zuerst versichert er, der Sozialismus, der wie eine neue Religion über die Massen gekommen sei, könne sich nur mit einem Christentum verbünden, für welches „die Schaffung von Zuständen, die es jedem in der Menschheit ermöglichen, an Kultur und Menschenglück seinen vollen Anteil zu haben“, das einzig beherrschende Interesse und nicht ein Anliegen neben andern sei. Da könnten wir freilich nicht mitgehen, denn diese Aufgabe ist uns Weg, nicht letztes Ziel. Das Ziel des Reiches Gottes ist uns umfassender, höher als das soziale Heil, wenn es dieses auch einschließt. Am Schluß spricht aber Maurenbrecher einfach die Forderung aus, daß dem Christentum die Arbeit an der Reform der Zustände als unbedingte Notwendigkeit erscheinen müsse, der es sich unmöglich entziehen könne. Damit sind wir natürlich völlig einverstanden; das ist auch uns eine absolute Forderung, eine Aufgabe, an der wir mit ungeteilter Seele zu arbeiten haben.

Es ist mir eine Freude, nachdem ich am letzten evangelisch-sozialen Kongreß Kritik geübt, hier eine weitgehende Uebereinstimmung mit den Rednern dieser Richtung konstatieren zu können. Vor allem mit der frischen, von starkem sozialem Enthusiasmus und lebendigem Verpflichtungsgefühl getragenen Rede von Traub über unsere soziale Pflicht; das ist ein gutes und tapferes Wort. Aber auch der andere evangelisch-soziale

Redner, Pfannkuche, steht uns näher, als die mir zu Gesichte gekommenen Referate vermuten ließen. Er sagt natürlich allerlei, wogegen ich einiges zu erinnern hätte; insbesondere glaube ich, der auch von ihm betonte Satz, die Welt habe eben ihr eigenes selbständiges Leben und ihre eigene Ordnung, bedürfe der Einschränkung. Natürlich ist darin eine große Wahrheit enthalten; aber man darf diesen Satz nicht zu einem Dogma machen, auf Grund dessen alle Anwendung religiöser und sittlicher Maßstäbe auf das soziale Leben zurückgewiesen werden könnte. Doch will Pfannkuche selbst nicht so weit gehen, und wenn er sein Thema: „Ist christlicher Sozialismus möglich?“ verneint, so geschieht es in dem Sinne, daß er die Ableitung eines sozialpolitischen Programms aus dem Evangelium, die Verwertung der Bibel als gesetzlicher Norm für das Wirtschaftsleben ablehnt. Das tun wir auch. Wenn wir uns die vom Redner erwähnte Resolution von Besançon aneignen, so tun wir es nicht in dem Sinne, daß wir alle dort erwähnten Punkte direkt aus dem Evangelium ableiten wollten. Wir stimmen Pfannkuche bei, wenn er erklärt, daß die soziale Gesinnung des Christentums, die auch ihm selbstverständlich ist, an sich ebensogut zum Patriarchalismus oder zu einer Wirksamkeit nach der Art von Bodelschwingh's führen könne; ich möchte hier auch die Sozialaristokratie Carlyles nennen. Er sagt ganz richtig, daß jeder christliche Sozialismus neben der religiösen Wurzel noch eine andere habe, nämlich eine bestimmte Ansicht über die treibenden Kräfte und Zusammenhänge des wirtschaftlichen Organismus. Diese Ueberlegung wird uns wohl abhalten, jedem der nicht mit uns geht, das Christentum abzusprechen oder jeden, der uns zustimmt, als guten Christen anzuerkennen. Aber sie darf uns nicht abhalten, das was wir kraft unserer sozialen Christengesinnung und unserer volkswirtschaftlichen Einsicht fordern müssen, als gottgegebene Pflicht, als Gottes Willen und Gottes Sache zu erklären und dem und jenem (nicht jedem) Gegner ins Gesicht zu sagen, daß seine Opposition aus Widerstreben gegen Christi Geist hervorgeht. Das wird uns auch Pfannkuche nicht bestreiten; betont er doch, wer durch Gesinnung und Einsicht zu einem sozialen Programm gekommen sei, dürfe und solle nun seine ganze Person hineinwerfen. Und einig ist er mit uns auch in der Ablehnung jeder christlich-sozialen Parallel- und Konkurrenzbewegung zur Sozialdemokratie. Der Protestantismus solle das Recht des demokratischen Sozialismus einfach anerkennen und ihm den Dienst leisten, ihm sittliche Kraft und Selbstzucht zuzuführen. L.

**Die Vorgänge in der katholischen Kirche** bilden für uns Protestanten je länger je mehr ein psychologisches Rätsel. Schon die Borromäus-Encyclika war das Dokument der totalen Verständnislosigkeit für das „Ich kann nicht anders“ des religiösen Gewissens, das Dokument des völligen Sieges des Priesters in der Religion über den Propheten. Es folgte eine neue Verordnung über das Absetzungsverfahren der Priester, die ihn noch viel mehr in völlige Ohnmacht gegenüber der Willkür seiner Vorgesetzten stürzt. Also ein neuer Verlust an persönlicher Selbständigkeit! Die Angst vor Unbotmäßigkeit hat ein System des Mißtrauens der höhern Organe der Kirche gegen die niedern erzeugt, das im Augenblick vielleicht peinliche Konflikte verhütet, aber auf die Dauer nur lähmend wirken kann. Weiter wird den Zöglingen der Priesterseminare die Lektüre der Zeitungen verboten. So wird der Zusammenhang der kirchlichen Gedankenwelt mit der geistigen Kultur noch mehr durchschnitten, die Scheidung zwischen religiös-kirchlichem und profanem Leben vertieft. Die Herabsetzung des Alters für die Erstkommunion auf das siebente Jahr bedeutet den Sieg der Sakramentsmagie über jede geistigere Auffassung der religiösen Ceremonie. Zwar legt ja von jeher die katholische Kirche ganz anders als die protestantische auf die äußere Handlung größeres Gewicht als auf die innere Verfassung des sie Vollziehenden; diese Maßregel bedeutet aber ohne Zweifel eine weitere Verschiebung des Schwergewichts nach der äußern Handlung hin. Und schließlich fordert der Papst von jedem Kleriker die eidliche Absage an den durch Encycliken und Syllabus feierlich verdammten Modernismus. Also ein zielbewußtes Vorgehen in der Richtung, die uns am Katholizismus religiös anstößig ist.

Das Unbegreiflichste ist aber die völlige Ruhe, mit der diese Entwicklung hingenommen wird. Zwar hat kürzlich Prof. W. Koehler in Zürich auf Vorgänge in der katholischen Kirche hingewiesen (Christl. Welt Nr. 52), welche die Niederlage einer ultrareaktionären Richtung vor einer andern bedeuten, die für unser Empfinden immerhin noch reaktionär genug ist. Aber das sind Dinge, von denen nur der genaue Kenner etwas bemerkt. Aber keine Bewegung, von der die Welt wiederhallt. Ob nun fröhlich oder seufzend, ob mit oder ohne stille Reservationen — doch ein allgemeines Sichducken. Besonders sprechend ist der Fall Prinz Max. Der Mann schreibt einen Artikel, der uns staunen läßt über die Kühnheit, mit der offenbare Ketzereien — das merkt jeder nur oberflächlich mit dem katholischen System Vertraute — vorgetragen werden. Aber ein Wink genügt, und die löbliche Unterwerfung ist perfekt. Der Artikel bekundete doch eine gewisse Wertschätzung religiöser Selbständigkeit, und nun opfert der Verfasser dieses Gut ohne Widerrede. Die Rute wird nur hinter dem Spiegel hervorgeholt; sofort ruft der ungehorsame Knabe: ich will es gewiß nie mehr tun! Darauf verschwindet die Rute wieder und die Szene endigt mit einer rührenden Umarmung.

Es ist wirklich rätselhaft: all das wagt die katholische Kirche zu bieten und doch, welche Macht übt sie aus! Wir Protestanten stimmen unsere Rede auf den behutsamen Ton: wir wollen eurer Ueberzeugung ganz gewiß nicht zu nahe treten, aber mir scheint, mich dünkt, sollte nicht? 2c. Wir üben auf diese Weise nicht größern Einfluß als Rom mit seinem Anathema sit! Zwar fehlt es nicht an bedeutsamen Tatsachen. Frankreich führt die Trennung von Kirche und Staat durch, ohne daß, wie doch wohl von Rom aus gehofft wurde, der Furor catholicus erwacht. Portugal folgt mit gleichem Erfolg, und daß sich Spanien als dritter zum Bunde gesellt, scheint nur eine Frage der Zeit. Aber abgesehen von der österreichischen Los-von-Rom-Bewegung regt sich als Opposition bloß das Freidenkertum, kein religiöser Gegenstoß. Denn das ist auch der Modernismus nicht, sonst ließe er sich nicht so knebeln; er ist wesentlich intellektuelle Aufklärung.

Wie sollen wir uns das erklären? Der Katholik lebt eben religiös so von der Kirche, daß ihm der Zusammenhang mit ihr über Alles geht. Wir können uns gar nicht in ihn versetzen und wollen ihn nicht mit unsern protestantischen Maßstäben — die wir für die rechten halten — beurteilen; er kann gar nicht empfinden wie wir. Wir können nur hoffen, daß schließlich doch eine religiöse Gegenbewegung aufbricht. Einstweilen erwarten wir eine gewisse Vorbereitung durch die fortgesetzte konfessionelle Mischung unserer Völker. Unbewußt werden sich doch unsere protestantischen Grundsätze einschleichen. Wir aber — das ist mein ceterum censeo — erreichen nichts durch gehässige oder schadenfrohe Polemik, sondern nur durch Entfaltung überlegener religiöser Kraft. Darin liegt die weltgeschichtliche Verantwortung des Protestantismus. L.

---

## Redaktionelle Mitteilung.

Die „Neuen Wege“ erscheinen von dieser Nummer an mit einem neuen Titelblatt, zu dem wir unsern Lesern keine Erläuterung mitzugeben brauchen. Es ist von demselben Künstler entworfen, von dem auch die bisherige Titelzeichnung und die Vignetten stammen, Dr. Theodor Barth in Zürich. — Die Abonnementsnachnahme erfolgt mit Nr. 2.

---

Redaktion: Liz. **R. Liechtenhan**, Pfarrer in Basel; **L. Ragaz**, Professor in Zürich. — Manuskripte sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.




# Wunderglaube und Wunderbegriff in der Gegenwart.

## I.

Ueber den Wunderglauben das Wort zu verlieren, scheint heute den meisten Menschen verlorene Liebesmühe zu sein. Die Akten darüber sind, so glaubt man, geschlossen. „Wunder gibt es nicht und hat es nie gegeben. Denn alles erklärt sich ganz natürlich. Wenn die Menschen früher an Wunder geglaubt haben, war dies begreiflich. Sie konnten sich manche Dinge noch nicht so gut erklären, wie die fortgeschrittene Wissenschaft unserer Zeit es vermag. Man erdichtete unwillkürlich für die verborgenen Ursachen der Dinge übernatürliche Kräfte; man leitete so den Blitzstrahl von dem Speerwurf einer Gottheit, eine Seuche von dem Zorn eines himmlischen Wesens ab, sah eine Ueberschwemmung oder ein Erdbeben als Strafe für die Sünden eines Volkes, das Erscheinen eines Kometen als Vorzeichen einer baldigen Kalamität an.“ Heute rechnet die exakte Wissenschaft nicht mehr mit dem Uebernatürlichen, daher auch nicht mit dem Wunder. Nicht als ob sie alle Vorgänge erklären könnte oder erklärt hätte. Von solcher Anmaßung ist sie weit entfernt. Aber sie sucht und muß suchen, zu allen Ereignissen natürliche Ursachen zu finden. Und wenn sie sie nicht gefunden hat, so ist sie überzeugt: es gibt natürliche Erklärungsgründe, die vielleicht ein späteres Zeitalter herausfinden wird. Alles, worin frühere Zeiten das unmittelbare Hereinragen der übernatürlichen Welt in die sinnlich sichtbare gefunden zu haben glaubten, hat ein späteres Zeitalter natürlich erklärt; z. B. Visionen und ekstatische Zustände alter und neuer Propheten. Vor 100 Jahren glaubten manche in dem Galvanismus und in den Zuständen des magnetischen Schlafs eine Pforte entdeckt zu haben, die den Zugang zur jenseitigen Welt eröffnete. Noch heute begegnet man zuweilen der Ueberzeugung, hypnotische Zustände und spiritistische Phänomene

eröffneten uns den Verkehr mit der Geisterwelt. Aber, hierin werden wohl die Leser mit mir übereinstimmen, alle Phänomene, auf die der Hypnotismus und Spiritismus aufmerksam macht, sind wichtige und höchst interessante Forschungsobjekte für den Psychologen und für den Psychiater. Vielleicht haben wir wichtige Aufschlüsse über das bewußte wie unbewußte Seelenleben, über nervöse Vorgänge und den Zusammenhang von Seele und Leib aus diesem Forschungsgebiet zu erwarten. Zumal die Tatsache, daß es Telepathie — Fernwirkung von Seele zu Seele ohne Vermittlung des Körpers — gibt, ist mir stets als das Merkwürdigste auf diesem Gebiet erschienen. Aber ich halte es für unmöglich, daß man auf solche Weise einen wissenschaftlichen Beweis für die Existenz des Uebersinnlichen, gewissermaßen einen experimentellen Beweis für das Wunder führen könne. Denn was sich beweisen läßt, ist stets nur, daß es neue, bisher unbekannte Tatsachen auf dem Gebiete des Nerven- und Seelenlebens gibt. Man kann und wird versuchen, diese Tatsachen irgendwie zu erklären oder — wenn man dies nicht vermag — wird man einfach diese Tatsachen als wirklich beobachtete und glaubwürdig bezeugte anerkennen, wird sie zu der bekannten Wirklichkeit hinzurechnen, man wird sie einregistrieren und mehr oder weniger seinen Scharfsinn in Erklärungen von Phänomenen wie Hellsehen u. a. beweisen. Zuweilen ist versichert worden, manche Menschen hätten in der Stunde ihres Todes die Fähigkeit gehabt, sich geliebten Personen in der Ferne irgendwie zu manifestieren. Sollte eine solche visionäre Manifestation sich nicht einfach subjektiv aus dem Seelenleben der mit dem Sterbenden in inniger Geistesgemeinschaft stehenden Personen erklären lassen, so würden solche Tatsachen unter die Rubrik der Telepathie einregistriert und als solche mehr oder weniger „erklärt" werden müssen. Aber ein „Wunder" würde auch in diesem Falle der Mann der Wissenschaft nicht zugeben können.

Aber — so fragt beunruhigt mancher — was sagt nun die Religion hierzu? Ist nicht das Wunder des Glaubens liebstes Kind? Wird nicht der Fromme immer geneigt sein an Wunder zu glauben? Gehört es nicht zu dem Glauben an den lebendigen Gott, daß wir an Wunder glauben, in denen Gott in intensivster Weise seine Freiheit beweist? Haben nicht die frömmsten Menschen die Energie ihres Glaubens darin bewiesen, daß sie überzeugt waren: Gott kann uns auch durch ein Wunder helfen? Wird unser Weltanblick ohne den Wunderglauben nicht so starr und öde? Zwar Regel, Gesetz und Ordnung ist in der Welt, wenn es kein Wunder gibt; aber ist es nicht die Gesetzmäßigkeit einer Maschine, deren Sausen und Stampfen uns den Atem benimmt, und die uns vielleicht unter ihren Rädern zermalmt?

Man antwortet: Deine Furcht ist unbegründet; nur der fromme Egoist verlangt nach Wundern oder möchte gar ein Extrawunder Gottes zu seinem eigenen persönlichen Wohlergehen erleben. Schon

Jesus hat die Wundersucht der Menge mehrmals abgewiesen und als unfromm getadelt. „So ihr nicht Zeichen und Wunder seht, glaubt ihr nicht.“ „Das böse und abgöttische Geschlecht verlangt ein Zeichen, und es wird ihm kein Zeichen gegeben werden als das Zeichen des Jonas“ (nämlich die Bußpredigt). Und die sogenannten „Wunder“, die von Jesus selbst berichtet sind, sind, soweit nicht die Ueberlieferung sie gesteigert hat, keine wirklichen „Wunder“, sondern auffallende Heilungen gewesen, wie sie in Zeiten mächtiger religiöser Erregungen z. B. an katholischen Wallfahrtsorten auch heute noch vorkommen. Nie ist z. B. etwa ein fehlendes Glied durch ein Wunder ersetzt worden. Sondern stets sind es nervöse Lähmungen oder Geisteskrankheiten (in biblischer Sprache: Besessenheit durch einen bösen Geist) oder andere heilbare Uebel gewesen — sogar plötzliche Blinden- und Taubenheilungen sind ja möglich; die berichteten Totenerweckungen mögen Belebungen noch nicht wirklich Gestorbener gewesen sein; und andere Wunder wie das Wandeln auf dem Meere, die Vermehrung des Brots, die Verwandlung von Wasser in Wein gehören ebenso in das Gebiet der frommen Dichtung wie die Mose-, Elia- und Elisa-Sagen, die das Uebernatürliche mit grellen Farbentönen auftragen. Parallelen aus der Religionsgeschichte aller Völker lassen sich hier leicht aufweisen. Der wahrhaft Fromme — so versichert man uns — braucht kein Wunder. Er sieht dankbar und anbetend in dem gewöhnlichen Geschehen das Walten des lebendigen Gottes. Er verehrt in den Ordnungen der Natur die Weisheit Gottes und wünscht gar keine Ausnahme von den nach Gottes Willen ewig gültigen unverbrüchlichen Gesetzen. Jedes Wunder würde einen Willkürakt Gottes bedeuten, es würde die herrliche Weltenharmonie stören, die Natur und damit die Gottesordnung in Verwirrung bringen. Du armseliges, schwaches Menschenkind verlangst, daß um deinetwillen ein Wunder geschehe! Lerne lieber demütig dich in die großen heilsamen Ordnungen Gottes fügen, dich ihnen unterwerfen; dann wirst du erkennen, daß Gott seinen Weltplan auch ohne Wunder viel erhabener und heilsamer durchführt, als es deinen wundersüchtigen Wünschen entspricht. Also: der Glaube, der sich selbst recht versteht, oder der Glaube, den man zur Vernunft bringt, braucht kein Wunder. Damit wären wir dann bei der Lösung angelangt, zu der schon Rousseau kam: „Nehmt die Wunder fort, und die ganze Welt wird Christo zu Füße fallen.“ Auch David Friedrich Strauß richtete seine heftigsten Angriffe gegen den von der Wissenschaft „widerlegten“ Wunderglauben. Ein „Christentum ohne Wunder“ wurde geradezu das Schlagwort für die von Biedermann und Heinrich Lang geführte Theologengruppe des ältern Liberalismus. Aber auch Friedrich Paulsen — um eine Stimme aus der jüngsten Vergangenheit zu nennen — meinte: nur um den Preis der Aufgabe des Wunders sei die moderne Welt für das Christentum zu haben. Kurz: die Akten sind geschlossen. Alles Wesentliche, was über die Sache zu sagen ist, kann man z. B. schon in den Jahrgängen

1860/1862 der „Zeitstimmen aus der reformierten Schweiz“ nachlesen. Es verlohnt sich nicht, die ganze Frage noch einmal aufzurollen; sie ist längst entschieden. Wer sie von Neuem diskutiert, muß damit rechnen, daß er kaum noch Gehör findet; wenn er nun gar den Wunderglauben zu verteidigen wagt, so gehört er zu den geistig Zurückgebliebenen, zu den unklaren Köpfen oder zu den charakterlosen Vermittlern, die zwischen Glauben und Vernunft lavieren und schließlich beide verderben!

Diese scheinbar so einfache Lösung der Wunderfrage findet sich schon bei Spinoza, in ihren Grundzügen wird sie von Schleiermacher und der liberalen Theologengruppe wiederholt. Trotzdem hat sie nicht zum Siege kommen können, obwohl sie schon vor 50 Jahren mit aller nur wünschenswerten Präzision entwickelt ist. Ja die schweizerische Predigergesellschaft, in der man mit rühmlicher Offenheit alle theologischen Tagesfragen zu behandeln pflegte, drohte in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts über der Wunderfrage sich in zwei Versammlungen aufzulösen, in eine wundergläubige und in eine wunderleugnende Hälfte. Der Riß wurde glücklicherweise vermieden, aber zu überzeugen vermochte kein Teil den andern. Eine wundergläubige und wunderbestreitende Theologie stehen sich bis heute gegenüber. Die Stellung zum Wunder wurde und wird noch heute zuweilen zum Schibbolet der Parteien gemacht, hier zum Erkennungszeichen des Glaubens, dort zum Prüfstein der gesunden Vernunft.

Lange Zeit hindurch ruhte der Streit über die Wunderfrage. Der Kampf war abgebrochen, weil man das Gefühl hatte, daß alles Wesentliche schon gesagt sei und der Gegner doch unbelehrbar hartnäckig bei seiner Meinung blieb. In der Gegenwart ist plötzlich die alte Frage wieder neu aufgetaucht und wird mit merkwürdigem Eifer behandelt. In der „Christlichen Welt“ finden wir in den Jahren 1904/1906 etwa ein Dutzend Beiträge zum Wunderproblem; auch in den folgenden Jahren wird es in dieser Zeitschrift immer wieder behandelt. In den „religionsgeschichtlichen Volksbüchern“ behandelte Gottfried Traub „die Wunder im Neuen Testament“ 1905. Ihnen folgten auf dem Fuße die „biblischen Zeit- und Streitfragen“, in denen Beth über „die Wunder Jesu“ 1905 und über „das Wunder“ prinzipiell 1908 schrieb. Herrmann fügte der zweiten Auflage seines Vortrages über Offenbarung einen neuen Vortrag über das Wunder hinzu („Offenbarung und Wunder“ 1908). Martin Rade sprach über dasselbe Thema („Das religiöse Wunder“ 1909). Zuletzt hat der Schreiber dieser Zeilen das Wunderproblem nach seiner religiösen und philosophischen Seite eingehend behandelt und die immer noch streitigen Fragen zu lösen gesucht, wie sich das Wunder zum Naturgesetz und zum Kausalitätsprinzip verhalte, endlich welche Stellung die Geschichtswissenschaft zu den überlieferten Wundererzählungen einzunehmen habe. („Der Wunderglaube im Christentum“. Göttingen 1910. 3 Mk.)

II.

Wenn über das Resultat dieser Untersuchungen hier berichtet werden soll, so muß davon ausgegangen werden: Der Begriff „Wunder“ steht durchaus nicht fest. Jeder nimmt ihn in einem andern Sinne. Es steht hier ähnlich wie mit dem biblischen Wort „Sohn Gottes“ in seiner Anwendung auf die Person Jesu. Falls man Sohn Gottes einen Menschen nennt, der mit Gott innig vertraut ist, wird niemand sich weigern, Jesus in diesem Sinne Gottes Sohn zu nennen. Dies ist auch der echte, ursprüngliche Sinn des Wortes. Nennt man dagegen Sohn Gottes nur den, der ohne irdischen Vater vom heiligen Geist und einer jungfräulichen Mutter erzeugt ist, so ist auch im konservativen Lager die Zahl der Theologen beträchtlich, die die Erzählung von der übernatürlichen Erzeugung Jesu bei Matthäus und Lucas für eine Glaubensdichtung halten. Der alte Wunderbegriff ist nun gerade ebenso massiv und handgreiflich wie dieser letztere Begriff der Gottessohnschaft. An diesen Wunderbegriff denken auch heute die meisten Menschen, wenn man von „Wundern“ zu reden pflegt. Wenn man einen theologisch nicht gebildeten bezw. nicht verbildeten Menschen fragt, was er wohl unter einem „Wunder“ sich denke, wird man etwa folgende Antworten bekommen: „Wunder ist ein Ereignis, das sich nicht natürlich erklären läßt“; oder: „ein Vorgang, welcher durch ein unmittelbares Eingreifen Gottes in die irdische Welt hineingewirkt ist.“ Dieser Wunderbegriff ist von den großen mittelalterlichen Theologen Albertus Magnus, Thomas von Aquino und ihren Nachfolgern mit aller wünschenswerten Deutlichkeit und bis in subtile Unterscheidungen hinein entwickelt worden. Die Epigonen der Reformationszeit (nicht die Reformatoren selber) haben diesen Wunderbegriff unverändert übernommen. Es ist begreiflich, daß der Kampf gegen das Wunder sich gegen diesen Wunderbegriff richtet. Meines Erachtens ist alle Wunderbestreitung richtig, die gegen diesen thomistisch-orthodoxen Wunderbegriff streitet. Von allem, was neuere Theologen gegen ihn geschrieben haben, braucht kein Wort zurückgenommen zu werden. Denn der orthodoxe Wunderbegriff geht von der unbeweisbaren und sachlich unhaltbaren, meist unausgesprochenen Voraussetzung aus: alles Geschehen lasse sich in zwei Klassen einteilen, in das gewöhnliche, „natürliche“, das seinen fest geordneten Gang geht, und in das außergewöhnliche, seltene, „übernatürliche“. Der orthodoxe Wunderbegriff setzt voraus, daß Gott hin und wieder einmal, wenn ihm das Geschehen in der Welt gar zu arg wird oder wenn er sonst seine Gründe hat, dazwischenfährt, Ordnung schafft und dann wieder die Dinge ihren „natürlichen“ Gang gehen läßt, bis ein erneutes „Eingreifen“ nötig wird. Dies Eingreifen, so belehren uns die Verteidiger des alten Wunderbegriffs, ist notwendig, damit Gott seine Freiheit beweise. Ein Gott, der nicht hin und wieder dazwischenführe, würde in die Naturgesetze eingeschnürt sein. Er könnte nicht anders handeln, als die Ordnungen des Seins ihm vorschrieben. Er wäre ein hilfloser Gott,

der bei jedem Unglück, das die Menschen trifft, bedauernd sagen müßte: „Es tut mir zwar aufrichtig leid, daß es euch so schlecht geht. Aber ich kann doch nicht um euretwillen meine ewigen Ordnungen aufheben. Darum müßt ihr euch schon geduldig fügen und auf bessere Zeiten hoffen!" Ein lebendiger Gott ist nur der, der sich das Eingreifen in die Naturordnung vorbehalten hat und darum hin und wieder ein Wunder tut. Solche Wunder — belehrt uns ein alter Verteidiger dieses Wunderbegriffes — brauchen durchaus nicht häufig zu geschehen. Es ist sogar ein Bedürfnis vorhanden, daß sie nur recht spärlich vorkommen. Denn es ist unbillig, wenn die einmal vorhandenen Naturordnungen gar zu oft aufgehoben werden. Die Welt könnte damit schließlich doch in Verwirrung geraten. Auch darüber sind die Verteidiger des alten Wunderbegriffs nicht einig, ob die Aufhebungen der gewöhnlichen Ordnungen nur in der früheren Zeit, von der Altes und Neues Testament berichten, und vielleicht wieder am Ende der Tage stattfinden, oder ob auch heute noch zuweilen solche Wundereingriffe nötig sind. Neuere Verteidiger lassen die letztere Frage in der Schwebe.

Einige Theologen des 17. Jahrhunderts sagen uns sogar ganz treuherzig: die Ereignisse, die nicht in strengem Sinne Wunder sind, wie die gewöhnliche Leitung der Welt durch Gott, sind in Gottes Haushalt viel wichtiger und bedeutsamer als die vereinzelten „Wunder", die früher geschehen sind, aber heute nicht mehr vorkommen. Auch können Wunder an und für sich nichts für die Wahrheit beweisen. Denn es gebe ja auch teuflische Wunder. Ein neu-orthodoxer Theologe meinte daher: es sei ein Mangel der alt-protestantischen Theologie, daß sie die Wunder doch nicht in ihrer vollen Bedeutung zu würdigen verstanden habe: dies Verständnis zu wecken sei erst der „neueren gläubigen Theologie", wie er sich ausdrückte, vorbehalten geblieben.

Dieser alte Wunderbegriff ist unrettbar verloren. Er scheitert an der Unmöglichkeit, die Ereignisse in der Welt in zwei Teile zu teilen, in einen größeren Teil des „natürlichen" und in einen kleinen Teil des „übernatürlichen" Geschehens. Dem religiösen Menschen ist es wesentlich, in allen Vorgängen, die ihn innerlich berühren, Gottes Walten zu sehen. Wir können nicht einige Ereignisse als Wunder aussondern und nur von ihnen behaupten, daß Gott unmittelbar in ihnen wirke. Sagt man: hier hat Gott durch ein Wunder eingegriffen, so muß die Gegenfrage lauten: „Meinst du etwa, daß Gott vorher nicht seine Hand im Spiele gehabt hat?" Und wenn wir im Rechte sind, einige markante Ereignisse herauszuheben, an denen uns das Wirken Gottes besonders hell entgegenleuchtet, so folgt daraus nicht: Gott wirkt nur hin und wieder. Wir können auch nicht unterscheiden zwischen einem unmittelbaren Wirken oder Eingreifen Gottes und dem gewöhnlichen Weltverlauf. Denn wir können uns nicht denken, daß Gott an irgend einem Ort oder zu irgend einer Zeit

weniger unmittelbar wirkte. Nichts in der Welt ist von Gott verlassen. In allen Völkern und zu allen Zeiten treibt Gott sein Erziehungswerk. Wenn auch Gott in der Fülle der Zeiten in Christus sein volles Wesen in die Zeit ergießt, so steht er doch von Ewigkeit her mit der Welt in innigster, mitteilender Verbindung. Man mag versuchen, wie man will, die Ereignisse in natürliche und unnatürliche, in wunderhafte und gewöhnliche einzuteilen, eine Grenzlinie wird sich nie ziehen lassen, wenn doch alles „Natürliche" nach religiöser Betrachtung im Uebernatürlichen wurzelt; wenn Gottes Wirken im Alltäglichen wie im Seltenen zu spüren ist; wenn alles Erklärbare, je weiter man das Begreifen fortsetzt, zum Rätselvollen, Unbegreiflichen hinführt.

Also: haben die wunderleugnenden Theologen doch recht? Nein, nur soweit sie Bestreiter des alten Wunderbegriffs sind. Was heißt denn „Wunder" eigentlich? Die Etymologie sagt nur: Wunder ist ein mich in Erstaunen setzendes Ereignis. In diesem allgemeinen Sinne wird kein Mensch leugnen, daß es Wunder gibt, ja auch das Wort Wunder im gewöhnlichen Leben zuweilen unwillkürlich gebrauchen.

Wunder in religiösem Sinne sind auffallende Ereignisse, an denen Gottes Sprache an uns besonders deutlich erhellt. In diesem Sinne ist der Glaube an Wunder identisch mit dem Vorsehungsglauben oder mit dem Glauben an einen lebendigen, wirksamen Gott. Er besagt, daß Gott im vollsten Sinne Realität ist. Vom Wunder sprechen wir dann, wenn wir in eklatanten Fällen die Empfindung eines auffallenden Wirkens Gottes haben. Wir stellen dies Handeln Gottes aber nicht dem gewöhnlichen, etwa von Gott verlassenen Weltlauf entgegen, sondern unterscheiden nur in einer Stufenlinie Vorgänge, an denen sich Gottes Wesen und Walten mehr oder weniger deutlich enthüllt. Der Wunderglaube enthält dann nichts anderes als die Energie des Vorsehungsglaubens! Gott kann und wird seinen Willen zur Durchführung in der Welt bringen, ohne daß irgend etwas Widergöttliches ihn zu hindern vermag. Ja wenn der Weltanblick das Gegenteil befürchten läßt — der Glaube traut Gott auch das scheinbar Unmögliche zu, wenn es nur seiner Weisheit entspricht. Diesen Wunderbegriff finden wir in vielen biblischen Stellen, er wird deutlich von Luther, Zwingli, Calvin, Melanchthon entwickelt. Es gehört zu den erfreulichen Zeichen der neueren Theologie, daß die oft durch lauten Parteistreit getrennten Lager, wenn man genauer zusieht und sich durch die Rufer im Streit nicht beirren läßt, hier eine weitgehende Uebereinstimmung beweisen. Die liberalen Theologen haben stets betont: Sofern man unter Wundern Fügungen Gottes versteht, seien auch sie wundergläubig. In diesem Sinne müsse jeder Christ an Wunder glauben, ja noch mehr: Wunder erleben. Und Herrmann wie Rade fügen heute hinzu: auch Wunder tun. Darauf, meine ich, ist es allen, alten wie neuen Theologen und schlichten Christen immer angekommen: wir wollen die Wirklichkeit Gottes im sinnlich-sichtbaren Leben erfahren. Wir wollen

nicht eingeschlossen sein in eine Welt- oder Naturordnung, die uns von Gottes Licht und Leben absperrt. Sondern wir sind überzeugt: in unser kleines Leben fällt ein reicher Schimmer des überweltlichen Lebens aus Gott bald spärlicher, bald voller hinein. An Wunder glauben heißt: diesen Schimmer sehen, sich an ihm freuen und dementsprechend handeln.

J. Wendland.

(Schluß folgt.)

---

# Alkoholismus und Seelsorge.

## Eine grundsätzliche Darlegung.

I.

Der Hauptreferent, der an der schweizerischen Predigerversammlung in Zürich über das Thema „Alkoholismus und Seelsorge" zu sprechen hatte, bezeichnete den Alkoholismus als die Unmäßigkeit im Genuß geistiger Getränke und zugleich als den durch diesen unmäßigen Genuß verursachten Schaden. Diese Definition wird den Tatsachen nicht gerecht. Denn, da praktisch mäßig und unmäßig zwei schwer gegeneinander abzugrenzende Lebensübungen sind und zudem der Verbrauch irgend eines Genußmittels nicht erst von einer bestimmten Grenze an als bezeichnend für den betreffenden Genuß angeschaut werden kann, müssen wir vielmehr den Alkoholismus bezeichnen als den regelmäßigen Genuß kleinerer oder größerer Mengen alkoholartiger Getränke. Wer bei der Nennung des Wortes „Alkoholismus" zunächst nur an Trunksüchtige und Säufer denkt und an den ganzen moralischen und wirtschaftlichen Zusammenbruch solcher Existenzen, der übersieht die Voraussetzungen, die solches Elend bedingen und die nicht mit den bequemen Theorien vom „sündigen Menschenherzen" erschöpft sind.

Der Alkoholismus ist aber gerade deshalb, weil er nicht Trunksucht ist, welche zu allen Zeiten ihre Opfer forderte, eine durchaus moderne Erscheinung. Denn erst die moderne Technik, verbunden mit dem modernen Verkehr, ermöglichten die Herstellung und Verbreitung so großer Mengen alkoholischer Getränke, daß alle Volkskreise gleichmäßig und regelmäßig damit versehen werden können. Jedes frühere Zeitalter kannte wenigstens für die große Masse des Volkes einen nur gelegentlichen Genuß alkoholischer Getränke, so daß für frühere Jahrhunderte von Alkoholismus nur die Rede sein kann für die ökonomisch besser gestellten Gesellschaftsschichten. Diese sind denn auch an diesem Genuß mehr oder weniger prompt zu Grunde gegangen.

Um nun die Aufgabe, welche der Alkoholismus (verstanden als der regelmäßige Genuß geistiger Getränke) der Seelsorge, d. h. der

erzieherischen Beeinflussung und der tröstenden Beratung, stellt, verstehen zu können, müssen wir einerseits einsehen, welche seelischen Beweggründe oder Zustände zum Alkoholismus drängen. Denn der regelmäßige Genuß alkoholhaltiger Getränke hat im Grunde genommen mit der Stillung des Durstes wenig zu tun, oder wenigstens erweist sich der Durst als eine durchaus sekundäre Ursache des Alkoholismus. Anderseits müssen wir uns ein Bild zu schaffen versuchen von den unter dem Namen „Alkoholismus" versteckten Lebenserscheinungen.

## II.

Daß eine Gewohnheit so allgemein werden und sich zu derartig festen Sitten verdichten konnte, wie die Trinksitten es sind, muß seinen Grund in bestimmten Verfassungen der menschlichen Seele, des lebensdurstigen und lebensstarken Ichs haben. Man wird in dieser Ansicht bestärkt durch die Wahrnehmung, daß kaum ein Volk auf Erden zu finden ist, das nicht diesen oder ähnlichen Gewohnheiten huldigt oder gehuldigt hat, oder auf dem Wege dazu ist, diese Gewohnheiten anzunehmen, d. h. das ebenfalls, sei es in seiner Gesamtheit, sei es in einzelnen, meist den besser gestellten Schichten der Bevölkerung alkoholartige Getränke oder diesen analoge Genußmittel regelmäßig zu sich nimmt. Ich sage ausdrücklich: den alkoholhaltigen Getränken analoge Genußmittel, d. h. solche, welche auf die Menschen eine gleichartige Wirkung ausüben. Solche Genußmittel sind Aether, Opium, Morphium, Chloral, Chloroform, indischer Hanf, Coca, von denen die meisten in den europäischen Staaten direkt verboten sind und deren Genuß unter die Kontrolle der Aerzte gestellt ist. Alle diese Mittel haben in anderen Zonen zu ähnlichen die Menschen zugrunde richtenden Volksgewohnheiten geführt, wie der Alkoholismus eine ist, so daß man z. B. von einem Opinismus in China, von einem Morphinismus in Indien u. s. w. sprechen kann, d. h. von der in diesen Ländern in den weitesten Bevölkerungsschichten bestehenden Gewohnheit, regelmäßig kleinere oder größere Mengen Opium oder Morphium zu genießen. Alle diese Genußmittel sind pflanzliche Produkte, wie die alkoholhaltigen Getränke auch und werden narkotische Gifte genannt, weil sie auf den menschlichen Organismus eine narkotisierende, d. h. eine lähmende Wirkung ausüben. Wir müssen also, um diesen Lebensgewohnheiten gerecht zu werden, die darin bestehen, regelmäßig narkotische Mittel zu genießen, von N a r k o t i s m u s sprechen, so daß sich der Alkoholismus für unsere Beobachtung darstellt als eine Teilerscheinung des Narkotismus. Der Narkotismus aber ist auf folgende Weise aus dem menschlichen Seelenleben zu erklären:

Jede Handlung des Menschen hat ein Lustgefühl zur Folge oder wenigstens liegt jeder Handlung der unbewußte Drang zu Grunde, eine Lust zu empfinden. Diese Lustgefühle, vom einfachen Wohlbehagen bis zur glühenden Begeisterung, machen das Leben immer von neuem lebenswert, stacheln an zu immer neuen Lebensbetätigungen.

Und jede Betätigung erzeugt als Vergeltung neue Lustakkorde. Wir leben also im Grunde genommen, um Lust zu empfinden oder vielmehr, indem wir leben, fließt aus dem Leben Wonne und Seligkeit. Krankheit, Schmerz und Kummer stellen sich dar als Lebenshemmungen, die ihre Ursache haben in Untätigkeit oder äußern Hindernissen oder irrtümlichen Handlungen. Je komplizierter und kräftiger ein Lustakkord ist, um so mehr muß der Mensch daran setzen, bis er ihm zu Teil wird. Für die meisten unter uns ist es so, daß, indem wir nach einer Lust ringen, wir sie doch nicht erleben, und volle Glückseligkeit wird nur wenigen zu teil. Aber auch Lustgefühle niedriger Ordnung sind vielen versagt. Wie wenige können z. B. heutzutage das Wonnegefühl des Anordnens und Befehlens auskosten! Wie vielen ist die göttliche Sorglosigkeit, die sich nicht um das tägliche Brot kümmern muß, versagt! Und doch sehnen wir uns alle nach Licht und Freude: wir möchten froh und glücklich sein. Wie finster ist das Leben, wenn die Freude keinen Raum darinnen hat, und doch: so viel verspricht das Leben und so wenig hält es; statt Lust wird uns Schmerz, statt Unschuld Schuld, Reue und Qual zu teil.

Ist es verwunderlich, wenn wir Menschen unter diesen Verhältnissen nach Auswegen suchen? Das Leben in uns möchte zu seinem Rechte kommen. Die Lust will genossen sein. Der Unlust möchten wir entrinnen. Da boten sich dem Menschen die narkotischen Gifte. Er gewöhnte sich an ihren Genuß, und was er vergebens gesucht hatte, Lebensglück, Daseinswonne, das fand er in ihnen.

## III.

Wie sollen narkotisierende Getränke Daseinswonne wecken, sie, die doch betäuben, lähmen! Gewiß, sie lähmen, und zwar lähmen sie zunächst, d. h. bei mäßigem Genusse, nur die feinsten Gehirn- und Nervenpartien. Gerade diese Partien aber sind die Träger derjenigen Funktionen, die wir am treffendsten als „Hemmungen" bezeichnen, Hemmungen, verstanden im Sinne der Hemmung im Uhrwerk, jener sinnreichen Vorrichtung, welche das zu rasche Abschnurren des Werkes verhindert und der Uhr die nötige Langsamkeit sichert. Wir alle kennen diese Hemmungen in uns, die bewußt und unbewußt funktionieren, und wir wissen, daß die ganze innere Kultur eines Menschen eng mit diesen „Hemmungen" zusammenhängt. Unsere Vorsicht, unsere Klugheit, unsere Zurückhaltung, die Zügelung unseres Trieblebens, unsere Gewissenhaftigkeit, sind alle nichts anderes als Wirkungen dieser „Hemmungen".

Und nun: ein Glas Wein oder zwei, und bestimmte feinste Hemmungen sind gelähmt, ausgeschaltet. Nun brechen verborgene oder zurückgehaltene Gedankenströme hervor. Die Lähmung greift weiter. Nun fließt die Rede ungehindert, begeistert oder unvorsichtig, übermütig und frech. Freilich auch Gehirn und Nerven gewöhnen sich an vieles, und das Gift wirkt je länger je weniger stark, dank

der Anpassungsfähigkeit der Natur. Aber auch die Anpassungsfähigkeit hat ihre Grenzen, und bei einem regelmäßigen Genuß alkoholischer Getränke werden sich bestimmte Hemmungen nie recht ausbilden und erholen können. Je stärker die regelmäßige Dosis des zugeführten Giftes, um so weiter greifende Lähmungserscheinungen bis zur sinnlosen Betrunkenheit. Es ist aber festzuhalten, daß zwischen der vollständigen Lähmung eines Betrunkenen und der erhöhten „Gemütlichkeit", der feinen Angeregtheit des Mäßigen nur ein gradueller, aber kein prinzipieller Unterschied besteht: beide Zustände sind Folgen der durch den Genuß des Alkohols hervorgerufenen Lähmungen, von denen die einen sich auf kleine Gehirnpartien beschränken, während die andern ganze Nervenbahnen umfassen. Aus diesen Darlegungen geht hervor, was früher schon betont wurde, daß der Alkoholismus als Lebenserscheinung nicht erst mit der Trunkenheit beginnt. Nur eine ganz unwissenschaftliche Betrachtungsweise kann an einer solchen veralteten und nicht zutreffenden Auffassung festhalten.

Von diesen Gesichtspunkten ausgehend, wird es möglich sein, eine einigermaßen umfassende, wenn auch bei weitem nicht vollständige Darstellung des Alkoholismus zu geben. Man könnte dabei in Versuchung kommen, die Erscheinungen, welche durch den Genuß alkoholischer Getränke verursacht werden, darzustellen als Lähmungen ersten, zweiten, dritten u. s. w. Grades. Ich will mich aber in keinen doktrinären Schematismus hineinverlieren, sondern einfach die uns allen bekannten Vorgänge und Erscheinungen des uns umgebenden Lebens ins richtige Licht rücken:

Welcher sorgenbeladene, durch viele Rücksichten gefesselte Mensch hat nicht durch sein Glas Wein oder Bier eine wunderbare Befreiung erfahren! Er vergißt seine prekäre Stellung im Gesellschaftsleben: gelähmt die unglückseligen Gehirnpartien, aus denen die klare Einsicht der Lage kommt. Der Trinkende fühlt sich frei und unabhängig; frei und unabhängig fühlt sich vor allem der Lohnarbeiter, der heutzutage nichts mehr zu seiner Arbeit zu sagen hat, sondern ein williges Werkzeug in der Hand des Unternehmers sein muß. Aus dem Glase strömt ihm mit dem Bier das stolze Gefühl des Herrseins. Die sonst unter dem Druck der rauhen Wirklichkeit gefesselte Fantasie unternimmt kühne Flüge. Der vorher schwerfällig schaffende Geist versteigt sich zu übermütigen Sprüngen: ganze Gedankengänge werden überhüpft und Anfang und Ende derselben verbinden sich zu einem geistreichen Ausspruch, zu einem Witz, der ein göttliches Gelächter entfesselt. Das Leben erscheint rosiger; die Schwierigkeiten des Erwerbslebens kleiner; die Macht der Menschen, unter denen man steht, unbedeutender und nötigenfalls leicht zu brechen. „Lieber sterben als nicht mehr trinken" hat mir schon mehr als einer gesagt. Und ich verstand ihn: im Trinken findet er den seligen frohen Zustand der Erfüllung, den das Leben ihm sonst vorenthält. Was haben diesem wirklichen und wahrhaftigen Glück gegenüber die nebenherlaufenden Schäden gesundheit-

licher und finanzieller Natur zu bedeuten? Und wenn sich der Betreffende zu halten versteht und sich nur alle Wochen einmal dieses selige Vergessen gönnt, wer ist so unbarmherzig oder so zudringlich, ihm dieses Stück Himmel nehmen zu wollen? Und er verteidigt es mit der ganzen Heftigkeit, deren sein Wesen fähig ist. Unnütz ihm zu sagen, daß sein Unabhängigkeitsgefühl nur eine Täuschung ist, die ihn daran hindert, in Wirklichkeit unabhängiger zu werden. Ihm ist der Schein der Unabhängigkeit genügend: das Herausfallen aus seinen Illusionen ist er gewöhnt, und sein ganzes Streben geht darauf hin, möglichst bald wieder in sie hineinzukommen. —

Ein hohes Glück der Menschen liegt im Weitblick, in der ungehinderten Urteilskraft. Die meisten aber müssen in der Enge leben und das Feld, welches ihnen offen steht, scheint ihnen zu klein. Jeder möchte gehört werden und jeder ist stolz, wenn man auf sein Wort, seinen Rat etwas gibt, wenn er auch mitsprechen kann, wo die großen Angelegenheiten des Tages und des öffentlichen Lebens entworfen werden. Und doch — nur wenige sind auserwählt zu Führern, nur wenige kennen die Seligkeit des schrankenlosen Schauens. Die meisten Menschen wissen auch genau, wie wenig sie gelten und wie wenig sie gelten können im „Rate der Weisen" und halten sich deswegen bescheiden zurück und ertragen mehr oder weniger gern die Führung der Berufenen. Beim Glase Wein schwinden aber bald die Bedenken gegenüber der eigenen Urteilskraft. Der einfache Biedermann wird gesprächig, wird sicher, ja wird vorlaut. Er versteht nun alles und je mehr er trinkt, um so besser versteht er es. Er übt an allem Kritik, an den Behörden, an allen produktiven Menschen in seinem Kreis. Die hohe Politik mit ihren verborgenen Ursachen wird ihm ein erschlossenes Buch. Er spricht mit Ueberlegenheit von den höchsten Menschheitsfragen und urteilt über die größten Geistesheroen, sofern er überhaupt das Organ besitzt, diese wahrzunehmen. Jede Fähigkeit, sich selber einzuschätzen, ist ihm abhanden gekommen; er vermag in keiner Weise mehr Distanz zu halten. — Wer kennt sie nicht, diese Bierbankphilister, diese Kunstbanausen, diese Spötter und Belächler aller großen Geistesanstrengungen? Welchen Balast bilden sie in der Entwicklung unseres Volkslebens, welches Hindernis für jede lebende Kulturbewegung! Und doch: Sie genießen ein sonst nicht erreichbares Glück: Sie haben vom Baum der Erkenntnis gegessen und fühlen sich Gott ähnlich. Befriedigt gehen sie vom Stammtisch nach Hause, Bilder der geschmeichelten Eitelkeit. Was nützt es, ihnen zu sprechen von der geistigen Versimpelung, der sie alle verfallen? Unnütz zu protestieren gegen diese Art der Behandlung der wichtigsten Fragen. Es ist eine bekannte Tatsache, daß das Schicksal mancher trefflichen Gesetzesvorlage, manches Kunstwerkes, manches öffentlichen Unternehmens, das zur Sanierung der Zustände führen sollte, am Biertisch für immer abgetan wurde. Und nicht weniger bekannt dürfte sein, daß der Biertisch der Ort ist, an welchem aus mancher jungen Seele der Respekt vor dem erhabenen Leben, vor

der sittlichen Anstrengung, vor der religiösen Ueberzeugung ausgewischt wurde. —

Und andere „Hemmungen“ werden ausgeschaltet. Der Wein ist als Sorgenbrecher gepriesen worden auch in dem Sinn, daß er die Sorge ums tägliche Brot, die Sorgen um die Familie, um Weib und Kind, den Kummer über Aerger und Zurücksetzungen hinwegschwemmt. Andere Stimmen sprechen mit, wenn der Alkohol seine Wirkung tut und übertönen die ewige Mahnung der Not und des Kummers. Der überarbeitete Mensch wird aus den in die sonst ewig gleichmäßigen Bahnen des Schaffens geschlagenen Ideen herausgerissen. Der Alkohol spannt aus und ist im Zeitalter der Hetzarbeit das willkommene Mittel, sich Ruhepausen zu verschaffen, die man sich sonst nicht zu geben im Stande wäre. Die Pflichten erscheinen nun leichter, geringfügiger als in nüchternem Zustande. Man überschaut nicht mehr alle Bedingungen und Konsequenzen. Der Familienvater tröstet sich leichter über seine Lasten, die ihm nun sogar lächerlich erscheinen können: Ach was, die Frau übertreibt, die Kinder dürfen nicht verwöhnt werden; schließlich ist man doch auch ein Mensch und muß etwas vom Leben haben. So hilft der Alkohol der Not des Lebens, dem „Kreuz“ entfliehen. Er ermöglicht ein sorgen- und gedankenloses Dahinleben. Die Wahrheiten, die Jesus aufgedeckt hat: Nur wer bis ans Ende beharrt, wird selig, und wer sein Kreuz nicht auf sich nimmt, kann nicht mein Jünger sein, müssen vor der feuchtfröhlichen Philosophie des Alkoholfreundes zurücktreten und verlieren in dieser Atmosphäre ihre Bedeutung und ihre Kraft. Denn der Alkoholismus als solcher ist die Verwirklichung der gegenteiligen Ansicht, nämlich daß man dem Kummer entrinnen und das Leben so leicht als möglich nehmen müsse.

Doch weiter. Die Menschen, vor allem die jungen Leute, haben zu allen Zeiten eine glühende Sehnsucht nach großen Taten, nach Heldentum und Abenteuerzauber im Herzen getragen, Ideale, die, ach, in unserer nüchternen Zeit der Arbeit wenig Aussicht auf Verwirklichung haben. Je höher heute einer streben will, um so länger muß er im Verborgenen unbemerkte, schwere Geistesarbeit verrichten. Die Zeiten, da Siegfried sein Schwert schmiedete und Walter von der Vogelweide seine Lieder sang, sind vorüber. Die Parceval-Fahrten führen nicht mehr auf die Landstraße, durch verzauberte Wälder und in Schlösser voll süßer Heimlichkeiten, sondern hinein in Spitäler und Gerichtssäle, in die dunklen Kreise, wo die große Masse der Entrechteten um ein menschenwürdiges Dasein ringt. Da griff die Jugend zum helfenden Becher. Und der Becher half und hilft über die poesielose Gegenwart hinweg. Aus seinen Tiefen steigt die ganze schöne Traumwelt des Heldenlebens und der Ungebundenheit. „Sie sind erhaben über Raum und Zeit, die Ritter von der Gemütlichkeit“, nicht hineingebannt in den harten, nüchternen Zwang des menschlichen Gesellschaftslebens, nicht ans Ringen ums tägliche Brot gebunden. Keck

und stolz schreitet der „Bursch“ durch die Gassen, ein Ausnahmemensch in jeder Beziehung — nach seiner Meinung wenigstens. Und nachts singt er beim Bier seine Heldenlieder, singt von der Schönheit der Landstraße, deren herbe Wildheit der Verwöhnte nie erfahren, und verübt seine Heldentaten, welche in Wirklichkeit nichts sind als Nachtbubenstücklein. Mit Hilfe des narkotisierenden Trankes aber ist es dem Jüngling zu Mut, wie jenem Wahnsinnigen im Irrenhaus, der sich unter seiner Krone aus Pappdeckel als König fühlt und dessen Hände in Gold und Kleinodien spielen, welche in Wirklichkeit nichts sind als Kieselsteine. Welch furchtbare Tragik, daß die beste Jugend des Landes, der Wirklichkeit entfremdet, ihre Sturm- und Drangjahre in eitlen und wahnwitzigen Träumereien verliert! Denn wenn es am besten abläuft, so machen sich die durch den Alkohol erhitzten Köpfe Luft in begeisterten Reden und Diskussionen, in denen für alles schöne Worte zur Verfügung stehen. Man glüht für alles Hohe und Edle, aber man glüht eben nur dafür und zu wirklichen, tüchtigen Leistungen kommt es selten.

Das ist Alkoholismus, wenn man will ersten Grades, diese Mauer von Täuschungen, welche der Mensch zwischen sich und der nackten Wirklichkeit aufrichtet, diese falsche Freiheit, diese trügerische Weisheit, diese unglückselige Sorglosigkeit, diese unfruchtbare Begeisterung. Die Lähmungen schreiten aber fort, je nach der Menge der regelmäßig genossenen Getränke und der Fluch ist dieser, daß der Alkohol zur Unmäßigkeit, zum Weitertrinken reizt, Kraft der Eigenschaft, die ihm inne wohnt, alles Wasser an sich zu binden. Darum der wahnsinnige Durst des aus einem Rausche Erwachenden: trotzdem er sich große Mengen von Flüssigkeit zuführte, braucht sein Körper wieder Flüssigkeit: denn faktisch hat der Alkohol, den er genoß, ihm Flüssigkeit entzogen anstatt zugeführt. Darum kommt allen alkoholischen Getränken nur in geringem Maße eine durststillende Wirkung zu, die sich in keiner Weise vergleichen läßt mit der durststillenden Wirkung des Wassers oder der Milch oder der Fruchtsäfte. Nur nüchterne Veranlagung oder ein natürlicher oder durch gute Erziehung gefestigter Wille gibt vielen Menschen den nötigen Widerstand gegen diesen Reiz zum Weitertrinken, dem dafür tausend andere hilflos unterliegen.

Der Alkoholismus in seiner ersten Erscheinungsform! Dieser Ausdruck drängt uns, nach weiteren Erscheinungsformen auszuschauen. Denn das vielfach immerhin ansprechende, holde Bild des ersten Stadiums wechselt völlig bei fortschreitender Betäubung weiterer Nervenzentren. Immer mehr Stimmen schweigen, die in nüchternem Zustand in uns sprechen: die Genien in uns neigen schlaftrunken ihre Köpfchen. Nun wagen wir ein Wort, das wir sonst tief im Busen verschlossen hätten, aus Klugheit oder aus Scham. Nun wagen wir auch Handlungen, deren wir vorher nicht fähig waren. Es erwacht in uns die Bestie, welche durch ein jahrhundertelanges Ringen unserer Vorfahren um innere Kultur niedergebändigt worden war. Die durch

Gewohnheit, Erziehung, Besonnenheit beherrschte Sinnlichkeit bricht mit ursprünglicher Gewalt hervor. Das Triebleben, nicht mehr zurückgehalten in weisen Bahnen der Mäßigung und der Sitte, wird Herr des Menschen und macht ihn zum widrigen Sklaven der Lüste. Es regt sich die in uns schlummernde und gebändigte Grausamkeit und Gewalttätigkeit. Brutal und rücksichtslos schreitet der Angetrunkene über fremdes Recht und fremdes Leid hinweg. Die raubtierhafte Freude am Quälen stellt sich ein, wie denn der chronische Trinker für die Seinen ein nie ermüdender Quälgeist ist. Im Hintergrund dieser schrecklichen Naturgewalten lauert aber die Mordsucht und zeigt gelegentlich ihr fürchterliches Haupt. Wir lesen dann in der Zeitung von einer neuen Familientragödie, vom Vater, welcher Frau und Kinder mit viehischer Grausamkeit im Rausch mit dem Beil erschlagen oder so etwas ähnliches.

Mord und Unzucht, die furchtbaren Geschwister, heißt es irgendwo. Neben der Gewalttätigkeit regt sich die Geschlechtsgier, zunächst im berückenden Gewand der zweideutigen Rede und der Zote. Ist nicht zu allen Zeiten die Wein- und Bieratmosphäre die richtige Brutstätte für alle Schlüpfrigkeiten gewesen? Jeder unter uns weiß, daß er auch beim dritten und vierten Glas wohlgefällig lächelte zu einem Witz, vor dem ihm sonst geekelt hätte. Und nun regelmäßig in dieser lähmenden Luft verkehren! Sollen wir uns wundern, daß Tausende edler, reiner Menschen dem wilden Drang in sich verfallen, durch ihr Trinken gelähmt in ihrem innern Widerstand und schwach, wo sie stark bleiben sollten und auch stark bleiben möchten. Laßt euch in einer Anstalt für schwachsinnige Kinder oder sonstwo erzählen von den ehelichen und unehelichen Sauserzeit- und Fastnachtskindern, von diesen ärmsten der Armen, welche ihr elendes Leben der trunkenen Gier ihrer selber ohnmächtiger Menschen verdanken. Unzucht und Alkohol, Prostitution und Alkohol, Animierkneipen und Alkohol, diese Begriffe gehören zusammen, ergänzen einander, und dieser Zusammenhang beleuchtet grell die Rolle, welche der Alkohol spielt, wie er den Menschen schwächt in seinem Ringen um die Vollkommenheit, wie er neue unnötige Schwierigkeiten bereitet in einem Leben, unter dessen Druck auch sonst schon die Menschen fast zusammenbrechen.

Die Lähmungen schreiten vorwärts, werden chronisch und verursachen vorübergehende und bleibende Leiden und Krankheiten. Welche Welt von Jammer und Elend tut sich auf! Wie mancher Vater wird frühzeitig den Seinen entrissen, der ohne sein „mäßiges" Trinken noch jahrelang hätte leben können! Wie mancher Hypochonder läuft umher, den einzig seine Trinkerleber quält und der nun sich und den Seinen eine Plage ist. Es kann nicht meine Aufgabe sein, hier den Alkohol als Krankheitserreger eingehend zu schildern. Aber das Krankenelend, das er heraufbeschwört, und das ein größeres ist, als man gewöhnlich annimmt, gehört auch in das Bild vom Alkoholismus, umsomehr als der Alkoholgenuß die Widerstandskraft gegen Krankheiten aller Art

stark vermindert. Mancher Mann wird von einer Lungenentzündung befallen, die er nur seinem mäßigen Alkoholgenuß zu verdanken hat. Und der Ausspruch eines Arztes in England anläßlich einer Cholera-epidemie, er möchte über jede Kneipe schreiben: Hier wird Cholera verkauft, ist bezeichnend. —

Wenn die Menschen etwas tun und immer wieder tun, so verhärtet sich diese Uebung zur feststehenden Sitte. In den meisten Ländern und so auch bei uns hat sich der Alkoholismus bestimmte Trinksitten geschaffen, denen man sich schwer entziehen kann und in die jedes neue heranwachsende Geschlecht hineinerzogen wird. Die Menschen kommen so zum regelmäßigen Genuß alkoholischer Getränke, ohne sich dabei etwas zu denken, gleichwie sie zum Genuß der Nahrungsmittel kommen, von denen sie leben. Und richtig, die alkoholhaltigen Getränke haben sich für das gewöhnliche Denken je länger je mehr eingereiht in die Klasse der Nahrungsmittel, und Wein, Bier und Most spielen eine große Rolle im Volkshaushalt. Der Alkoholismus stellt sich uns deshalb im weitern dar als eine feste Volkssitte, die dem einzelnen verwehrt, in dieser Frage selbständig zu sehen, zu urteilen und zu handeln. Mit der suggestiven Kraft einer Volkssitte berückt er die Menschen als etwas Selbstverständliches, das sie sich nicht aus ihrem oder dem Gesamtleben wegdenken können. Vielmehr erscheint derjenige, welcher sich dieser Sitte zu entziehen sucht und nicht bei jeder möglichen und unmöglichen Gelegenheit mittrinkt, zunächst als ein Sonderling, dann aber als ein Störer der Gemütlichkeit, ein Feind guter, alter Väterart, als ein Volksfeind. Der Alkoholismus ist geworden zu einer jener geheimnisvollen „Mächte der Welt“, welche die Menschen in den Bann schlagen, sie zu Herdentieren degradieren und welche die eigentlichen Feinde der freien, auf dem lebendigen Gott allein beruhenden Persönlichkeit sind. —

Die Macht des Alkoholismus beruht aber nicht nur auf dem menschlichen Drang nach Glück und auf seiner Verfestigung als Sitte, sondern auch auf seinen wirtschaftlichen Grundlagen. Wer die Stoßkraft ermessen will, die dem regelmäßigen Genuß geistiger Getränke zu Grunde liegt, muß sich Rechenschaft geben über das der Alkoholproduktion und dem Alkoholausschank zu Grunde liegende Geschäft. Zunächst sind an diesem Geschäft weite landwirtschaftliche Kreise interessiert mit ihrer Produktion an Trauben, Gerste, Hopfen u. s. w. Ungeheure Kapitalien liegen in diesen Bodenkomplexen und drängen auf Verzinsung und Profit, wollen also rege Nachfrage und guten Absatz. Dazu tritt der Bauer als Brenner, der besonders in Norddeutschland eine große Rolle spielt. Als dritter Produzent der Brauer, in dessen riesigen Brauereien weitere Millionen stecken, die als gute Kapitalanlagen gelten wollen und gelten können. Folgt der Großhandel, der besonders im Weingeschäft sich entfaltet, der Großvertrieb, der Ausschank mit seinem zahlreichen Bedienungspersonal, der Kleinhandel und der Kleinverkauf. Tausende leben vom Alkoholgenusse

des Volkes, und andere Tausende haben ihre Kapitalien gewagt auf die Stabilität und Zuverlässigkeit dieser Volkssitte hin. Dadurch bekommt der Alkoholismus eine Bedeutung für die Volkswirtschaft, mit der Politik und Gesetzgebung rechnen müssen. Der Alkoholismus hat seine Vertreter, die nicht fürs Trinken reden, weil ihnen selbst ein Glas Wein der höchste Genuß ist, sondern weil das Trinken der Leute ihr Geschäft erhält und befestigt. Mit der ganzen Energie, die einem so gewaltigen Interessenkreis innewohnt, drängt die Klasse der Alkoholproduzenten auf eine Vermehrung des Absatzes, auf eine Vergrößerung des Geschäftes hin, der gegenüber der Wille des Einzelnen erlahmen und der gegenüber der mäßige Genuß als ein ohnmächtiger Versuch, die persönliche Freiheit zu bewahren, weichen muß. Denn nur die Unmäßigkeit macht das Geschäft gut und läßt die Aktien steigen.

Doch genug. Der Alkoholismus steht nun vor uns als eine Erscheinung im Volksleben, welche weit über das Ermessen des Einzelnen hinausgewachsen ist und dem eine teils suggestive, teils wirtschaftliche Macht innewohnt, die immer weitere Volkskreise zu immer regelmäßigerem Genuß drängen möchte.

## IV.

Wenn es einen solchen Alkoholismus, wie er in Vorliegendem gezeichnet worden ist, gibt, so werden alle, welche Seelsorge treiben wollen oder müssen, ihn sehr wohl zu spüren bekommen; muß er doch ihren Bestrebungen bedeutende Schwierigkeiten bereiten. Es soll in folgendem versucht werden, diese Schwierigkeiten in den Hauptzügen herauszuarbeiten. Doch kann es sich auch bei der Darstellung dieser Lebensbeziehungen nicht um eine vollständige Beschreibung handeln. Alle diese Erscheinungen und Spannungen wechseln bei verschiedenen Personen und unter verschiedenartigen Verhältnissen stark das Gesicht und bleiben unerschöpflich wie alles Leben.

Jesus hat seine öffentliche Wirksamkeit begonnen mit dem Ruf: Tut Buße! Und wir als Seelsorger wiederholen diesen Ruf getreulich; ob immer mit derselben Liebe und demselben Ernst, das zu untersuchen gehört nicht hieher. Wir spüren aber alle, daß für uns Menschen eine Befreiung aus Enge, Not und Lüge nur dann möglich ist, wenn wir unsere ganze Unzulänglichkeit einsehen und den Mut haben, uns und andern nichts vorzulügen. Dieses „Buße tun“ ist aber keine leichte Sache; unser ganzes Selbstgefühl, unser Stolz sträubt sich dagegen; und noch mehr: uns fehlt vielfach die Fähigkeit, die eigene Lage und das eigene Wesen zu überschauen, zu beurteilen und einzuschätzen. Jeder Seelsorger wird deshalb immer wieder in weiser und liebevoller Art versuchen müssen, den Menschen zu dieser notwendigen Klarheit über sich selber zu verhelfen. Und nun kommt der Alkoholismus, will sagen, nun hat der Seelsorger es zu tun mit Leuten, welche regelmäßig Alkohol genießen, und die deswegen an einer ernsten Einkehr in sich selber doppelt gehindert sind; denn es ist eben so, daß der

Alkohol lange wirkt, bevor man äußerlich etwas wahrnehmen kann, ja lange sogar, bevor der Trinkende selber etwas von einer Wirkung merkt; und wenn er etwas merkt, so empfindet er die erste Wirkung als eine Förderung, als eine Anregung und nicht als ein Hindernis. Für die Kräftigung der sittlichen Persönlichkeit liegt aber gerade in diesem ersten Stadium ein Schaden, weil einmal das klare Urteil über sich selber getrübt ist, und weil sich weiter sehr gern jene Stimmung einstellt, in welcher man mit einer leichten Vergnügtheit über alle Schwächen hinwegzugehen geneigt ist, nach dem bekannten Witzwort: Meine Lästerchen sind mein Leben. Und man muß wissen, wie stark zuzeiten eine ganze Bevölkerung unter dieser Auffassung des Lebens stehen kann: ein leichtes Hinweggleiten über alle Tiefen, ein Vermeiden der ernsthaften Fragen, ein Witzeln und Lachen über die Angst vor dem Ungewissen oder über die Scheu vor dem Unsichtbaren. So sehe ich ein erstes Hindernis, das der Alkoholismus der Seelsorge bereitet in dieser Erschwerung der Aufgabe, die Menschen zur Selbsterkenntnis anzuleiten.

Und weiter. Dieselben Menschen, die heute zuversichtlich und vergnügt ihrem Beruf oder ihren Vergnügen nachgehen, sind morgen trostlos und wollen schier verzweifeln. Wir kennen bei Kindern den raschen Wechsel zwischen Lachen und Thränen und wissen, daß einfache Gemüter Zeit ihres Lebens nicht anders werden. Aber was sollen wir dazu sagen, wenn starke Männer diesem raschen Gemütswechsel unterworfen sind, wenn eine große Anzahl unserer Frauen haltlos jedem Schicksalswechsel gegenüber steht? Ich glaube, daß die Haltlosigkeit ein Charakteristikum für den Durchschnittsmenschen unserer Zeit ist, und ich habe Ursache, anzunehmen, daß der Alkohol ebenfalls Schuld trägt an diesem Mangel an innerer Festigkeit. Ich übersehe dabei nicht, daß besonders unsere Industriebevölkerung im allgemeinen stark entwurzelt und aus den alten Kulturzusammenhängen herausgerissen ist, in den z. B. unsere Bergbauern zu entschiedenen, knorrigen, wetterharten Typen heranreiften. Ich konnte aber selber beobachten, wie auch in reinen Bauerngegenden sich die Lebensverdrossenheit sehr oft unter dem Alkoholeinfluß bis zum Selbstmord steigerte, und die Selbstmorde, welche in meiner Gemeinde vorkamen, betrafen ausschließlich Bauern und Waldarbeiter, die Alkoholiker waren. Ich glaube von diesen Extremen zurückschließen zu dürfen auf den Gemütszustand so manches Andern, der sich dem Seelsorger in trostloser Zerfahrenheit zeigt und meine also, daß der Alkoholismus uns das Tröſten sehr erschwert: Die Dämonen sind stärker als die Engel in uns, und der Kampf zwischen beiden endigt nur zu oft damit, daß sich die Engel traurig in ihr sonniges Revier zurückziehen und den Dämonen das Feld überlassen.

Ich habe schon früher den Alkoholismus genannt die Verkörperung der Furcht vor den Leiden. Wer einen „Sorgenbrecher“ anerkennt in Form eines materiellen Genußmittels und von demselben

Gebrauch macht, um sich das Leben zu erleichtern, stellt sich in entschiedenen Gegensatz zu der Anschauung Jesu, welche in dem Satze gipfelt, den ich ebenfalls schon angeführt: Wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt, kann nicht sein Jünger sein. Der Schreiber der Johannisbriefe formuliert die gleiche Auffassung in dem bekannten Wort: Habt nicht lieb die Welt; denn die Welt vergeht mit ihrer Lust, wer aber den Willen Gottes tut, der bleibt in Ewigkeit. Indem wir durch ein Genußmittel künstlich Lust in uns erzeugen, die nicht die natürliche Lust des Gesättigtseins ist, so reißen wir gleichsam die Lust mit Gewalt an uns und zeigen damit, daß sie uns um ihrer selbst willen sehr lieb ist. Die Lust aber soll die Folge unseres Handelns, unserer Anstrengungen sein, gleichsam als der göttliche Lohn, der sich ganz von selber ergibt. Und nun ist ja ein gutes Stück von dem Wunderbaren der Erlösung durch Jesus, daß er die Notwendigkeit und Heiligkeit der Leiden dartat, und daß er die Kräfte vermittelte, welche uns befähigen, die Leiden nicht in stoischer Ergebenheit, sondern mit klarer und freudiger Entschlossenheit zu ertragen. „Jesus hat das Leben und ein unvergängliches Wesen ans Licht gebracht", heißt es irgendwo. Er hat unsere Augen aufgetan für die menschliche Art, wie sie sich durch das Leiden hindurch, gleichsam jenseits des Leidens, auftut. Denn dieses Leben jenseits des Leidens war vorher für die menschliche Betrachtung verschleiert und verdüstert gewesen, eben durch das Leiden selber. Und nun vollzog sich vor den Augen der staunenden Freunde und Schüler das Wunder, daß einer, der leiden mußte bis zum Wahnsinnigwerden, der verlacht, verhöhnt, verleumdet, gefoltert, schließlich am Kreuze den Verbrechertod litt, unter diesem unsäglichen Leiden heranreifte zu einer Reinheit, Klarheit und Milde des Wesens, die weit über alles menschliche Maß hinausreicht. Und es ging ihnen das Verständnis auf für die Unvergänglichkeit der Persönlichkeit, das sich im Auferstehungsglauben Ausdruck verschaffte. „Was sind die Leiden dieser Zeit gegen die überschwängliche Herrlichkeit, die uns bereitet ist, wenn wir ausharren!" Das ist der weltüberwindende Ruf des Christentums geworden für alle Zeiten. Und nun verlassen wir diese Klarheit, die vom Kreuze Christi auf die Tatsachen und Lebensvorgänge strahlt und dulden unter uns eine Sitte, die das Leiden als ein Unglück auslöschen will. Das Leiden ist aber nicht ein Unglück, sondern eine Schwierigkeit, durch die der Mensch wächst und geadelt wird. Im Alkoholismus aber schafft sich die alte Feigheit des Menschen Ausdruck, die nicht zu leiden w a g t, die sich fürchtet vor der Qual, diese Feigheit, welche die Unerlöstheit ist. Wo ist unser Gottvertrauen, das wir so gerne in die Worte des Paulus kleiden: Denen, die Gott lieben, müssen a l l e Dinge zum besten dienen? Jesus hat aber Recht gehabt: Gott wohnt leichter auf den Lippen, als in den Herzen. Dafür ist der Alkoholismus eine sprechendes Zeugnis. Als Seelsorger müssen wir oft von der Notwendigkeit der Leiden reden und müssen

auffordern, zu opfern und zu entsagen. Es ist dies eine der schwersten Aufgaben unseres Amtes. Ich glaube aber, der Alkoholismus erschwert uns auch diese Aufgabe sehr stark. Ja, er stemmt sich direkt gegen unsere Räte und verdunkelt die Wahrheit dessen, was wir sagen müssen, und unser Geschlecht, das auch ohne den Alkoholgenuß verweichlicht und verwöhnt genug ist und das jede Bequemlichkeit als einen Kulturfortschritt preist, wird je länger je weniger zu Opfern bereit sein und das Wort vom Leiden wie die Stutzer von Athen als eine Verrücktheit und maßlose Uebertreibung anschauen. Darum hütet Euch, Ihr Pfarrer, denn mit Eurem Glas Wein kommt Ihr in Gefahr, Euch selber zu Lügnern zu machen! —

Doch weiter, zum Alkohol, der den Widerstand gegen die eigenen Triebe und Lüste lähmt! Welche Mauer von Schwierigkeiten türmt er vor uns auf! Er reißt uns die Neukonfirmierten von den Kirchenbänken in die Wirtshausherrlichkeit hinein, aus der heraus sie aller Autorität spotten. Er hat landauf und -ab die gemütlichen, zur harmonischen Ausreifung der jungen Leute so nötigen, früher überall üblichen „Stubeten“ unmöglich gemacht und damit den unbefangenen Verkehr der Geschlechter untereinander zerstört und die heitere Selbstverständlichkeit des Zusammengehörens aufgehoben. Er ist zum großen Teil Schuld daran, daß die öffentlichen Tanzanlässe ein Odium an sich tragen und daß in das Geselligkeitsleben unseres Volkes ein widerlicher, unfeiner Zug hineingekommen ist. Er verführt den Laufburschen zum Stehlen der ihm anvertrauten Gelder und bringt das junge Mädchen um seine Ehre, die es im angetrunkenen Zustand nicht mehr wahren kann und will. Doch was soll ich dieses Meer von Nöten ausschöpfen? Wir alle stehen an seinen Ufern und fühlen uns hilflos und schwach diesem ganzen Elend gegenüber. Ich will auch nicht sprechen von den Aufgaben, die die Trinkerrettung uns stellt, nicht von den Schwierigkeiten, welche uns aus der Verwahrlosung der Trinkerfamilie entstehen. Für diese Not hat jedermann ein Auge.

Aber die Frage muß ich stellen: Wie soll der Seelsorger diese Schwierigkeiten überwinden? Und ich will die Antwort kurz und bündig fassen: Nicht nur durch Treue im Kleinen, mit der er die Verlorenen sucht und die Gefährdeten behütet, sondern *vor allem durch Treue im Großen, aus der heraus er den Bekennermut schöpft, vor aller Welt den Alkoholgenuß zu bekämpfen und für seine Person abzulehnen.* Weg mit der Phrase: Wir müssen Allen alles sein. Wir müssen weder dem Mäßigen ein Mäßiger, noch dem Säufer ein Säufer sein; vielmehr sind wir berufen, für Alle Wegbahner und Vorkämpfer zu werden, durch die Täuschungen und Irrtümer unserer Zeit hindurch zu der Wahrheit, die in Jesus Christus ist. Und ich kann mir nicht helfen: Im Lichte dieser Wahrheit stellt sich der Alkoholismus dar als eine jener finsteren Mächte, welche die menschliche Seele

knechten. Wehe dem, der Jesus selbst für den Alkoholgenuß ins Feld führen will, weil Jesus selbst Wein genossen habe, denselben Jesus, welcher der Unerschöpflichkeit der Lebensformen und Lebensmöglichkeiten dadurch gerecht geworden ist, daß er keine konkreten, in seiner Zeit wurzelnden Gebote gab, sondern der die Seinen an das Wirken des göttlichen Geistes wies, der zu allen Zeiten unter immer sich ändernden Verhältnissen das Böse zu überwinden drängt. Denn jede Zeit hat ihre besonderen Nöte und jede Not reift langsam heran, bis sie sich mit ihrer ganzen Wucht auf die Menschen legt und nun als das erkannt wird, was sie wirklich ist. So ist die Not des Alkoholismus erst unserer Zeit zum drohenden Vampir geworden. Wehe uns, wenn wir nicht den Mut haben, das Kreuz gegen sie zu erheben voll froher Gewißheit, daß wir in diesem Zeichen auch auf diesem Felde siegen werden! H. Bader.

---

# Zweierlei Religion.

## (Eine sozial-ethische Skizze.)

(Schluß.)

Wie stellt sich nun das Verhältnis von Innerem und Aeußerem in der christlichen Religion?

Förster's Buch, das gewisse Theologen wie eine Erlösung empfunden haben, hat energischen Widerspruch gefunden, und darüber wird sich jeder freuen, dem sein Christentum noch etwas mehr ist, als eine schöne Sonntagsreligion.

Das Beste ist aber, wenn wir das Evangelium selber fragen, was es zu dieser Gegenüberstellung von Innerem und Aeußerem in der Religion sagt. Da wollen wir denn zuerst und mit aller Schärfe das hervorheben, daß die christliche Religion gewiß und vor allen Dingen es mit dem Innenleben zu tun hat. Das Christentum bringt dem Menschen zuerst die Botschaft vom himmlischen Vater; der Vater aber ist für den religiösen Menschen in erster Linie für ihn da. Da handelt es sich gewiß zuerst um Gott und um die Menschenseele. Daß das Menschenkind einen Vater hat, der über all seiner Schuld und Sünde, über seinem Leid und Schmerz, über seinem Bitten, Hoffen, Wünschen und Seufzen steht, einen Vater, der die Seele mit großen Hoffnungen und Zielen füllt, das ist die Botschaft des Evangeliums. Das Christentum lehrt, daß die großen Entscheidungen über Glück und Unglück, Friede und Unfriede eines Menschenlebens im Innern fallen und in letzter Linie unabhängig sind von Stand oder Beruf, Bildung, Vermögen und vielen andern Dingen. Und es ist ganz klar, daß solche religiöse Gemeinschaft mit dem Vater Tausenden und Mil-

lionen von Menschen der hellste Stern ist auf ihren sonst oft dunklen Lebenswanderung. Sie sendet in das Leben vieler Kämpfenden, Sorgenden, Unglücklichen ein freundliches Licht hinein, macht, daß schlichte Frauen an unscheinbaren Posten wie Heldinnen stehen, macht, daß das Alter etwas froher und das Sterben für die Menschen leichter wird. Wer das Evangelium kennt, der weiß es doch, daß allem, was die Menschen tun, erst ein Inneres, die Gesinnung den Wert verleiht, und wenn die Welt besser werden soll, dann müssen wohl auch die Menschen besser werden. Ergreifend hat das schon Gottfried Keller in seinem Gedicht „Regensommer“ geschildert:

Krankes Weib am Findelsteine
Mit dem Säugling weine, weine,
Trostlos oder hoffnungsvoll.
Nicht im Feld und auf den Bäumen,
In den Herzen muß es keimen,
Wenn es besser werden soll.

Fleh' zu Gott, der ja die Saaten,
Und das Menschenherz beraten,
Bete heiß und immerdar,
Daß er, uns're Not zu wenden,
Wolle Licht und Wärme senden
Und ein gutes Menschenjahr.

Und hier dürfen wir wohl erwähnen, daß dieses Innere, Individuelle, Persönliche am Christentum schier von keinen Theologen so eindringlich hervorgehoben wird, wie von Professor Ragaz, Pfarrer Kutter und andern Religiös-Sozialen. Und es ist schier eine Verleumdung, wenn Foerster sagt, daß diese Männer das Evangelium entwerten und entleeren, es in ein wenig Moral und Sozialismus auflösen. Also ja, das Evangelium hebt die Seelen empor zu einer stolzen, königlichen Freiheit über die Welt, wie schon Luther sagte: „Ein Christ ist ein freier Herr über alle Dinge und niemandem untertan.“

Aber eine grandiose Verdrehung ist es, eine Geschichtsfälschung, wie man ähnlich verhängnisvolle suchen kann, wenn man sagt, das Christentum habe es nur mit dem Innenleben, mit der Seele der Menschen zu tun und mit der ganzen äußern Welt habe es nichts zu schaffen. Wohl hat es unter den Christen allezeit genug Leute gegeben, welche mit ihrem innerlichen, süßen Seelenchristentum und mit Christus als dem sanften Seelenbräutigam zufrieden waren und meinten, die Weltordnung Gottes sei nun einmal so, daß die einen Hammer seien und die andern Ambos sein müssen, daß einige Tausend an der Sonne wohnen und daß Hunderttausende im Schatten sitzen müssen. Es ist erstaunlich, wie lange Brutalität, Engherzigkeit und rohe Gesinnung sich mit christlichen Gedanken zu vereinigen vermochten; noch ein Treitschke meinte, Sklaverei in irgend einer Form müsse es eben geben in der Welt, wenn es Künstler, Gelehrte, überhaupt eine höhere Kultur geben müsse. Es hat wohl „fromme“ Seelenchristen gegeben, welche meinten, die Güter der Welt seien nur für

ein paar Auserlesene da, und alles andere sei „Canaille“, gut genug, um für ein paar Große sich aufzuopfern, ein „Dünger“ der Menschheit, um ein paar Uebermenschen heranzuzüchten. Und so wurde das Christentum vielfach zur sogenannten Armenleutereligion, welche die Menschen auf den Himmel vertröstete.

Zur Ehre Foersters müssen wir nun allerdings sagen, daß er das Christentum nicht zur bloßen Seelenkultur zusammenschrumpfen lassen will; er redet ja den Wohlfahrtseinrichtungen aller Art das Wort; nur trägt vieles, was er z. B. den Unternehmern empfiehlt, allzusehr den Charakter reinen Eigennutzes an sich, und die ganze soziale Frage wird von ihm in durchaus unfreiem, engherzigem und schulmeisterlichem Ton behandelt. Eigentliches Verständnis, Liebe und Achtung vor dem Arbeiterstand wird man bei Foerster viel zu wenig finden; das Ganze riecht für mich zu viel nach jenem herablassenden und hochmütigen Wohltätigkeitssport, wie wir ihn ja heutzutage vielfach antreffen, und man wird dabei ganz von selbst an das Wort von David Friedrich Strauß erinnert:

Die Menschheit hielt ich immer hoch,
Und manchen Menschen liebt ich auch,
Die Mehrzahl aber hab' ich stets,
Verzeih mir's Gott, für Pack gehalten.

Auch das kirchliche Christentum hat ja immer ein Ventil gehabt, durch das es über die engen Schranken der Seelenkultur hinauszog in die Welt; das waren alle sogenannten Werke der Gemeinnützigkeit, und wir wollen nicht in Abrede stellen, daß die christliche Religion auf diesem Gebiete Großes geschaffen hat und immer noch schafft. Aber wir wollen doch betonen, daß in der Wertung der Werke der Gemeinnützigkeit im Laufe der Zeit auch eine Aenderung eingetreten ist. Viel Großes hat die Nächstenliebe geschaffen; aber als Ideal darf sie doch nicht gelten, so wie sie jetzt ist. Vieles in der modernen Gemeinnützigkeit wird nur als ein frommer oder unfrommer Sport betrieben; vieles trägt ja auch ganz den Geruch des Almosengebens an sich und ist dazu angetan, die Leute ewig in Abhängigkeit und Unfreiheit zu erhalten; vieles wird den Leuten als Wohltat geschenkt, wo sie auf Recht und Gerechtigkeit Anspruch hätten; vieles wird von den Besitzenden als Abschlagszahlung à conto Wohltätigkeit gegeben, nur um nicht Größeres geben zu müssen. Mancher Schulsuppen- und Schülertuchverein und manche Kinderbewahranstalt wird gegründet, wo man sich doch billig fragen würde, ob man nicht besser darauf hin arbeiten sollte, daß das Familienleben gehoben würde. Viel Not wird gelindert, aber machtlos und ruhig sehen wir zu, wie immer neue und größere Not entsteht. Und nichts deprimiert gelegentlich den Menschenfreund so, als wenn er sieht, wie viele Leute am liebsten die ganze Welt in ein Armenhaus oder doch eine Armensuppenanstalt umwandeln möchten. Und hier setzt nun die neue Zeit ein und sagt: Wir wollen nicht nur Menschen aus dem Sumpf herausziehen, sondern

die verpestenden Sümpfe trocken legen. Wir wollen den Menschen ganz helfen; darum müssen wir aber auch ihre äußeren Verhältnisse in den Bereich unserer Hilfe hineinziehen.

Es ist bald gesagt, die äußern Verhältnisse seien für das Glück der Menschen Nebensache. Wohl kennen wir ja den Materialismus, der sagt: Der Mensch ist, was er ißt, und der etwa noch behauptet, der Untergang der alten Welt sei durch den „Mangel an Phosphorsäure und Kali im erschöpften Boden" bedingt gewesen. Aber wenn wir auch diesen praktischen Materialismus strenge abweisen, so bleibt doch immer noch die große Bedeutung der materiellen Dinge für das Wohlergehen der Menschheit bestehen. Die vornehme Dame, die in ihren Salons herum vegetiert und das Leben nur von der Seite der schönen Toiletten, der Konzerte, Theater und Automobilfahrten kennt, und die bessere Bürgerstochter, die in jeder Beziehung in geordneten Verhältnissen lebt, haben gut oder doch viel besser von Reinheit und Sittsamkeit reden; aber für das Mädchen, das in die Fabrik geht, macht sich die Sache leicht ein wenig anders. Der Pfarrer, der eine freundliche Wohnung, ein liebes Weib, ein paar fröhliche Kinder zu Hause hat und dem Wissenschaft und Kunst offen stehen, und der solide Bierbürger, der alle Abend an seinem Stammtisch sitzt, können wohl gut über die alkoholdurstige und wirtshaushockende Arbeiterschaft losziehen — zumal ihre Solidität oft dann erst anfängt, wenn der Magen nicht mehr gut funktioniert —, aber wer die Wohnungsverhältnisse vieler armen Leute kennt und dann dazu nimmt, wie gerade beim Alkoholvertrieb der Kapitalismus überall seine Fangarme ausstreckt, der fängt an, solche Fragen von ein wenig andern und tiefern Gesichtspunkten aus zu behandeln. Wer alle Tage ohne allzugroße Anstrengung, wenn auch nicht Ueberfluß, so doch genug hat, der kann ja leicht andern von der Nebensächlichkeit der irdischen Dinge reden, aber wer als Vater oder Mutter oder Kind in drückender Armut lebt, für den muß die Sache anders aussehen. Wenn das Innenleben doch so wichtig ist, wer wollte dann leugnen, daß es unter dem Druck der äußern Verhältnisse vielfach verkümmern muß? Wenn durchschnittlich 42 Prozent unserer Töchter in ihren besten Jahren nicht zur Ehe kommen, wer hat den Mut zu sagen, daß hier keine soziale Not vorhanden sei? Wer kennt die Wohnungsverhältnisse, die Arbeits- und Erwerbsverhältnisse der Industriebevölkerung und darf sagen, daß darin keine Gefahren für das Innenleben bestehen? Darum sehen denn auch ernstere Menschen in der sozialen Frage nicht bloß eine Magenfrage, sondern das Verlangen der Menschheit, aus der ganzen Unfreiheit der heutigen Verhältnisse herauszukommen auf eine höhere Stufe der Menschlichkeit, zu mehr Innerlichkeit, Freude und Freiheit.

Und das Evangelium ist bei diesem Vorwärtsdrängen und Vorwärtsschreiten der Menschheit nicht bloß müßige Zuschauerin oder freundliche Trösterin, sondern treibende Kraft. Denn nirgends reißt das Evangelium den Leib und die Seele der Menschen aus-

einander, so daß es den Leib seinem Jammer überläßt und dafür Seelenkultur treibt. Das Evangelium bringt uns die Botschaft vom Vatergott, aber die Seele und ihr Vater stehen nicht da in ihrer Isoliertheit, sondern neben der einzelnen Seele stehen vor demselben Vater sofort da die Seelen aller übrigen Menschen, und mit innerer Notwendigkeit folgt daraus eine allesumfassende Bruderliebe, die nicht nur dann und wann Almosen gibt, sondern dem Bruder so gründlich helfen will, wie sich selbst. Gott führt im Evangelium immer direkt hinüber zu dem Bruder. Gott dienen heißt dem Bruder dienen, Gott lieben heißt den Bruder lieben. Jesus hat unter dem Gottesreich nicht das Jenseits verstanden, wie die heutigen Christen es meistens verstehen. Schauplatz des Gottesreiches ist nach dem Evangelium Jesu Christi d i e s e Welt; vom baldigen, katastrophenmäßigen Hereinbrechen des Gottesreiches erwartet Jesus einen neuen Himmel und eine neue Erde, eine gewaltige Revolution aller Dinge, die bisher waren. Dazu nimmt sich die Theorie der heutigen Christen, daß das Christentum sich um die Dinge dieser Welt nichts kümmere, recht eigentümlich aus. Und wenn das Innenleben, das Seelenchristentum, von dem wir so gerne reden, wirklich vorhanden ist, muß es sich denn nicht äußern in der Welt, in Geschäft, Beruf, Erwerb, im Verkehr der Menschen und Völker. Einst stand das Christentum in der Welt drin mit der großen Hoffnung auf ein Kommen und Wachsen des Gottesreiches, mit der Hoffnung, daß Gott einst sein werde Alles in Allem, und daß alles Gott dienen müsse. Und als an Stelle dieser Hoffnung der tote Kirchenglaube der katholischen Kirche getreten war, da kamen die Reformatoren und haben mit der Erneuerung des Glaubens zugleich für die Erneuerung des Lebens gearbeitet und gekämpft. Und wo dann die protestantische Kirche das Leben sich selbst überließ, da ist sie sich selbst gleichsam untreu geworden. An der letzten Jahrhundertwende wurde m. E. mit Recht gesagt, die größte Errungenschaft des 19. Jahrhunderts sei das Erwachen und Wachsen des Solidaritätsgedankens gewesen. Der Solidaritätsgedanke aber war nichts anderes als eine reife Frucht des Evangeliums.

Und so darf und soll es denn nach dem Evangelium Jesu Christi keine Kluft, keinen Gegensatz geben zwischen Innenleben und äußerem Leben. Beide gehören zusammen. Die christliche Religion erfaßt allerdings zuerst des Menschen innerste Persönlichkeit, ergießt sich aber sofort als ein Strom des neuen Gotteslebens auf das äußere Leben des Menschen. Gesundes Innenleben ist wichtig, aber es ist erst dann gesund, wenn es sich äußert. Und damit gesundes Innenleben, Friede, Freude, Glaube, Hoffnung gedeihen können, dazu ist manchmal zuerst die richtige, materielle Grundlage nötig. Neue Menschen schaffen neue Verhältnisse, aber erst neue Verhältnisse sind manchmal auch der Nährboden, auf dem die neuen Menschen entstehen können. Und jedenfalls haben die Pfarrer nicht, wie Förster meint, nur Seelenkultur zu treiben und in der Kirche von allem Möglichen zu reden, nur nicht von dem,

was etwa die Menschen erschüttern und aufregen könnte, sondern im Namen des Evangeliums werden sie für jenes Gottesreich arbeiten, das auch die sichtbare Welt umfaßt.

Nach dem Gesagten sollen nun noch ein paar praktische Folgerungen angedeutet werden. Ich glaube nicht, daß wir politische Pfarrer werden müssen. Aber wenn einige das Zeug und den Mut dazu haben und das Odium der Kirchenleute und des Kirchenregimentes ruhig auf sich nehmen, so soll man sie mindestens mit dem gleichen Recht gewähren lassen, wie man andern die Bienenzucht und den Kohlbau oder ihre ersprießliche Tätigkeit bei irgend einer bürgerlichen Partei überläßt. Und selbst, wenn einer sich direkt der Sozialdemokratie zur Verfügung stellt, kann er ja eventuell dem Reiche und der Sache Gottes mindestens so nahe stehen, wie alle die, welche aktiv oder passiv die Geschäfte irgend einer andern Partei besorgen. Aber das glaube ich, wir müssen als Pfarrer der sozialen Frage gegenüber vielfach um- und anders denken. „Tut Buße" heißt da einfach die große Forderung. Wer über die heutige Zeit ein wenig orientiert ist, der wird doch sagen dürfen: Es ist erstaunlich, wie wenig gerade die Pfarrer manchmal in sozialen Dingen orientiert sind, und wie ihrer viele, junge und alte, von einem ängstlichen, reaktionären und oft sogar noch feudalen Geist getragen sind. Noch träumen ihrer viele den alten Traum vom idyllischen Pfarramt, wo man mit väterlicher Herablassung die ganze Welt behandeln konnte und das Amt den ganzen Mann getragen hat. Dabei wundern sich die Leute dann gewöhnlich noch darüber, daß eine solche Amtsauffassung und -Führung in der Gegenwart bei einem großen Teil der Bevölkerung kein Verständnis mehr findet. Ich habe nun doch auch schon etlichen Pfarrversammlungen beigewohnt, wo über soziale Dinge verhandelt wurde, und habe dann manchmal beobachtet, daß die ganze Diskussion höchstens ein wenig in einen Polterabend gegen die Sozialdemokratie ausartete und in der Forderung vom Habermuesessen und weniger Trinken endete (beides an sich ja sehr vernünftige Dinge). Ich habe seit etwa zwanzig Jahren auch in freiwilliger und offizieller Armenpflege gearbeitet und neben viel Erfreulichem auch erfahren, einen wie engen Geist viele Pfarrer manchmal selbst bei der Armenpflege an den Tag legen und sogar gelegentlich den unevangelischen Grundsatz der möglichst kleinen Armensteuer bei diesem Zweige der Amtstätigkeit allem andern voranstellen. Wenn die Arbeiter ein paar Rappen mehr Stundenlohn verlangen, so kann es selbst unter Theologen oft ein großes Lamento absetzen, und doch hat Professor Baumgarten in seinen „Neuen Bahnen" für Predigt und Katechese schon vor Jahren geschrieben, es stehe den Pfarrern, welche sozusagen ihr Leben lang in einer Lohnbewegung drin sich befinden, nicht an, gegen die Lohnkämpfe der Arbeiterschaft Stellung zu nehmen. Wenn von Verkürzung der Arbeitszeit und vom freien Samstag Nachmittag die Rede ist, dann sind es oft wieder die Pfarrer, welche dahinter nur mehr Trinkbedürfnis und Sucht nach

Ausgelassenheit wittern. Haben nicht wir Pfarrer auch dann und wann einmal einen freien halben Tag und sollten wir nicht denken, auch der Arbeiter könnte einmal lernen, würdig mit einem solchen umzugehen? Die Zeit wird doch je länger je mehr vorüber sein, wo die Pfarrer über die soziale Frage nichts zu sagen wußten, als im Konfirmanden-Unterricht etwa das alte „Märlein vom Teilen" aufzufrischen und in der Predigt dann und wann mit dem großen antikirchlichen Kladderatatsch zu drohen, mit welchem Schreckgespenst gewisse Politiker sich immer noch ihre Sessel zu garantieren verstehen. Wer ein wenig ins moderne Leben hinausschaut, der sieht doch, wie man über Streik und Sperre und viele andere Dinge heute schon ganz anders denkt, als nur vor zehn oder zwanzig Jahren; nur die Pfarrer sehen manchmal in jedem Streik gleich eine Auflehnung gegen die Obrigkeit und alle Ordnung. Wir Pfarrer müssen mit der Zeit marschieren und mancher modernen Frage gegenüber um- und anders denken. Wir müssen die großen scharfkantigen Einseitigkeiten des Evangeliums dieser Welt gegenüber wieder mehr zu Ehren ziehen und in Predigt und Unterricht nicht lauwarmes Zuckerwasser aus dem machen, was einst frische, stürmende Wasserflut gewesen ist. Wir müssen den Krieg, die Prostitution, den Alkoholismus, die Ausbeutung und viele andere Dinge als das bezeichnen, was sie sind, Faustschläge gegen die Wahrheit des Evangeliums. Wir Pfarrer werden wohl noch lange unsere Kraft in den Dienst der Gemeinnützigkeit stellen, aber wir müssen nicht vor lauter kleiner, oft doch nur unzulänglicher Gemeinnützigkeit das Auge uns trüben lassen für die Notwendigkeit einer großen, ganzen, tiefgehenden und radikalen Hilfe. Wir müssen uns nicht nur aufregen über formelle Dinge, etwa über die rechte Formel bei Taufe und Abendmahl, wohl aber muß uns die Vergewaltigung und das Unrecht, wo immer sie geschehen, aufregen, und die Frauen-, Kinder-, Wohnungs- und Lohnfrage dürfte uns schon manchmal etwas mehr Unruhe machen, als es geschieht. Wir müssen sehen, wie der Kompromiß, die Halbheit, der Personenkultus, die Sesselfurcht und das Günstlingswesen vielfach die Gegenwart beherrschen und sozusagen unser ganzes öffentliches Leben manchmal vergiften, und daraus dann auch die notwendigen Konsequenzen ziehen. Vor allem glaube ich, das Studium der Theologie muß in manchem Punkte anders werden; es darf nicht am breiten Strom des vielseitigen modernen Lebens vorübergehen. Unsere Professoren haben uns seinerzeit stundenlang über die dogmatischen Streitigkeiten in der alten Kirche unterhalten können, aber wenn es sich darum handelte, ein wenig über die großen Fragen der Gegenwart orientiert zu werden, hat man den jungen Menschen so ziemlich sich selber überlassen. Es ist erfreulich, daß Anfänge zu einer Besserung bereits vorhanden sind. Denke kein Pfarrer, er lebe in einer Gemeinde, wo es keine soziale Frage gebe und wo idyllische oder patriarchalische Vollkommenheit herrsche. Fragen, die in Städten und bei der Industriebevölkerung vorhanden sind,

tauchen in anderer Form auch bei der Bauernsame, beim Kleingewerbe und Handwerk auf; auch Landgemeinden leben nicht mehr in alter Abgeschlossenheit für sich; beständig herrscht ein Austausch von Menschenmaterial von Stadt und Land, Land und Stadt, und da besteht doch wohl überall die Pflicht, wenigstens sozialen Sinn und soziales Verständnis zu pflanzen, gegenseitige Achtung und Verständnis für die Nöte, Sorgen, Kämpfe und Leiden der andern zu wecken. Wenn doch erst neue Menschen eine neue Zeit schaffen können, sollte dann nicht die Kirche dazu da sein, wenigstens die neuen Menschen mit dem tiefen, ernsten, sozialen Pflicht- und Anstandsgefühl zu schaffen? Wie sollen denn unsere Leute, die ja doch an der Entwicklung unseres Landes mitzuarbeiten berufen sind, guten Willen und Kraft zu neuen Aufgaben haben, wenn diejenigen, die mit Bildung und Gesinnung voran sein sollten, noch ein paar Jahrzehnte zurück sind? Nicht politische Allüren sind es, die den Pfarrer heute zur sozialen Arbeit treiben, sondern das Evangelium Jesu Christi ist die Triebfeder. Hier im Evangelium lebt eine große, glühende Hoffnung, eine wunderbar erhabene Perspektive für die Entwicklung der Menschheit, welche das heutige Christentum über die Schablone, Tradition, Aengstlichkeit, Schwachheit, Engherzigkeit und Kleinheit hinaustreibt und uns vor neue Aufgaben und Ziele stellt.

Nicht uninteressant wäre wohl auch die Frage, wie die verschiedenen kirchlichen Parteien im Laufe der Zeit und der Entwicklung sich zur sozialen Frage gestellt haben. Mir scheint aber, es habe keine Partei gerade besonderen Grund, der andern Vorwürfe zu machen. Es hat Zeiten gegeben, wo auch in der Schweiz die ganze evangelische Kirche — wenige Ausnahmen abgerechnet — sich um die sozialen Probleme spottwenig gekümmert hat. Und vielleicht gilt in diesem Punkt für alle drei kirchlichen Parteien das Pauluswort: „sie sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhmes, den sie vor Gott haben sollten." Was speziell die Reformrichtung anlangt, zu der ich mich mit Freuden zähle, so kann ich allerdings die Art und Weise, wie manche Vertreter unserer Richtung die Verdienste um den sozialen Fortschritt für sich in Anspruch nehmen, nicht recht begreifen. Da heißt es dann immer wieder: die Vertreter der Reform seien ja selbstverständlich „auch" sozial; die Reform hätte von Anfang an sich auch mit den sozialen Problemen beschäftigt, wäre ja noch immer für die Rechte der Enterbten eingestanden, hätten stets ein offenes Ohr für die Nöte der Unbemittelten gehabt, und meist erfolgt dann der Hinweis auf ein paar Führer der Reform (wie Bitzius, Zwingli Wirth und Kambli 2c.) und auf ein paar diesbezügliche Bände der „Reformblätter" aus der Zeit vor 30 oder 40 Jahren. Mancher treue Anhänger der Reform vermag solche Ausführungen und Behauptungen nur cum grano salis zu verstehen. Ja, wenn ein Dr. theol. Kambli auf seine diesbezügliche Mitarbeit hinweist, so können wir das vollauf begreifen und freuen uns aufrichtig, daß der treue Kämpfer schon vor Jahren auf die soziale

Pflicht des freien Protestantismus hingewiesen hat und mit anderen unserer wackeren Führer für ein praktisch-tätiges Christentum eingetreten ist. Aber jedermann wird zugeben, daß die Welt in 30 und 40 Jahren eben wieder vorwärts gegangen ist, und daß die soziale Pflicht der Kirche in der Gegenwart in ihrer besonderen Art und Weise erfaßt sein will. Es ist für die gegenwärtige Generation der Reformrichtung eben doch kein großer Ruhm, wenn manche ihrer Vertreter in ihrem sozialen Verständnis heute kaum so weit sind, wie die Führer schon vor 30 und 40 Jahren waren. Und wer die Verhältnisse etwas näher kennt, kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß der ewige Hinweis auf die Führer der Reform und der immer wiederkehrende Ruf, „wir seien ja alle sozial und seien es immer gewesen", für manche Leute nur ein Ruhebett bedeuten könnten, um überhaupt der sozialen Frage aus dem Wege zu gehen oder sie mit ein paar Schlagworten abzutun, deren Zugkraft man kaum noch für möglich hält. Das ist nun freilich bei jeder andern kirchlichen Partei manchmal um keinen Deut besser, und darum haben wir keinen Grund, einander Vorwürfe zu machen. Wohl aber haben die Vertreter der Kirche ohne Unterschied der Parteien die Pflicht, noch viel mehr als bisher an der Lösung der sozialen Frage mitzuarbeiten. Dabei sollte das Verständnis für die soziale Frage, für die Sozialdemokratie und für die Nöte und Kämpfe eines großen Teils unseres Volkes nicht erst mühsam über irgend einen philosophischen Ethiker (Wundt und Paulsen) hinweg gewonnen werden, sondern das Evangelium Jesu Christi selbst sollte uns da vielmehr die Augen öffnen, die Herzen erwärmen und den Mut und den Willen stärken! E. Etter.

---

# Soziale Gedanken eines Arztes.*)

Geehrte Damen und Herren!

Erwarten Sie von mir keine hochwissenschaftliche Abhandlung; denn leider verfügen wir Jünger Aeskulaps nicht über jene freie Mußezeit, die nun einmal nötig ist, wenn man sich u. a. auch in die moderne religiös-soziale Literatur und Wissenschaft hineinarbeiten will. Sondern gestatten Sie mir einige ganz schlichte Betrachtungen, die sich jedem Durchschnittsmenschen direkt aufdrängen müssen, wenn er durch seinen Beruf stets von neuem hinter die Kulissen des Alltagslebens geführt wird und dabei die Augen offen hält.

Der sozialdemokratischen Partei angehörend, welche bekanntlich die Religion als Privatsache eines jeden Einzelnen erklärt, habe ich mir

*) Ansprache an der Abendversammlung der letzten religiös-sozialen Konferenz in Bern.

in religiösen Dingen, wie jeder andere Parteigenosse, alle Rechte vorbehalten.

Wer wohl, als gerade wir Aerzte, findet häufiger Gelegenheit, einerseits die klägliche Unzulänglichkeit all' unseres menschlichen Wissens und Könnens einzusehen, anderseits aber überall den allweise eingerichteten Organismus jeglichen Lebewesens zu bewundern? Wäre es da nicht gerade von uns ein dreistes Unterfangen, an der Existenz einer hoch über uns stehenden, wirklich göttlichen Macht zweifeln zu wollen?

Gar vieles aber auf unserem Erdenrund, das die sog. frommen Leute — gewiß meistens nach bestem Wissen und Gewissen — als göttliche Fügung, als von Gott so gewollt hinstellen möchten, dürfte sich bei näherer Untersuchung denn doch bloß als Menschenwerk erweisen. So müssen wir die Armut so vieler Hunderttausende von Brüdern und Schwestern zweifellos uns Menschen selbst aufs Konto schreiben und haben die Pflicht, dieselbe ganz ebenso energisch zu bekämpfen, wie irgend eine Massenerkrankung. Uebrigens würde wohl selbst der frömmste Arzt irgend eine Krankheit etwa deshalb nicht behandeln wollen, weil er denken könnte, sie sei von Gott geschickt? — Daß Krankheiten bekämpft werden müssen, darin dürften wir alle einig sein. Und da die Armut die Hauptursache ungeahnt vieler körperlicher, geistiger und seelischer Krankheiten und gar manches anderen Uebels ist, so müssen wir erst recht alles aufbieten, um sie zu beseitigen. Letzteres können wir aber nur, wenn wir das Ding bei der Wurzel anfassen.

Prüfen wir vorerst an einigen Beispielen die Richtigkeit meiner Behauptung, daß die Armut die Ursache so vieler Leiden und Uebel sei: In der Schweiz sterben alljährlich 3000 bis 4000 kleine Kinder ausschließlich an akutem Magen- und Darmkatarrh. Diese Krankheit kommt weitaus zum größten Teil in armen Familien vor, was ja leicht verständlich ist. Denn die armen Mütter sind erstens sehr oft nicht kräftig genug, um stillen zu können, oder aber sie haben keine Zeit dazu, weil sie gezwungen sind, dem Broterwerb nachzugehen. Und wenn die armen Würmchen so um ihre Muttermilch verkürzt werden, kann ihnen wieder aus Zeit- und Geldmangel bei weitem nicht jene peinliche Sorgfalt gewidmet werden, die für die künstliche Ernährung der Säuglinge Bedingung ist.

Den größten Teil der Frauenkrankheiten, insbesondere die Verlagerungen innerer Organe, die überaus lästigen Krampfadern und Unterschenkelgeschwüre, treffen wir bei jenen Frauen an, die sich vor und nach der Niederkunft aus ökonomischen Gründen zu wenig oder gar nicht haben schonen können.

Ein ganz schlechtes Zeugnis muß ich hier uns sog. Herren der Schöpfung ausstellen. Im täglichen Leben, wie auch bei Musik und Tanz, benehmen wir uns ausgesucht höflich gegenüber dem zarten Geschlecht. Sobald die Frauen aber vor, während und nach der

Niederkunft für uns und unsere Nachkommen leiden müssen, ist es aus und fertig mit aller Höflichkeit und Rücksicht; denn die Krankenkassen schließen ja die angehenden Mütter und die Wöchnerinnen von jeglicher Unterstützung aus.

Unser leider noch nicht geborenes eidgen. Kranken- und Unfallversicherungsgesetz will den Wöchnerinnen zwar allerdings ein bischen entgegenkommen, aber entschieden in zu geringem Maße. Eine kürzlich von der bernischen Vereinigung für Frauen- und Kinderschutz zu Gunsten der Wöchnerinnen, wie auch der Säuglinge, an die Bundesversammlung gerichtete, wohbegründete Eingabe scheint gänzlich unberücksichtigt zu bleiben.

Die Rachitis, die Ursache so vieler Verkrüppelungen, ist hauptsächlich auf mangelhafte Ernährung zurückzuführen und kommt deshalb am häufigsten bei den Armen vor.

Die Tuberkulose, die in unserem Lande jährlich rund 9000 Menschenleben vernichtet und beständig 80,000 Personen ans Krankenlager fesselt, ist bekanntlich in erster und letzter Linie auf schlechte hygienische Verhältnisse zurückzuführen und daher eine Proletarierkrankheit par excellence. Gewiß wird in jüngster Zeit ja von vielen Seiten her mit lobenswertem Eifer dagegen angekämpft. Trotzdem kann ich nicht umhin, hier hervorzuheben, daß zurzeit immer noch beständig rund 15—20,000 Tuberkulöse aus ökonomischen Gründen und wegen Platzmangel eine Sanatoriumskur, die vielleicht noch Heilung bringen würde, nicht antreten können!

Muß einem angesichts dieses düsteren Bildes nicht das Herz pochen, besonders wenn wir gleichzeitig die glänzendsten Berichte aus unseren Wintersportplätzen lesen, wie z. B. den folgenden aus Grindelwald:

„. . . . Auf den Eisbahnen wimmelt es Tag und Nacht. Täglich werden Curling-, Hockey- rc. Matchs ausgefochten; bei Nacht finden auf den größeren Eisbahnen „Eiskarnevals“ statt. Diesen Winter sind auffällig viele und hübsche Masken vertreten.“

„Lustig sind die Spiele auf dem Eise mit Schaufeln, Flaschen, Schlitten, Kugeln und wie die Hunderte von Dingen alle heißen. Abends keine Spur von Müdigkeit. An jenen Abenden, an denen keine Eisfeste stattfinden, werden in den verschwenderisch beleuchteten Sälen hübsche Bälle arrangiert, oder aber die Damen promenieren in ihren graziösen Toiletten in den Vestibüls oder im Wintergarten bei den Klängen eines feinen Orchesters.“

Ist es nicht auch beklagenswert, geehrte Anwesende, daß die Eidgenossenschaft im Kampfe gegen unseren gefährlichsten inneren Feind, den Tuberkelbacillus, der uns jährlich, was die Zahl der Menschenleben anbetrifft, nahezu eine Armeedivision hinwegrafft, noch nichts geleistet hat, währenddem wir, um gegen einen eventuellen äußeren Feind gewappnet zu sein, jährlich 42 Millionen Franken ausgeben!

Und geradezu beschämend ist die Tatsache, daß unsere Bundesverfassung, welche mit den hehren Worten „Im Namen Gottes des Allmächtigen!“ beginnt, infolge einer unglückseligen Fassung des Art. 69 zwar die Bekämpfung der Viehtuberkulose gestattet und auch schon eidgenössische Erlasse im Sinne einer solchen veranlaßt hat, daß sie aber vorerst revidiert werden muß, wenn wir vom Bunde aus auch gegen die Menschentuberkulose vorgehen wollen. —

Woher rekrutieren sich jene Hunderttausende bedauernswertester Mädchen, welche hauptsächlich in den großen Städten ihren entehrten Leib feilbieten und von welchen aus indirekt selbst auf unsere unschuldigen Gattinnen und Kinder die schlimmsten Krankheiten übertragen werden können? Doch fast ausnahmslos nur aus jenen ärmsten Kreisen, wo Nahrungs- und Wohnungselend, Alkoholismus, Vererbung und namentlich schlechte Erziehung jeden sittlichen Halt verunmöglichen.

Unsere ehrbaren Töchter besserer Stände, welche gegenüber jenen unglücklichsten aller menschlichen Wesen kaum ein anderes Gefühl als dasjenige der Verachtung kennen, haben nicht schwer, brav zu bleiben, wenn ihnen eine sorgfältige Erziehung zu teil geworden und zudem ein treues Mutterauge sie meistens bis zur Schwelle der Ehe liebevoll bewacht, im Gegensatz zu jenen anderen, die gleichsam von der Wiege aus dazu bestimmt sind, einst den überall lauernden Wohllüstlingen zum Opfer zu fallen.

Der Alkoholismus und das denselben oft begleitende Verbrechertum haben zu einem guten Teil ganz ähnliche Ursachen wie die Prostitution.

Allerdings trifft man den Alkoholismus nicht selten auch in den sogen. besseren Ständen an. Während aber der reiche Alkoholiker im schlimmsten Falle in einem Privatinstitut für Alkoholkranke diskrete Aufnahme und Rettung findet, winkt dem leistungsunfähig gewordenen armen Alkoholiker mit mathematischer Sicherheit die entehrende Zwangsarbeitsanstalt, die so häufig den ersten Schritt in noch tieferen moralischen Sumpf bedeutet.

Bei diesem Anlaß muß ich leider offen gestehen, daß selbst wir Aerzte oft gezwungen sind, dem Armen anders zu begegnen als dem Besitzenden. Nicht etwa, daß wir dem ersteren nicht dieselbe Gewissenhaftigkeit entgegenbrächten, wie dem letztern. Jedoch gibt es vorzügliche Heilmittel und Heilverfahren, die wir aus guten Gründen nur dem Reichen verordnen dürfen, währenddem andere, natürlich viel billigere Medikamente und Heilmethoden sich nach Angabe ihrer Erfinder speziell für die Armenpraxis eignen sollen.

Und die vielen wunderbaren Heilquellen, die der liebe Gott doch gewiß nicht nur für die Besitzenden fließen läßt, sind sie unseren armen Kranken nicht entweder gar nicht, oder aber nur unter großen Schwierigkeiten zugänglich?

Einen noch viel krasseren Unterschied beobachten wir dort, wo wir Aerzte am sichersten helfen könnten, nämlich in der Vorbeugung von Krankheiten. Mit wichtigster Miene raten wir z. B. dem Fabrikherrn, längst bevor er abgearbeitet ist, Ferien zu machen oder gar Seereisen anzutreten, um seine Gesundheit ja nicht in Gefahr zu bringen. Die Arbeiter und Arbeiterinnen aber, welche jahraus, jahrein, Tag für Tag, vom frühen Morgen bis zum Abend Körper und Geist ertötende, eintönige Arbeit verrichten müssen, erhalten erst dann Ferien, wenn sie krank sind und dann oft nichts mehr zu retten ist. Und wer hat sich am entschiedensten und selbstverständlich mit Erfolg gegen den Vorschlag gewehrt, im neuen Fabrikgesetzentwurf für die Arbeiter unter gewissen Bedingungen jährliche Ferien von nur fünf Tagen vorzusehen? Es waren die reichsten der reichen Unternehmer!

Geehrte Damen und Herren! Trotz all' diesen nicht wegzuleugnenden Tatsachen hört man immer wieder Stimmen, welche sagen: „Auch Arme können glücklich und brav sein.“ Glücklicherweise ist das richtig. Warum aber trachten wir alle, seien wir fromm oder nicht, danach, womöglich nicht arm zu werden? Doch gewiß deshalb, weil wir uns vor allem dem bewahren wollen, was die Armut mit sich bringen kann.

Hier möchte ich noch auf den uns allen geläufigen Ausdruck „bessere Stände“ aufmerksam machen. Wir verstehen darunter im Grunde „besser situierte Stände“, kürzen aber doch in „bessere Stände“ ab, indem wir ohne weiteres voraussetzen, daß besser situierte Leute auch besser seien, als schlechter situierte.

Wir sprechen ferner z. B. von einem armen, aber braven Manne, jedoch von einem wohlhabenden und geachteten Manne, nie aber von einem wohlhabenden, aber geachteten Manne.

Und warum sehen wir sogenannten besseren Leute es nicht gerne, wenn unsere Söhne und Töchter viel mit Leuten unter dem Stande verkehren? Doch gewiß deshalb, weil wir fürchten, daß sie moralisch eher hinab- als emporgezogen werden könnten! —

Nun werden viele mir entgegenhalten, daß gegen die Armut und all ihre traurigen Begleiterscheinungen die zuverläßigste Waffe das Christentum, die Betätigung christlicher Nächstenliebe sei. Da müßte ich nun direkt unwahr sein, wenn ich nicht zugeben wollte, daß christliche Nächstenliebe sehr viel Gutes zu leisten im Stande ist und auch leistet. Ich könnte ja von manch schönem Beispiel, das ich als Arzt beobachtet habe, erzählen. Warum aber hat das Christentum die Massenarmut bis jetzt nicht überwinden können? Antwort: Weil seiner machtvollen Entfaltung ein großes Hindernis im Wege steht. Und dieses Hindernis ist der Kapitalismus, d. h. das Privateigentum an den Produktionsmitteln und der dadurch bedingte Konkurrenzkampf Aller gegen Alle!

Da liegt die Wurzel der Armut, die wir anpacken müssen!

Meine Damen und Herren! Wenn wir noch so sehr bestrebt sind, die rechte Hand nicht wissen zu lassen, was die linke tut, so hüten wir uns doch alle sehr davor, mit beiden Händen soviel wegzugeben, daß wir selbst verarmen könnten. Und doch lehrt Christus, daß die Armen nicht nur die Brosamen, die von des Reichen Tische fallen, empfangen sollen, sondern er hat dem reichen Jüngling klar und deutlich gesagt: „Willst du vollkommen sein, so gehe hin, verkaufe was du hast und gib es den Armen."

Wer aber heute nach diesem Gebote Christi handeln würde, der käme ins Irrenhaus, oder würde bevormundet.

Der Einzelne kann eben nicht, wenn er im allgemeinen Konkurrenzkampfe nicht untergehen will, mehr als ein Gewisses leisten. Und da wir für die kranken und die alten Tage oder für die Zeiten wirtschaftlicher Krisen vorbauen wollen, so kommen wir leider alle in Versuchung, möglichst vorsorglich — Schätze zu sammeln. Man kann dies niemandem verargen. Aber noch viel weniger haben die Besitzenden das Recht, den Nichtbesitzenden zu grollen und Begehrlichkeit vorzuwerfen, wenn dieselben sich durch vereinte Kraft materiell, geistig und moralisch emporarbeiten wollen. Der Sozialismus lehrt, daß letzteres nur auf dem Boden der Ueberführung der Produktionsmittel aus dem Besitze weniger Bevorzugter in den Besitz der Allgemeinheit durchführbar sei. Es liegt mir ferne, heute jemanden zum Sozialismus bekehren zu wollen. Aber ich glaube denn doch, sagen zu dürfen, daß der Grundgedanke des Sozialismus ächt christlich ist.

Wir Menschen sollen uns ja gerade nach der Lehre Christi als Brüder und Schwestern fühlen, zusammen gleichsam eine Familie bilden. In einer Familie darf es aber doch nicht vorkommen, daß einige kräftige Brüder sozusagen alles für sich beanspruchen und den anderen, den schwächeren Geschwistern nur gerade so viel übrig lassen, daß sie nicht direkt verhungern müssen; sondern alle Kinder sollen gleiche Rechte und selbstverständlich auch gleiche Pflichten haben.

Auf einem aus dem Wasser emporragenden großen Felsen sitzen wohlgeborgene Menschen, die Besitzenden. Unten im Wasser dagegen kämpfen andere gegen das Ertrinken, die Besitzlosen. Selbstverständlich ist keiner von denjenigen auf dem Felsen so roh, die unten ohne weiteres ertrinken lassen zu wollen. Man wirft ihnen deshalb gerne etwa ein Stück Holz hinab, an dem sie sich notdürftig über Wasser halten können. Menschlicher und christlicher wäre es aber, selbst hinabzusteigen und den Bedauernswerten emporzuhelfen. Man tut dies aber nicht, weil man findet, daß oben auf dem Felsen nicht Platz für alle sei und begnügt sich damit, allerhand Trostesworte und Ermahnungen hinabzurufen.

Denken wir uns nun hinein in die Lage der unten Befindlichen, was wir im Leben leider viel zu wenig tun! Müssen wir da nicht verstehen lernen, daß zuweilen ein derbes Wort und besonders der spöttische Vorwurf hinaufgerufen wird, daß die da oben auf dem Trockenen leicht zu predigen haben!

Deshalb möchte ich speziell unseren Gottesgelehrten dringend ans Herz legen, in Zukunft viel mehr als dies bisher geschehen, hinabzusteigen bis zum Wasser, den dort Befindlichen die Hand zu reichen und sie moralisch zu unterstützen in ihrem Bestreben, sich einträchtiglich emporzuarbeiten. Vielleicht werden darob einige von den Gewaltigen zu oberst auf dem Felsen ein unfreundlich Gesicht machen. Aber was hat solch ein unberechtigtes Grollen wenig zu bedeuten gegenüber der bestimmt zu erwartenden Tatsache, daß dafür unten ungezählte Tausende wieder glauben lernen werden, daß auch das heute verkündete Christentum kein leerer Wahn ist und daß sie durch diesen Glauben empfänglich gemacht werden für all das Erhabene und Erhebende, das der große Nazarener gelehrt hat!

Dr. Rikli.

---

# Hoffen und Warten.

Wir haben in der Religion wieder hoffen gelernt, und zwar nicht nur auf ein Jenseits (wenn auch diese Hoffnung unangetastet bleibt, ja selbst auch eher im Erstarken begriffen ist), sondern auch für diese Erde. Gewiß ist die Hoffnung immer eine Macht in der Christenheit gewesen, und in Zeiten, wo die irdische schwächer wurde, war die himmlische vielleicht desto stärker. Aber darum bleibt doch fest, daß die heutige Christenheit in diesem Punkte der urchristlichen Stimmung und der Meinung Jesu wieder näher kommt, als viele bisherigen Generationen. Wir erwarten wieder mit größerer Zuversicht von unserem Gott Taten, immer neue Taten der Hilfe und Erlösung für die Welt. Darin erkennen und glauben wir ihn als den Lebendigen. Wir schauen zu ihm vorwärts als auf den Kommenden, wir glauben, daß er uns noch Großes und Größtes aufbewahrt habe; wir sind auch gefaßt auf seine Gerichte. Wir verfolgen mit Spannung die Entwicklung des Weltwesens, weil wir darin etwas von seinem Walten und Schaffen ahnen. Wir harren auf Gott. Und zwar gilt das alles nicht nur von einzelnen Gruppen oder Richtungen innerhalb der Christenheit, sondern mehr und mehr von der Gesamtheit. Ein ganz besonders bedeutsames Zeichen dieses Umschwungs war die Stimmung, die den Weltmissionskongreß zu Edinburg erfüllte. Eine neue Gotteszeit ist da, so lautete die Losung; in diesem Jahr-

hundert werden gewaltige Entscheidungen fallen — darum, ihr Christen, seid bereit, seid groß!

Diese Stimmung ist wie ein Frühling. Mut und Siegesglaube kommen wieder in die Herzen. Alte, nur mehr halb geglaubte, mehr aus Pietät als aus Ueberzeugung festgehaltene Verheißungen werden lebendig. Das Heroische des Christentums erwacht. Aber freilich kommen damit auch Schmerzen, die man vorher nicht kannte oder doch nicht in gleichem Maße. Hoffnung ist mit Enttäuschung verbunden, Enthusiasmus kann zur Schwärmerei werden, gespannte Erwartung in Ungeduld umschlagen. Schon kommen Warnungen. Man erinnert an die Wiedertäufer, an das Urchristentum sogar, dessen Hoffnung, wie man meint, mit teilweiser Enttäuschung endete. Und wirklich spielt das Problem des richtigen Verhältnisses von Hoffen und Warten schon im Neuen Testament und dann in der ganzen christlichen Entwicklung keine kleine Rolle.

Gewiß sind die soeben genannten Gefahren vorhanden. Aber ebenso gewiß gibt es ein in der Sache selbst begründetes gesundes Verhältnis von Hoffen und Warten, Enthusiasmus und Resignation, Spannung und Geduld.

Einmal kann gerade richtiges Hoffen eine große Ruhe erzeugen. Die Hoffnung, die wir meinen, ist ja nicht eine aus dem Wellenschaum der natürlichen Wünsche und Neigungen des Menschenherzens entstandene, sondern eine auf Gott gegründete; sie geht nicht auf die Erfüllung dieser oder jener schönen Träume, sondern auf *seine* Sache allein, auf den Sieg seiner Heiligkeit und Liebe über alle Welt- und Todesgewalt. Wo diese Hoffnung in ihrer reinen Gestalt erfaßt wird, da vergeht die Unruhe des Machenwollens. Wir wissen, daß nicht wir es sind, die es schaffen. Freilich wissen wir auch, daß wir Mitarbeiter Gottes sein sollen, aber dieses Mitarbeiten ist wesentlich ein gespanntes Aufmerken auf seinen Willen und Weg, nicht ein buntes Projektemachen, Gründen, Agitieren. Es vergeht Vielgeschäftigkeit und Hast, ja, es stellt sich sogar die Gefahr des Quietismus, des tatlosen Zuwartens ein. Aber wo ist ein wertvolles Gut ohne Gefahren? Jedenfalls kann rechtes Hoffen ein stilles, getrostes, seelenstarkes Warten erzeugen.

Dazu kommt ein Zweites. Wenn das Hoffen wirklich auf Gott ruht, dann ist es demütig. Es macht Gott keine Vorschriften. Und es ist gleichsam vom Atem der Ewigkeit durchweht. Denn das ist eine Eigenart lebendiger Gemeinschaft mit Gott, dem Ewigen, daß vor ihm das bloße Zeitmaß seine Bedeutung verliert. Daher mag es wohl geschehen, daß vor dem Blick des mit Gott Hoffenden Entwicklungen von Jahrhunderten und sogar Jahrtausenden sich in perspektivischer Verkürzung so zusammenziehen, daß das Ziel ganz nahe erscheint, aber auch umgekehrt macht es dem Hoffenden wenig aus, ob sein Hoffen in Jahrzehnten oder Jahrtausenden in Erfüllung geht. Gottes Atem ist wie der des Weltmeers, tausend Jahre sind vor ihm wie ein

Tag; etwas von dieser Größe, diesem Ewigkeitsmaß teilt sich denen mit, die in Gottes Nähe kommen. Und schließlich — haben sie nicht im Grunde schon alles damit, daß sie Gott haben? Die kommenden Entfaltungen — in ihm sind sie eingehüllt da; er i s t das Reich, und wer ihn hat, hat es wirklich inwendig in sich.

Damit komme ich zum Dritten. Das Harren auf Gott ist etwas, das wir besonders von dem alten Bunde her kennen. Die Propheten und Psalmisten sind uns seine Vorbilder. Aber wir leben im neuen Bunde. Inzwischen ist Jesus Christus gekommen. In ihm ist Gottes Leben und Wahrheit mitten unter uns schon erschienen. Darum feiern wir Weihnachten. In ihm ist die Herrlichkeit des Reiches schon da. Darum ist unser Harren doch ein anderes, als das der Menschen vor ihm. Es ist ihm etwas von seiner Angst und Unruhe genommen. Es geht mehr auf die Entfaltung einer schon erschienenen Wahrheit als auf das Kommen dieser Wahrheit selbst. Darum ist unser Vorwärtsschauen verbunden mit einem viel getrosteren Rückwärtsschauen. Von dem Licht Christi her wird das Warten hell und still. Wir sind solche, die im Verlangen auch schon besitzen. Seliges Besitzen, seliges Verlangen!

Wir stoßen auch hier zuletzt auf den Punkt, zu dem wir immer gelangen, wenn wir nach der Bedingung der vollen Wahrheit und Gesundheit alles Lebens suchen: Unser Verhältnis zu Gott muß im Zentrum richtig sein, dann wird auch unser Hoffen und Warten richtig. Zur Richtigkeit unseres Verhältnisses zu Gott gehört aber vor allem, daß nicht das Ich Gott für seine Zwecke in Anspruch nehme, sondern das Ich sich einfüge in Gottes Gedanken. Es gehört dazu auch ein richtiges Verstehen Gottes. Wir müssen begreifen, daß Gottes Schaffen nicht ein willkürliches ist, sondern gleichsam gebunden an seine eigenen Ordnungen, daß es sich also nicht richten kann nach dem unruhigen Takt unseres Herzens, sondern seinen großen, notwendigen Gang gehen muß. Es muß sicher auch im Kommen des Gottesreiches das Eine zuerst geschehen sein, damit das Andere eintreten könne — und wer von uns schaut in diese Geheimnisse hinein? Sicher ist Gottes Schaffen lauter Wunder und unser Glaube besteht darin, daß wir das Wunder erwarten, aber es muß ein sittliches, nicht ein magisches Wunder sein; wir dürfen also nichts erwarten von bloßem Drängen und Himmelsstürmen. Wenn Gott ein heiliger Gott ist — und er ist es! — und wenn er ein Reich von Wesen will, die in sittlicher Reife zu ihm heranwachsen, so muß sein Schaffen ein Erziehen sein und Erziehung braucht Zeit. Er braucht dazu, wie jeder echte Erzieher, den W i l l e n der zu Erziehenden. Gott muß warten, auf uns warten — wie lange wohl warten? Aber gerade darum hat unsere Arbeit ihm zu helfen. Sie muß ihm entgegenkommen. Unser Wille muß sich ihm öffnen, daß wir seine Diener sein können. Und unser Leiden muß das Leiden Christi ergänzen. Das Warten führt zum Arbeiten, ist ein Arbeiten, und das

Arbeiten ist ein Warten; es gibt kein angespannteres Arbeiten als rechtes Warten und kein besseres Warten als rechtes Arbeiten.

So verbinden sich, die sich zu widersprechen scheinen: starkes, ja gespanntes Hoffen auf Gott und geduldiges Warten auf ihn, entschlossenes Vordringen mit ihm und zu ihm und wunschloses Ausruhen in ihm. Wohl werden wir Menschen auch die Aufgabe der Vereinigung dieser beiden scheinbaren Gegensätze nur unvollkommen erfüllen, aber sollen wir ihr deswegen ausweichen? Wir wollen doch dankbar sein, daß wir wieder lebendiger an den Gott glauben dürfen, der Taten tut und uns zu Taten beruft. L. Ragaz.



# Rundschau.

**Kirche, Sozialdemokratie und „Religiös-Soziale".** In dem Verhältnis von Kirche und Sozialdemokratie, dieser großen Angelegenheit des heutigen Christentums, haben sich in der letzten Zeit bei uns einige Entwicklungen von symptomatischer Bedeutung vollzogen, die wir schon um unserer ausländischen Leser willen in den Neuen Wegen nicht mit Stillschweigen übergehen dürfen, trotzdem wir annehmen, daß sie den schweizerischen in der Hauptsache bekannt seien. Es scheint uns nicht unwichtig, daß man im Auslande erfahre, wie sich dieses große Problem bei uns entwickelt, und wir wissen auch, wie man sich dort dafür interessiert.

Ausgehen möchte ich von dem Novembersonntag des letzten Jahres, da Pfarrer Pflüger in der St. Jakobskirche in Zürich seine Abschiedspredigt hielt. Warum hat Pflüger den Pfarrerrock an den Nagel gehängt? Er, der aus seinem Herzen keine Mördergrube zu machen pflegt, hat sich darüber selbst deutlich geäußert. Er ist Stadtrat geworden, einmal weil er auf diese Weise einige seiner kommunal-politischen Ideen (besonders wohl die auf die Wohnungsreform bezüglichen) wirksamer fördern zu können glaubt, sodann aber auch aus mehr innerlichen Gründen: die Schwierigkeit, seine religiöse Stellung mit einem Pfarramt zu vereinbaren, hat ihm stets zu schaffen gemacht und mancherlei Enttäuschung in seinem Wirken hat, wie die Abschiedspredigt ebenfalls andeutete, den Abschied erleichtert.

Mit Pflügers Rücktritt vom Pfarramt schließt gleichsam eine Episode in der Auseinandersetzung zwischen Kirche und Sozialdemokratie ab. Es erregte nicht geringes Aufsehen, als er seinerzeit zur Sozialdemokratie überging. Man erwartete in kirchlichen Kreisen von ihm, daß er in der Sozialdemokratie als Vertreter des Christentums dastehen und eine Annäherung der beiden herbeiführen helfen werde. Auch „Positive" haben sich über seine Antrittspredigt gefreut.

Die solches erwarteten, haben freilich eine gewisse Enttäuschung erlebt. Pflüger ist ihnen mehr als Vorkämpfer der Sozialdemokratie, denn als Pionier des Christentums inmitten der Sozialdemokratie erschienen. Auch hat er sich theologisch so weit nach „links" entwickelt, daß sein Glaubensbekenntnis mehr das des Positivismus, als das des Evangeliums zu sein schien. Dazu kam, daß die Meisten Pflüger fast nur in der tendenziösen Beleuchtung der gegnerischen Presse erblickten, und wer sich einmal deren Feindschaft zugezogen hat, kommt schlecht weg. Auch der Schreiber dieser Zeilen ist nicht immer mit Pflüger gegangen, denkt auch religiös in wichtigen Punkten anders, aber das hindert ihn nicht an einer warmen Anerkennung von Pflügers Werk und Persönlichkeit. Pflüger hat eine Reihe von Eigenschaften bewährt, die leider gerade in christlichen und theologischen Kreisen gar nicht sehr häufig sind: Furchtlosigkeit und volle Ehrlichkeit, eine Leidenschaft für die Sache, die sich selbst nicht schont, und sehr, sehr viel praktisches Christentum, ausgeübt an den Armen und Leidenden aller Art. Eine ungeheure Arbeit hat er im Dienste der „geringsten der Brüder Jesu" getan. Wenn ich das Neue Testament auch nur ein klein wenig verstehe, so wiegen solche Eigenschaften und Werke am Tage der Verantwortung einen großen Haufen billiger formaler Religion und theologischer Korrektheit auf.

Zur Abschiedsfeier war eine Menschenmasse herbeigeströmt, die die große St. Jakobskirche nicht zu fassen vermochte. Und man konnte deutlich merken, daß die große Mehrheit nicht durch die bloße Sensation hergeführt worden war, sondern durch ein Gefühl aufrichtiger Dankbarkeit für den Mann, der eine mächtige Stimme für die Vielen geworden war, die lange umsonst auf eine solche Stimme aus der Kirche geharrt hatten. Mir drängte sich im Angesicht dieser Massen, die in tiefer Stille der Predigt lauschten, wieder das Wort auf: „Die Ernte ist groß, der Arbeiter sind Wenige."

Auf dieses Feld sind nun unsere Freunde, die Pfarrer B a d e r von Degersheim und T i s c h h a u s e r von Pratteln berufen. Wir wünschen ihnen zu dieser ebenso schweren als beneidenswert schönen Aufgabe Gottes Kraft und Segen. Ihre Wahl ist unter sehr bemerkenswerten Umständen erfolgt. Sie sind natürlich von sozialdemokratischer Seite vorgeschlagen worden. Da nun unter den sozialdemokratischen Kirchgenossen manche der Ansicht waren, zum Nachfolger Pflügers eigne sich besser ein Mann wie Pfarrer Reichen, der eingeschriebener Genosse, Pflüger religiös verwandt und dazu politisch tätig sei, entstand eine interessante Diskussion im Schoße des sozialdemokratischen Teils der Kirchgemeinde selbst. Es wurde diesen Argumenten entgegengehalten, daß es nicht darauf ankomme, ob ein Pfarrer, der Vertrauensmann der Arbeiterschaft sei, der Partei äußerlich angehöre oder nicht, sondern daß er ein tüchtiger, ernster und selbstverständlich sozial gesinnter Mann sei und den Opponnenten deutlich gesagt, daß es ihre kirchliche Gleichgültigkeit gewesen sei, die Pflüger vertrieben habe. Mit großer Mehrheit wurden Bader und Tischhauser der Gemeinde vorgeschlagen und von dieser bei starker Beteiligung gewählt. Pfarrer Reichen hatte übrigens eine Kandidatur abgelehnt.

Es ist sehr zu wünschen, daß die kirchlichen Kreise, die nicht müde werden, zu behaupten, daß die Sozialdemokratie mit ihrer Teilnahme am kirchlichen Leben nur ihre politischen Zwecke verfolge, diese Vorgänge beachten.

Inzwischen war in B e r n unser Mitarbeiter, Pfarrer S c h ä d e l i n, zur Zeit in Rohrbach, ans Münster gewählt worden. Auch seine Wahl hatte unter der sozialen oder „religiös-sozialen" Parole stattgefunden und unter Beteiligung der Sozialdemokratie. Diese neue Parole hat die alten Parteiparolen, die reformerische und die positive, besiegt. Daß wir uns darüber freuen, wird uns wohl niemand verargen. Handelt es sich dabei doch um ein Stück unseres Programms: die Durchbrechung des Zwei- oder Dreiparteiensystems zu Gunsten einer Einigung in neuen Aufgaben, nicht etwa zu Gunsten einer neuen Partei. An Schädelins Wahl knüpfen sich bedeutende Erwartungen, die wir teilen.

Es sind in der letzten Zeit auch andere Pfarrwahlen vorgekommen, wo Pfarrer, die die sogenannten religiös-sozialen Gedanken vertreten, auch von

bürgerlichen Kirchenpflegen empfohlen wurden, in der Meinung, daß der Arbeiterschaft der betreffenden Orte ein Pfarrer ihres besonderen Vertrauens gebühre und ihre Wahl ohne Kampf zu stande kam. Namen wollen wir, da diese Fälle nicht Aufsehen erregt haben, nicht nennen.

So viel über die Tatsachen. Und nun noch eine prinzipielle Bemerkung darüber. Es liegt die Befürchtung nahe, daß die „religiös-soziale" Bewegung (ich wünschte, der Name, der nur ein Kind der Verlegenheit war, verschwände bald wieder) sich zu stark mit dem politischen Sozialismus oder der Sozialdemokratie alliere.

Das ist in der Tat ein schwieriges Problem für die Bewegung. Wir haben das immer gewußt und es stets aufs neue überlegt. Gerade dieses Bestreben, nicht in die Abhängigkeit von einer politischen Partei zu geraten, hat die meisten von uns veranlaßt, der Sozialdemokratie nicht beizutreten. Wir wollten damit die Eigenart und Selbständigkeit unserer Bewegung wahren. Aber auf der andern Seite lebt in uns ein sehr starkes Verlangen, gerade mit der sozialdemokratischen Arbeiterschaft in geistigen Kontakt zu treten. Das ist ein religiöses, nicht ein politisches Verlangen. Und nun, wenn die Sozialdemokratie uns ruft und damit etwas tut, wofür die kirchlichen Kreise Deutschlands Gott auf den Knieen danken würden, sollen wir diese Hand zurückstoßen und sagen: „Nein, wir dürfen uns nicht mit Euch kompromittieren!" Mit andern Worten: um der theologischen oder kirchlichen Korrektheit willen sollen wir Jesus verleugnen? Die Sache hat sich aber gerade in der letzten Zeit so gestaltet, daß die Sozialdemokratie auf die Suche ging nach Pfarrern, denen sie ihr Vertrauen schenken könnte. Es wurde ihr nichts von uns aufgedrängt; wir haben nirgends in die Wahlen eingegriffen. Die Zürcher Vorgänge zeigen auch klar, daß die Sozialdemokratie die innere und äußere Unabhängigkeit der Pfarrer ihrer Sympathie durchaus ehrt.

Also haben wir vorläufig keine Ursache, unser bisheriges Verhalten in diesem Punkte zu ändern. Wir müssen einer natürlichen und sicher heilsamen Entwicklung ihren Lauf lassen. Daß wir durch unsere Art gerade für dieses Arbeitsfeld berufen sind, ist klar. Manche von uns passen eben gerade in eine solche Arbeitergemeinde und es ist recht, wenn sie in eine solche kommen. Alles kommt dann darauf an, wie sie ihr Amt auffassen und anfassen, ob als bloße Politiker und Agitatoren oder als Männer, die für Gottes Reich arbeiten und Gott allein verantwortlich sein wollen. Wir dürfen zu den Männern, die in dieser Lage sind und schwere Pionierarbeit tun, das feste Zutrauen hegen, daß sie sich mit ihrem Wirken auf der rechten Höhe zu halten wissen, wenn auch ohne alle Aengstlichkeit und Schablonenhaftigkeit. Unsere Gruppen aber werden wohl gut tun, sich als solche mit Pfarrwahlen nicht zu befassen. Wir machen keine Kirchenpolitik. Wir unterscheiden uns von kirchenpolitischen Parteien dadurch, daß wir keine Macht wollen. Das ist der Punkt, auf den alles ankommt. Wir wollen die Wahrheit vertreten, die wir erkannt haben und es ihr überlassen, wie weit sie sich auch in äußeren Einfluß: Pfarrstellen, Abonnenten von Zeitschriften u. dgl. umsetze. Das Zeichen, daß wir in der Wahrheit sind, sei uns nicht Erfolg, Macht, Popularität, sondern eher das Angefochtensein. So lange wir diesen Standpunkt festhalten, brauchen wir keine Angst zu haben. Wir gehen unseren Weg so gut wir's verstehen und überlassen den „Erfolg" dem, dessen Werk wir in aller Bescheidenheit tun wollen. Wir lassen uns aber auch nicht durch „Gefahren" oder gar Rücksichten auf den Schein von dem abhalten, was uns wahr und innerlich notwendig scheint. Die Zukunft soll uns richten.

L. R.

---

Redaktion: Liz. **R. Liechtenhan**, Pfarrer in Basel; **L. Ragaz**, Professor in Zürich. — Manuskripte sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.




# Wunderglaube und Wunderbegriff in der Gegenwart.

III.

Mit dem Bisherigen sind aber die eigentlichen Schwierigkeiten des Wunderproblems noch gar nicht berührt, geschweige denn gelöst. Es klingt sehr einfach, wenn man mit einigen berühmten Theologen sagt: „Sofern ich einen Vorgang erkenntnismäßig ergründe, stelle ich ihn in die Reihe der natürlichen Ursachen hinein und erkläre ihn natürlich; sofern ich dagegen von demselben Vorgang religiös berührt werde, empfinde ich ihn als eine Wirkung Gottes, die auf mein Heil abzielt, und nenne ihn ein Wunder.“ Mit diesen Worten ist der Ausgangspunkt der Frage richtig gekennzeichnet, aber die Lösung ist noch nicht erreicht. Es ist mir stets wie ein Umgehen der Frage erschienen, wenn ein so hervorragender Theologe wie Albrecht Ritschl sich bei der Antwort begnügte: „Wunder sind Ereignisse, die in Beziehung zu unserm Vorsehungsglauben stehen.“ Ritschl wies alle weiteren Fragen ab, wie sich das Wunder zu der Behauptung verhalte, daß es einen geschlossenen, naturgesetzlichen Zusammenhang der ganzen Welt gebe. Hier liegen die eigentlichen brennenden Fragen, auf die Theologie und Philosophie Antwort geben müssen.

An diesem Punkte bieten auch Spinoza, Schleiermacher, Biedermann, Lang und die ihnen verwandten Theologen ungenügende Lösungen. Diese legen für das Weltverständnis die Begriffe Natur, Naturordnung, Naturgesetz zu Grunde und setzen dann hinterher das Wirken Gottes mit dem Walten der Naturordnung gleich. Daraus ergeben sich aber schneidende Konflikte für den religiösen Glauben. Die Naturgesetze sind unpersönlich; gleichgültig gegen Wohl und Wehe schreitet bald Glück bald Unglück naturgesetzlich über das Menschenschicksal dahin. Daher ist die Gleichung Gott gleich der Naturordnung nicht ohne weiteres vollziehbar. Gott bekommt ein unpersönlich naturhaftes Aussehen. Nicht wirkliches Vertrauen sondern resigniertes Sichergeben ist das einzig mögliche religiöse Verhalten, das übrig

bleibt. Das Christentum wird ins Stoische umgebogen, wenn die Naturordnung der hervorstechendste Ausdruck für Gottes Wirksamkeit sein soll. Es ist daher verständlich, wenn die liberale Theologie hier leidenschaftlichen Widerspruch gefunden und mit ihren Theorien nicht gesiegt hat. Ja das im Parteistreit geprägte böse Schlagwort „naturalistische Theologie“ wird, wenn es auch im ganzen ungerecht ist, doch von hier aus verständlich.

Scheinbar sind wir damit in eine viel schwierigere Lage gekommen. Manche Theologen flüchten sich wieder, um der unpersönlichen Naturordnung zu entgehen, in den alten Wunderbegriff oder gebrauchen unwillkürlich Ausdrücke, die diesem entstammen. Sie reden vom „Eingreifen“ Gottes, vom „Durchbrechen“ der Naturordnung oder des weltlichen Kausalzusammenhangs. Der alte Wunderbegriff aber ist unmöglich, die Gleichsetzung von Gott und Naturordnung ebenfalls. Was erscheint da begreiflicher, als daß wir das ganze Problem als ein unlösbares stehen lassen und eine Antinomie zwischen religiösem und wissenschaftlichem Weltverständnis behaupten! Viele beruhigen sich in der Tat hierbei. Herrmann macht sogar aus der Not eine Tugend und erklärt: der Mann der Wissenschaft könne eine Durchbrechung des Kausalzusammenhanges nie zugeben, der religiöse Mensch dagegen müsse sie immerfort behaupten. Wer nun wie Herrmann zugleich wissenschaftlich und religiös sein will, muß abwechselnd bald das eine behaupten, das andere leugnen und umgekehrt. Er braucht nur bald die eine bald die andere Stimmung hervorzukehren?

Aber auch andere finden schwer die Vereinigung zwischen den beiden Gedanken, dem Glauben an die unbeschränkte mit Weisheit und Liebe regierende Macht Gottes, und der Gewißheit einer unverbrüchlichen Naturordnung. Wie sind beide zu vereinigen? Das ist der Kern des Wunderproblems.

Nur eine kritische Betrachtung der Begriffe Natur, Naturgesetz, Kausalzusammenhang kann uns hier weiter führen. Schon oft ist von Philosophen wie Lotze u. a. betont worden: die Naturgesetze dürfen nicht wie regierende Wesenheiten betrachtet werden. Und Eucken spricht davon, daß viele aus dem Naturgesetz sich einen Fetisch bilden. Noch wichtiger aber scheint mir zu sein: wir kennen eine Anzahl Naturgesetze, d. h. wir haben eine Reihe regelmäßig wiederkehrender Tatsachen auf feste Formeln gebracht. Aber wir sind nicht imstande, ein System von Naturgesetzen zu bilden. Erst recht nicht wird es uns gelingen, etwa ein einziges, allumfassendes Naturgesetz zu finden, dem sich alle andern einordnen. Ein solches Naturgesetz gibt es nicht. Wenn Haeckel etwa die beiden Gesetze der Erhaltung der Materie und der Energie zu einem allumfassenden Weltgesetz, dem von ihm sogenannten Substanzgesetz zusammenfaßt, oder wenn Ostwald in dem Gesetz der Erhaltung der Energie etwas ähnliches findet, so sind diese Gesetze in ihrer Bedeutung auf eine falsche Höhe erhoben. Ihnen ordnen sich durchaus nicht alle Naturgesetze ein. Vielmehr faßt

jedes Naturgesetz einen teils kleineren teils größeren Kreis des Geschehens nach einem bestimmten Gesichtspunkt zusammen. „Der Reichtum der Wirklichkeit besteht darin, daß sich gleiche und verschiedene Naturgesetze unter den verschiedensten, jedesmal gerade vorliegenden Bedingungen kombinieren und in ihren Wirkungen superponieren."*) Die Naturwissenschaft kann für die jedesmal vorliegenden Bedingungen wieder die Ursachen aufsuchen. Sie kommt hierbei aber nie bis zu den letzten Gründen des Wirklichen. Denn jede Ursache führt auf mehrere andere zurück. So ist das gesamte Geschehen ein grenzenlos Unermeßliches, das sich räumlich wie zeitlich ins Unendliche erstreckt. Der Schluß ist also falsch: weil wir den Gesichtspunkt des Naturgesetzes für jeden einzelnen Vorgang anwenden müssen, darum sei auch das Weltganze durch den Gesichtspunkt „Naturgesetz" erschöpfend ausgedrückt. Diesen Fehler begeht am stärksten Spinoza. Das Weltganze ist uns ebenso ein Geheimnis wie die Natur. Der Begriff Naturgesetz gibt uns einen Durchblick durch das Weltganze nach einem bestimmten Gesichtspunkt; die ästhetische Weltbetrachtung durchleuchtet das Universum in andrer Beziehung. Ebenso ist die religiöse Erfahrung und Weltanschauung eine eigenartige, selbständige. Sie leidet Schaden, wenn man sie in den Schematismus ungeeigneter Begriffe hineinzwängt; sie darf aber auch ihrerseits nicht die Eigenart der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung stören oder sich in sie eindrängen. Dies tat der alte thomistische Wunderbegriff. Zwischen ihm und der Naturwissenschaft gibt es keinen Einklang. Frieden dagegen läßt sich auf folgender Basis schließen: die Naturwissenschaft verzichtet darauf, den Urgrund der Dinge zu finden. Zu diesem Verzicht braucht man sie nicht erst zu drängen. Sie selbst ist, soweit ich sehen kann, dazu bereit, wenigstens alle wirklich in Betracht kommenden exakten Forscher. Um nur einen unter vielen herauszugreifen, führe ich die Worte J. Rosenthals**) an: „In Wirklichkeit kennen wir die Ursachen des Geschehens in der Natur nicht und haben auch kein Mittel, sie zu erkennen oder anzugeben, ob ihm überhaupt Ursachen in dem Sinne zu Grunde liegen, wie wir die Motive unseres Handelns als Ursache dieser Handlung bezeichnen." „Alles, was wir von den Naturvorgängen erfahren, ist, daß sie untereinander in bestimmter Weise zusammenhängen. Was wir Erklärung einer Naturerscheinung nennen, ist immer nur der Nachweis des Zusammenhangs dieser Erscheinung mit andern, uns schon bekannten. Diesen Zusammenhang zu erforschen, die Gesetzmäßigkeit desselben festzustellen ist die Aufgabe der Naturforschung. Das „rerum cognoscere causas"***) muß der Naturforscher bescheidentlich ablehnen. Das gehört nicht zu seinen Aufgaben, weil es mit den Mitteln, über die er verfügt, nicht zu erreichen

---

*) Paul Volkmann: Erkenntnistheoretische Grundzüge der Naturwissenschaft. Zweite Auflage 1910, S. 172.

**) Lehrbuch der allgemeinen Physiologie. 1901. S. 33.

***) Die Ursachen der Dinge erkennen.

ist." Den letzten Grund und damit Sinn und Zweck des Daseins zu enthüllen, ist Aufgabe von Philosophie und Religion. Der Kompetenzstreit beider kann hier nicht im Vorübergehen geschlichtet werden. Klar ist aber, daß keine Philosophie die Eigenart der Religion außer Acht lassen darf. Sofern nun in dem religiösen Gottesglauben die Ueberzeugung liegt, daß die gesamte Wirklichkeit, von der wir abhängig sind, in Gott gegründet ist, gibt uns die Religion die Antwort auf die Fragen, bei denen die exakte Wissenschaft ihre Inkompetenz erklärt. Das ganze Wunderproblem liegt oberhalb der Sphäre der Naturwissenschaft und stört diese nicht.

## IV.

Nicht erst die Naturwissenschaft, so wird weiter behauptet, schließe das Wunder aus, sondern der wissenschaftliche Grundbegriff der Kausalität mache die Annahme des Wunders unmöglich. Denn dieser Begriff setze einen geschlossenen Kausalzusammenhang in der Welt voraus. Jedes Wunder aber sprenge diese geschlossene Kette der Ereignisse durch einen Eingriff von außen. Hierauf ist zu erwidern: einen geschlossenen Zusammenhang der Ereignisse kennen wir nicht. Denn bei jedem Vorgang wirken mehrere Ursachen zusammen, die ihrerseits wieder durch andere Geschehnisse bedingt sind. So kommen wir nicht zu einem geschlossenen Ring, sondern zu einem räumlich wie zeitlich ins Unendliche hinein reichenden Ineinander von Ursachen und Wirkungen. Ferner liegt in den Begriffen Ursache und Wirkung das Grundgeheimnis des Daseins beschlossen. Wie fängt es ein Atom an, auf das andere zu wirken? Wie bringt ein Samenkorn es fertig, aus der umgebenden Erde seine Nahrung zu ziehen? Wie der menschliche Wille, seine Glieder zu bewegen? In diesen drei verschiedenen Formen des Kausalitätsprinzips liegen die Urgeheimnisse des Seins, ja sie sind letztlich nur Formulierungen von Tatbeständen, die das Urwunder des Daseins zum Ausdruck bringen: es geschieht etwas Neues, was an das Bestehende sich anschließt, aber doch in ihm noch nicht beschlossen war. Die Abneigung gegen das Wunder hat auch hier darin Recht, daß wir das „Uebernatürliche" nicht wie eine Einzelursache in die „natürlichen" Ursachen eingreifen und mit ihnen konkurrieren sehen. Das Uebernatürliche fährt nicht in massiver Handgreiflichkeit von Oben oder von Außen in einen geschlossenen Ring des natürlichen Geschehens hinein. Aber es bleibt ein nie zu enträtselndes Geheimnis, wie das Neue innerhalb des Geschehens entstehen kann. An besonders markanten Stellen der geschichtlichen Entwicklung läßt sich dies Geheimnis stark hervorheben: wie ist die Entstehung des organischen Lebens möglich, wenn es vorher nur unorganische Materie gegeben hat? Wie die Entstehung des menschlichen Geisteslebens aus dem tierischen? Wie die Erzeugung eines großen Genius? Das Gesetz der Erhaltung der Energie läßt uns hier völlig im Stich. Es gilt ja auch nicht für das Geistesleben.

Hier spricht man viel richtiger von einem Wachstum der geistigen Energie, von einer schöpferischen Synthese — damit bringt man das Geheimnis nur auf eine Formel.

Man hat weiter gesagt: auch wenn wir die Gesetze nicht kennen, nach denen organisches Leben aus dem Unorganischen, menschliches Geistesleben aus dem tierischen, geniales Schaffen aus dem Mutterboden geistiger Anlagen und fruchtbarer Umgebung entsprungen ist, so postulieren wir doch: es muß Naturgesetze geben, nach denen alles dies geschehen ist. Schleiermacher postuliert z. B. Gesetze, nach denen von Zeit zu Zeit ein Heros in der Geschichte entstehen muß, und wendet diese Betrachtung ausdrücklich auf die Person Jesu an. Aber diese unbekannten Gesetze drücken nichts anderes aus, als daß wir dem logischen Zwang unterliegen, den Begriff „Naturgesetz" an alle Erscheinungen heranzubringen. Wir mögen dies versuchen, dürfen uns aber nicht einbilden, damit seien alle Vorgänge erklärt oder begriffen. Wir müssen uns auch vorhalten, daß der Begriff „Gesetz" ein rein formaler ist. Welche inhaltlichen Kräfte in den Vorgängen walten, die wir in einem Naturgesetz zusammenfassen, darüber gibt der Begriff des Gesetzes keine Auskunft. Er sagt nur, daß auch bei der Entstehung des organischen Lebens, des Geisteslebens und des Genius Kräfte wirken, die auch sonst in der Welt vorhanden sind. Diese geheimnisvollen Kräfte sind hiermit nur formuliert, nicht begriffen.

Allerdings ist zwischen den Begriffen Geheimnis und Wunder ein gewaltiger Unterschied. Der Begriff „Geheimnis" konstatiert, daß unsere Erklärungen einen unbegreiflichen Rest lassen. Der Begriff „Wunder" dagegen behauptet positiv, daß in diesem Unbegreiflichen das Uebernatürliche verborgen sei. Zur Anerkennung von Geheimnissen ist die heutige Wissenschaft gerne bereit, gegen das „Wunder" sträubt sie sich aufs äußerste. Dies Sträuben ist verständlich und an seinem Orte auch vollständig berechtigt. Man soll doch ja nicht der exakten Naturforschung oder der Geschichtswissenschaft zumuten, sie solle vom Wunder oder vom Uebernatürlichen reden; sie tut recht daran, wenn sie das Uebernatürliche aus ihrem Gebiete hinausweist. Noch Leibniz, Newton und Kant in seinen vorkritischen Schriften sprachen von dem ersten Anstoß zur Bewegung, den die Materie von Gott erhalten habe. Vor die gesamte Physik wurde damit ein religiöses Vorzeichen gesetzt. Die Physik wurde gewissermaßen wie bei Aristoteles der Theologie untergeordnet oder gar wie in der Stoa als Teil der Theologie betrachtet. Die Physik wie die gesamten Naturwissenschaften haben sich seit Kant selbständig gemacht und haben das Joch fremder Begriffe wie Gott, Wunder, Uebernatürliches abgeschüttelt. Dies ist ihr gutes Recht. Der Durchblick durch die Wirklichkeit, den sie bieten, stößt gar nicht auf diese Begriffe. Es ist verkehrt, wenn die thomistische Theologie, d. i. die gegenwärtige katholische Theologie, sofern sie nicht modernistisch gesinnt ist, noch heute die Naturwissenschaften zur Anerkennung des Wunders zwingen will.

Wer nun die Religion nicht für eine illusionäre Spiegelung angeblicher Gemütsbedürfnisse hält, wird ihre Grundaussage darin finden müssen, daß das Uebernatürliche sich im Sinnlich-sichtbaren offenbart. Die pantheistische Immanenzreligion faßt nur eine Seite der Religion ins Auge, die Verklärung des weltlichen Lebens, das mit göttlichem Schimmer umkleidet wird. Die andere Seite aller Religion ist die Empfindung, wie schwächlich, sündig und vergänglich das Erdenleben ist. Nur durch einen Zustrom der rettenden und erhebenden Gnade Gottes gewinnt das Irdische überweltlichen Gehalt und höheren Wert. Die Behauptung des Wunders liegt damit aller echten Religion zu Grunde, denn ein positives Verhältnis zum Uebernatürlichen, genauer der Glaube an eine Offenbarung des Göttlichen ist der Grundgedanke aller Religion. Wer also in dem religiösen Leben irgend eine wesentliche Wahrheit sieht, ist auch der Ueberzeugung: Gott wirkt im Weltleben, das Uebernatürliche bringt sich in der irdischen Erscheinungswelt zur Geltung. Das einzige Organ aber, den ins Ueberweltliche hinweisenden Sinn des Lebens zu empfinden und zu deuten, ist der religiöse Glaube.

## V.

Ebensowenig wie die Naturwissenschaft kann und darf ich die Geschichtswissenschaft zur Anerkennung des Wunders zwingen. Auch sie wird sich dabei begnügen, von Geheimnissen, von unbegreiflichem Zusammentreffen, von folgenreichen „Zufällen“ zu reden. Die religiöse Deutung der Geschichte ist nicht ihre Aufgabe. Die Geschichtsschreibung wird aber auch niemandem die religiöse Deutung der scheinbaren „Zufälle“ verwehren, vielleicht sogar selber durch ihre Darstellung gelegentlich den Eindruck einer höheren Lenkung erwecken. Gerade je weniger absichtlich und grell aufgetragen die religiöse Betrachtung der Geschichte in den Vordergrund tritt, um so wirksamer ist sie.

Der Stil der israelitischen prophetischen Geschichtsschreibung ist ein spezifisch religiöser: Gott sprach zu Abraham, Gott verstockte Pharao, der Zorn Jahves ergrimmte wider Israel, Gott schaffte einen großen Fisch herbei. Das Wunder liegt hier in der religiösen Deutung der Ereignisse. Diese Deutung mag hin und wieder fehlgreifen. Manches ist als göttlicher Befehl gedeutet und später überliefert worden, worin menschliche Schwächen stark zu Tage treten (z. B. das Gebot der Opferung Isaaks, die Ausrottung der Kanaaniter u. a.) Daß der Mensch wie seine eigene Geschichte so auch die Weltgeschichte religiös zu deuten hat, steht jedem Frommen fest. Nur wird diese Deutung fremden Lebens mit großer Zurückhaltung und unter stetem Vorbehalt geschehen müssen.

Die eigentlich brennende Frage auf diesem Gebiet ist die: gibt es etwa ein den Analogieen alles sonstigen Geschehens entrücktes Gebiet? Sind die im Alten und Neuen Testament berichteten Wunder mit anderem Maßstabe zu messen als die Wundererzählungen der

griechischen und römischen, der indischen und persischen Literatur? Sind die Wunder, die von Mose, Elia, Elisa, von Jesus und Petrus berichtet sind, etwa anders zu beurteilen als die Wunder von und an Heiligen, Märtyrern und Mönchen der alten und mittelalterlichen Kirche? Diese Frage aufwerfen heißt sie verneinen. Die Analogien der verschiedenen Gebiete sind gar zu groß. Heilungen, Totenerweckungen, Entrückungen durch die Luft, Visionen, Erscheinungen Gestorbener, prophetische Ekstasen werden bei den verschiedenen Völkern berichtet. Die biblischen Wunder unterscheiden sich nur durch ihre — im Großen und Ganzen verstanden — stärkere Nüchternheit und ihre im Neuen Testamente stets, im Alten wenigstens meistens vorhandene sittliche Abzweckung. Diese Grundsätze sind von der kritischen Theologie längst anerkannt. Hier klafft allerdings noch ein breiter Graben innerhalb der Theologie der Gegenwart. Die sog. „moderne Theologie" ist in allen ihren Schattierungen zu der Ueberzeugung gelangt: Auch wenn die Geschichte, von der Altes und Neues Testament uns berichten, eine einzigartige Bedeutung und einzigartigen Wert hat, so sind doch die Maßstäbe des Geschehens für alle Geschichte dieselben. Wir können nicht ein Wandeln auf dem Wasser in der Gegenwart und in aller Vergangenheit außer der biblischen für unmöglich erkennen, es dagegen in einem oder zwei Fällen bei der Person Jesu annehmen; wir können nicht eine vaterlose Erzeugung oder die Wiederbelebung eines Gestorbenen für alle anderen Fälle für ausgeschlossen ansehen, in einem Falle aber sie annehmen. An diesem Punkte war die gesamte Welt bis auf Spinoza und Lessing wundergläubig; die Aufklärung des 17. und 18. Jahrhunderts hat hier eine große Wandlung vollzogen. Seit jener Zeit sind die Grundsätze aller historischen Kritik konsequent auf das Alte wie Neue Testament angewendet worden.

Hier ist der Punkt, an welchem eine Theologengruppe sich weigert, mitzutun. Reinhold Seeberg z. B. erklärt, Gott habe in früheren Zeiten andersartig zu der Menschheit geredet als heute; sie sei einer anderen Sprache bedürftig gewesen. Daher habe Gott früher sinnliche Wunder gewirkt, die er heute nicht mehr tue. Wenn diese und ähnliche Worte noch heute auf weite Kreise Eindruck machen, so liegt die Besorgnis zugrunde, den Erzählungen des Alten wie Neuen Testamentes werde ihr einzigartiger Wert genommen, wenn eine Reihe von ihnen in das Gebiet der Glaubensdichtung zu verweisen ist. Auf den ersten Blick mag es allerdings so scheinen, als werde der evangelischen Geschichte großer Abbruch getan, wenn diese nicht mehr den Analogieen des sonstigen Geschehens entzogen ist. In Wahrheit aber tritt in der Geschichte Jesu uns dieselbe Gottes- und Geistesmacht entgegen, die noch heute Menschenherzen umzuschaffen vermag. Manche Heilungen mögen ziemlich ebenso geschehen sein. Die wirklich geschehenen wie die erdichteten sind Beweise für die Geistesmacht Jesu, für das, was er wirklich getan und für das, was man ihm zutraute. Die

Auferstehungsgeschichten mögen in wundersamen Visionen ihren Grund haben. Sie sind ein Beweis für die Macht, mit der Jesus die Seinen ergriffen hatte. Nach seinem Tode begann diese Geistesmacht Jesu in neuen Formen zu wirken; das Weizenkorn war nicht erstorben, es trug neue Frucht.

Wären jene massiven Wunder, von denen Altes wie Neues Testament berichten, wirklich geschehen, so könnte man etwa versuchen, auf Grund ihrer Tatsächlichkeit einen zwingenden Beweis für die Existenz des Uebernatürlichen, für die Realität des Wunders zu führen. Man könnte, wie es die katholische Theologie versucht, den Ungläubigen triumphierend die Menge der Wunder als Zeugenbeweise für die Wahrheit der katholischen Kirche entgegenhalten. Wir verzichten gerne auf diese Triumphe. Wir behaupten bescheidener: das Wunder liegt in der Deutung von Welt und Leben sub specie aeternitatis.*) Wem diese Deutung fremd ist, dem können und wollen wir sie nicht aufzwingen. Aber wir sind fest überzeugt: eine solche Deutung ist nicht subjektive Willkür oder phantastische Träumerei; sie enthält die höchste Wahrheit, selbst wenn wir zuweilen in der Art der Deutung fehlen. Sie ist ebenso notwendig und selbständig wie die naturwissenschaftliche und wie die ästhetische Weltansicht. Erst sie vollendet die uns Menschen mögliche Erkenntnis der Welt.

Auf Grund des Gesagten läßt sich auch die oft behandelte Streitfrage „Wunder und Gebetserhörung“ lösen. Hier stehen sich immer noch zwei Auffassungen entgegen, die beide in gleicher Weise falsch sind. Die eine sagt: „Wenn das Bittgebet überhaupt einen Zweck hat, so muß ich den festen Glauben haben: ich bewege durch mein Gebet Gott zu etwas, was er ohne meine Bitte nicht tun würde.“ Hierauf hat man mit Recht geantwortet: „Willst Du kleiner Mensch dem lieben Gott erst sagen, was er zu tun hat? Weiß Gott nicht besser, was Dir frommt? Ist es nicht eine Verletzung der Ehrfurcht vor Gott, ein Triumph des Menschenverstandes über Gottes ewige Weisheit, wenn das Gebet Gott bewegen, womöglich gar zwingen soll?“ Dann aber scheint als einzige Möglichkeit zu bleiben: willen- und wunschlose Ergebung in den Gott, der für alle Zeiten unabänderlich festgelegt hat, was geschehen wird und geschehen soll. Indessen gerät diese Resignation immer wieder in die Nähe des stoischen Sichfügens ins Unvermeidliche. Das Vaterherz Gottes gewinnt die Züge eines starren Medusenhauptes. Die frommen Menschen haben zwar gebetet: „Nicht mein, sondern Dein Wille geschehe!“ Aber sie haben doch dem Gebet eine größere Bedeutung zugeschrieben. Ein scheinbar unlösliches Dilemma ergibt sich: entweder stumme Resignation oder Triumph des schwachen Menschen über Gottes ewige Majestät.

Die Lösung läßt sich nur finden, wenn wir auf die Wechselbeziehung zwischen Gott und Mensch achten. Mein eignes innere und

*) im Lichte der Ewigkeit.

infolgedessen auch äußere Leben in Beruf, Familie und Staat wird ein ganz anderes, je nachdem ich mein Herz Gott öffne oder mich ihm in Bitterkeit verschließe. Gott aber wird sich anders zu einem Menschen verhalten, der ihn sucht, als zu dem, der ihn abweist. Es ist daher richtig, daß das Gebet in erster Linie das Innere des Menschenherzens umwandelt und für Gott erschließt. Aber eine Einschränkung der Wirkungen des Gebets auf das innere Leben des Menschen ist ganz unberechtigt. Inneres wie äußeres Leben stehen in so untrennbarem Zusammenhange, daß eines das andere beeinflußt. Daher sind auch Bitten um äußere Gaben und um Abwendung eines von außen drohenden Geschickes berechtigt und notwendig, wie sie auch stets in der Christenheit in Uebung gewesen sind und bleiben werden. Demut und Zuversicht müssen im Gebet sich immer aufs Neue zu einem harmonischen Ganzen verschmelzen. Es liegt hier ebenso wie mit dem Verhältnis von Gottes Weltregierung zu unserem menschlichen Tun. Ohne die Arbeit der Christenheit würde die heidnische Welt in Afrika, Indien, China und Japan vom Christentum kaum berührt sein. Ohne unsere Arbeit an der Wiedergewinnung der dem Christentum entfremdeten Volkskreise würden immer weitere Massen dem Christentum verständnislos gegenüberstehen. Trotzdem sind wir der Meinung: Gott regiert nach einem Plan auch hier die Völkerwelt; und doch suchen wir die Zukunft zu ändern, sind überzeugt, wenn wir hier nichts leisten, wird die Welt anders regiert, als wenn wir unsere Pflicht tun.

Genau analog steht es mit dem Verhältnis von unserem Gebet und Gottes weiser Regierung. Nicht wir fallen Gott in den Arm und hindern ihn, Dinge auszuführen, die er sonst gerne täte; sondern wir geben unser Herz Gott hin. Dann eröffnet Gott für uns und durch uns neue Möglichkeiten, die sonst unmöglich geblieben wären.

Dieser Auffassung widerspricht nur ein falscher Determinismus, der das Dogma aufstellt: ich bin unabänderlich an meine eigene Vergangenheit gebunden, aus ihr folgen nicht mehrere Möglichkeiten, sondern eine einzige, nämlich die, die nachher Wirklichkeit wird. Der deterministische Weltanblick verwandelt den ganzen Weltlauf in das rastlose Ablaufen eines aufgezogenen Uhrwerks. Er stellt den kühnen Gedanken auf: es müsse eine für unser Erkennen freilich zu komplizierte Weltformel geben, die vom Weltanfang bis zum Weltgericht alles Geschehen auf eine mathemathische Formel zu bringen vermöge. Diese Betrachtung projiziert Wunder und Geheimnis nur aus der Gegenwart in die ferne Vergangenheit, in die Ueberlegung eines am Anfange das Weltgeschehen verrechnenden Weltgeistes. Sie steht im Banne eines Denkens, das das geistige Leben in Fesseln schmiedet und der unberechenbaren irrationellen Wirklichkeit der Geschichte nicht gerecht werden kann. Nicht nur die Religionsphilosophie muß diese Weltkonstruktion ablehnen, sondern bereits die Geschichts-, Kultur- und Geistesphilosophie versetzt dem falschen Determinismus den Todesstoß.

Johannes Wendland.

---

# Woran es liegt.

Und ihr habt nicht gewollt.
Matth. 23, 37.

Nichts ist falscher, als zu meinen, daß die Menschen im allgemeinen durch wohlabgewogene Gründe geleitet würden, daß sie der Wahrheit gehorchten, sobald sie sie erkannt hätten. Zu den sichersten Ergebnissen der neueren Psychologie gehört die Einsicht, daß die Menschen beherrscht werden durch das, was man den Willen nennt, d. h. durch Furcht und Hoffnung, Neigung und Abneigung, Liebe und Haß. Diese Tatsache wird außerordentlich wichtig, wo es sich darum handelt, eine Sache durchzusetzen, seis bei einem Einzelnen, seis bei der Menge. Ihr meint wohl, eine so gute Sache zu vertreten, eine Sache, die so sehr zum Heile Aller wäre. Ihr treibet für sie die besten, klarsten Gründe auf und stellt sie mit aller Kraft und Begeisterung dar. Wie sollten Menschen, die denken können und ein Herz haben, sich ihr verschließen? Ihr gewinnt denn auch Einige, vielleicht Viele; sie lassen sich überzeugen, begeistern. Aber von einem bestimmten Punkt an machen alle solchen Bewegungen eine Erfahrung, die sie sich nicht recht erklären können. Sie haben ihren Gedankenkampf gewonnen. Die Einwände der Gegner sind oft und gründlich widerlegt worden. Diese selbst haben sicher kein großes Vertrauen mehr darauf, ja sie geben vielleicht offen zu, daß eure Gründe siegreich seien, daß sie euch eigentlich recht geben müßten. Warum denn machen sie nicht mit? Etwa aus Angst oder aus Rücksicht auf irgend ein Eigeninteresse? Beides ist nicht der Fall, wenigstens nicht im gröberen Sinne. Was ist es denn, das sie zurückhält? Die Sache ist einfach: *sie wollen nicht*. Damit seid ihr auf eine Mauer gestoßen, die ihr mit euren besten Gründen nicht einrennt. Sie wollen nicht. Das Hemmende in ihnen liegt an einem Ort, der der Bekehrung des Kopfes spottet. Da mögt ihr lange zureden — die Menschen geben euch euren Willen nicht her. Dieser entschlossene Widerstand des Willens mag sich aus allerlei Elementen zusammensetzen; edle und unedle Motive mögen mitspielen. Es kann ein Mensch nun einmal für eine gewisse Art von Wahrheiten gleichsam immun sein und dieser Zug seiner Natur mag die Kehrseite von ausgezeichneten andern Eigenschaften bilden, oder eure Sache stößt mit sonstigen leidenschaftlichen, wenn auch vielleicht nur halb bewußten, aber jedenfalls nicht unedlen Tendenzen seines Wesens zusammen. Aber meistens dürfen wir die Ursache des Widerstandes nicht so tief suchen: es ist die Trägheit und Stumpfheit, das bedrohte materielle Interesse oder die verletzte Eitelkeit, es ist, sobald es in die höheren Gebiete des Lebens geht, vor allem der Drang nach Macht und Herrschaft. Aus diesem Material ist die Mauer gebildet, auf die ihr stoßt. Natürlich gibt sich diese eigentliche Ursache des Widerstandes nicht gern zu erkennen. Sie mas-

kiert sich mit Argumenten. Auf etwas größere oder geringere Wahrheit derselben kommt es ihr wenig an, wenn sie nur ihren Dienst tun. Es ist erstaunlich, was für Sophisten Willensmenschen nach Art Luthers oder Bismarcks oft sein können. Mag ein Argument auch nur ein schwacher Strohhalm sein, der leidenschaftliche Wille macht daraus eine Keule. Ihr sucht dagegen eure Gründe zu entfalten; ihr zeigt, wie ihrs meint, daß ihrs nicht so meint, sondern so — eitles Bemühen! Als ob es dem Gegner darauf ankäme, euch so zu verstehen, wie ihr verstanden sein wollt! Er will euch schlagen, er will — natürlich meistens, ohne sich dessen klar bewußt zu sein.

Das ist das Geheimnis des Kampfes der Wahrheit. Es ist schmerzlich. Wer von einer großen Wahrheit ergriffen ist, einer Wahrheit, die ihn selig macht, der möchte sie Andern bringen als schönstes Geschenk, er brennt darauf, er kann sich nicht denken, daß die Menschen sie zurückzuweisen vermöchten, wenn sie sie einmal verstanden. Er weiß zwar, wenn er kein Kind mehr ist, daß es Kampf kosten wird, sie durchzusetzen, daß Viele sie nicht verstehen werden, daß es vielleicht des Martyriums bedarf, um sie zum Siege zu führen. Das alles überrascht ihn nicht, wenn es kommt; Eins aber überrascht ihn, macht ihn staunen: daß nämlich die Menschen sich gar nicht auf seine Wahrheit einlassen, daß gerade die, auf die er es zu allererst abgesehen hat, die auch verpflichtet wären, sich mit seiner Wahrheit auseinanderzusetzen, sich gar nicht Mühe geben, es zu tun, daß man, vielleicht nach einer gewissen Aufmerksamkeit, ja Erregung, weiter geht, als ob nichts geschehen wäre — bis er begreift, was das heißen will, nämlich: Wir wollen nicht!

Diese Erfahrung bildet im größten Stil einen Teil der Passionsgeschichte Jesu. Wir haben Grund anzunehmen, daß sie auch für ihn etwas wie eine schmerzliche Ueberraschung war. Wir dürfen wohl glauben, daß er für das Große, das ihm Gott gegeben, auf offene Herzen rechnete, daß er dem Volk, und besonders seinen geistlichen Führern, mehr Empfänglichkeit für Gottes Wahrheit, mehr Hunger und Durst nach ihr zutraute, daß er ihnen mit Ehrfurcht entgegentrat. Es gab am Anfang auch eine gewisse Bewegung unter ihnen, ein Aufmerken, ein Disputieren — aber es dauerte nur kurze Zeit, dann stand es wie eine Mauer vor ihm: sie wollten nicht! Wie hätten sie auch sollen! Sie waren ja die geistlichen Leiter des Volkes — was hatte dieser Unberufene dazwischen zu treten? Sie hatten das Amt, hatten die Theologie — was wollte dieser Stürmer und Schwärmer? Er mochte ja in manchem recht haben — es war ja im kirchlichen Leben nicht alles, wie es sein sollte — aber das zu bessern waren die geordneten Instanzen da, man ließ sich die Bußpredigt eines Mannes ohne Autorität nicht gefallen, umsomehr als sie sich der Uebertreibung schuldig machte; man wollte nicht! Jesus spürt immer deutlicher dieses fertige, unbekehrbare, entschlossene Nichtwollen. Es ist die Enttäuschung, die ihm gegen diese Verhärtung des Willens jene Weherufe eingibt, deren

leidenschaftliche Gewalt uns entsetzt. Sie aber wollen nun natürlich erst recht nicht mehr. Der Kampf der Gedanken wird ein Kampf der Willen, ein Kampf bis aufs Blut.

Freilich hat Jesus auch ein Wollen gefunden, nicht nur das einer entschlossenen Jüngerschar, sondern auch das der Massen. Diese haben kein Interesse gegen ihn zu hüten. Sie erwarten, hoffen etwas von ihm, tun es leidenschaftlich. Aber sie tun es so, daß sie ihr Wollen ihm aufdrängen möchten. Er soll ihr ungestümes Wünschen befriedigen. Es ist auch ihnen nicht um die Wahrheit zu tun, die er zu bringen hat, seine Wahrheit ist nur gut, wenn sie ihrem Wollen dient. Wie sich eines Tages zeigt, daß er das nicht will, wendet sich auch ihr Wollen mit Wut gegen ihn. Er möchte ihnen zeigen, daß seine Wahrheit allein sie retten könne, er will ja nichts als ihr Heil, umsonst — sie wollen nicht. Das Ende ist das Kreuz.

Was ist zu tun, wenn der Kampf des Geistes bis zu diesem Punkt gekommen ist? Eines jedenfalls nicht: Jetzt nur nicht mehr disputieren, einander belehren wollen! Damit wird nur die Wahrheit verwässert. Jetzt heißt es zuerst: *warten*, die Wahrheit wirken lassen, die Seelen mit ihr allein lassen, auf daß alles Menschliche, das ihre menschlichen Vertreter ihr so leicht anhängen, von ihr falle und sie in ihrer reinen, göttlichen Gestalt zu solchen Herzen rede, die nicht völlig verstockt sind. Aber wenn auch das nicht hilft, wenn die Dinge zur Entscheidung drängen? Was dann? Ja, dann kommt eben das *Kreuz*. Es ist der Sieg auch über diese schwersten der Widerstände. Als Jesus sich ans Kreuz schlagen ließ, da hatte er das Letzte getan, was er tun konnte und mußte. Die Wahrheit kann ihre Göttlichkeit nicht besser entfalten, als wenn sie *leidet*, ja, sie kann sie wohl nur dann recht entfalten. So lange sie fordernd, strafend, siegend dasteht, regt sie den Willen gegen sich auf. Er fühlt sich verletzt, vergewaltigt. Sein Machtdrang, sein Selbsterhaltungstrieb wehrt sich gegen sie. Auch die Wahrheit selbst bleibt noch zu sehr menschlich; es ist ein gewisser Siegerwille in ihr, der den Trotz der Seelen reizt; sie ist vielleicht gar zu stark mit menschlicher Torheit und Unreinheit vermischt. Ob nicht sogar die harten Strafreden Jesu gegen die Pharisäer und Schriftgelehrten noch mehr dem Menschensohn angehören als dem Gottessohn? Es ist sicher eine richtige Empfindung gewesen, die die Menschen von Anbeginn vor dem Kreuze gehabt haben: daß erst am Kreuze das göttliche Wesen Jesu rein und überwältigend hervorbreche. Nun ist er der Unterlegene, nun ist klar, daß er keine Macht und Ehre haben will und kann, und keine Macht und Ehre sich mehr von ihm bedroht zu sehen braucht; nun darf sich jedes wirklich oder scheinbar vergewaltigte Ich an seinen Leiden sättigen. Aber wenn es gesättigt ist, dann kann die Wahrheit wieder zu ihm sprechen, nun aber alles Menschlichen entkleidet, als Gottes reine Stimme. Durch das Kreuz hat Jesus den Widerstand des verstockten Willens gebrochen; das Kreuz ist auch der einzige Weg, der endgültig weiter führt, wo *wir* im

Kampfe für die Wahrheit auf dieses letzte, stärkste Bollwerk gestoßen sind: den Selbsterhaltungswillen des natürlichen Ich. Denn am Kreuze allein wird Gott offenbar.

Aber wie? — Hat denn das Kreuz Alle gewonnen? Freilich nicht. Auch seine Sprache ist von der Verblendung nicht verstanden worden. Da redete Gott eine andere Sprache: die Sprache des Gerichtes. In furchtbaren Katastrophen redete die Wahrheit, die der Wille von sich gestoßen hatte. Das heilige Land wurde eine Trümmerstätte. Jerusalem ging in Flammen auf, samt dem Tempel. An tausenden von Kreuzen hingen die Kriegsgefangenen um die Stadt herum. Hätten sie auf den gehört, der einst einsam auf Golgatha gehangen hatte! Sie hatten nicht gewollt. Es ist nichts furchtbarer als wenn Einzelne oder Gemeinschaften zu diesem Punkt gelangen, wo sie der Wahrheit den verbissenen Widerstand des Willens entgegenstellen; dann sperren sie sich gegen Gott. Wehe jetzt und allezeit denen, die dem Werben und Mahnen Gottes antworten mit einem: Wir wollen nicht!

L. R.

---

# Kinder- und Jugendlichen-Fürsorge.*)

Eine der größten Taten des genialen Italieners Lombroso ist es, den Nachweis erbracht zu haben, daß das soziale Leben nicht allein durch die Existenz zahlreicher anormaler und entarteter Menschen gestört wird, sondern, daß auch die politische und wirtschaftliche Entwicklung der Kulturvölker Abnormitäten provoziert, die nun sozial zurückwirken, aber nicht mit Ergreifung der Reformmaßregeln, mit Beseitigung der Ursachen verschwinden, sondern weiterwirkend die Individuen dauernd biologisch verändern, ja durch Vererbung auf Generationen hinaus Anomalien schaffen, die sozial schädigen oder zerstörend wirken.

Das ist einer der bindenden Schlüsse, welche Lombroso in dem letzten großen Werke**) seines beispiellos unermüdlichen Fleißes aus seiner Lebensarbeit gezogen hat. Und er hat damit der Menschheit, welche all der Entartung, all der Verkommenheit, all des Lasters und Verbrechens gewahr wird, das sie ständig bedroht, das Kulturfortschritt und Menschenglück hintanhält, den Weg gewiesen, auf dem es möglich ist, rationell den Kampf gegen die schädlichen Auswüchse am Organismus der Menschheit aufzunehmen.

Jeder, der sich mit Fürsorge beschäftigt, weiß, daß es zahlreiche Fürsorgebestrebungen gibt und daß es scheinbar ebenso viele für sich

---

*) Vortrag an der zweiten Hauptversammlung des schweizerischen Zentral-Krippenvereines am 20. Oktober 1910 in Zürich.

**) Lombroso, die Ursachen und Bekämpfung des Verbrechens. Berlin 1902.

bestehende Fürsorgeprobleme gibt. Aber nur scheinbar, ich betone das, denn wer einmal eine größere Zahl erwachsener Individuen, welche der Fürsorge bedürftig sind, sorgfältig untersucht hat, wird beobachtet haben, daß in seinem Leben sich mehrfach Perioden abgespielt haben, welche dringend fürsorgerische Maßnahmen heischten, und daß zwischen diesen Perioden nicht nur durch die Person des Gefährdeten eine Kontinuität besteht, sondern auch rein sachlich.

Derartige Beobachtungen zeigen uns, daß die Fürsorgemaßregel als Eingriff, momentane Uebelstände abzustellen, in der Regel viel zu wenig weit geht, viel zu genügsam ist; über den gegenwärtigen Moment hinaus haben wir die Zukunft, die Entwicklung des Gefährdeten. Darauf hat man bislang zu wenig Rücksicht genommen. Das Uebersehen des Umstandes, daß ein jeder jetzt bestehende Zustand seine Geschichte, seine Entwicklung in der Zukunft hat, hat ein gut Teil der geringen Erfolge der Fürsorge verschuldet. Man hat eben vergessen, daß wir es mit jedem Gefährdeten mit einem Menschen zu tun haben, einem Wesen, das gemäß seiner körperlichen und seelischen Eigenart eine bestimmte Geschichte hat, eine Geschichte, die wesentlich nur durch die medizinische Untersuchung verständlich wird.

Allerdings wird Ihnen ein jeder Fürsorger erklären, er behandle seine Fälle individuell; nach seiner Auffassung gewiß, objektiv handelt er aber nach irgend einem Schema — wenn ihm seine Vorbereitung auf den Beruf nicht die nötige Methodik beibrachte. Da diese aber die Feststellung der körperlichen und seelischen Eigenart verlangt als den einzig vernünftigen Ausgangspunkt der Therapie, so ist es ja klar, daß der Fürsorger eine medizinische Ausbildung haben muß und überdies eine besondere psychiatrische Schulung; zur Durchführung der Therapie wird er Lehrpersonal, Fürsorgerinnen nötig haben, die für diese Zwecke eine besondere Vorbereitung durchgemacht haben sollten, um den Direktiven des Arztes richtig zu folgen.

Weil man die naturwissenschaftliche Artung der Fürsorge noch so wenig begriffen hat, sieht man so häufig, daß die Fürsorgeinstanzen für die verschiedenen Altersklassen des nötigen Kontaktes entbehren. Aus diesem Grunde wird uns auch das Schicksal der unehelichen Kinder, insbesondere das starke Kontingent, das sie der Armee der Verbrecher stellen, verständlich. Wenn Sie die Eltern der Unehelichen sehen, nehmen Sie wahr, daß sie sehr oft im kräftigsten Alter stehen, daß sie sehr oft — entgegen einer landläufigen Meinung — keineswegs entartet sind; kurzum rein theoretisch müßte die Prognose für die Frucht günstig sein. Nun aber erfolgt die Aechtung der illegitimen Mutter, die des illegitimen Kindes; — die Erschwerung der Existenz durch das Milieu macht die guten Erbqualitäten wett; Sie wissen, daß die unehelichen Säuglinge zu einem großen Teil elend hinsiechen und sterben, und von den überlebenden zahlreiche später Verbrecher werden. Die Fürsorge für Kinder hat sie über die Fährlichkeiten dieser Jahre hinweggebracht und entläßt sie nunmehr; erst

dann erbarmt sich die Fürsorge wieder ihrer, wenn sie gestrandet sind. Es fehlt absolut jegliche Kontinuität in diesem Zweige der Fürsorge, der zu dauern hätte bis zur vollen Erwerbsfähigkeit d. h. bis der Gefährdete einen Beruf erlernt hat und in Stellung ist.

Daß diese Schilderung nicht übertreibt, erhellt aus Beobachtungen, welche jederzeit an den Sprößlingen wohlhabender Stände gemacht werden können. Wo die Stetigkeit in der Erziehung fehlt — und Fürsorge ist eine besondere Form derselben, sind die Kinder gefährdet. Denken Sie an eine Familie, in welcher der Vater beruflich, die Mutter gesellschaftlich von der Erziehung der Kinder abgehalten ist. Das mehr oder weniger rasch wechselnde Dienstpersonal vermag die natürlichen Erzieher nie zu ersetzen, auch wenn es noch so gute Eigenschaften hat, der gemütliche Kontakt fehlt; das einsame Kind ist und bleibt dem armen Dienstboten gegenüber der Erbe des Vermögens. Wie viele derartiger Kinder selbst gesund und von gesunden Eltern stammend, verkommen und verwahrlosen später! Auch hier ist Fürsorge nötig; ich habe dieses Beispiel gewählt, um zu zeigen, daß das diskontinuierliche Leben auch ein gesundes Kind ruinieren kann.

Statt weiterer theoretischer Ausführungen will ich Ihnen kurz von einigen Fällen aus meiner Sammlung berichten:

Emil M., geboren 8. September 1868. Beide Eltern waren dem Trunke ergeben. Der Vater war tagsüber auf der Arbeit, die Mutter wand zu Hause Seide und zog ihre Kinder früh zur Mithilfe heran. Die Kinder erhielten schon im zartesten Alter Schnaps statt Milch und nicht selten mußten sie sich zur Strafe mit Schnaps betrinken.

Es waren zwölf Kinder da, neun starben vor Erreichung der Volljährigkeit, eine Schwester im Wochenbett, eine andere kurz nach der Heirat, überlebt hat einzig der Mann, der mir zur Begutachtung zugewiesen wurde.

Schläge, Hunger, Schnaps, Ueberanstrengung in der Heimindustrie charakterisieren seine Kindheit. In der Schule machte Emil gute Fortschritte; er ging gern zur Schule, während es ihm zu Hause nicht behaglich war. Mit zehn Jahren erlitt er einen Schädelbruch, lag zehn Wochen im Asyl, die schönste Zeit in seinem Leben. Nach Hause zurückgekehrt mußte er an die Windmaschine. Um dem Hunger zu entgehen, verdang er sich später zu einem Bauern, wo es ihm nicht gut ging. Da er nicht nach Hause zurückwollte, ging er auf die Wanderschaft. Die Schweiz, Deutschland, Frankreich, Spanien hat er nach allen Richtungen durchzogen. Von frühester Jugend an Alkoholgenuß gewöhnt, fröhnte er demselben auch weiterhin. Oft von der Polizei aufgegriffen, eingesperrt, in die Korrektionsanstalt gesteckt, blieb er immer derselbe. Wegen chronischen Alkoholismus und Imbecillität wurde er schließlich in Rheinau versorgt. In 20 Jahren hat er ungefähr Dreiviertel der Zeit in Korrektionsanstalten und im Polizeiarrest zugebracht.

Und dieser Sträfling und Dieb, dieser Trunkenbold ist, wenn er nichts zu trinken hat und zur Arbeit angehalten wird, ein sanftmütiger Mensch, gefällig und liebenswürdig gegen Kameraden und Besucher.

Ob sich dieses Mannes denn niemand annahm, fragen sie! Gewiß: der Lehrer besuchte die Eltern und brachte es in der Tat fertig, daß Emil weniger mit Arbeit gequält wurde. Mit dem Schulaustritt hörte diese Fürsorge auf, und erst als er später mittellos in die Heimat abgeschoben wurde, da nahm man sich seiner an, steckte ihn, um ihn arbeiten zu lehren, ihm das Trinken abzugewöhnen, in eine Korrektionsanstalt — wo er Alkoholika erhielt.

Theodor F., geboren 1871. Entstammt einer kinderreichen Familie, er ist das jüngste Kind von elf Geschwistern.

Das Familienleben war elend; als er aus der Fremdenlegion heim kam und nicht sofort Arbeit fand, riet ihm die Mutter dringend, wieder in die Legion einzutreten. Der Vater war ein Trinker, die Mutter kümmerte sich nie sonderlich um die Kinder, ohne Zucht und Aufsicht wuchsen sie auf.

In der Schule war Theodor tüchtig, nach Absolvierung derselben war er Laufbursche, hatte dabei reichlich Gelegenheit zum Herumstreichen und Verüben dummer Streiche.

Nachher kam er in eine Lehre, wo es aber wegen Mißhelligkeiten mit der Meisterin nicht ging, und Theodor rückte aus. Im Berner Jura fand er vorübergehend Stellung; auf der Walz kam er nach Belfort, wo er sich in die Legion aufnehmen ließ; er verließ sie als Soldat erster Klasse mit Auszeichnung. Nach mehrfachen Irrfahrten erlernte er die Chokoladenfabrikation und zeichnete sich darin so sehr aus, daß er widerholt Vertrauensstellen hatte. Da er allmählich der Trunksucht verfiel, hielt er es nirgends aus; in 14 Jahren wechselte er 25 mal die Stellung; er hat 124 Monate gearbeitet, während 55 Monaten war er arbeitslos. Jetzt, d. h. seit einigen Monaten, ist er Abstinent und wird sich voraussichtlich halten und eine Existenz gründen können.

Um das Leben und Treiben dieses Mannes hat sich niemand gekümmert, bis die Almosengenössigkeit den Staat mobil machte, der zuerst den Mann korrektionell zu versorgen gedachte.

Julie F., geboren 1875. Sie wurde uns als Morphinistin zur Begutachtung zugeführt, zugleich mit dem Bemerken, daß es sich um eine qualifizierte Dirne und Hochstaplerin handle.

Sie war die Tochter eines Ulanenoffiziers, der 1870 das eiserne Kreuz bekommen hatte, und einer Frau, welche Ehebruch beging, als Explorandin vier Jahre alt war.

Ein Freund des Vaters nahm das Mädchen mit sich, mußte es aber nach der gerichtlichen Erledigung wieder der Mutter und dem Stiefvater zurückgeben.

Die Erziehung war sorgfältig. Als Explorandin im Alter von

acht Jahren in der Heimat der Mutter in Ferien war, hörte sie zufällig die Ehebruchsgeschichte der Mutter verhandeln. Es stellte sich ein hysterischer Anfall ein.

Das Mädchen, das in der Folge allmählich störrisch wurde, kam dann, da es sich mit Gespielen zu nahe einließ, wieder zu dem Freund des natürlichen Vaters, nachher zur Großmutter mütterlicherseits; wodurch die Beeinflussung von Lehrer und Pfarrer, welche die Geschichte des Mädchens und seine Familie kannten, aufhörte. In der Konfirmationszeit bandelte das Mädchen mit Männern an; es heiratete mit 18 Jahren. Die Ehe war sehr unglücklich und wurde bald geschieden. Nach der Scheidung sank die junge Frau von Stufe zu Stufe und endete als schwer hysterische Dirne und Hochstaplerin im Irrenhaus.

Marie K., geboren 1885. Stammte von gesunden Eltern ab, die aber frühzeitig starben. Das Kind wurde dem wenigst Fordernden in Pflege gegeben, welcher das früh entwickelte Mädchen, als es zirka acht Jahre alt war, zur Befriedigung seines geschlechtlichen Bedürfnisses abrichtete. Das Mädchen wurde allmählich nymphoman, wurde eine Dirne, die jedem käuflich war. Eine Fürsorgeerziehung, die in die Wege geleitet worden war, führte das Mädchen auf bessere Wege; ob es vorhält, wissen wir noch nicht.

Lina H., geboren 1894. Ist die Tochter gesunder Eltern. Der Vater zur Kindererziehung wenig geeignet, weil zu leichtgläubig, war beruflich oft abwesend, die Mutter hatte Hauswesen und Kinder zu besorgen. Es sind drei Töchter und ein Sohn da; Lina ist das jüngste Kind.

Alle vier Kinder sind intelligent; besuchten auch zwei Jahre die Sekundarschule. Zu einer eigentlichen Berufslehre kam es der schlechten Finanzverhältnisse der Eltern wegen nicht.

Schon während der Schulzeit war Lina aufgefallen durch energisches, kaltblütiges Wesen; sie veranlaßte den Lehrer, auf sie ein schärferes Augenmerk zu haben. Mutter und Lehrer gelang es, das Kind zu leiten. Da erfolgte die Entlassung aus der Schule, zum Unglück starb in dieser Zeit die Mutter. Das Mädchen, mitten in der Pubertätsentwicklung, war schutzlos allen Einflüssen des Lebens ausgesetzt. Als ich das Kind zur Beobachtung bekam, war es bereits eine qualifizierte gemeingefährliche Verbrecherin.

* * *

Diese kleine Blütenlese von Beobachtungen ließen sich leicht vermehren, und es ist mir bedauerlich, daß ich die einzelnen Fälle an dieser Stelle nur so kurz behandeln konnte, aber ich hoffe, auch so haben Sie einigen Eindruck von ihnen bekommen.

Wir haben zunächst die Aufgabe, uns die Hauptmerkmale der Fälle vorzuführen:

Diese Leute stammen teils von gesunden, teils von abnormen

Eltern ab. Sie sind zum Teil als Individuen aufzufassen, die durch ihre erblichen Verhältnisse disponiert sind, psychologisch vom Durchschnitt abzuweichen.

Alle haben, wie sie sich auch später entwickeln mochten, in ihrer Kindheit, die ich bis zum 14. Jahr d. h. bis zur Absolvierung der Schulpflicht ansetzen möchte, Perioden durchgemacht, welche ohne weiteres das Eingreifen von Fürsorgeinstanzen wünschbar erscheinen lassen. Die Kinder haben die Fürsorge auch erfahren, aber diese Fürsorge war mit der Schulzeit zu Ende. In diesem Moment beginnt eine neue Phase im Leben dieser Kinder. Diese Phase ist charakterisiert durch die Pubertät, die Schutzlosigkeit und den Mangel geregelter Arbeit.

Es fiel mir dieser gefährliche Zustand zu allererst auf, als ich die Lebensgeschichte zahlreicher Dirnen aufnahm; er zeigte sich dann aber auch in der Lebensgeschichte zahlreicher Vaganten, Korrektionäre u. s. w. Wir müssen dabei einen Moment verweilen.

Meist nimmt man mit Eintritt der Menstruation, Auftreten der sekundären Geschlechtsmerkmale an, die Pubertät sei erledigt; daß dem nicht so ist, lehren mehrfache Beobachtungen, von denen ich nur diejenige anführen will, daß das Gehirn seine Reife erst gegen Ende des dritten Jahrzehnts erreicht.*) Es erreichen also nicht alle Organe gleichzeitig die Reife. Die Entwicklung in den Pubertätsjahren beeinflußt in zahllosen Fällen das Wohlbefinden der Kinder und ihr soziales Verhalten ganz auffällig. Die Seele der Kinder ist im 15. und 16. Jahre von einer Reizbarkeit, einer Sprunghaftigkeit wie nie sonst im Leben; fragen Sie feinsinnige Lehrer von Mittelschulen und fragen Sie sorgfältig beobachtende Eltern, die werden Ihnen diesen Ausspruch bestätigen. Und in dieser Zeit ist es enorm wichtig, ein Auge auf die Kinder zu haben. Was sie in diesen Jahren erleben, wirkt auf sie in ganz eigenartiger Art und Weise; die Unerfahrenheit verhindert die Kritik, die unbekannten und unverstandenen sexuellen Sensationen, die mehr oder weniger intensiv hervorbrechen, rauben der Seele die Ruhe und so wird es leicht verständlich, daß die Orientierung im Leben auch in ethischer Beziehung schwer fällt. Wir müssen stets dran denken, daß das Denken in diesem Alter in der Regel in infantiler Art in Kurzschlüssen abläuft. Nun ist es ferner eine bekannte Tatsache, daß in diesen Jahren noch zwei wichtige Momente zu beachten sind: einmal die Festlegung des Charakters und anderseits der Ausbruch nervöser und geistiger Erkrankung.

Wie in den Pubertätsjahren die Berufswahl getroffen wird, so legen sich auch da diejenigen Eigenschaften fest, welche später das soziale Verhalten des Menschen bestimmen; gewiß nimmt das Leben noch

---

*) Kaes, die Großhirnrinde des Menschen in ihren Massen und in ihrem Fasergehalt. Jena 1907. — Marchand, über das Hirngewicht des Menschen. Leipzig 1902.

Modifikationen vor, aber die prinzipiellen Verhältnisse bleiben unverändert.

Und nun die nervöse und geistige Schwankung? Bei der Erhebung der Vorgeschichte von Psychoneurasthenikern legt man schon längst viel Gewicht darauf, die Verhältnisse in den Pubertätsjahren richtig kennen zu lernen. Die allgemeine Erfahrung hat gezeigt, daß seelische Veränderungen in der Pubertät auftreten, welche als solche wohl empfunden, aber als vorübergehende Zustände aufgefaßt werden, während sie tatsächlich nichts anderes sind als die Vorboten des spätern nervösen Zusammenbruchs.*)

Und nun, was tut die Fürsorge, um diese Gefahren zu bekämpfen? sie tut so wenig, daß wir getrost sagen dürfen: nichts. Unsere bisherige Unterhaltung hat uns gezeigt, daß im Betrieb unserer Fürsorge an einem Wendepunkt des Lebens keine Schutzmaßregeln getroffen sind, und daß deshalb zahlreiche Jugendliche zur frühern oder spätern Verwahrlosung den Grund legen.

Die Jugendfürsorge will das körperliche und seelische Wohl der Kinder fördern und dadurch einen Schutz gegen spätere Verlotterung und Verfall in Prostitution und Verbrechen aufrichten; in dieser Beziehung hat man nichts erreicht, wofür die Statistik der Kriminalität insbesondere der Jugendlichen, eine eindringliche Sprache spricht.

Wir müssen also bestrebt sein, die Jugendfürsorge weiter auszubauen, wenn sie ihre Mission wirklich erfüllen soll.

Es handelt sich zunächst darum, die vielen Dutzende von Fürsorgebestrebungen einheitlich zu organisieren und an die Spitze eine sachverständige Leitung zu stellen, alsdann dieser Centrale Adnexe anzugliedern, und endlich die Gesetzgebung weiter auszubauen.

Es soll versucht werden, in Kürze zu zeigen, wie das gemeint ist.

Wir haben ein Gesetz, das die Fabrikarbeit von Kindern verbietet, aber es besteht kein Verbot, 15- und 16-jährige Knaben und Mädchen zum Austragen von Kleidern und Modewaren, am Lift u. s. w. bis gegen Mitternacht und länger zu beschäftigen. Das Verbot, in der Fabrik in Arbeit zu treten, hat eine böse Kehrseite, es überantwortet die Kinder nach der Entlassung aus der Schule vielfach den Einflüssen der Straße. Ich erlebe es sehr oft, daß die Geschäftsinhaber erklären, wegen gesundheitlichen Risikos stellen sie keine Lehrlinge unter 17 Jahren an. Es wird im Ernste kaum jemand behaupten wollen, daß die Arbeit eines Laufburschen geeignet sei, ihn moralisch zu beeinflussen; dasselbe gilt vom Liftboy und vom gleichaltrigen Mädchen. Zeiten angestrengter Arbeit und Zeiten schlimmster Tatenlosigkeit wechseln; daß letztere nur zu oft mit Zoten zc. ausge-

---

*) Wer sich über die seelischen Störungen im Kindes- und Jugendalter informieren will, sei auf das schöne Buch des Jenenser Psychiaters Strohmeyer, Vorlesungen über die Psychopathologie des Kindesalters (Laupp, Tübingen 1910), aufmerksam gemacht; ebenso auf das wertvolle Buch von Heinrich Vogt, die Epilepsie im Kindesalter (Berlin, Karger 1910).

füllt werden, ist bekannt. In diesem Milieu unregelmäßiger Arbeit, der Gedankenlosigkeit, oft genug der bewußten Verführung entwickeln sich die Anlagen, die später Gerichten und Verwaltungsbehörden zu tun geben.

Es gibt da nur eine Hilfe und sie ist für alle Ortschaften mit Industrie von größter Bedeutung, das ist die Verlängerung der Schulzeit bis zum Beginn der Lehrzeit und Verbot der Benutzung von Knaben und Mädchen als Ausläufer, Liftboy rc.*) Es muß der Hiatus der Beschäftigungslosigkeit und Bummelei ausgemerzt werden. Die Fortbildungsschule soll die Fortbildung der Knaben und Mädchen zu Staatsbürgern übernehmen; es soll ihnen hier die Hygiene ihres Leibes beigebracht werden; es soll ihnen entsprechend ihrem spätern Beruf besondere fachliche Aufmerksamkeit zu teil werden. Gewiß werden die Lasten für die Schule vergrößert werden, aber wir haben allen Grund zu erwarten, daß es, was die Kriminalität anbelangt, allmählich besser werde.

Eine wichtige Aufgabe der Fürsorge ist, daß dahin gewirkt werde, daß jeder Schüler und jede Schülerin einen Beruf erlerne und daß man Eltern, welche, nur um bald den Verdienst der Kinder zu erhalten, sie in Betriebe bringen, welche ungelernte Arbeiter beschäftigen, auf Art. 276 Z. G. B. gestützt verhalte, die Kinder in eine Berufslehre zu geben. Der ungelernte Arbeiter ist der Paria unter den Erwerbenden; mehr als jeder andere ist er den Wechselfällen des Lebens ausgesetzt, mehr als andere droht er die Laufbahn des Verbrechers zu ergreifen; mindestens stellt er zur Zahl der Vaganten ein ganz erhebliches Kontingent.**)

Eine wichtige fürsorgerische Maßnahme könnte auf dem Wege der Strafgesetzgebung erreicht werden:***) Für die Alkoholiker macht der Vorentwurf zum Schweiz. Strafgesetzbuch gute Vorschläge, dagegen versagt er komplet gegenüber der Dirne. Man soll und kann bei gutem Willen analoge Bestimmungen einführen, und man soll vor allem das Schutzalter auf das Alter der Ehefähigkeit d. h. auf das zurückgelegte 18. Altersjahr erhöhen. Ich habe bereits angedeutet als ich über die Pubertät sprach, daß diese Jahre besonderer Fürsorge bedürfen. Die Ansetzung des Schutzalters auf das 16. Jahr ist zu niedrig, man muß höher gehen, will man überhaupt etwas erreichen.†)

---

*) Wir verhehlen uns nicht, daß die landwirtschaftliche Bevölkerung nur schwer für eine Fortbildungsschule zu haben sein wird; den Landgeistlichen dürfte hier eine wichtige Aufklärungsarbeit zukommen.

**) Vergl. die analogen Bestrebungen in Berlin und andernorts; eine vernünftige Handhabung des Art. 276 des Schweiz. Zivilgesetzbuches wird sehr viel nützen können.

***) Im Gesetz betreffend den Strafprozeß, das kürzlich dem Kantonsrat Zürich zuging, macht Herr Oberrichter Streuli Vorschläge betreffend Jugendgerichtsbarkeit, daß man nur wünschen kann, daß Rat und Volk ihnen die Sanktion erteilen.

†) Vergl. meine Aufsätze zu diesem Thema Neue Wege Nr. 8, 1910, und Schweiz. Rundschau für Medizin 1910, Nr. 39, sowie gemeinsam mit Staatsanwalt Dr. Zürcher in Schweiz. Juristen-Zeitung, März 1911.

Dann kommt die Alkoholfrage. Da sollte endlich einmal ein Wirtshausverbot eingeführt werden nicht nur für Kinder, sondern auch für Jugendliche. Wir wissen es schon lange, wie schädlich der Alkohol auf den wachsenden Körper einwirkt, wie er gerade die Ethik schädigt. Es wäre wahrhaftig an der Zeit, endlich die Konsequenzen zu ziehen und Eltern und Wirten die Mitnahme resp. Aufnahme von Kindern und Jugendlichen in Alkoholwirtschaften unter Strafandrohung zu verbieten. Zur Schädigung durch die alkoholischen Getränke kommen die demoralisierenden Einflüsse mancher Darbietungen von Artisten und Grammophonen, nicht zuletzt der Wirtshauswitz. Ich weiß, der Weg dahin ist noch weit; ich mache mir keine Illusionen, habe ich doch genugsam erlebt, wie man beim Glase Wein oder Bier sich über das Elend der Jugend entrüstete; wir sollten endlich, das ist eine minimale Forderung von jedem aktiv in der Fürsorge tätigen Menschen, die Totalenthaltsamkeit verlangen.

Und nun die Organisation! Das Prinzig muß sein: die Fürsorgemaßnahmen bilden eine Kontinuität parallel dem Leben der Menschen. An die Säuglingsfürsorge schließen sich Krippen, Horte an, die Fürsorge durch die Schulbehörden u. s. w.; in diesem System der Fürsorge sind die Bestrebungen für Tuberkulöse, Alkoholiker, Krebskranke u. s. w. anzugliedern. Mit anderen Worten: die kontinuierliche Fürsorge hat zur Voraussetzung eine Zentralisation aller Fürsorgebestrebungen unter eine einheitliche Leitung. Es muß ein Amt für Wohlfahrtspflege geschaffen werden, das von einem Verwaltungsmann, am besten einem Juristen event. einem Arzte geleitet wird und dem die einzelnen Ressortchefs beigeordnet sind, so daß der Leiter als primus inter pares die Geschäfte führt. Dem Amte gehört ein Arzt auf alle Fälle an und zwar amtlich. Jeder Fall, der zur fürsorgerischen Behandlung kommt, ist vorgängig von ihm körperlich und seelisch zu begutachten und sein Gutachten ist bindend für das weitere Vorgehen. Der Arzt wird eine beträchtliche Arbeit zu leisten haben; aber dadurch, daß er in allererster Linie medizinische Funktionen hat und wenig durch seine Verwaltungsarbeit beschäftigt wird, gewinnt er Zeit, die Fälle zweckdienlich zu beobachten. Nach unserer Auffassung wäre es von großem Werte, wenn ihm eine Beobachtungsstation mit geübtem Personal beigegeben wäre; insbesondere zur Begutachtung geistig abnormer Kinder wird eine solche Einrichtung, von der Gemeinde organisiert, unumgänglich sein, wie denn auch mehrere deutsche Städte in ihren Irrenanstalten Abteilungen für Kinder eingerichtet haben (Frankfurt a. M.).

Ich eile zum Schlusse! Am Anfang meines Vortrages habe ich auf eine Einsicht hingewiesen, welche uns der Schöpferblick Lombrosos offenbart hat. Nicht nur die momentanen Schäden, die durch Erblichkeit bedingten gilt es abzustellen, sondern wir haben auch darauf hinzuwirken, daß momentane Zustände sich nicht fixieren und durch Vererbung auf die Nachwelt fortpflanzen. Diesem wichtigen Ziele

kommen wir am nächsten, wenn wir eine kontinuierliche Fürsorge schaffen, welche ich möchte fast sagen den Menschen von der Zeugung bis zum Grabe begleitet; dann wird die Fürsorge ihre prophylaktische Mission erfüllen, dann wird sie nicht nur unendlich viel Unglück verhüten, sondern sie wird auch unsere Rasse kräftigen im Kampfe der Völker; das ist aber die Grundlage der Fortexistenz und einer weitern Entwicklung unserer Kultur. Dr. med. E. Herm. Müller.

---

# Nachruf.

Am 17. Februar d. J. ist eine der tapfersten und populärsten Vertreterinnen der schweizerischen Frauenbewegung und der sozialen Hebung des Volkes aus diesem Leben geschieden. Frl. Fanny Schmid, Tochter des bekannten Buchhändlers K. Schmid in Bern, hat sich über die Grenzen ihrer Vaterstadt einen Namen gemacht, nicht nur durch ihre pädagogischen Leistungen als Gründerin und Leiterin einer sehr gesuchten Privatschule, sondern ganz besonders durch ihre aufopferungsvolle Tätigkeit und ihre warme Sympathie mit aller Not unserer Zeit. Ausgestattet mit einem seltenen Talent für die Exekutive, hat sie ihre reichen Gaben rückhaltlos in den Dienst der Gerechtigkeit gestellt, welche unsere Zeit beginnt den Frauen und den sogenannt unteren Klassen des Volkes zuteil werden zu lassen. Alles was zur Hebung derselben beitragen konnte, durfte darauf rechnen, in ihr sowohl Begeisterung als tatkräftige, verständnisvolle und rasche Unterstützung zu finden. Bei den schwierigen Anfängen der Gründung des Bundes schweizerischer Frauenvereine (1900) war sie unermüdlich in erfinderischer Hilfeleistung und nicht zum mindesten ihr hat dieser Bund sein rasches Aufblühen zuzuschreiben. Vor allem aber verdankt er ihr, daß in der Schweiz eine Brücke geschlagen ist über die Kluft zwischen bürgerlichen und sozialistischen Frauenvereinen, womit die Schweiz einzig unter allen Ländern dasteht. Eine eifrige Verfechterin der Grundsätze der Abolitionistischen Föderation, war sie unablässig bemüht, denselben prinzipiell und auch praktisch zum Durchbruch zu verhelfen. Den Frauen Berns hat sie, im Verein mit einigen Gleichgesinnten, das Frauenrestaurant Daheim geschaffen, wo täglich Hunderte von Frauen gute und möglichst billige Kost bei freundlichem Aufenthalt finden. Regen Anteil nahm sie auch an der Gründung und dem Aufbau des schweizerischen Lehrerinnenheims in Muri bei Bern und dessen frisches Gedeihen ist größtenteils ihr Verdienst. Ganz besonders aber waren die letzten Jahre ihres Lebens der sozialen Käuferliga der Schweiz geweiht. Als unermüdliche Sekretärin, die zu jeder Arbeit bereit war und trotz den bescheidenen Mitteln, über welche die Liga verfügt, Bedeutendes an Propaganda zuwege brachte, hat sie den

Gedanken der Liga allerorts Vorschub geleistet und war, gemeinsam mit ihrer Präsidentin, so recht eigentlich die Seele des Unternehmens. Weichen Herzens und stets zur Hand den Einzelnen, vor allem den Geringen und Verlassenen, persönliche Dienste zu leisten, hatte sie doch einsehen gelernt, daß das soziale Uebel an der Wurzel angegriffen werden müsse und dazu erschien ihr die Käuferliga eines der fruchtbringendsten Mittel. Ueberhaupt war der Grundgedanke ihres Strebens das Herbeiführen der Gerechtigkeit für alle und deshalb lag der Ausgleich zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern ihr besonders am Herzen. Darum begrüßte sie auch mit so großer Freude die Entstehung der Religiös-Sozialen Konferenz und verfolgte deren Entwicklung so frohen Herzens. Wie warm sie stets speziell für die Arbeiterinnen einstand, weiß besonders ein Arbeiterinnenverein in Bern zu erzählen, dessen Sekretärin sie nach dem Tode der Arbeiterführerin Adam wurde und dessen Mitglieder sie wie eine Mutter verehrten und liebten und für sie durchs Feuer gegangen wären. Gesundheitlich schon sehr angegriffen, suchte sie noch ihre geniale Idee zu verwirklichen, einen Dienstbotenverein zu gründen, mit dem konkreten Zweck eines Alters- und Erholungsheims und legte in scheinbar unverwüstlicher Frische den Plan zu dieser Gründung einer Versammlung von Hausfrauen und Dienstboten dar. Von Leiden aber schon jahrelang schwer heimgesucht und doch stets wie ein Soldat auf dem Posten, ahnte sie wenig, daß ihre Tage gezählt seien. Der materialistischen Auffassung so vieler heutiger Aerzte zufolge, war die Natur ihrer Krankheit ihr verheimlicht und als nervösen Ursprungs bezeichnet worden. Als endlich ihr Neffe, ein wackerer Arzt, ihr die Wahrheit mitteilte, bewies sie als ächte Christin, daß sie im Leben wie im Sterben gleich sehr dem Herrn angehöre und machte die Furcht jener Aerzte zu Schanden. Sie entschlief, noch nicht 50 Jahre alt, unaussprechlich betrauert von ihren Mitarbeitern, denen sie unersetzlich ist und von den vielen, denen sie Zuflucht und Hort war und die ihr nachweinen als einer wahren Fürsorgerin. Ihr Leben gehörte zu denen, von welchen es heißt: „Solcher Beispiel folget nach.“

H. v. M.

---

# Neuigkeitshunger und Tagespresse.

Was der Tag bringt und verspricht, davon erzählt uns die Tagespresse, die Notiz nimmt von allen Ereignissen, die ihr einigermaßen erwähnenswert scheinen. Doch das bunte Abbild, das die Presse als Weltspiegel uns von den Geschehnissen des Lebens bietet, ist kein getreues; sein Kolorit ist zu grell, um natürlich zu sein, Umrisse und Linien der Bilder erscheinen willkürlich verschönert oder verzehrt.

Die Presse wird eine Großmacht genannt, und zwar mit Recht, denn ihre Macht ist gewaltig, ist unberechenbar groß. Ihr ist es gegeben, durch ihr Eintreten für eine gute neue Sache reformatorisch zu wirken, ihr ist es aber auch möglich, durch gefälschte Fortschrittsmanöver der Reaktion Vorschub zu leisten. Ihre Herrschaft reicht bis in die höchsten Höhen der Gesellschaft, deshalb beugen sich vor ihr auch die Gewaltigen dieser Erde. Der Tagespresse ist es anheimgegeben, die Volksmeinung zu bilden, den Volkswillen zu beeinflussen und das Volkswohl durch ihr Fürwort zu fördern; im Guten, wie im Bösen kann sie mächtige Kräfte entfalten, schöpferische oder zerstörende, heilsame und unheilvolle. Zur Kulturträgerin kann sie sich erheben, wenn sie ihre Dienste der Wissenschaft und der Kunst zur Verfügung stellt, zur Volksverführerin wird sie, wenn sie sich zum Sklaven der Interessenpolitik gewissenloser Machthaber erniedrigt.

Aus dieser großen Macht, aus dieser Herrschaft über den Geist der Zeit erwächst der Presse eine gewaltige Verantwortlichkeit. Um ihrer hohen Aufgabe wirklich gerecht zu werden, sollte sie über den Parteien stehen, sollte unparteiisch und neutral an die politischen Tagesfragen herantreten, sollte die Ereignisse von Bedeutug nach ihrem wahren Werte behandeln und schildern. Wie weit entfernt von solcher Unparteilichkeit unsere Presse ist, sehen wir ein, sobald wir einige Zeitungen untereinander vergleichen; die gleiche Frage wird von den verschiedenen Preßstimmen ganz ungleich behandelt. Unsere Schweizerblätter gehen z. B. in der Beurteilung der Sozialpolitik unseres Bundesstaates ebenso weit auseinander wie die deutsche Presse in der Frage des allgemeinen Wahlrechtes oder die englischen Zeitungen in der Schutzzollbewegung.

Da wir zu erörtern haben, wie die Presse sich zum Neuigkeitshunger der Zeitungsleser stellt, würde es zu weit führen, näher auf ihre große Bedeutung in politischer und in wirtschaftlicher Beziehung einzutreten; nur kurz sei noch auf die unheilvolle Rolle hingewiesen, welche die Tagespresse spielt, wenn sie sich in den Dienst der Börsenkönige stellt und durch erfundene oder verblümte Berichte Hausse oder Baisse auf dem Geldmarkte hervorruft.

Die Neugierde, der Trieb zu wissen, was jenseits des engen Kreises geschieht, in welchem wir leben, wird bekanntlich nicht zu den Tugenden gezählt, darf aber auch nicht direkt als Fehler bezeichnet werden, da sie eigentlich nur ein Korrelat der Nächstenliebe und des Mitleides ist, — allerdings nahe verwandt auch mit Schadenfreude und mit Selbstüberhebung. Dieser Neugierde, die wir Menschen alle in mehr oder weniger hohem Grade besitzen, kommt die Tagespresse entgegen, wenn sie uns Kunde gibt von Unglücksfällen und Verbrechen, die nah oder fern von uns geschehen sind. Wenn wir die Zeitung eifrig lesen, so haben wir jeden Tag wenigstens ein Dutzend Tote und einige Dutzend Schwerverwundete zu verdauen, des großen Materialschadens gar nicht zu gedenken, der durch Brandfälle oder durch

Ueberschwemmungen verursacht wird. Ist es wirklich notwendig, daß die Zeitung uns alle diese Unglücksbotschaften auftischt, welche in ihrer Kürze uns doch nur so wenig sagen? Gewiß nicht, wenn es sich nicht um Unfälle oder Verbrechen handelt, die in unserer Nähe stattgefunden, oder um bedeutende, um große Unglücksfälle in weiterer Entfernung. Es muß als geradezu grausam bezeichnet werden, wenn uns die Zeitung meldet, daß in einer fernen Großstadt ein Kind sich durch Spielen mit Zündhölzchen schwere Brandwunden zugezogen hat, ohne die gleich wichtige Mitteilung von seiner Wiedergenesung zu bringen. Was ficht es uns an, wenn im fernen Spanien ein Stiergefecht einen gefährlichen Ausgang nimmt? Wir erfahren ja doch nicht, ob der verletzte Stierfechter sich wieder erholt. Oft sind sogar die Unglücksberichte, so lakonisch, daß man im Unklaren ist, ob die Verunfallten gleich tot waren oder nur verletzt wurden.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß irgendwo und irgendwie auf unserer Erde alltäglich, allstündlich Unglücke und Verbrechen stattfinden. Diesem Unheil entspricht aber im Leben eine meist gleichgroße Quote von Freude und Heil; davon nimmt die Presse nur spärlich Notiz, weil Glücksfälle viel weniger Aufsehen erregen, als Verbrechen und Unglücksfälle, auch weniger Lärm und Geschrei wird dabei hörbar. Durch diese Einseitigkeit tragen die Tagesblätter sehr viel dazu bei, dem Pessimismus neue Jünger zuzuführen. Wir dürfen uns nicht wundern, wenn dem naiven Leser einer unserer kleinern Zeitungen Berlin nur als eine Unglücksstadt vorschwebt, deren riesiger Straßenverkehr zahllose Menschenopfer kostet; sein Leibblatt meldet eben aus Berlin außer einigen Theaternotizen, die ihn nicht interessieren, nur Unfälle oder Verbrechen.

Geradezu sinnlos ist es, wenn die Rubrik „Weltchronik" oder „Kleine Zeitung" uns in bunter Reihenfolge ein Ragout von Verbrechen und Unglücksfällen serviert, das mit kurzen Notizen über Bühnenerfolge gewürzt ist.

Immerhin ist dieser Teil der Zeitungsnotizen noch ziemlich harmlos und richtet wenig Schaden an. Viel verderblicher sind die ausführlichen Berichte über sensationelle Verbrechen und über Skandalprozesse. Wird irgendwo ein Verbrechen begangen, das mit der sog. demi-monde in mehr oder weniger loser Beziehung steht, so wirft sich das Heer der Zeitungsschreiber auf die willkommene Beute und verpestet mit den aufgestöberten parfümierten Notizen über den Lebensgang und die Intriguen aller mit dem Verbrechen in Verbindung stehenden Personen die ganze Presse. Das Gleiche geschieht, wenn aus den höhern Gesellschaftsklassen ein Skandal bekannt wird; wie eine wilde Meute stürzen sich die Zeitungsmenschen darauf und berichten mit wahrer Lust über die nichtigsten und unbedeutensten Nebensachen der sensationellen Neuigkeit. Was da alles in und zwischen den Zeilen steht, bildet ein verderbliches Gift für junge lebens- und neuigkeitshungrige Leser.

Mag auch die Zahl der Menschen, die sich ganz speziell für solche Dinge interessieren, eine große sein, unsere Tagespresse sollte ihrer ungesunden Neugierde nicht in dem Maße entgegenkommen, sollte nicht ihr zu lieb die bessere Hälfte der Leser all' dem ekligen Schmutze aussetzen. Namentlich die Großstadtpresse ist es, die ihre Spalten mit solchen sensationellen Minderwertigkeiten füllt; unser schweizerisches Zeitungswesen ist in dieser Hinsicht etwas zurückhaltender, aber nicht in genügendem Maße.

Als eine große Ungehörigkeit muß es ferner bezeichnet werden, daß die Zeitungen so oft ihre Leser über den Verlauf gerichtlicher Voruntersuchungen in großen Prozessen auf dem Laufenden zu halten im Stande sind, was nur durch Indiskretionen der mit der Untersuchung betrauten Beamtenschaft ermöglicht wird. Was haben die Zeitungen in dieser Beziehung im Steinheilprozeß für eine traurige Rolle gespielt?

An uns Frauen ist es, uns einmal ernstlich gegen diese ungesunden Auswüchse des Preßwesens aufzulehnen und die Ausmerzung der weitschweifigen Schilderungen sensationeller Verbrechen und Skandale zu verlangen, denn gerade unsere unglücklichen Schwestern kommen dabei am Schlechtesten weg; an uns ist es ganz besonders auch, uns dagegen zu verwahren, daß jeder Schritt und Tritt fürstlicher Frauen, die durch eigene oder fremde Schuld von den Höhen der Macht herabgestürzt sind, daß jede Handlung dieser armen Entgleisten der Oeffentlichkeit erzählt und geschildert wird von der gleichen Presse, die so oft schon im Staube gekrochen ist vor gekrönten Sündern.

Im Gegensatz zu den großen ausländischen Zeitungen, die dem geselligen und gesellschaftlichen Leben meist eine ständige Rubrik widmen im Anschluß oder als Abklatsch der Hofnachrichten, bringen unsere demokratischen Schweizerblätter außer den üblichen Festberichten und Vereinsnachrichten sehr wenig Notizen aus der Gesellschaft; sogar das Tun und Lassen unserer Landesväter, soweit es nicht ein offizielles ist, wird von der Presse wenig besprochen. An diese Hausmannskost gewöhnt, berührt es uns seltsam, wenn wir in den Zeitungen des Auslandes, besonders in den amerikanischen die bombastischen Berichte lesen, die ständig von den dortigen großartigen Privatfestlichkeiten erscheinen. Gerade von der Sucht der Amerikaner, ihren Namen und ihre Aufwendungen in der Zeitung gedruckt zu finden, entspringt wohl die Manie, um jeden Preis neue gesellschaftliche Trucs und Attraktionen zu ersinnen; nicht nur für die geladenen Gäste opfert der amerikanische Gastgeber sündhafte Unsummen für einen einzigen Anlaß, sondern hauptsächlich der servilen Presse zu lieb, die ausführlich die gebotenen Herrlichkeiten beschreibt. Wenn die Zeitungen sich ausschwiegen über diese fragwürdige Gastfreundschaft, so würden vielleicht in Amerika allein jährlich für luxuriösen Tischschmuck Millionen erspart und für bessere Zwecke verwendet werden können.

Vergleichen wir eine unserer heutigen Zeitungen mit einer solchen

von vor 50 Jahren, so zeigt uns schon das Format, daß das Zeitungswesen einen ganz enormen Aufschwung genommen hat. Ein Vergleich des Inhaltes überzeugt uns jedoch nicht, daß auch darin ein dem größeren Format entsprechender Fortschritt zu verzeichnen ist; mit wenigen Worten wurde früher oft mehr gesagt, als jetzt mit den längsten Leitartikeln. Obschon der Textteil sich gewaltig erweitert und ausgedehnt hat, so ist doch im Vergleich mit ihm das Inseratenwesen in bedeutend rascherer Entwicklung fortgeschritten, so daß bei zahlreichen Zeitungen jetzt der Inseratenteil den größten Platz beansprucht.

Für die Inserate lehnt die Zeitung bekanntlich die Verantwortlichkeit ab; es wäre für sie auch ein Ding der Unmöglichkeit, die Anpreisungen aller Art auf ihre Reellität zu prüfen. Offensichtlich liegt aber eine große Gefahr darin, daß mit Hilfe der Zeitungsreklame die zweifelhaftesten Produkte einem gutgläubigen Publikum als Primaware angepriesen werden können. Nie hätte z. B. der Geheimmittelschwindel einen so großartigen Aufschwung genommen und sich einen so riesigen Absatz gesichert, wenn der Inseratenteil der Zeitung ihm nicht willig seine Spalten geöffnet hätte, wenn nicht täglich Inserate, die von großartigen Heilerfolgen berichten, die Zeitungsleser von der Unübertrefflichkeit der Wundermittel zu überzeugen suchten. Für Reklamezwecke geben viele Geschäfte unglaublich hohe Summen aus, ihre Inserate füllen oft ganze Seiten; der geduldige Kunde, der durch die verlockenden Angebote sich fangen läßt, zahlt natürlich im vermeintlich billigen Kaufpreis seinen Anteil an die Reklameunkosten. In der Geschäftswelt ist der unlautere Wettbewerb zum Schlagwort geworden, seitdem der Gesetzgeber es versucht, den Scheinausverkäufen und der schwindelhaften Reklame, welche die Schmutzkonkurrenz zeitigt, durch gesetzliche Bestimmungen zu begegnen.

Zwischen Inseraten- und Textteil bestehen übrigens Wechselbeziehungen, die deutlich zeigen, daß die Zeitungen es verstehen, unbeschadet der stark betonten Unverantwortlichkeit für den Teil der Inserate, durch Textnotizen, für welche die Verantwortlichkeit nicht ausgeschaltet ist, die Werbekraft gewisser Reklamen zu erhöhen. Wer kennt sie nicht, die Anpreisungen, die mit Eifer auf die im Inseratenteil empfohlenen Waren oder Veranstaltungen hinweisen? Gegen die Kinematographen z. B., die mit ihren geschauspielereten Bilderserien Alten und Jungen die Augen und den Geschmack verderben, wird in Flugblättern und in ernsthaften Zeitschriften manche berechtigte Anklage erhoben; die Zeitungen jedoch rühmen allwöchentlich das neue Programm in den wärmsten Ausdrücken und empfehlen alt und jung den Besuch dieser ständigen Buden aufs Beste; getadelt wird natürlich nicht, denn die Kinematographen sind gute Inserenten, die man warm halten muß. Die meisten Tageszeitungen nehmen auch die wunderbaren Berichte über Heilkuren mit Geheimmitteln unbeschaut in ihren Textteil auf, bringen sogar kleckſige Bilder der Geheilten, um den gerühmten Erfolg noch glaubhafter zu machen. Selbst der bekannte Briefkastenonkel

bläst oft ganz fröhlich die Reklametrompete in den Briefkasten-antworten.

Im Inseratenteil machen sich mehr oder minder auch anstößige Anzeigen breit, denn die Pornographie und die Fabrikation schmutziger Patentartikel sucht ihre Ware ebenfalls durch Reklameinserate anzupreisen; durch allerlei auffällige Schlagworte werden im Leser die schlechten Instinkte geweckt und, da gewöhnlich diskrete Spedition der Bestellungen versprochen wird, der Verführung der Jugend Tür und Tor geöffnet. Gegen dieses Gift sind seit längerer Zeit Vereine tätig, deren Bestrebungen dahin gehen, die Pornographie in jeder Form zu bekämpfen, also auch den anstößigen Inseraten den Krieg zu machen.

Dem Neuigkeitshunger ihrer Leser kommt die Tagespresse, wie diese Ausführungen zu zeigen den Zweck hatten, mit viel zu reichlicher Nahrung entgegen, deren Qualität der Quantität weit nachsteht. Neben dem vielen Wertvollen, das sie uns unstreitig bietet, müssen wir täglich eine Masse Makulatur durchgehen, die für uns keinen oder gar einen negativen Wert hat. Eine Verbesserung des Preßwesens wäre deshalb dringend zu wünschen, würde aber nur dann durchführbar sein, wenn die Zeitungsleser das Ihrige dazu beitragen, indem sie der Presse ihres Vertrauens ihre Wünsche und ihre Anforderungen vorbringen würden. Der einzelne Abonnent fühlt sich wohl machtlos einer Zeitung gegenüber, die viele Tausende von Abonnenten hat; sobald er sich aber mit Gleichgesinnten zusammenschließt wird ein starker Einfluß erzielt und nutzbar gemacht werden können.

Es handelt sich natürlich nicht darum, spezielle Vereine von Preßfreunden oder Preßgegnern zu gründen; gerade die bereits bestehenden Vereine könnten sich einmal mit dieser Frage auseinandersetzen, indem sie die Presse zum Thema eines Diskussionsabends wählen, der sicherlich vielerlei Wünsche und Anregungen zu Tage fördern könnte. Es liegen da noch viele Kräfte brach, die dazu berufen wären mitzuarbeiten an einer zeitgemäßen Um- und Ausgestaltung der Tagespresse; wir alle sind ja Zeitungsleser, wir alle haben das Recht in dieser Sache mitzureden und mitzuwirken.

Das Ganze ist eine Frage der Abrüstung: weniger, aber besserer Text, weniger Parteimache, weniger Börsenmanöver, weniger Sensation, weniger Klatsch, weniger Unverantwortlichkeit, weniger Makulatur. Nur durch eine solche Abrüstung kann die Tagespresse wirklich zur Kulturträgerin werden. Arbeiten wir alle daran mit, indem wir uns dagegen auflehnen, daß unser Neuigkeitshunger mit minderwertiger, zusammengeschnitzelter Ware gestillt werde: eine einfache gesunde Kost tut uns not. Schaffen wir uns eine reinere Atmosphäre im Preßwesen, es ziemt uns nicht, noch länger den häßlichen Staub des Alltags zu schlucken, den unsere Tagespresse aufwirbelt.

M. T. Schaffner.

---

# Im Kampfe gegen die Branntweinpest.

Am 7. Oktober letzthin ist das Absinthverbot in Kraft erwachsen. Seither darf auf Schweizerboden dieses Getränk in keiner Wirtschaft mehr verabfolgt werden. Nur in verborgenen Winkelkneipen, und wo die Ortspolizei ihre beiden Augen zudrückt, vielleicht selber zu den Liebhabern desselben gehört, wird es in Zukunft ausgeschenkt werden. Mancher Privatmann, der sich ein Leben ohne Absinth nicht zu denken vermag, hat sich mit einem ansehnlichen Vorrat verproviantiert. Einzelne Geschäfte, die in der Ausbreitung des Likörs besonders regsam gewesen sind, haben bis vor Torschluß in schmeichelhaften Inseraten eingeladen, für nur 25 Fr. ein namhaftes Quantum Absinth und andere Liköre zu kaufen. Wie weit diese Annoncen Erfolg hatten, konnte ich nicht untersuchen. Jedenfalls haben jetzt um des Gesetzes willen diese Stimmen verstummen müssen, und im großen und ganzen wird dieses Getränk fürderhin aus unseren Grenzen verbannt bleiben.

Im Berner Jura, namentlich in dessen nördlichem Teil, in den Bezirken Münster, Delsberg und Pruntrut, ist während der Absinthkampagne nicht mit Unrecht betont worden, daß ein anderer Branntwein weit größeren Schaden anrichte, nämlich der gewöhnliche gereinigte Alkohol, der „Ordinäre", welcher schlechthin als Schnaps und im welschen Sprachgebiet als „goutte" bezeichnet wird. Wir brauchen hier keine Beschreibung der Verheerungen im allgemeinen zu machen; das ist an anderen Orten geschehen und nachgerade bekannt. Das größte Unglück in unserer Landesgegend ist nicht, daß ein beträchtlicher Teil der männlichen Arbeiterschaft in den Wirtschaften und noch mehr zu Hause dieses Getränk zu ein, zwei bis drei Deziliter pro Mann auf einmal vertilgt — der Liter kommt auf 80 Rp. bis Fr. 1.20 zu stehen; nicht daß unsere Bauern in der Mehrzahl ihren Knechten Branntwein zu verabfolgen gezwungen sind, weil sie sonst keine Knechte mehr bekommen können. Sondern daß sich die Jungmannschaft und besonders die Frauenwelt den Schnapsgenuß angewöhnt hat, das greift tiefer ins Volksleben hinein. Das Kind wird ausgeschickt, um in einer leeren Bier- oder Siphonflasche einen halben Liter für die Mutter oder Großmutter zu holen. Natürlich geht es nicht vorne zur Wirtschaft hinein, sondern bescheiden durch die verborgene Seitentür. Wen der tägliche Weg da vorbeiführt, dem wird es zur gewohnten Sache, dort Erwachsene und Kinder mit Flaschen unter dem Kittel oder der Schürze verschämt verschwinden zu sehen. Selbstverständlich wohnt das Kind hernach oft der Trinkerei bei, erhält wohl auch gelegentlich ein Gläschen als Lohn für die besorgte Kommission. Es ist nichts Seltenes, daß ein betrunkenes Weib von einer Straßenecke zur anderen taumelt. Wer in den Abendstunden in den Haushaltungen Besuche zu machen hat, trifft da und dort eine ältere

oder jüngere Frauensperson mit Zungenschlag. Es braucht nicht viel sittliches Zartgefühl, um bei solchem Anblick einen tiefen Ekel zu empfinden, vielmehr von Mitleid erfüllt und zum Nachdenken über Abhilfe getrieben zu werden.

Natürlich hat unter solchen Umständen die Antialkoholbewegung ein Feld weiter Betätigung; Guttemplerloge und Blaukreuzverein suchen dem Feinde beizukommen; aber das Elend ist so groß, daß neben der Aufkärung durch Vorträge und Schriften energischere Maßnahmen am Platze sind. Als in einer Ortschaft des nördlichen Berner Jura, die ungefähr 2000 Einwohner zählt, Courrendlin, im Jahre 1909 total 40,000 Liter gewöhnlicher Branntwein verkauft worden war, wachte das Gewissen der maßgebenden Kreise auf. So konnte es nicht mehr weiter gehen. Gemeinderat, Statthalter, der Direktor des Innern und die Direktion der in der Gemeinde liegenden Eisengießerei, die 800 Arbeiter beschäftigt, hielten eine Konferenz ab, um über diesbezügliche Maßregeln zu beraten. Die Beteiligten waren sich der Schwierigkeit ihres Unternehmens wohl bewußt. Es ist eben eine Tatsache, daß die öffentliche Meinung solchen Repressivmitteln nicht gewogen ist, indem sie sich sofort in ihrer persönlichen Freiheit angegriffen glaubt. Daß der Wirtestand aus wohlbegreiflichen Gründen für ein derartiges Vorgehen wenig Verständnis besitzt, wundert niemand; denn jenes Quantum Schnaps bedeutet, auf acht Wirtschaften und eine Sommerwirtschaft verteilt, eine ganz ansehnliche Jahreseinnahme. Und so lange als wir immer neue Patente für Schankwirtschaften erteilt sehen, müssen wir annehmen, daß sich auch die Behörden für eine Einschränkung des Wirtschaftsunwesens und eine Verminderung des Alkoholkonsums nicht begeistern.

Die Absicht der vorhin geschilderten Konferenz war keine andere als die, die Wirte zu veranlassen, überhaupt keinen Schnaps mehr zu verkaufen. Ich halte es für einen glücklichen Umstand, daß die Verhandlungen auf durchaus neutralem Boden gepflegt, daß sowohl der Schein einer konfessionellen Färbung vermieden, als auch daß die Pioniere der Abstinenzbewegung von der Beratung ferngehalten wurden. Denn andernfalls wäre der Erfolg der ganzen Arbeit von vornherein fraglich gewesen. Ich gestehe, daß ich auch so die Sachlage in Anbetracht der großen Widerstände skeptisch betrachtet habe. Wer die Macht des Geldes, die starke Position der Schankwirte und ihrer Hintermänner, wer die politische Mache in den Wirtschaften kennt, wird das begreifen.

Um so mehr sind wir überrascht und erfreut zu konstatieren, daß etwas erreicht worden ist. Die neun Wirte der Ortschaft haben sich, obwohl teilweise nach hartem Widerstand, sämtlich damit einverstanden erklärt, vom Neujahr an keinen Schnaps mehr zu verkaufen. Ein kleines Nachbardorf, Rebeuvelier, aus dem etwa 60 Arbeiter in der Eisengießerei beschäftigt sind, hat sich mit seinen zwei Wirtschaften sofort angeschlossen. Eine weitere, größere Gemeinde im Pruntruter-

land, Cornol, das zu der berüchtigten Ajoie gehört, ist nachgefolgt. Daß sich die Wirte zu diesem Radikalmittel verstanden haben, zeugt trotz der ihnen zugesprochenen Entschädigungen von Mut und edler Gesinnung. Als Aequivalent für den ganz erheblichen Gewinnausfall ist den Beteilgten folgendes angeboten:

1. Der Staat ermäßigt im Rahmen des Gesetzes das Wirtschaftspatent; vorläufig wird jedem Wirt ein Abzug von jährlich 50 Fr. gemacht.

2. Die Gemeinde bezahlt jedem Wirt, der keinen Schnaps verkauft, eine Prämie.

3. Das vorgenannte Eisenwerk bringt unter die betreffenden Wirtschaften jährlich die Summe von 1000 Fr. zur Verteilung.

Es ist kein Zweifel, daß diese Gelder sämtlich gut angelegt sind und nach und nach einen beträchtlichen Zins abwerfen werden. Denn wenn Staat und Gemeinde in Rechnung bringen, wie viel sie alljährlich für Versorgung in Arbeitshäusern und für Unterstützung der Familien, die durch den Schnaps verarmt sind, verausgaben müssen, so wägen jedenfalls die den Wirten zugesagten Prämien jene Kosten nicht auf. Das Eisenwerk selber hat unter den Alkoholexzessen und unter der Unregelmäßigkeit der Trinker so viel zu leiden gehabt, daß alljährlich dafür ein namhaftes Verlustkonto angesetzt werden durfte. Ob die Wirtschaften durch die Vergütungen auf ihre Rechnung kommen werden, ist ein Punkt, der jedenfalls in Anbetracht des Volkswohles erst in dritter Linie geltend zu machen ist. Die Wirtschaften sind schließlich um des Publikums willen da, nicht aber umgekehrt. Natürlich wurde in den Verhandlungen auch die Bedingung gestellt und zugestanden, daß der Staat am Ort keine neuen Wirtschaftspatente erteilen werde.

Einige Fragen werden sich dem Leser bei Betrachtung der Situation vielleicht aufdrängen. Einmal, ob sich die Maßregel bewähren, d. h. ob es nicht nur ein vorübergehender Anlauf sein werde, dem im Falle Mißlingens ein um so traurigerer Rückschlag auf dem Fuße folgen würde. Es verlautet, die Bevölkerung sei teilweise sehr verbittert und arbeite mit aller Kraft daran, um die Behörden, die diese Beschlüsse durchgesetzt haben, zu sprengen. Doch glauben wir, da die Angelegenheit reiflich erwogen und zu Werke gebracht ist, daß Grund zu guter Hoffnung vorhanden ist. Sicherlich wäre man übrigens an zuständiger Stelle eher zu vermehrten Opfern bereit, bevor die Sache aufgegeben würde. Zu wünschen ist nur, daß nun von keiner, weder von alkoholfreundlicher noch von alkoholgegnerischer Seite die Situation in unkluger Weise ausgeschlachtet wird. Das Werk muß still gedeihen, dann wird es Frucht bringen.

Eine weitere Frage ist die, ob sich nicht die umliegenden Dörfer den Beschluß der Wirte von Courrendlin zu nutze machen werden, um fortan die geflissentlichen Lieferanten der Schnapstrinker zu sein. Wir werden das abwarten. Aber jedenfalls, wenn es auch in ge-

wissem Maße so herauskommen sollte, so ist doch der Beschluß geeignet, einen gehörigen Rückgang des Branntweinkonsums zu bewirken. Damit ist viel gewonnen.

Endlich kann die Einwendung gemacht werden, daß es sich hier um eine unsoziale Einrichtung handle. Denn nach wie vor werden die feineren, kostbareren Branntweine, die dem bescheidenen Geldbeutel des Industriearbeiters weniger zugänglich sind, ausgeschenkt werden, so daß der besser Bemittelte auch in Zukunft wird uneingeschränkt trinken können, was ihm beliebt. Also nach der einen Seite Hemmung, nach der anderen Freigabe des Trinkens? Dem gegenüber betonen wir, daß das Alkoholelend, das die feineren Liköre hervorrufen, jedenfalls an den bezeichneten Orten, in gar keinem Verhältnis steht zu der leiblichen und sittlichen Degeneration, die das Trinken des gewöhnlichen Schnapses zur Folge hat. Wir haben im Berner Jura allen Grund uns zu freuen, daß etwas erreicht ist. Denn im alten Stile konnte es nicht mehr weiter gehen. P. Balmer, Delsberg.

---

# Rundschau.

**Die Bewegung im Volksschullehrerstande.** Unsere Zeit zeigt allerorten ein Aufwärtsdrängen von Ständen, die sich ehemals mit einem Platze ohne viel Licht begnügen mußten. Dahin gehören auch die Volksschullehrer. Bei uns in der Schweiz freilich mögen manche den Eindruck haben, als stellten sich gerade die Volksschullehrer seit langem breit genug ins Sonnenlicht. Und äußerlich betrachtet ist ja das auch ganz wahr. Sie spielen z. B. in unsern Räten eine gewisse, nicht durchweg glückliche Rolle. An manchen Orten in der Schweiz ist ihre ökonomische Position im Rahmen der „liberalen" Berufsarten durchaus keine gedrückte zu nennen. Das gilt auch für manche deutsche Bundesstaaten, wie Sachsen, Hessen oder Baden. Aber es handelt sich bei dem, was ich meine, durchaus nicht in erster Linie um ein bloß ökonomisches Aufwärtsdrängen, sondern um etwas viel Tiefergreifendes. Gerade die Besten und Einsichtigsten unter den Volksschullehrern empfinden eine Kluft, die sie von den gebildeten Ständen vielfach trennt; und auch hier handelt es sich wieder nicht nur um die äußerlich niedrigere Einreihung in eine Standeskategorie, sondern um das tatsächliche Gefühl des Abstandes von den intensiver in der Geisteskultur der Gegenwart drin stehenden Menschen. Diese Tatsache zu leugnen oder mit Phrasen zu überkleiden wäre Vogelstraußpolitik, trotzdem natürlich gewisse Leute schon in dieser Konstatierung eine Beleidigung ihrer Bildung sehen würden. Wie alle derartigen Bewegungen so tritt auch diese in Deutschland mit seinen größern Widerständen und schärfern Standestrennungen klarer zutage,

ja mir will sogar scheinen, daß im ganzen im deutschen Volksschullehrerstande ein viel energischeres Streben nach wertvoller, realer Bildung — und nicht bloß nach einigen naturwissenschaftlichen Kenntnissen — besteht als in unsern schweizerischen Verhältnissen. Ich denke z. B. daran, wie sich die sächsischen Lehrer um eine wirksamere Gestaltung des Religionsunterichtes mühen oder daran, wie die Lehrerschaft der Stadt Leipzig ein Laboratorium für psychologische Forschung errichtet hat. Wir leiden vielfach an zu großer Zufriedenheit mit uns selber.

Der Stand der Volksschullehrer ist ja im ganzen deutschen Sprachgebiete — wenn man so sagen darf — ein Durchgangsstand. Daß ein Pfarrersohn wieder Pfarrer wird, ist noch heute keine Seltenheit, man kennt auch in unsern Tagen manche Aerztedynastien und Juristengeschlechter. Familien, in denen sich mehrere oder auch nur zwei Generationen dem Volksschullehrerstande zuwenden, dürften dagegen recht selten geworden sein. Der Sohn des Lehrers geht nicht aufs Seminar, sondern wenn irgend möglich auf die Universität. Kaum ein Stand erleidet auch eine so verschiedenartige Einschätzung von Seiten urteilsfähiger Menschen. Man darf dabei natürlich nicht an die Lobpreisungen etwa in Zeiten politischer Wahlen denken: da sind die Lehrer in den Augen aller politischen Parteien Kulturträger ersten Ranges. Ganz anders lautet das Urteil in Zeiten, da man die Lehrer nicht zu besondern Vorspanndiensten braucht, und zwar besteht da gar kein Unterschied zwischen den Parteien. Wenn die Herren Juristen, Philologen, Mediziner oder Politiker irgend einer Partei zusammen unter sich sind, so lautet das Urteil anders: da wird von allen Seiten mit einer gewissen Abschätzung über die Schulmeister gesprochen, die gar nicht wissen, was eigentlich Bildung ist, die bloß einmal ein Lehrbuch auswendig gelernt haben, die bei mäßiger Ausbildung eine um so größere Einbildung haben 2c. Freilich bei den nicht in ihren Standesvorurteilen aufgehenden, noch etwas tiefer Gebildeten kann man dann wieder auf eine ganz andere Schätzung stoßen gegenüber der oft so anspruchslosen und mühsamen Beschäftigung dieser Menschenklasse. Wir dürfen auch solche unfreundlichen Urteile nicht einfach als Verleumdungen behandeln, sondern wollen sie zuerst scharf prüfen. Es ist kein Zweifel: Die Ausbildung, die heutzutage unsern Lehrern zuteil wird, kann nur in Ausnahmefällen zu einer innerlich ausgeglichenen, menschlich wertvollen Bildung führen, sie bläht die wenig Begabten auf und bietet den Fähigen keine Mittel, um auf dem Wege wirklicher Bildung vorwärts zu kommen. Wo Bildungshunger im besten Sinne vorhanden ist, da erschöpft er sich oft in einer Mehrung des encyclopädischen Wissens, durch die man sich dann wohl berechtigt glaubt, literarisch in die schwierigsten Probleme des Menschendaseins einzugreifen und die schwersten Entscheidungen zu fällen. Es ist ein hartes aber durchaus gerechtes Urteil, das ein Vorkämpfer für Vertiefung der Lehrerbildung und für Hebung des Standes, Seminardirektor

Muthesius über die Literatur, nicht etwa der Volksschullehrer, sondern der Seminarlehrer, also in Deutschland der Elite der Volkschullehrer, ausspricht: „Das ganze Gebiet der Literatur, das von Seminarlehrern hervorgebracht worden ist, und das im Seminarunterricht wieder als Unterrichtsgrundlage verwendet wird, ist pseudowissenschaftlich; es wird in diesen Büchern eine andere Sprache geredet als in der Wissenschaft, sie klingt für uns, als ob sie aus einer andern Welt käme. Schon an der verwendeten Literatur kann man in vielen Fällen sehen, daß die Verfasser wissenschaftliches Quellenmaterial nicht kennen und nicht zu benützen verstehen." So spricht einer der besten Freunde des deutschen Volksschullehrers, der langjährige Herausgeber der „Pädagogischen Blätter für Lehrerbildung", an dessen Interesse und Eifer für die Sache der Volksschullehrer gar niemand zweifeln kann. Und er zieht den Schluß: also bessere, wahrere, reellere Ausbildung. Wer sich mit der genannten Literatur befassen muß, kennt diese Not zur Genüge. Es ist kein Wort zuviel gesagt in dem Urteil.

Eine solche Konstatierung kann nun einen verschiedenen Effekt haben: entweder man setzt sich aufs hohe Roß, ist beleidigt in der Standesehre und tut nichts zur Sache, oder aber man sagt sich mit Muthesius: also Hand ans Werk, die Ausbildung *muß* einfach geändert, gebessert werden.

So denkt wohl der bessere, wenn nicht der größere Teil der deutschen Lehrer. Ein großer Teil zieht daraus die logisch begreifliche Folgerung: also *Universitätsbildung*. So lautete z. B. die Forderung des deutschen Lehrertages in Königsberg 1904. Basel macht bekanntlich den interessanten Versuch, etwas derartiges durchzuführen, wenn auch natürlich ein dreisemestriger Fachkurs nicht einfach einem vollwertigen Universitätsstudium verglichen werden darf. Aber es ist wenigstens Berührung mit der heftig ersehnten Universität vorhanden. Dasselbe fordern in Deutschland z. B. der Philosophieprofessor Natorp in Marburg, auch Professor Rein in Jena. Die Forderung bildet freilich für Deutschland nur den idealen Hintergrund aller Standes- und Bildungsforderungen der Lehrer und man darf ruhig sagen: das Problem, dadurch den Lehrern eine wesentlich vertiefte Bildung zu vermitteln, die nicht nur dogmatisch aufgefaßte Lehrbuchweisheit und einige praktische Routine, sondern tiefere Einsicht in die Methoden und den ganzen Betrieb des Wissenserwerbes bedeutet, ist an dieser Stelle noch nicht gelöst. Man darf die ernsthaften Bedenken, die gerade von guten Kennern unseres heutigen Universitätsbetriebes ausgehen, nicht mit dem beliebten Schlagwort „Reaktionäre Tendenzen" abtun. Die Universitätsbildung der Lehrer ist ein neuer Weg und es ist erfreulich, daß wir in der Schweiz mit unsern geringern staatlichen Widerständen, das Experiment unternehmen können, aber er ist noch nicht als der einzige, beste und wertvollste erprobt.

Wir können ja bei uns in der Schweiz bereits Beobachtungen sammeln, wie die Universitätsausbildung der Sekundarlehrer gewirkt

hat. In vielen Fällen zweifellos gut, wenn sich ein Kanton nicht mit zu geringer Semesterzahl begnügt. Aber daß in ebenso vielen Fällen dieses Studium nicht den Erfolg hat, den wirkliche Bildung unbedingt haben muß, nämlich die Erkenntnis, daß unser ganzes exaktes Wissen ein so kleiner Bruchteil dessen ist, was wir gerne wissen möchten, und die damit verbundene Bescheidenheit, das ist außer allem Zweifel. Gar manche Sekundarlehrer, freilich auch der größere Teil der Studenten, kommen über ein dogmatisches Aneignen von Examenwissen nicht hinaus. Diese Tatsache leugnen, heißt auch die Augen mit Gewalt verschließen.

Nun strebt der deutsche Lehrerstand ein Aehnliches an, was wir in unserer Sekundarlehrerausbildung schon lange haben: Zulassung der ausgebildeten Seminaristen resp. der Lehrer im Amte zu den Universitäten, also Fortbildung der Lehrer an der Universität. Und es ist wirklich nicht einzusehen, mit welchem Rechte so etwas auf die Dauer verweigert werden könnte. Die Zeit, da die „Akademischen" ein kleiner Klub von Eingeweihten waren, ist sowieso vorbei, ob es uns nun freut oder leid ist. In Deutschland freilich, außer in Sachsen, ist die Forderung neu. Sachsen läßt seit 1865 Lehrer mit gutem Abgangsexamen vom Seminar zur Weiterbildung an die Universität zu. Sie werden dann Seminarlehrer und Volksschulrektoren. In Deutschland hat ja im Gegensatz zur Schweiz auch der Volksschullehrerstand seine geregelte Möglichkeit eines Aufstieges innerhalb seines Gebietes. 1900 ist die Universität Jena gefolgt, 1903 Hessen, 1908 in beschränktem Maße Bayern. In den andern deutschen Staaten bestehen noch große Schwierigkeiten für einen Seminargebildeten, als regelrechter Studierender Zutritt zur Universität zu erlangen. Aber die Bewegung ist dadurch nicht mehr aufzuhalten. Die Sehnsucht des ganzen Standes geht nun einmal zur Universität. Sie ist eben in den Augen des Deutschen — und in dieser Beziehung rechnen wir Deutschschweizer ohne weiteres mit — die einzige Bildungsanstalt, die ganze, freie, menschliche Bildung vermitteln kann und dieser starken Sehnsucht, die letzten Endes doch ein Ausdruck des Wunsches nach echter, voller Bildung ist, werden sicher auch in Deutschland schließlich die Hindernisse weichen müssen. Sowenig die deutschen Frauen eine Frauenuniversität verlangen, ebensowenig wollen sich die deutschen Lehrer mit dem von Professor Lehmann in Posen aufgestellten Projekt einer Pädagogischen Akademie zufrieden geben. Es wäre eben doch ein Seitenkanal des deutschen Geisteslebens, der leicht versumpfen und damit der zugestandenen Lehrereinseitigkeit neuen Nährboden gewähren könnte.

Das Problem der Ausbildung der Volksschullehrer wäre freilich auch mit einer plötzlichen Versetzung des ganzen pädagogischen Unterrichts der Lehrer an die Universität nicht erledigt. Wenn eine Schulart, so wirkt die Universität nicht einfach automatisch bildend auf ihre Jünger ein, falls man überhaupt an eine solche Möglichkeit glauben sollte. Wer seine Ausbildung auf der Universität geholt hat, der weiß,

was für ein Ballast von Namen und Worten, von Einteilungen und fertigen Urteilen über Dinge, die den Studenten meist ganz fern liegen, in den Kollegien oft noch überliefert wird. Man denke nur an ein Philosophiekolleg für junge Theologen. Für neun Zehntel bleiben ganz gewiß nur Worte stehen; aber warum man sich um solche Dinge ernstlich mühen konnte und kann, das vermögen sie mit dem besten Willen nicht einzusehen. Soll die Universität nach dieser Seite Wert haben, so wird sie manches in ihrem Betrieb noch ändern müssen, vor allem aber müßte die Vorbildung der Seminaristen auf die Universität andere Bahnen einschlagen. Das Eingehen ins Einzelne würde hier zu weit führen. Ich beschränke mich auf eine Andeutung: weniger im Examen abfragbares Wissen und viel mehr Mittel des Wissenserwerbes müssen in die Köpfe der Seminaristen kommen. Die Forderung greift weit und erfordert im einzelnen noch viele Arbeit, aber die Arbeit lohnt sich.

Gar mancher Faktor wird auch noch mitspielen, bis wir einen Lehrerstand haben, dessen Bildung auf neuen Grundlagen ruht. Aeußere Organisationsänderungen, die bei unsern Minimalstaaten relativ leicht zu bewerkstelligen sind, sind der kleinere Teil. Die Frage der Rekrutierung und Sichtung des Standes wird ins Gewicht fallen, an vielen Orten noch die leidige Besoldungsfrage. Aber der Gedanke, einmal einen Lehrerstand zu haben, der an wirklicher Bildung — notabene nicht an Masse des Wissens oder gar Wissensdünkel — jedem andern Stande innerlich gleich steht, das ist ein Ziel, das auch einige Umwege und Irrwege wert ist, wenn es nicht anders geht

A. B.

Zu dem Thema **Sozialismus und Religion** haben sich neuerdings zwei Sozialdemokraten geäußert: Unser Mitarbeiter Dr. Hans Müller hat in den „Sozialistischen Monatsheften" den Gedanken, den er am Schluß seines Artikels über das Genossenschaftswesen (Neue Wege, Juni 1910) ausgesprochen hat, weiter ausgeführt und begründet.

Offiziell, sagt er, verweist die Sozialdemokratie die Religion völlig aus dem Bereich des öffentlichen Lebens in die Sphäre des Privatlebens. Tatsächlich aber hat sie diesen Standpunkt nie aufrecht zu erhalten vermocht. Denn sie erhebt den stolzen Anspruch, nicht nur Wissenschaft von der Entwicklung der Gesellschaft und des Staats zu sein, sondern auch Weltanschauung. Als solche aber konnte sie an einem so bedeutenden Phänomen, wie die Religion, nicht vorübergehen. Mit dem Christentum freilich scheint sie bald fertig zu sein. Denn dieses ist nach ihrer Meinung einfach die dem Kapitalismus entsprechende Religionsform. Die Religion überhaupt aber ist nichts als der mystische Nebelschleier des gesellschaftlichen Lebens- und Produktionsprozesses und wird, je bewußter und planmäßiger letzterer wird, sich verflüchtigen.

In dieser Gedankenrichtung verlaufen denn auch die gewöhnlichen Debatten über Religion in der Sozialdemokratie. Dennoch, trotz des

von mancher Seite gern betonten Atheismus, hat die politische Notwendigkeit mit der großen Macht der Religion über die Menschen zu rechnen, die Partei dahin gebracht, den Grundsatz der Duldsamkeit zu einem Punkt ihres Programms zu machen.

Diese Stellung der Sozialdemokratie aber ist eine logische Inkonsequenz. Ist die Religion in unserm Leben nur der phantastische Widerschein des Kapitalismus, der Gottesglaube nur eine Illusion, dann hat die Partei, die den Kapitalismus überwinden will, die Pflicht, das Volk darüber aufzuklären und darf ihm auch in diesem Punkt die Einsicht in den Zusammenhang aller geistigen Erscheinungen mit der materiellen Grundlage der Gesellschaft nicht vorenthalten. Gehören Kapitalismus und Christentum zusammen, dann müssen sie miteinander fallen, dann ist jeder Angriff auf den Kapitalismus auch ein Angriff auf das Christentum. Religiöse Duldsamkeit ist also für die Sozialdemokratie, so lange sie jene Doktrin festhält, theoretisch nicht möglich.

Sie ist aber auch praktisch nicht möglich, weil die Religion nicht ein Phantom, sondern eine machtvolle soziale Realität ist. Eine Auseinandersetzung mit ihr ist denn auch nicht zu umgehen und sie findet in immer regerem Maß selbst in der Arbeiterschaft statt. Man wird sich immer mehr bewußt, daß das sozialistische Ideal einer gerecht und harmonisch organisierten Gesellschaft sich in enger Verbindung mit religiösen Ideen und Glaubensvorstellungen entwickelt hat, daß zahlreiche Personen nicht über den Atheismus und Materialismus, sondern über die Religion zum Sozialismus gekommen sind. — Es ist ferner ein nicht wegzuleugnendes Faktum, daß die Bestrebungen zur praktischen Verwirklichung sozialistischer Ideen innerhalb kleiner Gemeinschaften, wie wir sie zu Dutzenden in den nordamerikanischen Versuchen, kommunistische Kolonieen zu schaffen, vor uns haben, nur dann Erfolg aufweisen und Bestand hatten, wenn sie von ausgesprochen religiösen Menschen getragen waren, dagegen regelmäßig Fiasko machten, wenn sie von freidenkerischen Sozialisten unternommen wurden. Die gemeinschaftsbildende Kraft sozialistischer Ideale ist offenbar allein nicht ausreichend; sie muß durch eine tief religiöse Ueberzeugung verstärkt werden. Auch wo innerhalb unserer Gesellschaft der Versuch gemacht wird, wirtschaftliche Gebilde und Organisationen zu schaffen, die dazu bestimmt sind, den Gedanken der gegenseitigen Hilfe, der gemeinsamen Fürsorge zu realisieren, machen wir stets die Erfahrung, daß Erfolge nur dann errungen werden, wenn die Gründer und Leiter außer praktischem Geschick auch — bewußt oder unbewußt — starke religiöse Qualitäten besitzen: einen unerschütterlichen Glauben an die Gerechtigkeit und Güte ihrer Sache, eine starke Liebe zu den Menschen, denen ihre Arbeit gilt, eine große, zu allen Opfern bereite Begeisterung. Studieren wir näher den Ursprung der verschiedenen sozialen Bewegungen, die in irgend einem Zweig des gesellschaftlichen Lebens die Idee der Brüderlichkeit, der menschlichen Solidarität zu verwirklichen trachten, so stoßen wir in der Regel auf

religiös geartete Persönlichkeiten als ihre Urheber. Große Gedanken werden nur in reinen Herzen geboren und entfalten sich nur in den Köpfen von Menschen, die ihr Leben nicht für sich, sondern für eine ganz außerhalb ihrer persönlichen Interessensphäre liegende Sache leben. Tagtäglich können wir die Erfahrung machen, daß der kollektive Egoismus, das pure Selbstinteresse einer größern oder kleinern Zahl von Personen nicht ausreicht, um auch nur den kleinsten Verein, setze er sich nun genossenschaftliche, gewerkschaftliche oder politische Zwecke, am Leben zu erhalten und zu andauernder Entwicklung zu bringen. Ohne Opfer an Kraft und Gesundheit, an Geld und Zeit, ohne Hingabe, Begeisterung und ganz uninteressierte Liebe geht es dabei nicht ab. Mit dem Klassen- und Masseninteresse allein lassen sich soziale Institutionen, Werke der Solidarität nicht schaffen.

Hat Dr. Müller so auf Grund vieler Beobachtungen und Erfahrungen speziell auf dem Gebiet der Genossenschaftsbewegung die Ueberzeugung gewonnen, daß religiöse Kräfte sich beim Aufbau sozialistischer Gesellschaftsorganisationen dauernd überhaupt nicht entbehren lassen und daß ohne sie jede sozialistische Bewegung verflachen muß, so weist ein anderer Genosse, Dr. Maurenbrecher im folgenden Heft den Nachweis, daß religiös-sittliche Motive ebenso für den Bestand und Kampf der Gewerkschaften nötig sind. Denn gegen die immer drohender werdende Verführung durch Unternehmerorganisationen, durch christliche und gelbe Gewerkschaften, die ihm, wenn er seine Kampfgenossen verrät, greifbare ökonomische Vorteile zusichern, kann den Gewerkschafter doch nur der Gedanke stärken: Es ist schlecht, es ist Verrat, wenn ich mich von meinen Kameraden trenne, es ist meine Pflicht, zu den Arbeitsgenossen zu stehen.

Das führt aber weiter zu der Frage: Ja, worauf gründet sich denn die sittliche Pflicht? Und an diesem Punkt möchte Maurenbrecher die Diskussion tiefer führen, indem er nicht, wie Müller, nachweisen möchte, daß die Sozialisten Religion nötig haben, sondern daß der Sozialismus genuin, in seinen Grundvoraussetzungen religiös ist, daß jeder echte Sozialist Religion hat. So ist der Glaube an die Entwicklung, an die Kraft, die sich im ganzen Geschehen durchsetzt und die von eines einzelnen Menschen Geist doch niemals ganz umfaßt und erklärt werden kann, die ihre eigenen Gesetze, ihren eigenen Sinn und ihr Ziel an sich hat und die mit den Individuen und den Völkern spielt, je nach ihrem tieferen Zweck sie aufhebt und wieder wegwirft, ohne nach der Lust und nach dem Glück der Individuen und der Völker zu fragen — dieser Glaube ist ein Stück Religion, und nicht weniger das feste Vertrauen, daß die Entwicklung mit Naturnotwendigkeit zur sozialistischen Gesellschaftsordnung führt.

Ein weiteres religiöses Element, namentlich der ältern Sozialisten, ist die Ueberzeugung (nach Hegel), daß die Geschichte die Bewegung des Geistes von der Natur zur Freiheit sei. Dieser Glaube, meint Maurenbrecher, habe der Arbeiterbewegung das stolze Bewußtsein

ihrer weltgeschichtlichen Mission gegeben. Alle jene Stimmungen, daß die Arbeiterbewegung der Erlöser der Welt sei, die in Festreden, Weihnachtsartikeln und am echtesten in den Festliedern der Arbeitergesangvereine zum Ausdruck kommen, haben in diesem Erbstück aus der Hegelschen Metaphysik ihren Ursprung.

Maurenbrecher versucht sodann ein drittes religiöses Moment im Sozialismus nachzuweisen. Das Weltsystem, sagt er, ist im ganzen ein System von Energieen, die wechselseitig sich verbinden und unterstützen und wechselseitig gegeneinander kämpfen und sich zu zerstören trachten. Auch die Arbeiterbewegung ist eine Energie, die sich durchsetzen will in der Richtung, daß immer mehr Menschen Anteil an der Kultur gewinnen und daß die Herrschaft des Menschengeschlechts über die Natur immer umfassender und sicherer werde. „Die Treue gegenüber der unbekannten Zukunft, der Dienst an der Weltbewegung, ohne daß wir ihren Ursprung, ihren Sinn, ihre treibende Kraft und ihren Wert verstehen: das ist die Religion des modernen Menschen, der sein Leben als Teil des ganzen Weltgeschehens fühlt und von daher Weihe und Verantwortlichkeit für sein Leben gewinnt. Die Religion des Sozialisten aber insbesondere ist der Gedanke, daß die Emporhebung der arbeitenden Klasse diejenige Aufgabe ist, die die Kulturmenschheit in der Gegenwart für die Weltbewegung im ganzen zu leisten hat.“

Diese kurze Skizze kann dem Aufsatz Maurenbrechers nicht ganz gerecht werden. Ob aber dieser ehemalige Theologe nicht unwillkürlich in seine eigenen Gedankengänge über Entwicklung und Energieen etwas von einem persönlich-sittlichen Wesen und von sittlichen Zielen hineinfühlt, während ein materialistischer Sozialist unter Entwicklung und Energieen nur mechanische Gewalten versteht, die keinen Hauch von religiös-sittlichen Eigenschaften haben? Ob die Stimmung der Festreden und Lieder nicht eher aus einem christlichen Unterbewußtsein als aus der Hegelschen Metaphysik stammt? Ob nicht viel mehr als Hegelsche Metaphysik und Energieenlehre der alte, gute, echt religiöse und echt sozialistische Appell an das Solidaritätsgefühl zur Wirkung gebracht werden muß?

Jedenfalls ist es wertvoll, daß Maurenbrecher die Diskussion in seiner Weise weitergeführt hat und es ist zu hoffen, daß sie mit seinem Aufsatz nicht abschließe.

Verschärfung der **Arbeitskämpfe.** Am 9. Dezember vorigen Jahres hat der greise und sehr einflußreiche Geschäftsführer des Centralverbandes deutscher Industrieller, A. Bueck, in einer längern Rede von dem Verband Abschied genommen. Seine Worte haben als sozialpolitisches Testament offenbar tiefen Eindruck hinterlassen und werden noch Früchte bringen. Aber, wie zu befürchten ist, keine guten. Bueck ist und war immer der Vertreter des rücksichtslosesten „Herr-im-Hause“-Standpunkts, des Standpunkts, daß der Unternehmer in seinem Geschäft nicht nur etwa Herr über die Maschinen, sondern auch über die Arbeitskraft und -Zeit „seiner“ Arbeiter ist. „Das Eingreifen der Reichsregierung“, sagte er, „in die Kämpfe der Arbeitgeber und Arbeitnehmer ist verfehlt. Die Behörde sollte sich in solche Streitigkeiten nicht einmischen und die Arbeitgeber würden gut tun, sich auf solche Vermittlungen nicht einzulassen.“ Demgemäß bedauert er, daß die

Aussperrung der 460,000 deutschen Metallarbeiter nicht Tatsache geworden ist." „Es handelt sich da um zwei Millionen Mäuler, die täglich gefüttert werden müßten. Da würden die 50 Millionen der Gewerkschaften bald draufgegangen sein." Denn fester Zusammenschluß der Unternehmer „um mit unerschütterlichem Willen die Gewerkschaften niederzuzwingen, zu zerschlagen, zu vernichten — das muß das Ziel sein, etwas anderes gibt es nicht." Wie allgemein der Standpunkt Buecks von den Arbeitgeberverbänden geteilt wird, zeigt sich in dem Kampf, den der Centralverband deutscher Industrieller gegen das Tarifwesen führt. Der Tarifvertrag hat sich seit zwanzig Jahren als das vornehmste Friedensinstrument zwischen Unternehmern und Arbeitern bewährt. Trotzdem muß er verschwinden. Denn das Endziel der Tarifverträge „die Einführung der konstitutionellen Arbeitsverfassung, in der der Arbeiter nicht nur kraft der Gesetze, sondern kraft seiner Organisation und der von ihr genehmigten Tarifverträge das Mitbestimmungsrecht besitzt" ist den „Herren im eigenen Hause" natürlich ein Greuel. — Im nächsten Jahr läuft der im Buchdruckgewerbe bestehende Tarif ab. Die Erneuerung der Verträge muß mit allen Mitteln verhindert werden. Der Centralverband deutscher Industrieller macht zu diesem Zweck die Staatsbehörden auf das „die Gewerkschaft und damit die Sozialdemokratie begünstigende Vorgehen des (tariffreundlichen) Vereins der deutschen Buchdrucker" aufmerksam und — nun kommt das schönste — zwingt durch Boykott diesen Verein sich ihm anzuschließen.

Bueck hat, wie unsern Lesern bekannt ist, auch bei uns seine Anhänger. Gerade einen Monat nach seiner Abschiedsrede hat vor dem Zürcher Gewerbeverband Herr Sulzer-Ziegler in Winterthur ebenfalls kräftig den Standpunkt des „Herrn im eigenen Hause" betont und dagegen protestiert, daß nach dem Revisionsentwurf des Fabrikgesetzes „wegen Ausübung eines verfassungsmäßigen Rechtes" dem Arbeiter nicht gekündigt werden dürfe. Der Arbeitgeber müsse das Recht haben, einem Arbeiter zu kündigen, wenn er einer „den Prinzipal aufs heftigste bekämpfenden Organisation angehöre." Zugleich aber forderte Herr Sulzer seine Zuhörer zu enger Organisation auf. Ob Herr Sulzer-Ziegler nicht einsicht oder einsehen will, daß ein Friede nur da möglich ist, wo beiden Teilen, Unternehmern und Arbeitern, gleiche Rechte zustehen?

Wir müssen solche Tatsachen von Zeit zu Zeit erwähnen, weil nur so auf den sozialen Kampf das rechte Licht fällt. Unsere großen Tagesblätter wissen ja doch nur von dem „Terrorismus der Sozialdemokraten" zu erzählen.

Fr. Sutermeister.

# Büchertisch.

Josef Reinhart, **„Heimwehland"**, Geschichten aus einsamer Welt. Geb. Mk. 4.—. Berlin 1910. Verlag von Wiegandt & Grieben (G. K. Sarasin).

Von den Geschichten, mit denen der Solothurner Reinhart hier zum ersten Mal als hochdeutscher Dichter auf den Plan tritt, sind einige früher schon in den „Süddeutschen Monatsheften„ und in der „Deutschen Rundschau" erschienen. Eine ist auch den Lesern der „Basler Nachr." schon bekannt, „Vroneli". Sie erzählen alle von Sehnsuchten nach einem Verlorenen, sei es nun die heimgegangene Großmutter wie im „Besuch im Himmel", sei es die Scholle, die „Vater Klaus" nicht vergessen kann, sei es der Sohn, der bei seiner Heimkehr zuerst zur Liebsten geht, statt ins Elternhaus zur sehnsüchtig harrenden „Mutter". Es sind schlichte Geschichten aus der Wirklichkeit, in einer überaus schlichten und herzlichen Weise vorgetragen, an denen besonders das zarte Anfassen alles Seelischen nnd alles Kinderhaften stark auffällt. Dazu schreibt der Dichter einen leicht schweizerisch gefärbten, in seiner Treuherzigkeit holzschnittartig anmutenden Stil, daß man sich über die glückliche Kongruenz von Inhalt und Form herzlich freuen kann. Er tritt mit diesem lieben Buch an die Seite des Schwyzers M. Lienert, der eben jetzt seinen früheren Kindergeschichten einen neuen Band beigesellt hat. Ich kann Reinhart nicht besser loben, als daß ich ihn in diese Nachbarschaft stelle. E. J

Redaktion: Liz. **R. Liechtenhan**, Pfarrer in Basel; **L. Ragaz**, Professor in Zürich. — Manuskripte sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.




# Karfreitag und Ostern.

I.

Du, der inmitten wilder Mördermassen
Nie seines Vaters Liebesblick verlor,
Von Anfang reinen Geistes hoch empor
Gehoben über schnödes Menschenhassen!

Ach dieses finst're Wort! Ich kann's nicht fassen,
Und Scheu und Ehrfurcht bannt mich fest davor,
Daß laut du schriest vor des Todes Tor:
„Mein Gott! Warum hast du mich doch verlassen?"

Und doch — den Armen in des Zweifels Klauen,
Gelähmt von eigner Schulden düstrer Macht,
Wie mag ihn nun dein liebes Bild erbauen!

Auch du hast einst durchwandert diese Nacht
Und mußtest aller Tiefen tiefste schauen
Und hast es doch gesagt: Es ist vollbracht!

II.

Die Osterglocken läuten in den Landen:
„Der schweigend sich durch Schmach und Not gestritten,
Zuletzt am Kreuz des Sklaven Tod gelitten,
Der Herr ist von den Toten auferstanden."

„Sucht ihr ihn dort in Grabes Nacht und Banden?
Er ist durch aller Zeiten Reich geschritten,
Steht groß und stille hier in unsrer Mitten,
Ob wir ihn haßten oder ihn verstanden."

Der Zweifel nicht, der ewig stehen bleibt,
Der Eifer nicht der streitenden Zeloten,
Der dir des Glaubens Keime roh zerreibt,

Hoffnung und Liebe sind die Osterboten;
Kein andrer Griffel dirs ins Herze schreibt:
„Der Herr ist auferstanden von den Toten."

Gottfried Bohnenbluft.

# Kant und das Christentum.*)

Der Versuch, in einem Vortrag die Stellung Kants zum Christentum zu erörtern, erscheint etwas gewagt. Ein ernstes Bedenken dagegen erwächst aus der Tatsache, daß Kant zwar einer der größten, aber auch einer der schwierigsten Denker ist. Wer sich mit Kant näher einläßt, wird nicht so bald mit ihm fertig. Es kann einem mit ihm gehen, wie dem Wanderer mit einem Gebirge. Von ferne meint er, es mit einem einzelnen, mächtig in die Lüfte ragenden Berge zu tun zu haben, der sich in einem kühnen Ansturme erobern läßt; wenn er aber näher kommt, findet er statt dessen ein ganzes Gebirgssystem vor mit Vorbergen, Tälern, Schluchten und Gipfeln. Nun reizt es ihn aber noch mehr, die höchste Höhe zu erklimmen, um von dort aus einen freien, umfassenden Blick zu gewinnen. Die kantische Philosophie läßt sich wohl mit einer solchen Gebirgswelt vergleichen. Auch da müssen zuerst Vorberge erstiegen werden. Auch da finden sich tiefe Täler und Schluchten. Das sind die Schwierigkeiten der Auslegung, in denen sich einzelne so verirren, daß sie die freie Höhe nicht mehr zu sehen vermögen. Zu einer abschließenden, umfassenden Würdigung Kants zu gelangen, ist eine der schwierigsten Aufgaben. Ich muß bitten, meine Arbeit bloß als einen Versuch zu betrachten. Die erste Anregung dazu hat mir vor einer Reihe von Jahren der Religionsunterricht gegeben. Die Stunde, in der unser Lehrer in seiner klaren, begeisternden Art uns vom kategorischen Imperativ und vom Primat der praktischen Vernunft erzählte und uns mit dem wundervollen Wort vom Sternhimmel über mir und vom Sittengesetz in mir bekannt machte, steht wohl nicht nur mir als eine der schönsten in Erinnerung. Es war ein beglückendes Erlebnis, der Anblick einer neuen, leuchtenden und tiefen Welt. Aehnliches haben seit dem Jahre 1781, in dem die Kritik der reinen Vernunft erschienen ist, viele empfunden und ausgesprochen. Das Erscheinen der Vernunftkritik war ein Ereignis größter Art; die Geistesgeschichte hat nicht viele von gleicher Bedeutung. Eines der schönsten Zeugnisse für die belebende und schöpferische Kraft der Grundgedanken Kants ist ihre Wirkung auf Männer von der geistigen Größe eines Schiller und Fichte. Sie verdankten ihm eine geistige Neugeburt, lösten aber seine Gedanken von der oft trockenen, schwerfälligen Form, in die sie bei ihm gekleidet sind, los und arbeiteten selbständig weiter. So haben wir es bei Kant ebensowenig wie z. B. bei Luther mit einer einzelnen Persönlichkeit zu tun, deren Werk beim Tode abgeschlossen ist und rein historisch gewürdigt werden kann — sondern mit dem Urheber einer durch Jahrhunderte und Jahrtausende reichenden Bewegung. Kant ist so wenig eine tote historische Größe, daß die kommenden Jahrhunderte genug

*) Nach einem Vortrag.

daran zu tun haben werden, seine Gedanken zu Ende zu denken. Wir treiben also keinen für die Gegenwart unfruchtbaren Historismus, wenn wir uns mit Kant beschäftigen. Es macht sich gerade in der Gegenwart eine starke Hinwendung zu Kant geltend. In den letzten Jahren haben hervorragende Vertreter der Ethik und Religionsphilosophie die bleibende Bedeutung Kants anerkannt und gewürdigt, so, um nur die bedeutendsten zu nennen: Paulsen, Eucken, Chamberlain, Kaftan, Tröltsch. Von philosophischer und theologischer Seite ist er als der Philosoph des Protestantismus, als Fortsetzer des Werkes der Reformation gefeiert worden. Von Vertretern der Natur- und Sozialwissenschaft wie der Theologie ist die Losung: „Zurück zu Kant" ausgegeben worden. Das kann nicht so gemeint sein, daß die Entwicklung von mehr als hundert Jahren abgebrochen werden sollte und könnte. Das halten die Männer, die jene Parole ausgegeben, natürlich nicht für möglich und wünschenswert. Sie sind nur überzeugt, daß bei Kant der Weg zu finden ist, der aus der vielfachen geistigen Verwirrung der Gegenwart zur Klarheit führen kann. Wie Kant mit Vorliebe seinen Beruf darin erblickt hat, die Grenzen zwischen den verschiedenen Gebieten der geistigen Tätigkeit genau festzustellen, so hat seine Philosophie die Bedeutung eines Marksteins erlangt, der weithin sichtbar dem Wanderer zur Orientierung dient.

Das große Neue bei Kant, wie vor ihm bei Plato und Descartes, ist die neue Orientierung, der neue Standpunkt der Betrachtung. Aus der Weite der Welt kehrt bei Kant — natürlich nicht nur bei ihm, aber bei ihm am entschiedensten — die Philosophie, kehrt der denkende Mensch zu sich selber zurück. Diese Wendung zum Menschen — wie man das, was sich hier vollzieht, kurz bezeichnen kann — ist überaus bedeutsam und kann nicht genug beachtet werden. Sie ist von grundlegender Bedeutung für jede Betrachtung der ethischen und religiösen Gedanken Kants, die nicht bloß an der Oberfläche haften, sondern in die Tiefe dringen will. Mit dieser Wendung zum Menschen hangen scheinbar sehr verschiedenartige, voneinander abweichende Gedankengänge zusammen. Damit ist auch die Stellung bezeichnet, die Kant in der Entwicklung des christlichen Denkens einnimmt. In der entschiedenen Wendung zum Menschen setzt er das Werk der Reformation fort, gewinnt aber auch über die Reformation hinaus ein überraschendes und noch nicht genug gewürdigtes Verständnis für Gedanken des Evangeliums, die in der Reformation noch nicht recht zur Geltung gekommen waren — so vor allem für den Reichgottesgedanken. Diese Beziehungen Kants zum ursprünglichen Christentum sollen im zweiten Teil der Arbeit genauer dargestellt werden. Von hier aus tritt auch die Bedeutung des Kampfes gegen den Dogmatismus theologischer und naturwissenschaftlicher Art ins rechte Licht. Es ist ein Kampf um den Menschen und um das Göttliche im Menschen — ein Befreiungskampf, der auch fur die Gegenwart von größter Bedeutung ist. Von ihm soll deshalb zunächst die Rede sein. Die

bloße Wendung zum Menschen für sich allein wäre nichts Großes und Neues gewesen — sie wurde groß und wertvoll erst dadurch, daß Kant die Vorstellung vom Menschen ungemein vertieft hat. Man darf wohl sagen, daß keiner seiner großen Zeitgenossen, die ja mit ihm diese Wendung vollzogen, in der Erfassung des wahrhaft Menschlichen so in die Tiefe ging wie er. Er fand das wahre Wesen des Menschen, das, was den Menschen erst eigentlich zum Menschen macht, nicht in der Intelligenz und mag sie noch so hervorragend sein, und auch nicht in der künstlerischen Begabung und mag sie noch so glänzend erscheinen, sondern erst im sittlichen Fühlen und Handeln. Im Sittengesetz, wie es unbedingt gebietend dem Innern des Menschen sich kundgibt, erscheint der wahre Sinn des Menschenlebens und der Wirklichkeit. Hier findet der Mensch sich selber und Gott. Religion und Sittlichkeit schließen einen innigen, unauflöslichen Bund. Der Gottesglaube ruht sicher auf dem Felsengrund der sittlichen Erfahrung, und das sittliche Streben erhält Mut und Zuversicht durch den Ausblick in eine höhere Welt. Kant läßt den, der ihm folgt und sich nicht durch das Schlagwort von Kants „eng moralistischem Standpunkt" abschrecken läßt, in eine Welt hinein schauen, die noch weit größer und herrlicher ist als die, welche Kopernikus, Kepler und Newton dem staunenden Blick gezeigt hatten. Es ist die Welt der Tat und der Freiheit, die Welt, die im ursprünglichen Christentum erschienen ist. Es ist nicht eine fertige und abgeschlossene Welt, sie muß werden und wachsen. Sie wird aber von zwei Seiten in der freien Entfaltung gehindert und in ihrer Eigenart und selbständigen Existenz bedroht: durch den theologischen Dogmatismus und Intellektualismus auf der einen und durch die mechanistische und oberflächlich monistische Naturphilosophie auf der andern Seite. Gegen diese Mächte hat nun Kant so entschieden, wie keiner vor ihm, gekämpft. Er mußte eine alte, in ihrer Art ehrwürdige und imponierende Welt zerschlagen, um der neuen freien Raum zur Entfaltung zu verschaffen. Es ist bekannt, wie er durch seine scharfe und tiefeindringende Kritik der Gottesbeweise in der Dialektik der reinen Vernunft das stolze und scheinbar so sicher gegründete Gebäude der dogmatischen Metaphysik zum Einsturz gebracht hat: die ganze Tragweite dieser Tat wird sicher noch zu wenig gewürdigt. Am stärksten scheint man ihre Bedeutung dort zu spüren, wo man trotz Kant das alte stolze Gebäude nicht verlassen will. Den katholischen Dogmatikern erscheint Kant als der große Zerstörer aller Wahrheit und Autorität; als der pietätlose, nichts verschonende Skeptiker. Wie groß hier der Respekt vor Kant ist, beweist besonders deutlich ein Schreiben Leos XIII. an den französischen Klerus. Diese Enzyklika ist, wie die „Kantstudien" mit Recht sagen, nichts mehr und nichts weniger als eine offizielle Warnung des Papstes vor der Kantischen Philosophie, die als „scepticisme doctrinal, d'importation étrangère et d'origine protestante" bezeichnet wird. Die Abneigung wird hier zum Haß, der sogar vor persönlicher Verunglimpfung Kants sich nicht

scheut. In Wirklichkeit hat Kant den Skeptizismus so entschieden zurückgewiesen, wie den Dogmatismus. Aber allerdings mit dem Herrschaftsanspruch eines Systems, das die Wahrheit wie eine gegebene fertige Sache an die Menschen heranbringt und die unterwürfige, vorbehaltlose Annahme zur Bedingung der Seligkeit macht, ist es bei ihm vorbei. Die Wahrheit ist nicht mehr so leicht und bequem zu haben. Hier heißt es: „Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet, rauscht der Wahrheit tief versteckter Born.“ So handelt es sich hier, wie Eucken in seinem schönen Vortrag „Thomas von Aquino und Kant“ ausgeführt hat, wirklich um den Gegensatz zweier Welten: dort eine fertige, in ihrer Abgeschlossenheit imponierende Welt, zu der man sich einfach in gläubigem Gehorsam in Beziehung zu setzen hat, hier eine nur in schweren persönlichen Enscheidungen und Kämpfen, in heißer Mühe und Arbeit wirklich werdende Welt. Was die Katholiken Zerstörung nennen, müssen wir als Befreiung empfinden. Kant, der Philosoph, hat das Christentum aus der Verbindung mit einer Philosophie befreien helfen, die unter ganz anderen geistigen Voraussetzungen entstanden, seinem innersten Wesen, seiner seelischen Tiefe wenig entsprach und seine ursprüngliche, weltumgestaltende Triebkraft hemmte.

Diese Befreiung kam zunächst dem Gottesglauben zugute. Der Gott der alten Dogmatik war weniger der schöpferische, weltumgestaltende Wille der Propheten und der Vatergott Jesu, als der Gott der griechischen Philosophie und zwar zum Teil der „erste Beweger“ des Aristoteles, zum Teil auch das in weite transzendentale Höhen und Fernen hinausgerückte „reine Sein“ der Neuplatoniker. So sehr bei der Aufzählung und Bestimmung der verschiedenen Eigenschaften Gottes das Bestreben wirksam war, Gott zu ehren, so sicher ist, daß diese Unterscheidungen und Definitionen wenig geeignet sind, Liebe und Vertrauen zu wecken. Der Gedanke, daß in Jesus Gott den Menschen nahe gekommen sei, wurde allerdings in dem Dogma der Gottmenschheit festgehalten, aber das Ereignis wurde allzusehr als ein einmaliges Faktum betrachtet und von der übrigen Geschichte abgetrennt. Zudem war bei der Ausprägung des Gedankens im Dogma der Intellektualismus zu stark beteiligt. Man raubte dem, was man als das höchste Wunder und Geheimnis bezeichnete, selbst den Geheimnischarakter, indem man es mit den Mitteln des Verstandes ganz genau beschrieb.

In Luthers und Melanchtons Schriften ist die entscheidende Wendung im Prinzip vollzogen. Luther spricht es aus, daß wir darauf verzichten müssen, in die Tiefen der Gottheit einzudringen, daß, was Gott an sich sei, uns nicht zu kümmern brauche und wir uns an den Gott halten sollen, der in Jesus sich uns zugewendet hat. Der entscheidende Gedanke, daß der Glaube nicht eine, wenn schon höhere Art von Wissen sei, sondern etwas vom Wissen Grundverschiedenes, nämlich Vertrauen und Herzensüberzeugung, Leben in und mit Gott, ist in der Reformation deutlich genug ausgesprochen worden; so be-

sonders schön von Zwingli in den Worten: «Fidem habere idem est ac deum habere, Sich frei an Gott lassen und Gott in sich leben, walten, Alles sein lassen.“ Das intellektualistische Vorurteil ist aber ungeheuer stark; immer noch erscheint, und zwar nicht bloß in der katholischen Kirche, der großen Mehrheit der Glaube als eine Art Wissen, den Einen als ein heiliges, unantastbares, den andern als ein sehr unsicheres. Wie wenig ist noch der Gedanke, daß der Glaube eine dem Wissen an Sicherheit nicht nachstehende, sondern weit überlegene Ueberzeugung ist, ins allgemeine Bewußtsein übergegangen!

Kant ist einer der entschiedensten Bekämpfer des intellektualistischen Wahns und Hochmuts. Es gewährt ihm sichtlich eine große Genugtuung, es immer wieder zu sagen, der einfache Mann stehe der Wahrheit ebenso nahe, ja näher, als der Gelehrte, der sich im Besitz aller Erkenntnis wähnt. Seine religions-philosophischen Versuche, so schwierig sie erscheinen, „machen doch ganz den Anwalt der schlichtesten Laienreligion und ihrer Ueberzeugung“ (R. Otto).

Kant ist natürlich nicht der Erste, der in dieser Richtung tätig gewesen ist. Starke religiöse Bewegungen, wie der englische Independentismus und der deutsche Pietismus, mit dem ja auch Kant durch im Elternhaus empfangene Eindrücke geistig zusammenhängt, haben da der Philosophie vorgearbeitet. Auch die Aufklärung war nicht so trocken rationalistisch, wie man sich häufig denkt. Dem Deismus und der Aufklärung war gemeinsam das Drängen auf das Einfache, Unmittelbare, auch dem gemeinen Mann Verständliche. Mit besonderer Klarheit und Kraft hat es dann Rousseau, dem Kant viel verdankt, verkündet, daß der Wert des Menschen nicht in der Verstandesbildung, sondern im einfachen sittlichen Fühlen und Tun bestehe. Bei aller Anerkennung dieser Vorarbeit bleibt doch noch bedeutsam genug, was Kant für die Klarlegung des Problems, das mit den Worten Glauben und Wissen kurz bezeichnet ist, getan hat. Sein Bekenntnis: „Ich mußte also das Wissen aufheben, um zum Glauben Platz zu bekommen“, ist um so wertvoller, weil Kant bekanntlich keineswegs ein Verächter von Kunst und Wissenschaft war, sondern mit aller Kraft daran arbeitete, die Möglichkeit einer sicheren, allgemein giltigen Erkenntnis darzutun. Die erste der drei Fragen, deren Beantwortung er sich zum Ziel setzte, hieß: Was kann ich wissen? Er kämpfte nur gegen die falsche Schätzung des Wissens, die die Menschen treibt, die höchsten Werte mit den Mitteln der Wissenschaft sicher begründen zu wollen und sie gerade dadurch dem Skeptizismus und dem Unglauben preiszugeben. Daß in den Gottesbeweisen, besonders in dem anthropologischen und physikotheologischen, ein Wahrheitsmoment liegt, wird von Kant nicht bestritten. Die spekulative Vernunft kann auf den Begriff eines Urwesens, in dem die Einheit der Wirklichkeit gesetzt, in dem die Dinge zur Möglichkeit der Wechselwirkung verbunden sind, nicht verzichten. Es ist ein unausrottbarer Trieb der Vernunft, aus der Reihe des Bedingten und Zufälligen hinaus zum Unbedingten

und Notwendigen zu kommen. Was aber für die theoretische Vernunft eine abstrakte Idee ohne realen Inhalt bleibt, das tritt in der praktischen Vernunft, im unbedingt gebietenden Sittengesetz unmittelbar ins Menschenleben herein. Kant weist besonders klar und schön in der Kritik der Urteilskraft nach, daß ein zureichender, unsere tiefsten, praktischen Bedürfnisse befriedigender Gottesbegriff aus der Natur und aus dem Nachdenken über die Natur nicht gewonnen werden kann. Ein aus der Natur erschlossener Gott behalte immer etwas Naturhaftes; die Betrachtung der Zweckmäßigkeit der Natur führe nur zu der Annahme einer technischen Intelligenz von großer Vollkommenheit, aber nicht zu einem allmächtigen, allweisen und allgütigen Gott. Dieser Gedanke könne nur von der Ethik aus gewonnen werden. So bezeichnet denn Kant seine Theologie mit großem Nachdruck als Ethikotheologie, zu der die Physikotheologie nur eine Vorstufe bildet. Wir müssen es wagen, Gott vom Menschen aus zu denken; müssen es, da wir mit unserem Denken nie aus der Menschenart herauskommen.

„Die Idee eines moralischen Weltherrschers ist eine Aufgabe für unsere praktische Vernunft. Es liegt uns nicht sowohl daran, zu wissen was Gott an sich selbst (seine Natur) sei, sondern was er für uns als moralisches Wesen sei, wiewohl wir zum Behufe dieser Beziehung die göttliche Naturbeschaffenheit so denken und annehmen müssen, als es zu diesem Verhältnisse in der ganzen zur Ausführung seines Willens erforderlichen Vollkommenheit nötig ist (z. B. als eines unveränderlichen, allwissenden, allmächtigen u. s. f. Wesens) und ohne diese Beziehung nichts an ihm erkennen können."

Wir kennen Gott, der für den Theismus Kants überweltlich ist, nur als den Schöpfer, Richter und Vater und also immer in seiner Beziehung zu der Welt und uns. Die Gefahr des Anthropomorphismus brauchen wir nicht zu scheuen, wenn wir uns nur bewußt bleiben, daß alle unsere Aussagen über Gott symbolisch sind. Wir dürfen es auch wagen, Gott im Menschen zu suchen, denn auch Jesus hat es getan, er hat so entschieden wie niemand Gott vom Menschen aus gedacht und das Gottesbild mit wahrhaft menschlichen und dadurch vertrauenerweckenden Zügen ausgestattet, ohne ihm damit etwas von seiner überweltlichen Hoheit zu nehmen. Im deutschen Idealismus steigt der Glaube, daß das wahrhaft Menschliche auch das Göttliche sei, daß Gott nicht in der Weite der Welt, sondern in der Tiefe des eigenen Herzens gefunden wird, wieder klar und leuchtend empor. *)

Diese Schilderhebung des Menschen erfolgt nicht nur im Widerspruch gegen das Dogma von der Erbärmlichkeit des Menschen, sondern auch im Kampf gegen die Verkleinerung des Menschen durch die mechanistische Naturphilosophie. Durch die Zertrümmerung des geozentrischen Systems war die Erde aus dem Mittelpunkt der

---

*) Wie groß Kant vom Menschen denkt, beweist besonders schön sein Ausspruch: „Die größte Angelegenheit des Menschen ist, zu wissen, was man sein muß, um Mensch zu sein."

Welt gerückt und zu einem winzigen Gliede einer ungeheuren Körperwelt geworden. Von daher drohte dem religiösen Denken und Empfinden zunächst eine große Gefahr, denn das vom Gesetz der Kausalität beherrschte System, in seiner starren Geschlossenheit, ließ für die größten Hoffnungen des Menschen wenig Raum. Wir unterschätzen doch wohl gelegentlich die Größe der Krisis, in die der christliche Glaube durch die Zertrümmerung des alten Weltbildes geraten ist. Der Glaube war zu innig mit diesem alten Weltbild verbunden, hatte zu lange in ihm sich heimisch gefühlt, als daß er dessen Zertrümmerung leicht und rasch hätte überwinden können. Die Erschütterung ist noch deutlich genug zu spüren. Naumanns Meisterhand hat in den „Briefen über die Religion" ergreifend geschildert, wie durch das Zerbrechen der alten Stützen die religiösen Gefühle vielfach heimatlos geworden sind. Im Grunde ist ja diese Krisis gewiß nur heilsam; es war nicht gut, daß das Christentum fast unzertrennlich mit einem fertigen ruhenden System verbunden worden war, während doch seine innerste Triebkraft der Glaube an eine neue, werdende Welt ist. Wenn wir aber auch wissen und fühlen, daß das Weltbild, das uns die neuere Astronomie zeigt, nicht nur räumlich größer ist als das alte, so dürfen wir nicht vergessen, wie sehr unser Volk noch in der alten Welt lebt, wie wenig es noch die Tat des Kopernikus innerlich verarbeitet hat. Wenn wir an die vielen schwächlichen Versuche, Glaube und Naturwissenschaft zu versöhnen, denken, dann muß uns umso großartiger erscheinen, was jene Männer an der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts geleistet haben. Es gehört zum Größten und Erhebendsten in der Geschichte, wie damals, als die mechanistische Welterklärung zu triumphieren schien, im deutschen Idealismus der Glaube an den Menschengeist und seine Kraft und ewige Bestimmung machtvoll und siegesgewiß emporstieg. Das war auch ein Ostern, eine Auferstehung. Schon die Philosophie des Leibnitz war ein großartiger und auch in hohem Maße gelungener und bleibend wertvoller Versuch, das Individuelle gegenüber dem alles verschlingenden Allgemeinen, die teleologische Naturauffassung neben und über der mechanistischen zu behaupten; doch blieb der Mensch bei ihm noch zu sehr Spiegelbild des Makrokosmos und seine Theodicee war zur sehr eine Rechtfertigung der bestehenden Welt. Bei Kant kam es zu einer Umwertung aller Werte, wie man sie sich radikaler kaum denken kann und deren Tragweite einem erst nach und nach bewußt wird. Aus einem Glied in der Kette der Naturerscheinungen wird hier der Mensch Gesetzgeber der Natur. Ohne die ordnende und zusammenfassende Tätigkeit des Verstandes wäre die Natur ein bloßes Chaos. Das Bekanntwerden mit der Erkenntnistheorie Kants, mit dem Gedanken der Apriorität des Raumes und der Zeit und der logischen Kategorien bedeutet ein Ereignis im Leben des denkenden Menschen. Kürzlich hat Apel in seinem Gespräch zwischen einem Philosophen und einem Laien trefflich dargestellt, wie einer durch Kant vom Häckelschen Materialismus und

Monismus kuriert wird. Freilich scheint Kant bei näherem Zusehen mit der linken Hand wieder zu nehmen, was er mit der rechten gibt, indem er mit der größten Schärfe nachweist, daß wir mit unseren Begriffen auf die Erscheinungswelt beschränkt bleiben und uns in unentwirrbare Widersprüche verwickeln, wenn wir darüber hinaus wollen. Man kann die Geschlossenheit des Kausalzusammenhanges nicht stärker betonen, als es bei ihm geschieht. Seine Größe besteht gerade auch in dem tiefen Respekt vor der Wirklichkeit, die ihn jeden oberflächlichen Monismus, sei er materialistischer, sei er idealistischer Art, abweisen ließ. Der tiefste Denker der neueren Zeit ist entschlossener Dualist, wie der tiefste des Altertums — Plato. Das Christentum braucht sich also seiner „dualistischen Tendenzen", die ihm noch vor kurzem bei uns zum Vorwurf gemacht worden sind, nicht zu schämen — es befindet sich zum mindesten in guter Gesellschaft. Kant unterscheidet, wie schon erwähnt worden ist, mit dem Christentum zwei Welten, aber der Unterschied zwischen ihm und der Dogmatik ist, daß dort der Mensch sich zu der höheren Welt doch mehr äußerlich in Beziehung zu setzen hat, während hier die höhere Welt nicht ohne die Mitarbeit des Menschen zustande kommt. Der Mensch erhält so eine gewaltige Aufgabe und in der Arbeit an ihr gewinnt er erst Würde und Wert. Wenn Kant so groß vom Menschen denkt und redet, so hat er dabei nicht den empirisch-sinnlichen Menschen im Auge, nicht jedes beliebige Individuum, das auf der Gasse herumläuft, sondern den Menschen als Vernunftwesen, als Glied einer höheren, naturüberlegenen Ordnung, nicht den Menschen, wie er gewöhnlich ist, sondern wie er werden soll.

In der näheren Darstellung der *sittlichen Bestimmung und Aufgabe* tritt nun dieser Zusammenhang der Gedankenwelt Kants mit der des Evangeliums noch deutlicher hervor. Die ethischen Grundgedanken Kants sind so bekannt, daß ich nicht ausführlich zu werden brauche. Es ist oft nachgewiesen worden, wie nahe die Ethik Kants der des Evangeliums verwandt ist. So sagt darüber Eucken in den Lebensanschauungen großer Denker: „Die unvergleichliche Ueberlegenheit der moralischen Werte, wie sie in anderem Zusammenhang Plato und Jesus vertreten hatten, sie gelangt hier auf dem Boden und in der Sprache der Neuzeit zu einem in seiner Schlichtheit mächtigen Ausdruck. Dem ursprünglichen Christentum steht Kant in solcher Grundempfindung näher als irgend ein anderer Denker der Neuzeit, namentlich auch näher als die, welche sich um eine Versöhnung des christlichen Dogmas mit der neueren Spekulation bemühten."

In welchem Glanze leuchtet die sittliche Bestimmung in den folgenden Worten Kants:

„Es ist überall nichts in der Welt, ja auch außerhalb der Welt selber zu denken möglich, was ohne Einschränkung für *gut* könnte gehalten werden, als *allein ein guter Wille*." „Alles Gute, das nicht auf rein moralische Gesinnung gepfropft ist, ist nichts als Schein und schimmerndes Elend." „Die *Ehrwürdigkeit der Pflicht* hat nichts mit dem Lebensgenuß zu schaffen, sie hat ihr eigenes Gesetz und auch ihr eigentümliches Gericht, und wenn man auch beide

noch so sehr zusammenschütteln wollte, um sie vermischt gleichsam als Arzneimittel der kranken Seele zuzureichen, so scheiden sie sich doch alsbald von selbst.“

Man kann es, wenn man nur diese Worte hört, in denen eine so hohe und reine Auffassung der sittlichen Aufgabe, ein so tiefes Gefühl für die Majestät der Pflicht und eine so „grenzenlose Hochachtung des reinen, von allem Vorteil entblößten moralischen Gesetzes“ zum Ausdruck kommt, fast nicht begreifen, wie da jemand noch behaupten kann, Kant predige einen schrankenlosen, keine Autorität anerkennenden Subjektivismus. Wenn die Behauptung, auf protestantischem Boden gebe es keine Autorität, überhaupt einer Widerlegung wert wäre, so könnte man keine bessere finden als Kants Ethik. Hier ist Autorität und Freiheit in fast einzigartiger Weise vereinigt. Hier ist jede Selbstüberhebung ausgeschlossen. Wer auf die Stimme hört, die im kategorischen Imperativ zu ihm spricht, und tun will, was sie ihn heißt, der muß mit der falschen Selbstliebe brechen — aber in diesem Bruch findet er erst sich selbst, sein wahrstes tiefstes Wesen, gewinnt er Würde und Wert — wird er zur Persönlichkeit. Die Moral tritt hier nicht als äußerliche Satzung an den Menschen heran, sondern sie entspringt dem eigenen Innern, sie ist das Gesetz unseres eigensten Wesens. Auf die Frage, welches denn der Ursprung des Pflichtgebotes sei, das so gewaltig zum Menschen spreche, antwortet Kant:

„Es kann nichts Minderes sein, als was den Menschen *über sich selbst* (als einen Teil der Sinnenwelt) erhebt, was ihn an eine Ordnung der Dinge knüpft, die nur der Verstand denken kann. Es ist nichts anderes als die *Persönlichkeit*, das ist *die Freiheit und Unabhängigkeit von dem Mechanismus der ganzen Natur*.“

Man hört aus den Ausführungen Kants über die Freiheit, die sicher zum Großartigsten und Tiefsinnigsten gehören, was je geschrieben worden ist, das Wort Luthers klingen: „Ein Christenmensch ist ein freier Herr aller Dinge und Niemandem untertan.“ Näher auf die Kantische Freiheitslehre einzugehen, ist hier nicht möglich, das wäre eine Aufgabe für sich, eine sehr schwierige aber dankbare Aufgabe. Die Freiheit unwiderleglich zu *beweisen*, ist natürlich auch Kant nicht gelungen. Sie scheint ihm im Grunde eines solchen Beweises auch nicht bedürftig. Sie ist ihm mit der unbestreitbaren, nicht zu leugnenden Tatsache des Pflicht- und Verantwortlichkeitsgefühls gegeben. Wie käme der Mensch dazu, auf eine Stimme zu hören, der zu folgen er doch keine Kraft hat, wenn er bloß ein Glied des Naturzusammenhanges ist? Wie sollte er dazu kommen, Reue über seine Taten zu empfinden und sich Vorwürfe zu machen, wenn er unfähig ist, von sich aus ein Neues zu beginnen? Ohne Freiheit ist für Kant keine Sittlichkeit denkbar. Sie bildet eine, wenn nicht geradezu die Grundvoraussetzung seines Denkens, den archimedischen Punkt, von dem aus die Welt des mechanisch ablaufenden Naturgeschehens aus den Angeln gehoben und eine Welt des schöpferischen Geistes, eine Welt der Tat gegründet wird. So ist ihm die Freiheit im letzten Grunde ein hohes, dem Verstand unerfaßliches *Wunder*, von dem er mit tiefer Ehrfurcht

spricht. Es ist gewiß auch für die, welche Kant hier nicht folgen wollen, bedeutsam, daß ein Denker wie er kein größeres Anliegen hat, als dies, die Freiheit zu retten. Der Determinismus erscheint leicht als die tiefsinnigere Auffassung, namentlich auch im Hinblick auf die großen religiösen Persönlichkeiten, die fast alle Deterministen waren. Aber im Grunde wird zwischen ihnen und Kant kein unversöhnlicher Widerspruch sein. Sie haben auf ihre Art doch auch das im Auge gehabt, worauf es Kant ankam, die Möglichkeit eines naturüberlegenen persönlichen Lebens. In seiner Freiheitslehre dürfen wir wohl ein Echo des Evangeliums von der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes hören. Die Freiheit ist vielleicht doch das Größte und Tiefste, was gedacht werden kann und Gott auch besonders darin über alles menschliche Verstehen groß, daß er die Menschen nicht zum Guten zwingt. Indem die Freiheit bei Kant nur in der Hingabe an eine höhere Welt zu stande kommt, ist sie im tiefsten Grunde auch Feiheit in Gott. Seine Ethik stammt aus demselben Geiste wie das herrliche Goethewort: „Gehorsam fühlt' ich meine Seele am schönsten frei."

Im engsten Zusammenhang mit der Freiheit erscheint bei Kant, wie wir oben gesehen haben, der Persönlichkeitsgedanke. Er findet nur eine kurze, aber sehr tiefe Begründung in der Forderung, daß der Mensch nie bloß als Mittel (Sache), sondern stets als Zweck betrachtet und behandelt werden soll. In dieser Forderung trifft der Individualismus mit dem Sozialismus zusammen, hier ist der tiefste gemeinsame Ursprung des Großen und Berechtigten in diesen beiden größten Bewegungen der Gegenwart. Es ist überraschend, wie bei einem der bedeutendsten Vertreter des modernen Individualismus, nämlich bei Ibsen, die Forderung, daß kein Mensch als Sache behandelt werden dürfe, in fast wörtlicher Uebereinstimmung mit Kant immer wieder erhoben wird. Wer aber für sich das Recht in Anspruch nimmt, als vollwertige Persönlichkeit behandelt zu werden, und in Freiheit sich dazu entfalten zu dürfen, der muß auch Verständnis dafür haben und mehr als Verständnis, wenn ein großer Teil der Menschheit sich dagegen wehrt, sich und seine Arbeitskraft als Sache behandeln zu lassen, mit der man nach Gutdünken und Belieben verfahren kann. Es fehlt denn auch auf sozialistischer Seite nicht an Versuchen, in der Begründung des Sozialismus auf Kant zurückzugehen. Ohne den hohen Wert der materialistischen Geschichtsauffassung bestreiten zu wollen, muß man sagen, daß die Geschichtsauffassung Kants dem tiefsten Sinn der sozialen Bewegung gerechter wird. Das Ziel der Geschichte ist nach Kant ein Reich freier Persönlichkeiten. Der Gedanke Fichtes, daß der Zweck der Welt sei, dem Willen Stoff zur Betätigung zu geben, findet sich im Keime auch schon bei Kant. So wenig er von einem Monismus wissen will, der alle Gegensätze eilfertig verwischt, so unentbehrlich ist ihm der Gedanke, daß Natur und Geist nicht auseinanderfallen, sondern daß die Natur schließlich dem Geiste dienen muß.

„Es kann also der Moral nicht gleichgültig sein, ob sie sich den Begriff von einem Endzweck aller Dinge mache oder nicht, weil dadurch allein der Verbindung der Zweckmäßigkeit der Freiheit mit der Zweckmäßigkeit der Natur, deren wir gar nicht entbehren können, objektiv praktische Realität verschafft werden kann."

So kräftig ferner das Verlangen nach Glück als Motiv des sittlichen Strebens abgelehnt wird, so entschieden wird die tiefe Berechtigung des Glückverlangens anerkannt. Man erblickt vielfach einen Mangel an Konsequenz darin, daß Kant in der Begründung des Gottesglaubens der Glückseligkeit einen so großen Raum gewährt habe. Das sei ein Rückfall in den so schroff bekämpften Eudämonismus. Ich finde, das ist eine sehr berechtigte Inkonsequenz. Kant hat recht daran getan, daß er nicht im Interesse der Geschlossenheit seines Systems einem der tiefsten Triebe des Menschenherzens Gewalt angetan hat. In der natürlichen Ordnung der Dinge fallen oft Tüchtigkeit und Glück auseinander — es fehlt ein sicherer Zusammenhang zwischen Tugend und Glückseligkeit. Wir könnten aber nicht mit ganzer Hingebung für das Gute wirken, wenn es keine Macht über die Wirklichkeit hätte; aus der Idee des Guten erwächst notwendig die Forderung einer sittlichen Weltordnung und damit eines allmächtigen, sittlichen Wesens, wie aus der Tatsache, daß in diesem Leben das sittliche Ideal nicht erreicht wird, die Gewißheit der Unerreichbarkeit des Ziels aber das sittliche Streben lähmen würde, die Forderung der Unsterblichkeit der Seele sich organisch ergibt. R. Ragaz (Ilanz).

(Schluß folgt.)

---

# Die soziale Bedeutung des Kreuzes Christi.*)

I.

Das Kreuz Christi ist das Symbol der heiligen Liebe. Ein erhabeneres Beispiel dieser Liebe als dasjenige, das wir in der freiwilligen Selbstaufopferung Jesu vor Augen haben, weist die Weltgeschichte nicht auf.

Paulus beschreibt die Gesinnung Jesu Christi mit den Worten: „Welcher, ob er wohl in göttlicher Gestalt war, hielt er es nicht für einen Raub, Gott gleich sein, sondern äußerte sich selbst und nahm Knechtsgestalt an, ward gleichwie ein anderer Mensch und an Gebärden als ein Mensch erfunden; erniedrigte sich selbst und ward gehorsam bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz" (Phil. 2, 6—8). Und an einem andern Ort sagt derselbe Apostel: „Ihr wisset die Gnade unsers Herrn Jesu Christi, daß, ob er wohl reich ist, ward er doch arm um euretwillen, auf daß ihr durch seine Armut reich würdet" (2. Kor. 8, 9). Gethsemane und Golgatha zeigen uns, daß Jesus willig war, sich selbst

*) Der Artikel wird unsern Lesern auch dadurch besonders interessant sein, daß der Verfasser Prediger einer Methodistengemeinde ist.

und sein höchstes Gut, die Freude an seines Vaters Gegenwart und die beseligende Empfindung des göttlichen Wohlgefallens, um unsertwillen dranzugeben. Mehr als das konnte er nicht tun, er opferte alles; und nach der Größe seines Opfers bemißt sich die Größe seiner Liebe.

Der Vollkommenheit des Charakters Jesu ist zuweilen — wenn auch nicht in Worten, so doch durch Taten — mehr Anerkennung zu teil geworden von seiten solcher, die sich nicht zu den Seinen bekannten, als von seiten mancher, die sich zu seinen wahren Jüngern zählten. Mit tiefer Betrübnis und Scham ist zu bekennen, daß viele von denen, die sich des Kreuzes Christi als des Mittels zu ihrer individuellen Beseligung rühmen, sich nicht in Wahrheit rühmen können, daß sie durch die Kraft dieses Kreuzes der dem Reiche Gottes entgegenstehenden Welt abgestorben seien und die Welt für sie gekreuzigt sei Der echte Glaube ans Kreuz schließt in sich nicht nur das Ergreifen, die Wertschätzung und den Genuß, sondern auch den rechten Gebrauch der in Christus erschienenen Gnade Gottes. Der Segensfrucht des Opfers Christi werden nur diejenigen teilhaftig, die willig sind, an seinem Opferleben Anteil zu nehmen. Das durch Opfer erworbene Heil verpflichtet zu Opfern. Wer sagt: „Christus ist für mich gekreuzigt“, muß auch sagen können: „Ich bin mit Christus gekreuzigt“. Es ist hohe Zeit, daß diejenigen, die sich Christen nennen, aufhören, das kostbare Evangelium von der Gnade Gottes gemein zu machen dadurch, daß sie sich auf Grund des Versöhnungstodes Jesu der Vergebung ihrer Sünden getrösten und rühmen und im Widerspruch damit ein Leben in Selbstsucht führen. „Wer Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein“ (Röm. 8, 9). Nur der ist gerettet, der von der Selbstsucht befreit ist und erfüllt von der Liebe, die nicht das ihre sucht, sondern das, das des andern ist. Wir sichern uns den erlangten Besitz des uns durch Jesu Leben und Sterben erworbenen Heiles dadurch, daß wir, wie der Apostel Paulus, willig sind, um unserer Brüder willen von Christus verbannt zu sein; denn einem Menschen, der von solch aufopferungsvoller Liebe beseelt ist, wird Gott weder hier noch in der andern Welt die Seligkeit versagen.

Mit dem Geiste Christi verhält es sich nicht wie mit einem fast unerschwinglichen Luxusartikel, so daß nur einige auserwählte Heilige sich seiner erfreuen könnten. Er will das Gemeingut aller sein; und jeder ist verpflichtet, allen Ernstes darnach zu trachten, in seinen Besitz zu gelangen. Keiner hat das Recht zu behaupten, daß er in Wirklichkeit ein Christ sei, wenn er nicht täglich Fortschritte macht im Kreuzesleben. Das heißt nicht, daß wir einem willkürlichen, unnatürlichen Asketismus fröhnen sollen. Lange Gesichter mit sauren, die Entsagung zur Schau stellenden Mienen waren Merkmale der Pharisäer, die Jesus verurteilte. Aber wir sollen willig verzichten auf weltliche Güter und Gewinne, die uns hindern an einer ganzherzigen, rückhaltlosen Hingabe an Christi Sache, das Königreich Gottes auf Erden. Warum erklären so manche liebenswürdige, dabei aber scharf-

sehende Beobachter, daß wir noch nicht reif seien für einen Sozialismus rechter Art? Einfach deshalb, weil der Geist, der die unheilvolle Konkurrenz auf dem industriellen und merkantilen Gebiete beständig verschärft, der Geist der Gier, der Habsucht, der Genußsucht, des Hochmuts, kurz, der Geist der schnöden Selbstsucht noch nicht ausgetrieben ist und noch nicht Selbstlosigkeit genug vorhanden ist zu einem praktischen, wenn auch vorerst nur beschränkten Versuch mit einem gesunden Kollektivismus. Doch ob durch einen solchen die sozialen Schäden gehoben werden können oder nicht, soviel ist sicher, daß eine ideale Gesellschaftsordnung herbeigeführt werden kann nur durch den göttlichen Geist, in dem Jesus sich selbst opferte. Von diesem Geist müssen sich die bestehenden Kirchen durchdringen und völlig beherrschen lassen, wenn sie nicht wollen, daß Gott an ihnen vorübergehe und neben ihnen eine Gemeinde erstehen lasse, die willig ist, die Aufrichtung seines Reiches auf Erden nach besten Kräften zu fördern.

## II.

Indem Jesus sich selbst opferte, vollbrachte er ein Werk der Stellvertretung für andere. Der Reiche ward, wie wir bereits gehört haben, arm um unsertwillen, auf daß wir durch seine Armut reich würden. Der von keiner Sünde wußte, ward für uns zur Sünde gemacht, auf daß wir würden in ihm die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt. Er ward ein Fluch für uns, um uns vom Fluche des Gesetzes zu erlösen. Mit einem Wort: Er tauschte mit uns sündigen Menschen, indem er unser Los auf sich nahm und uns sein Leben gab.

Wir können uns hier nicht einlassen auf eine Erörterung der Frage, ob es je gelingen werde, das dem stellvertretenden Werke Christi zu Grunde liegende Geheimnis völlig aufzuhellen. Leider hat man dieses Werk nur allzulange im juridischen Sinne interpretiert und demgemäß behauptet, Jesus sei als unser Stellvertreter ein Schuldner in Gottes Augen gewesen, habe am Kreuz den Zorn Gottes, der von Rechts wegen uns hätte treffen sollen, über sich ergehen lassen müssen, und dadurch, daß er unsere Schuld auf sich genommen und unsere Strafe erduldet habe, habe er uns von Schuld und Strafe befreit. Daß eine solche Auffassung total falsch ist, geht — um nur eines anzuführen — aus dem Umstande hervor, daß wir, trotzdem Christus unsere Strafe, den Tod, erduldet hat, eben doch sterben müssen. Und eine Ungerechtigkeit von seiten Gottes wäre es gewesen, wenn er den Unschuldigen für schuldig gehalten und als einen Schuldigen behandelt hätte.

Was immer auch die Stellvertretung in Christi Werk bedeuten mag, soviel ist klar, daß Jesus unser Stellvertreter dadurch wurde, daß er sich völlig mit uns Menschen identifizierte und sich dem Kampf, dem Leiden, der Dunkelheit, der Schmach und dem Verlassensein, womit die Sünde das Leben und den Tod belastet, freiwillig aussetzte, wobei er Erfahrungen machte, die für ihn um so viel schmerzlicher

waren denn für uns, als sein moralisches und religiöses Bewußtsein dem unsern überlegen war.

Wie das Selbstopfer Christi, so schließt auch das Selbstopfer, zu dem wir als Christen im Werke der Sozialreform berufen sind, Stellvertretung für andere in sich. Niemand sage, das stellvertretende Moment im Leiden und Sterben Jesu sei nicht vorbildlich und verpflichtend für uns. Der Apostel Paulus schrieb an die Kolosser: „Nun freue ich mich in meinem Leiden, das ich für euch leide, und erstatte an meinem Fleisch, was noch mangelt an Trübsalen in Christo, für seinen Leib, welcher ist die Gemeinde“ (Kol. 1, 24). Daraus ersehen wir, daß er tief durchdrungen war von dem Bewußtsein, es sei seine Pflicht uud sein Vorrecht, tätigen Anteil zu nehmen an dem stellvertretenden Opferwerke Christi. So soll es auch bei uns sein. Die von Gott gewollte Lösung des sozialen Problems tritt an uns heran mit der Forderung: Gebt nicht nur euere Gaben, sondern euch selbst! Bloß durch Subskriptionen und Unterstützung menschenfreundlicher Einrichtungen seitens der Bewohner reicher Stadtviertel können die Bewohner der Armenviertel nicht gerettet werden. Nichts hindert die Erlösung der Gesellschaft so sehr, wie die Absonderung der Klassen, die Entfernung und Entfremdung der Hilfsbedürftigen von den Helfenden. Die sozialen Uebelstände können nur dadurch wirksam bekämpft und überwunden werden, daß man sich mit ihnen bekannt macht und ihnen persönlich entgegentritt. Nicht nur durch Lesen mehr oder weniger objektiv gehaltener Schilderungen soll man sich mit dem Los der Armen und Benachteiligten bekannt machen, sondern dadurch, daß man sich zu ihnen herabläßt, mit eigenen Augen sich von der Unhaltbarkeit ihrer Verhältnisse überzeugt und sich soweit als nur immer möglich in ihr Denken, Fühlen und Wollen hineinlebt. Wie viele Liebesgaben sind nutzlos, ja verletzend und grausam, weil ihre Geber es nicht verstehen und oft nicht einmal beabsichtigen, in den Empfängern das warme Gefühl, daß man sie als Mitmenschen schätzt und liebt, zu wecken. Ein amerikanischer Humorist hat gesagt, die goldene Regel: „Alles, was ihr wollt, daß euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen auch“, heiße soviel wie: „Sei Du der andere Bursche!“ Gleichviel, ob der Mann diese Aeußerung im Spott oder im Ernst getan habe, sie ist zutreffend. Wir sind keine rechten Christen, wenn wir uns nicht in die Notlagen unserer Nächsten versetzen und, soweit unsere Kraft reicht, die Lasten der Schwachen tragen. Was uns not tut, das ist mehr herzliche Liebe, die im Mitmenschen, wer er auch sei, den Bruder sieht und ihn als solchen anerkennt und behandelt. Christus ähnlich ist derjenige, der kein noch so schweres Opfer scheut, wenn es gilt, für andere um ihres wahren Wohles willen in den Riß zu treten.

## III.

Es bleibt uns nun noch ein Punkt zu erwägen übrig, der meines Erachtens viel zu wenig hervorgehoben und betont wird. Im Kreuze

Christi hat uns Gott nicht nur seine Liebe, sondern auch seine Gerechtigkeit geoffenbart. Aber das hat er allerdings nicht in der Weise getan, wie die althergebrachte theologische Satisfaktionstheorie es lehrt, wenn sie sagt, der stellvertretende Opfertod Jesu Christi zeige uns, daß Gott als der Heilige und Gerechte den Menschen von seiner Schuld nicht habe lossprechen können ohne ein in der menschlichen Natur dargebrachtes Sühnopfer von unendlichem Wert, durch welches aller und jeglicher von Menschen gegen das göttliche Gesetz begangene Frevel gesühnt worden sei. Eine solche Auffassung ist ganz und gar dem Evangelium zuwider, das uns zeigt, daß Gott im Christus war, nicht um sich mit der Welt, sondern um die Welt mit sich zu versöhnen. Wenn auch Gott die Sünde haßt und sie seiner Gerechtigkeit gemäß bestrafen muß, so hat er doch je und je die Sünder geliebt, und nie gab er in seinem Vaterherzen einer unversöhnlichen Stimmung gegen seine ungehorsamen Kinder Raum. Nicht seine Strafgerechtigkeit wollte uns Gott durch das Kreuz Christi kundtun. Eine solche Kundgebung war ja auch gar nicht nötig; denn die Menschen wußten ohnedies zur Genüge, daß Gott die Sünde strafe. Ihr Gewissen überzeugte sie von der Strafwürdigkeit der Sünde, und die Erfahrung lehrte sie, daß es gemäß göttlichem Willen in der Natur der Sache liege, daß jede Gesetzesübertretung, sei es die eines Naturgesetzes oder die eines Moralgesetzes, üble, den Charakter der Strafe an sich tragende Folgen nach sich ziehe.

Aber inwiefern denn hat uns Gott im Kreuze Christi seine Gerechtigkeit geoffenbart? Fassen wir, um zu einer richtigen Antwort auf diese Frage zu gelangen, unsern Zustand und unsere Lage ins Auge. Wir sind Sünder und wissen, daß wir als solche strafbar sind. Unser Gewissen überzeugt uns von unserer Schuld und macht alle unsere Einwände gegen unsere Strafwürdigkeit zu schanden. Trotzdem drängt sich uns immer und immer wieder das Gefühl auf, daß es ein Unrecht sei, uns allein alle Schuld zuzuschreiben. Wir sind schuldig, ja; aber wir sind nicht allein schuld an unserer Sünde. Was können wir dafür, daß wir von Natur nicht rein sind? Wer will uns unsere erbliche Belastung, die uns zur Sünde geneigt macht und drängt, als Schuld zurechnen? Es lag doch nicht in unserer Macht, unsere Eltern selbst zu wählen. Und ebenso wenig können wir uns all den Verhältnissen entziehen, die uns zur Sünde verleiten. Gewisse Moralphilosophen und christlich sein wollende Ethiker mögen solche Fragen und Gedanken als unberechtigt, ja als gotteslästerlich hinstellen. Aber Gott tut dies nicht. Er anerkennt vielmehr das Wahrheitsmoment, das ihnen innewohnt, und beurteilt uns nicht von einem einseitig gesetzlichen Standpunkt aus, sondern nach dem Maßstab seiner allseitigen, alle Faktoren in Betracht ziehenden Gerechtigkeit. Daß dem so ist, tritt nirgends schöner und klarer zu Tage, als im Kreuze Christi. „Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit ihm selber und rechnete ihnen ihre Sünden nicht zu“, sagt der Apostel Paulus in

2. Kor. 5, 18. Aus diesem Worte geht hervor, daß Christus ebenso Gottes Stellvertreter uns gegenüber, wie unser Stellvertreter vor Gott war. Was er für uns, d. i. zu unsern Gunsten, getan hat, das hat Gott durch ihn getan; und das nicht nur aus erbarmungsvollem Mitleid, sondern auch im Einklang mit seiner Gerechtigkeit. Die Empfindung, daß es unrecht wäre, uns zu Grunde gehen zu lassen in unsern nicht ausschließlich auf unser Konto zu setzenden Sünden und Schulden, bewog ihn ebenso, wie seine Liebe, im Christus zu uns zu kommen, in ihm unsere Sünden auf sich zu nehmen und den daraus resultierenden Folgen sich auszusetzen. Zugleich hat er im Christus die Sünde, die er auf sich genommen, aus dem Mittel getan und überwunden dadurch, daß er das ewiggültige Moralgesetz, das der Ausdruck seines gerechten Willens ist, rückhaltlos anerkannte, es zu Recht bestehen ließ und durch freiwillige Unterwerfung unter dasselbe die Gerechtigkeit vollauf befriedigte. Weil aber Christus nicht nur Gottes, sondern auch der Menschen Stellvertreter war, so ist das, was er getan hat, nicht nur von Gott, sondern auch vom Menschen getan. Das will freilich cum grano salis verstanden sein. Es meint nicht, daß Christi stellvertretendes Versöhnungswerk von Gott so ohne weiteres als von uns getan angesehen werde, sondern daß wir Teilhaber an den Segnungen dieses Werkes sind, wenn wir im Christus sind, wie Gott im Christus war. Sind wir aber durch den lebendigen Glauben im Christus, dann sind wir von seinem Sinn und Geist durchdrungen, reproduzieren seinen Charakter, leben nach der Weise, wie er auf Erden lebte und setzen — nicht im buchstäblichen, wohl aber in einem geistigen Sinne des Wortes — sein die Menschen mit Gott und miteinander versöhnendes Lebenswerk auf Erden fort.

Dieses Werk, das im Kreuze gipfelte, war nicht nur ein Werk der Liebe, sondern auch, wie wir soeben gesehen haben, ein Werk der Gerechtigkeit. Nun fragt sich's: Hat auch in dieser Hinsicht das Kreuz Christi eine soziale Bedeutung für uns? Die Antwort auf diese Frage kann nach meinem Dafürhalten nur in einem unzweideutigen Ja bestehen. Ich vermag nicht einzusehen, wie gesunde soziale Verhältnisse eintreten können, bevor wir Menschen der Gerechtigkeit, die Gott uns im Kreuze Christi offenbarte und widerfahren ließ, nachleben.

Wir verurteilen die bestehende Gesellschaftsordnung nicht bloß darum, weil sie Jammer und Not verursacht, sondern mehr noch darum, weil sie dem moralischen Recht zuwider ist. Und wir verteidigen die Sozialreform nicht nur im Namen der Barmherzigkeit und Liebe, sondern ebenso aus Gerechtigkeit. Wir appellieren, um unsern Protest gegen die bestehende und unsere Bitte um die von Gott gewollte Ordnung wirksam zu machen, ebenso an das Gewissen wie an das Mitleidsgefühl der Menschen. Bedrückung ist für den Bedrücker ebenso schlimm und noch schlimmer als für den Bedrückten. Wir wünschen beiden zu helfen, jenem durch Abhalten von seinem ihn selbst ruinierenden Unrechttun und diesem durch Befreiung von seinem

Leiden, das ihm aus der Bedrückung erwächst. Wir wollen den, der sich in Samt und Seide kleidet und alle Tage herrlich und in Freuden lebt, ebenso vor zukünftigem Weh bewahren, wie wir dem armen Lazarus aus seinem gegenwärtigen Elend herauszuhelfen wünschen. Laut ertönt heute von gewisser Seite der Ruf: „Fluch über euere Liebestätigkeit; wir verlangen Gerechtigkeit!" Mag auch dieser Ruf der rohe Ausdruck einer undankbaren, verwerflichen Gesinnung sein, so gibt er uns doch viel zu denken. Mit barmherziger Liebe allein ist den sozialen Mißständen nicht abzuhelfen. Solche Liebe verbittert nur, wenn man denen, welchen man sie erweist, das, was ihnen von Rechts wegen gehört, nicht auch von Rechts wegen zukommen läßt.

Die Liebe des Gekreuzigten hat — bildlich gesprochen — den Eisengehalt der Gerechtigkeit in sich; und seine Gerechtigkeit ist vom Feuer der Liebe durchglüht. Wollen wir seine wahren Nachfolger sein, so muß es auch bei uns so sein. Sowohl in der Gesellschaft als einem Ganzen, als auch in den Individuen, denen wir in Liebe zu helfen suchen, haben wir auf die Befriedigung der Gerechtigkeit abzuzielen und hinzuwirken. Wir haben uns, wie bereits bemerkt, in die Lage unserer Mitmenschen zu versetzen und uns in ihre Verhältnisse so gut als möglich einzuleben, um sie in gerechter Weise beurteilen zu können und ihnen dann demgemäß zu helfen. Wir sind nicht gebunden, ihre Zustände und Verhältnisse genau so anzusehen und zu beurteilen, wie sie es tun, und ihnen gerade das zu gewähren, was sie von uns verlangen. Aber wir haben für sie, zu welcher Klasse sie auch gehören mögen, immer das zu tun, was zu ihrem wahren Wohl dient. Wir müssen immer suchen, ebenso ihren Charakter zu heben, wie ihren Nöten abzuhelfen. Nur dadurch, daß wir sie liebevoll und gerecht zugleich behandeln, können wir sie bewegen, ihre Herzen der Liebe Gottes zu öffnen und dem Gesetz der Gerechtigkeit sich zu unterwerfen.

Einen andern Weg zur Herbeiführung einer wirklich idealen Gesellschaftsordnung als den, den Christus uns gezeigt hat und den er selbst einschlug, gibt es nicht. Man sage nicht, daß dieser Weg sich seit bald zweitausend Jahren als ein nicht zum Ziele führender Irrweg erwiesen habe. Die Geschichte zeigt uns, daß er durch Aufhebung der Sklaverei, der Leibeigenschaft und des knechtischen Dienstes zur politischen Gleichheit und freien Arbeit führte. Und wenn es Jahrhunderte und aber Jahrhunderte dauerte, bis es endlich so weit kam, wie wir heute sind, und wenn auch jetzt das ersehnte Ziel noch lange nicht erreicht ist, so lag und liegt dies nicht am Wege, sondern daran, daß es immer nur wenige waren, die ihn gingen. Es ist eben dieser Weg ein opfervoller Kreuzesweg, vor dem die menschliche Natur, wie sie von Hause aus ist, zurückscheut. Aber es ist, wie uns das Leben Jesu zeigt, der Weg zur Herrlichkeit. Wer vor ihm zurückschreckt und sich weigert, ihn zu gehen, der sage nicht, daß er ein Christ im wahren Sinne des Wortes sei.

Alles in allem: Das soziale Problem ist ein religiöses Problem,

das zu seiner Lösung des Motivs, der Methode und des Zweckes des Kreuzes Christi bedarf.

J. U. Wuhrmann.

---

# Dr. John R. Mott in der Schweiz.

Dr. Mott ist in der Schweiz gewesen. Wie ein Komet ist er aus dem Dunkel aufgetaucht und am nächtlichen Himmel wieder verschwunden.

Viel wurde über die seltsame Erscheinung gesprochen. Die mannigfaltigsten Meinungen und Urteile schwirren wirr durcheinander. Nach dem Urteil der einen hat jener Wirbelsturm nur Gräser, Kräuter, Gesträuch und Gebüsch ins Schwanken versetzt. Hochgewachsene, tief im Mutterboden wurzelnde und der Sonne zustrebende Eichbäume, die nicht von jedem Lufthauch bewegt werden, hat er kaum zu einem leichten Schütteln des Hauptes gebracht. Statt befruchtenden Regen zu bringen, hat er nur Wolken ohne Wasser über den Himmel heraufgeführt. Einen Augenblick haben sie das Land überschattet; aber bald wird die lichte Sonne wieder so hell scheinen wie zuvor. — Gewiß, viel Staub wurde aufgewirbelt. Aber wer sich nicht Sand in die Augen streuen ließ, muß der nicht sagen: Wind, nichts als Wind?

Einige sind enttäuscht, andere geärgert, andere gleichgültig, andere wiederum der Anerkennung voll.

Ohne auf die öffentlich laut gewordenen Urteile im einzelnen einzugehen, ohne auch alle Entstellungen zurechtzurücken, suchen wir uns ein eigenes Urteil zu gewinnen.

I.

Zuerst, was Dr. Mott nicht gebracht hat, aber auch nicht den Anspruch machte zu bringen. —

Wer gekommen ist in der Erwartung, hier einer Geistesschlacht beizuwohnen, mußte allerdings enttäuscht werden. Er sah nicht Fechter auf Fechter dringen, hörte nicht die Schwerter aneinanderklingen und sah nicht die Funken sprühen. — Keine Auseinandersetzung mit der Naturwissenschaft, kein Ringkampf mit den großen Philosophen und Genien der Geschichte. Auch kein Versuch, durch Sonderung der Wahrheitsmomente vom Irrtum der verschiedenen Lebensauffassungen, selbst zu einer einheitlichen Weltanschauung zu gelangen oder die dargebotene christliche zu begründen. Kein Ansatz, diese zu verteidigen gegenüber all den ernsten Angriffen von Seiten der historischen Kritik, noch überhaupt auch nur eines all jener schwierigen Probleme zu lösen, die sie in ihre gegenwärtige Krisis gestürzt haben. Kein Abwägen der Ideale gegeneinander, aus dem das christliche Ideal siegreich hervorgegangen wäre. Daher der Aerger und die Verstimmung all jener,

die mit derartigen Ansprüchen die Vorträge von Dr. Mott besucht haben.

Wer aber mit aufgeschlossenem und empfänglichem Sinne bereit war, das Gute zu nehmen, welcher Art es auch sei, der gewann vielleicht doch ein anderes Urteil. Allerdings, wer auszog, Indien aufzusuchen, der mag enttäuscht gewesen sein, statt dessen Amerika entdeckt zu haben. Es gibt aber auch Leute, die sich freuen über jede Entdeckung, die sie machen.

Doch, was war denn hier zu entdecken? Was hat denn eigentlich Dr. Mott an positiv Wertvollem geboten?

II.

Einmal weckte er das Verantwortlichkeitsgefühl des Studierenden, indem er die Universität mitten in das Leben der Nationen und des einzelnen Volkes hineinstellte und als Glied am Ganzen des Menschheitskörpers verstehen lehrte. Naturgemäß gewinnen damit die Angehörigen der Universitäten ihre Stellung ebenfalls innerhalb des Lebensganzen, d. h. sie kommen in Betracht nur als Fermente des großen geschichtlichen Gährungsprozesses. Nur sofern sie aus dem Ganzen des Lebens hervorwachsen und diesem wiederum dienen. Lebenstüchtige, wurzelstarke Persönlichkeiten allein können der Aufgabe gerecht werden, die er ihnen im Entwicklungsprozeß der Menschheit gestellt sieht. An den M e n s c h e n im Studenten wandte sich daher Dr. Mott.

Damit ist nun ohne weiteres die Stellung gegeben, die er der Weltanschauung und dem intellektuellen Leben der Studenten zuerkennt, Dr. Mott ist die durch Denken erfaßbare Wahrheit, nicht eine abstrakte. über dem Denken schwebende Größe, jedem Beliebigen zugänglich, wenn dieser es nur versteht, logisch richtige Schlüsse zu ziehen. Gedanken kommen ihm vielmehr nur in Betracht als L e b e n s ä u ß e r u n g, als hervorwachsend aus dem Ganzen des Menschen, als reife Früchte am Baume des Lebens. Aber allerdings gerade als solche sind sie ihm nun besonders wichtig. Soll doch aus den Früchten wieder neues Leben hervorgehen.

So stellt er sich nun nicht die Aufgabe, dem Studenten zur richtigen Weltanschauung oder Philosophie zu verhelfen. Daran liegt ihm ja gar nichts. Ihm liegt nur am Studenten selbst etwas. Aber er ignoriert diese Seite seines Lebens nicht, so sehr er gegenüber intellektualistischer Verkümmerung die andern Seiten seines Lebens betont. Vielmehr sucht er im Interesse eines kraftvollen, persönlichen Lebens auch die Betätigung der Denkkraft gesund zu erhalten.

Dies kann seiner ganzen Auffassung zufolge nur dadurch geschehen, daß der Lebensprozeß i m G a n z e n, dessen Frucht das Denken ist, richtig gepflegt wird. Nur ein guter Baum bringt gute Früchte. Wenn man ihn zur Gesundung bringen kann, dann braucht man sich um die Früchte nicht weiter zu bekümmern. Sie werden von selbst gut werden. Und andrerseits, wenn der Baum schlecht ist, bringt man

ihn nicht durch Behangen mit guten Früchten zum Tragen eigener Früchte.

So suchte auch Dr. Mott zu zeigen, unter welchen Bedingungen allein wahres und gesundes Denken erwachsen kann: durch Gesundheit des ganzen, auch des moralischen Menschen. Durch Tun des als wahr Erkannten, durch Umsetzen in das Leben. Durch rücksichtslosen, heldenhaften Opfersinn, wo es sich um Wahrheit und Gewissen handelt. Durch eine positive Haltung, die allem das Gute zu entnehmen sucht. Durch eine optimistische, bejahende Stellung dem Leben gegenüber, die nicht überall die Schwächen ausfindig macht. Durch Vorurteilslosigkeit, ein aufgeschlossenes Lauschen auf die Stimme der Wahrheit, woher sie auch kommen mag. Durch Ehrerbietung und Demut vor ihrer Majestät. Durch ein selbstloses Leben, da die Wahrheit nur den Selbstlosen sich erschließt. Durch ein ruhiges Zuwarten, das nicht deshalb, weil es noch Probleme und Zweifel hat oder noch die höchste Erkenntnis vor sich sieht, gleich an aller und jeder Gewißheit verzweifelt. Durch ein stetiges Wachstum, Stufe um Stufe, sodaß die Erkenntnis immer nur ein Exponent des gesamten Lebensstandes ist, sodaß auch die Treue im eigenen Leben und ein tapferes Tun des Guten neue und weite Ausblicke in umfassende Lebensprobleme eröffnen und ungeahnte Lösungen auch intellektueller Schwierigkeiten vermitteln.

Damit hängt nun auch die Art der Begründung zusammen. Dr. Mott bemerkte ausdrücklich, er wolle nicht subjektive Ansichten bringen. Er rede nur von erprobten Tatsachen. So führte er die Studenten als Gewährsmänner ein, die aus dem dunkeln Land des Skeptizismus ins lichte Land der Gewißheit gelangt sind. Sie sollten den Pfad beschreiben, der sie dorthin geführt hat.

Diese Art der Begründung durch Erfahrung mag besonders Viele gestoßen haben. Sie hängt auf das innigste mit Dr. Motts Gesamtüberzeugung zusammen. Ist wirklich das Ganze des Lebens entscheidend, gibt es gesundes Denken nur als Aeußerung gesunden Lebens, und hat auch das Denken nur Wert, sofern es dem Leben dient, dann läßt sich allerdings auch eine philosophische Gesamtüberzeugung nur auf dem Wege des Lebens gewinnen. Dann sind Experimente die einzigen Kriterien der Wahrheit. Natürlich ist hierin ein aufrichtiges Denken inbegriffen, da es auch zum Leben gehört. Auch die Art der Beispiele, der Hinweis auf bedeutende Männer, auf die Zahl der Gewährsmänner läßt sich von hier aus verstehen.

Man könnte gegen diese ganze Grundstellung einwenden, sie sei eben nur ein Ausdruck der amerikanischen Lebensauffassung, ein höchst flacher Pragmatismus, der philosophisch geschulten, überhaupt kulturell feiner gebildeten Menschen unannehmbar sei. Gewiß ist auch die amerikanische Bewertung des Lebens und die Betonung des Willensmomentes nicht ohne Einfluß auf diese Lebensstimmung geblieben. Ob sie damit ohne weiteres abgetan ist, und ob wir nicht viel von ihr lernen können, ist allerdings eine andere Frage. Aber der Hinweis

auf das Heimatland des Vortragenden genügt doch weder zur Erklärung seines Lebenswerkes, noch seiner Weltauffassung. Und damit kommen wir zu einem weiteren Punkt.

III.

Wiewohl Dr. Mott die Ueberzeugung hat, daß das Denken ein Erzeugnis des Lebens ist, so teilt er deshalb doch nicht die Ansicht derjenigen, die im Menschen das Maß aller Dinge sehen. Vielmehr ist ihm wie dem Idealismus die Wahrheit eine in sich beruhende Größe, vor und über allem bloßen Meinen und Dafürhalten der Individuen. Er bejaht nicht das Leben wie es ist, sondern weiß sich im Dienste eines Lebens wie es sein soll.

Daraus scheint sich nun eine Schwierigkeit zu ergeben. Die Wahrheit ist ja demnach beides, ein zu erreichendes Ziel in unendlicher Ferne, und doch wieder nur möglich als Frucht einer treibenden Lebenskraft. Das Leben muß also wahr *sein*, soll aus ihm die Erkenntnis der Wahrheit hervorgehen. Nun aber steht wiederum das Leben, wie es einmal ist, weit hinter der Wahrheit zurück. Ihre Erkenntnis ist eine unendliche Aufgabe. Also durch Erkenntnis der Wahrheit sollte vielmehr das Leben erst wahr *werden*. So scheint der Wahrheitsforscher rettungslos in einen Zirkel gebannt zu sein. —

Nun scheint allerdings Dr. Mott unter dem Leben, das die Voraussetzung, die Wurzel der Wahrheitserkenntnis ist, ein *moralisch* ernstes Leben verstanden zu haben. Allein bei näherem Zusehen zeigt es sich, daß da, wo er nicht deutlich dabei an ein Leben in der Nachfolge Jesu, also an ein christliches Leben dachte, für ihn das moralische Leben nur die Bedeutung einer Vorbereitung auf Jesus hatte. An und für sich ist es aber auch einem Zirkel verfallen; wahr und gut sind Wechselbegriffe, was von dem einen gilt, gilt schließlich auch von dem anderen. Auch das Gute ist nur möglich als Frucht eines guten Baumes, wie es andererseits Ideal ist, durch dessen Erreichung der Strebende erst gut *werden* sollte. Daher verglich Dr. Mott den *moralisch* Kämpfenden einem Menschen, der in tiefem lockerem Sand versunken ist und durch alle Anstrengungen sich nur immer tiefer hineinarbeitet, oder einem rettungslos Ertrinkenden.

Aus jenem Zirkel gibt es nur eine Rettung: durch ein Leben, das *ist* wie es sein *soll*, oder ein Ideal, das lebendige Wirklichkeit ist.

Diese Erwägungen waren nötig, um die Art und Weise zu verstehen, wie Dr. Mott die Person Jesu eingeführt hat. In allen seinen Vorträgen kam ein Punkt, wo er unvermittelt erklärte: Die moralischen und intellektuellen Nöte gehen über menschliche Kraft. Ein Fels muß da sein, der dem im Sande Versinkenden Halt bietet, ein Helfer, der dem Ertrinkenden die rettende Hand reicht. Und als diesen Retter stellte Dr. Mott Jesum hin. Auch hier ohne Begründung. Natürlich. Eine Wirklichkeit ist entweder, oder sie existiert eben nicht. Sie läßt sich nicht postulieren, sondern nur erfahren. Daher konnte der Redner

zu dem Paradoxon übergehen: Gerade wer an Jesus zweifelt, gehe zu Jesus. Denn Jesus ist die Lösung aller Zweifel. Auf den Einwurf, daß ja gerade die Zweifel hindern, zu ihm zu gehen, hat er nur die Antwort: „Dieser Einwurf hätte recht, wenn es sich eben um einen anderen handelte als Jesus“ und „Die Erfahrung bestätigt diese Behauptung“.

So erklärt sich die eigentümliche Bewertung des Lebens, die uns bei Dr. Mott entgegentritt, wie auch die eigentümliche Art seiner Begründung zuletzt aus seinem Christentum. Weil er eigentlich überall, wo er von Wahrheit und Sittlichkeit redet, an das Christentum denkt und unter Zweifel und Skeptizismus Zweifel an dem Christentum versteht, unter der ehrfurchtsvollen Beugung unter die Wahrheit ein Aufgeschlossensein für die Person Jesu, darum verfällt er nicht jenem Zirkel. Denn unter dem Leben, aus dem die Erkenntnis der Wahrheit und die Ueberwindung der Zweifel wie eine Frucht wachsen soll, versteht er eben ein Leben, das sich in das Leben Jesu hineinstellt. Und Jesu Leben ist ihm ein Leben, wie es sein soll, aus dem also Gewißheiten, Erkenntnisse und Lösungen sich ergeben können. Und diese Erkenntnisse, die Ideale des Guten und Wahren, sind ihm in Jesus Fleisch und Blut geworden, können also ihrerseits wieder wahres Leben hervorbringen. Die Erkenntnisse also, die aus dem Leben hervorgehen, sind ja selbst nur Bestandteile des Lebens, sind Leben, und das Leben, das sie erzeugt, ist nichts als Wahrheit.

Das Christentum also hebt ihn über allen Idealismus und dessen Art des Begründens und Vorgehens hinweg und veranlaßt ihn, seinerseits nur die Wirklichkeit, von der er getragen und erfaßt ist, hinzustellen, zur Erprobung eines Lebens mit Jesus aufzurufen und auf Lebenserfahrungen anderer Studenten hinzuweisen. Es verhindert ihn auch, sich eingehends mit allen möglichen Systemen und Philosophien auseinanderzusetzen, weil er damit das Christentum selbst jenen Systemen und Weltanschauungen und Jesus den Denkern, Dichtern und Religionsstiftern eingereiht hätte, während Jesus (und das Christentum, das mit ihm identisch ist) doch etwas wesentlich anderes, eine neue, lebendige Wirklichkeit sein will. Oder, wie Dr. Mott selbst sagte: „Das Christentum ist ein Leben, ein Lebensprinzip und eine eigentümliche Art zu leben. Wir können auf eine hinreichende Weise dieses Leben nur prüfen, indem wir versuchen, es zu leben. Die Beweise für das Christentum genügen euch nicht? Was tut das? Erprobt es!“

## IV.

Dies führt uns auf den letzten Punkt. Ist wirklich das Christentum ein Leben, dann kann es auch nur durch Leben dargestellt werden. Nicht durch Systeme und Gedanken eines Menschen, sondern allein durch den Menschen selbst und durch Gedanken, sofern sie Lebenskundgebungen einer Persönlichkeit sind.

Die Persönlichkeit Dr. Motts. Sie mußte auf jeden unbefangenen Zuhörer großen Eindruck machen. Man hörte nicht irgend

ein System entwickeln. — Das kann jeder beliebige Privatdozent auch tun. — Nein, man kam mit einem wirklichen Menschen von Fleisch und Blut zusammen. Man bekam nicht nur reife Ergebnisse vorgelegt, sondern fühlte den Pulsschlag warmen Lebens. Man hatte jemand vor sich, der mit dem Menschen im Studenten Fühlung suchte. Einen, der durchbrach durch alle intellektualistischen Verkapselungen, der alle Schleier und Nebel von Weltanschauungen, Systemen, Prinzipien und Idealen zerriß, dessen Auge das Auge suchte — und fand. Jemand, der aufgeht in einer großen Sache, sich vergißt über den Nöten anderer, der nur von dem einen Willen beseelt ist, anderen zu helfen. Jemand, den wirkliche herzliche, suchende Liebe über Länder und Meere treibt. Und wer diese treibende Kraft im Redner entdeckte, hat einen wirklichen Gewinn davongetragen. Denn aus ächtem Leben blitzen auch Erkenntnisse auf, so viel man nur will, zahllos wie die Diamantlichter, wenn die Sonne eine weite Schneedecke grüßt. Und wenn eines verglommen ist, leuchten tausende statt seiner auf. Was ist mehr wert, eine Blüte oder der ganze Baum, der in verschwenderischem Ueberfluß den Rasen in einen Blütenteppich verwandelt?

Und wenn auch durch diese Vorträge nichts weiter erreicht wäre, als daß ein frisches Leben in einigen Knaben- und Mädchenherzen sich entfacht hätte, so wäre das viel mehr als alle Erfolge der scharfsinnigsten Dialektik.

Denn unser Wissen ist Stückwerk und unser Weissagen ist Stückwerk. Wenn aber kommen wird das Vollkommene, wird das Stückwerk aufhören. Die L i e b e aber höret nimmer auf. E. L.

* *
*

Zu diesen Ausführungen über John Mott, die auch als Stimmungsbild aus studentischen Kreisen wertvoll sind, möchte ich mir einige Bemerkungen erlauben, die mehr eine Ergänzung als eine Widerlegung sein wollen.

Ich habe zu denen gehört, die dem Auftreten John Motts mit Sympathie entgegensahen, ihm ihre Unterstützung liehen und daran bedeutende Erwartungen knüpften. Auch bin ich nicht völlig enttäuscht. Ich glaube, daß es Gutes gewirkt hat und suche dieses ebenfalls in der von Herrn E. L. so trefflich bezeichneten Richtung. Dagegen scheinen mir, um der Sache willen, die uns allen am Herzen liegt, einige kritische Randbemerkungen zu der ganzen Aktion notwendig.

Die allzulaute P r o p a g a n d a, womit sie eingeleitet und begleitet wurde, ist von Vielen getadelt worden und mit großem Recht. Es ist im Interesse der Echtheit und Tiefe unseres geistigen Lebens dringend zu wünschen, daß dergleichen nicht wieder vorkomme. Eine solche, dem Auftreten eines Mannes vorausgehende Agitation verdirbt alle richtigen Maßstäbe für den Wert dessen, was er zu bringen hat. Die Einen sind enttäuscht und erbittert, den Andern ist jedes Wort aus eines solchen Mannes Mund, auch das unbedeutendste, ein Orakel,

und der Mann wird zum Apostel, ohne daß er dazu wirklich das Zeug hätte. Wenn dann ein Anderer redet, für den nicht ein solcher Apparat in Bewegung gesetzt wird und gesetzt werden kann, so wird er nicht gehört, trotzdem er vielleicht Tieferes zu sagen hat. Vor einer solchen Verflachung und Verrohung unserer Kultur, einem solchen Eindringen des modernen geschäftlichen Gebahrens in das Gebiet des höheren Geisteslebens, muß rechtzeitig ein lauter Warnungsruf erhoben werden. Die Gefahr ist umso größer, als die gröbere oder feinere Reklame schon jetzt in unserem Geistesleben eine bedeutende Rolle spielt.

Ebenso muß gewarnt werden vor der Vergröberung des Persönlichkeitsideals, die bei diesem Anlaß hervorgetreten ist. Immer wieder konnte man es hören: „Mott ist freilich kein Denker, und was er sagte, war weder neu noch eigenartig, aber er ist eine Persönlichkeit!“ Dabei meinte man, daß er damit etwas sei, was man sonst nicht so leicht finde. Was soll das nun heißen? Warum ist Mott eine „Persönlichkeit“? Weil er ein frisches Auftreten hat, weit hergekommen ist und einen höchst energischen Willen besitzt? Mir scheint, dann werde das Persönlichkeitsideal zu stark dem Sportswesen entnommen — was freilich auch kein Zufall wäre. Ich leugne nun durchaus nicht, daß Mott auf seine Weise eine „Persönlichkeit“ sei, aber ich protestiere gegen die Veräußerlichung, die eintreten müßte, wenn er nun zum Typus der „Persönlichkeit“ überhaupt gemacht werden sollte. Eine Veräußerlichung ist es schon, wenn ein Mann eingeführt wird mit der Fanfare: „Sehet, da kommt einmal eine Persönlichkeit!“ Ich halte es darum für einen Mißgriff, wenn ein Mann wie Pierre Bovet seiner Broschüre über Mott den Titel gibt: „Quelqu'un“ (Einmal ein Mann!), oder ein Flournoy den Studenten sagt, wenn sie Mott gehört, dann dürften sie das Bewußtsein haben, daß sie doch einmal einen Mann gesehen. Es könnte doch wohl sein, daß die Studenten da und dort einem Mann oder einer Frau begegnet wären, die auch Persönlichkeiten sind, daß sie aber aus Unreife das gar nicht bemerkt hätten, und es heißt sie also zu überheblichem Absprechen anleiten, wenn man ihnen solche Stichwörter austeilt. Daß die Studenten solche Anleitung im allgemeinen nicht nötig haben, weiß jeder, der einmal Student gewesen ist. Sagen wir es also deutlich und kräftig: die Persönlichkeit ist kein fremder Wundervogel und kein Sportbegriff, sie ist eine schlichte Sache, die am ehesten da zu finden ist, wo man am wenigsten von ihr redet; sie besteht nicht sowohl in Strammheit und selbstbewußtem Auftreten als in sittlicher Eigenart und Reife. Nehmt euch in Acht, wo man euch sagt: „Sehet da eine Persönlichkeit!“ *)

Man wird nun freilich sagen, daß an diesen Begleiterscheinungen seines Auftretens Mott selber unschuldig sei, und meine Bemerkungen

---

*) Sehr vorteilhaft zeichnet sich die Broschüre von Pfarrer Lauterburg in Saanen, dem trefflichen Uebersetzer Motts, aus durch ihre Schlichtheit und reklamefreie Art.

sollen auch nicht gegen ihn gerichtet sein. Ich kann es aber nicht unterlassen, zur Ehre der Wahrheit auch inbezug auf die Bedeutung seiner Person und seines Werkes zu den von Herrn E. L. angebrachten Einschränkungen noch einige weitere zu fügen.

Das größte Manko an dem Wirken dieses Mannes ist wohl, daß er unsere geistige Situation nicht wirklich kennt. Er spürt die gewaltige religiöse Krisis der Gegenwart offenbar gar nicht recht. Ich denke dabei nicht an die intellektuellen Probleme — daß Mott in dieser Beziehung nichts geboten hat und wohl auch wenig bieten konnte, rechne auch ich ihm nicht stark an — sondern an etwas viel Tieferes: das neue religiöse „Erleben“ selbst, das auch Herr E. L. in den Mittelpunkt stellt. Es ist mir zum Erschrecken aufgefallen, wie wenig uns in dieser Beziehung aus seiner Rede ein neuer Ton entgegenkam. Es fehlte völlig, was doch notwendig zu einem religiösen Erwecker gehört: der Hintergrund eigenartigen Erlebens, die eigene Sprache dafür (ich denke dabei an den englischen Wortlaut seiner Rede!), die Enthüllung neuer Wege und Lösungen oder neuer Aufgaben, das, was die Engländer „Vision“ nennen. Sogar die Eigenart des studentischen Lebens, seine Probleme und Nöte, schien er wenig zu verstehen, worüber ernste und reife Studenten sich heftig beklagt haben. Mit diesem großen Manko hängt zusammen, daß sein Wirken in eine Organisation ausläuft, die wesentlich in kleinen Bibellesezirkeln besteht und daß er auf diese Organisation, für die er ein allgemeines Modell hat, ein Gewicht legt, das nur aus einer Verkennung der wirklichen Sachlage zu erklären ist. Was wir nötig haben, ist neuer Geist und neues Leben (die allein uns auch die Bibel lebendig machen werden) nicht eine neue Organisation; diese kann jedenfalls nur von abgeleitetem Werte sein.

Ich hoffe, man werde diese Kritik nicht aus Professorenhochmut, akademischer Kritiksucht, Konkurrenzgeist oder ähnlichen edlen Motiven erklären. Bin ich doch nach Motts erstem Vortrag öffentlich gegen eine oberflächliche Beurteilung des Mannes für ihn eingestanden. Ich wehre mich bloß für die Echtheit und Innerlichkeit unserer Ideale gegen drohende Verfälschung; ich rede, weil mir die Sache, die Mott vertritt, schon lange am Herzen liegt und ich helfen möchte, sie vor falschen Wegen zu bewahren. Aber ich möchte nun noch einmal hervorheben, daß ich das Gute, das Mott uns gebracht, wohl zu schätzen weiß. Ich kann das umso eher, als die angelsächsische Art mir überhaupt sympathisch ist. Es ist von Mott ein Hauch von Kraft ausgegangen und das ist's, was unserer leicht in Intellektualismus oder Sinnlichkeit versinkenden Studentenschaft vor allem not tut, was auch nicht leicht ein anderer so hätte geben können. Nicht neue religiöse Ideen oder geistvolle Lösungen für vorhandene intellektuelle Probleme haben wir nötig, sondern Aufrüttelung des Willens, neuen Ernst und frische Kraft. Auch das Element großer Hoffnung in seinem Wirken tat wohl, trotzdem diese selbst wieder zu enge Formen hat. Und endlich war es eine Wohltat, daß viele unserer Studenten, die sonst vielleicht

nie dazu gekommen wären, über große Lebensfragen auf ernste Weise reden hörten und zum Nachdenken gezwungen wurden. Es ist damit ein Impuls gegeben worden, der hoffentlich fortwirken wird und der von Motts Person unabhängig ist.

Das scheint mir auch die wesentliche Bedeutung seines Auftretens zu sein, daß er uns auf eine große und dringende Aufgabe hingewiesen hat. Unser Studentenleben bedarf einer Reformation „an Haupt und Gliedern." Es muß ein neues Ethos hineinkommen, es müssen insbesondere Mittel und Wege gesucht werden, die großen Lebensfragen und Lebensaufgaben aus der Peripherie des akademischen Lebens in seinen Mittelpunkt zu rücken. Mott arbeitet dafür auf seine Weise. Sie ist gut, aber nicht genügend. Sie allein löst das Problem nicht. Es muß weiter im Auge behalten und noch anders angefaßt werden. Der Aufsatz von Herrn E. L. hat aber das besondere Verdienst, uns zu zeigen, wie geistig lebendige Studenten es empfinden. L. R.

---

# Brief eines Arbeiters.

Vor zwei Jahren lernte ich im deutschen Arbeiterverein in Paris einen jungen Mechaniker kennen, der mir gleich Sympathie und Vertrauen einflößte. Bei näherer Bekanntschaft gesellte sich hiezu eine tiefe Achtung vor einer Persönlichkeit, die die Kennzeichen eines wahrhaft großen Charakters an sich trug. Vornehmheit im Verkehr, eine kaltblütige Energie, die jede Phrase von sich weist, sich dafür aber nötigenfalls zum Heroismus steigern kann — das war ihm eigen. Ich konnte ferner beobachten — er präsidierte damals im Verein — wie er verstand, schwierige Lagen zu beherrschen, den Sinn auf die Hauptsache zu richten und, wenn es die von ihm vertretene Sache galt, mit jedem Gedanken an das eigene Wohl und Weh aufzuräumen.

Ein so geschlossener Charakter bei einem noch jungen Mann war mir ein Rätsel, zumal einzelne Zeichen mehr auf etwas Errungenes als auf eine glückliche Naturanlage schließen ließen. Vor einiger Zeit sandte ich ihm meinen in den Neuen Wegen erschienenen Aufsatz „Aus der Tiefe" und erhielt, was ich bei seiner sonstigen Verschlossenheit nie erwartet hätte, eine ausführliche Seelenbeichte.

Die Schilderung der Seelenkämpfe eines Holek und Lotz hatten ihn veranlaßt, sich über seine eigenen seelischen Kämpfe Rechnung abzulegen. Er hofft, aus der Beschreibung seiner Entwicklung gehe hervor, was für eine charakterbildende Macht die Arbeiterbewegung ist, und so läßt er die ihm sonst eigene Reserve beiseite. Von seiner Erlaubnis, das mir anvertraute Material in der Art zu verwenden, die ich für richtig halte, mache ich Gebrauch, indem ich den Brief meines Freundes in den Neuen Wegen veröffentliche. Ich lasse nur, was allzu persön-

lichen Charakter trägt oder gemeinsame Bekannte angeht, beiseite. Ich glaube, daß dieses Dokument der seelischen Not des Proletariers und der hohen erzieherischen Macht der kämpfenden und ringenden Arbeiterbewegung bei den Lesern der Neuen Wege auf tiefes Verständnis rechnen kann. J. Matthieu.

„.... Dringende Arbeiten verhinderten mich bisher, mein Versprechen einzulösen, und ich fürchte, auch heute nicht alles zu Papier bringen zu können, was ich Ihnen mitteilen möchte. Wie bald ist die Mitternacht herangenaht, und morgen heißts: zur gewohnten Stunde wieder an der Arbeit sein. Auch ein Stückchen Tiefenelend, das eigentlich keines ist und dennoch jedesmal als solches empfunden wird. O wie oft habe ich nicht schon im besten Zuge die Feder weglegen müssen, weil die unerbittlichen Zeiger schon bedenklich auf die Morgenstunden hinwiesen, und es fast wie mahnend — oder drohend — aus dem Tick-Tack der Uhr erklang: Um 7 Uhr mußt du wieder an der Werkbank stehen. Und am nächsten Abend vielleicht eine Sitzung, Versammlung und am andern Abend auch noch und am dritten irgendwelche Verwaltungsangelegenheiten zu erledigen und dann wieder einmal ein freier Abend, wo man über dem Schreiben einnickt vor Müdigkeit und Abspannung infolge der durchwachten Nächte. Da geht dann die Lust zum Schaffen verloren, und die freudig und schwungvoll angefangene Arbeit wird schließlich mit vieler Mühe beendet, unzusammenhängend oft, angeflickt, vielmals einem ganz anderen Faden folgend als dem anfänglich aufgerollten. Wie oft mögen nicht die Arbeiterautoren, die Sie in Ihrem Schriftchen anführen, die gleichen Erfahrungen gemacht haben. Wie oft mag nicht unter deren Einwirkung ein hartes Wort, ein bitterer Gedanke der Feder entflossen sein. Denn Sie haben Recht, wenn Sie anführen, daß die Leiden der Tiefenmenschen viel weniger der eigentlichen realen Not entspringen als den ungestillten geistigen Bedürfnissen, dem Durst und Hunger der Psyche nach Klarheit und Erkenntnis, Wissen und Forschen — oder nach einem tröstenden Glauben. Mit Absicht trenne ich diese Verlangen der Seele in jene zwei Gruppen, und auf diese Trennung werde ich noch Gelegenheit haben, näher einzugehen.

Der Weg von den Höhen der Gesellschaft zu deren Tiefen ist wie ein Schacht, der mit Widerhacken besetzt ist. Wer sich willenlos hinabgleiten läßt, der spürt sie gar nicht. Wer dort unten in dumpfer Resignation oder in ahnungsloser Gleichgültigkeit, willenlos, hoffnungslos, zornlos nur seinen physischen Hunger zu stillen, nur seine körperliche Blöße zu bedecken sucht, ohne sich aufzurichten, ohne aufzuschauen, der wird nichts wissen von der Existenz jener Widerhaken. Wehe aber dem, der es unternimmt, dem Lichte zuzustreben, das dort am Ende des Schachtes verheißungsvoll leuchtet. Bei jedem Schritt jenem Lichte entgegen, bei jeder Bewegung werden sie eindringen in sein Fleisch, werden sie seinen armen Körper zerfetzen. Und je ungestümer er aufwärts dringt, um so schmerzhafter werden sie sich ihm zum Bewußtsein

bringen. Und sehr schlau und gewandt müßte der sein, der sich an diesen Hacken vorüberschlängeln will, oder stark, stark, sehr stark, wollte er, unbekümmert der erhaltenen Wunden seinen Weg fortsetzen, dem Licht entgegen. Nur wenige erreichen es, besonders von den Starken.

Eine Beobachtung glaube ich in Ihrem Aufsatz bestätigt zu finden, die ich an mir persönlich und in meinem Bekanntenkreise gemacht habe. Den Einfluß eines durchaus eigenen, persönlichen Kummers, Schmerzes meine ich. Ein Einfluß, der dem Individuum die Schwere des auf ihm lastenden Druckes in sehr verstärktem Maße fühlbar macht, das Gefühl der Haltlosigkeit, das Gefühl, ausgestoßen, rechtlos zu sein, in seiner ganzen Bitterkeit erweckt und nur gar zu oft — um nicht zu sagen: immer — die Verzweiflung, die Hoffnungslosigkeit auslöst . . .

. . . Auch ich machte eine Periode solcher grenzenlosen Niedergeschlagenheit, Bitterkeit, Hoffnungslosigkeit durch. Meine ganze Tätigkeit für die Sache der Unterdrückten und somit für meine eigene Befreiung schien mir so töricht, so ziellos, so auf wissentlicher Selbsttäuschung beruhend, daß ich am liebsten alles aufgegeben, den Kampf ganz eingestellt hätte. Unübersteigbar schienen mir auf einmal die Hindernisse, die uns eine feindliche Gesellschaft immer und von neuem und von allen Seiten in den Weg rollt.

. . . Wenn je der Sozialismus einen Menschen — oder doch dessen Charakter — geformt hat, so kann ich dies von mir behaupten.

In der ersten eigentlichen Entwicklungsperiode meiner Kindheit (von zwei bis fünf Jahren) in der Obhut meiner Großeltern — Tagelöhnersleuten auf einem Gute in Posen streng religiös erzogen, brachte ich diese Erziehung nach meiner Rückkehr auch ins Vaterhaus und später auch in die Schule mit. Mein Vater, schon längst Sozialist geworden, enthielt sich jeglicher Einwirkung in antireligiöser Hinsicht auf mein junges Gemüt, und meine zweite Mutter, obwohl nicht strenggläubig, war doch Gewohnheitschristin genug, um das Werk meiner Großeltern, wenn auch in abgeschwächtem Maße, fortzusetzen. So lernte ich meine Kirchenlieder und Bibelsprüche gewissenhaft, kannte meine zehn Gebote auswendig wie am Schnürchen und war mit einer der Besten im Erzählen der biblischen Geschichten. In eine Kirche allerdings kam ich sehr selten. All das hinderte aber nicht, daß ich mir das Lügen angewöhnte und bis in mein 12. oder 13. Lebensjahr ein unverbesserlicher Lügner war. Wie viele Schläge habe ich nicht deswegen erhalten, die ohne jeglichen Einfluß blieben. Ja, obschon ich das siebente Gebot sehr wohl im Kopfe hatte, stattete ich doch der Börse meiner Mutter zeitweilige Besuche ab. Allerdings nur 5 Pfg.- oder 10 Pfg.-Stücke waren es, die auf diese Weise den Weg in meine Tasche fanden, und mein Muttchen weiß noch heute nichts davon. Durch den „Vorwärts" aber, den mein Vater abonniert hatte, durch die Bücher und Schriften, die er mit nach Hause brachte, wurde ich

mit der sozialistischen Idee bekannt. Von einer unheilbaren Lesewut besessen, die mir keinen Fetzen bedruckten oder beschriebenen Papiers ungelesen durch die Finger gehen ließ, verschlang ich alles, was Vater mitbrachte, ohne natürlich anfänglich viel davon zu verstehen. In dem Maße aber, wie ich das Durcheinander sichten lernte, in dem sich das Ziel dieser Idee immer klarer und scharfumrissener aus nebelhaftem Schleier heraushob, vollzog sich eine Umwandlung in mir. Wohl den Glauben verlor ich; die Erlernung meines religiösen Schulpensums wurde zur leeren Formel für mich. Nichts jedoch konnte mich mehr empören, als wenn meine Schulkameraden in verächtlichen oder gemeinen Ausdrücken über die Religion herzogen. Ich wußte, daß sie nur gehörtes nachplapperten, von dessen Wahrheit oder Unwahrheit sie gar nichts wußten. Sie waren meiner Ansicht nach gerade so religiös aus Unwissenheit, wie ich antireligiös aus Ueberzeugung war. Jene logen, wenn sie sich mit ihrem Unglauben brüsteten, und diese Einsicht war es, die mir das Häßliche der Lüge zu Gemüte führte. Ich bemühte mich, dieses Laster abzustreisen. Leicht wurde mir das nicht, und erst als ich in späteren Jahren als Lehrling, und dann als Geselle selber ein aktiver Apostel der sozialistischen Lehre wurde, habe ich es überwunden. Ein ertappter Lügner ist der allgemeinen und berechtigten Verachtung anheimgegeben, so sagte ich mir, und als Verfechter einer so hehren, großen Idee mußt du rein dastehen, damit dies leuchtende Bild nicht mit dir zusammen in den Schmutz gezogen werden kann. Diese Ueberlegung wurde mir auch zur Richtschnur in vielen andern Beziehungen. Von Natur aus wenn auch nicht feige, so doch nicht mit einem Uebermaß von Mut und Charakterfestigkeit ausgestattet (vielleicht hat meine erste Erziehung die Entwicklung derselben verhindert), gab mir im späteren Leben nur der Gedanke an mein Ideal die nötige moralische Kraft und Widerstandsfähigkeit. Meine persönlichen Forderungen habe ich meinen Arbeitgebern gegenüber noch stets sehr schlecht zu vertreten gewußt. Galt es aber, die allgemeine Sache zu vertreten, dann appellierten die Kameraden niemals umsonst an mich. —

Dies Gefühl, einer großen und gerechten Sache zu dienen, gab mir auch die Fähigkeit, duldsam zu sein gegen Andersgläubige, das Kleinliche, das Bigotte zu hassen, ob es sich nun im eigenen Lager breit machte oder in den gegnerischen Reihen, die wahrhafte Größe und Ueberzeugung aber zu achten, auch beim unversöhnlichsten Feinde.

Sehen Sie, und mit diesem Ideal im Herzen entging ich dennoch nicht dieser Krise der Verzweiflung, die mich in ohnmächtiger Wut an die vermeintlichen Ketten rütteln ließ, mit denen ich mich an die Tiefe geschmiedet sah. Und die Veranlassung: Ein innerer, durchaus persönlicher Konflikt zwischen Liebe und vermeintlichem Pflichtgefühl, der mich sogar zu einer Trennung von derjenigen führte, die heute meine Lebensgefährtin geworden ist. Eine Trennung, welche übrigens die erwartete Beruhigung dieses inneren Konfliktes nicht brachte, denselben

im Gegenteil noch verschärfte. Wie ich schon weiter vorn ausführte, die Mißstimmung, der Zweifel, hatten mir sogar jede Freude an der so lieb gewordenen Betätigung für die Sache des Proletariats genommen. Am liebsten hätte ich alles von mir geworfen; aber ich brauchte Arbeit, viel Arbeit, um mich zu betäuben, um Vergessenheit zu suchen, um nichts Schlimmes anzustellen. Wie früher als Kind, so wurde ich damals — zwei Jahre sind es jetzt gerade her — schwankend und unentschlossen. In der damaligen Stimmung hätte ich dasselbe geschrieben, was *** Ihnen als Ausdruck seiner seelischen Empfindungen mitteilte. Was mir aus den Sentenzen eines Lotz, eines Holek entgegenklingt, das fühlte ich damals, und deshalb glaubte ich, Sie auf den Einfluß solcher individuellen Störungen des seelischen Gleichgewichts aufmerksam machen zu sollen. Ich sage nicht, daß mein Fall durchaus typisch ist oder sein sollte. Die Tiefenmenschen jedoch, die den auf ihnen lastenden Druck am meisten empfinden, sind die stark sensibel veranlagten. Diese Sensibilität aber wird durch solche individuellen Konflikte aufs Tiefste beeinflußt. Das Vorhandensein solcher Konflikte und ihre fast gleichen Folgeerscheinungen beim Genossen ***, bei meinem Freunde und bei mir lassen mich eben auf ähnliche Ursachen bei Ihren übrigen Gewährsmännern schließen. Vielleicht wenden Sie dieser Seite der Frage einmal eine größere Aufmerksamkeit zu.

Nun schulde ich Ihnen aber noch eine Aufklärung über meine „Heilung"; denn ich bin zur Zeit geheilt, genau so arbeitseifrig und -freudig als früher, oder noch mehr, der Zukunft mit Vertrauen entgegenschauend. Hier in kurzen Worten die Lösung. Zur Zeit des Höhepunktes meiner Krise bekam ich eine Arbeit des Poeten Maurice Bouchor in die Hände, betitelt «Il faut mourir». Wenn Sie dieses Poem noch nicht kennen sollten, so lesen Sie es. Es ist ein Hohes Lied der menschlichen Solidarität, ein überzeugender Beweis, daß einem Ideal dienen nicht heißt, es in uferlosen Fernen zu suchen, sondern daß man es aufbauen helfen muß, Stein für Stein. Kein Mensch hat das Recht, die Mühen und Gefahren, die damit verbunden, zu scheuen. Jeder hat seinen Anteil an dem gemeinsamen Elend, an den gemeinsamen Sorgen auf sich zu nehmen, um das Recht auf seinen Anteil der Freuden und Genüsse zu haben. Diese Pflicht muß erfüllt werden, *ganz gleich, ob ihr Anerkennung zuteil wird oder nicht.* Die Entschädigung dafür ist der Gedanke, mitgearbeitet zu haben an der Erbauung des großen Palastes oben auf den lichten Höhen, der einst der gesamten Menschheit zur Wohnung dienen wird, wenn sie aus der dunklen Tiefe herausgestiegen sein wird.

Und ich hatte gerade versucht, den auf mich fallenden Anteil der Mühe und der Not abzuwälzen. Ich glaubte, gerade meinem Ideal besser dienen zu können, wenn ich von der Gründung einer Familie absehe, um mich sorgenloser und ungehinderter betätigen zu können. «Il faut mourir» erinnerte mich zur rechten Zeit, daß die Erfüllung einer menschlichen und sozialen Pflicht wichtiger ist, als

egoistisch auf dem Wolkenroß der Phantasie das gemeinsame Ideal vor allen andern in nebelhafter Ferne selbst erreichen zu wollen. — Glücklicherweise war das Herz, das ich rücksichtslos hatte opfern wollen, groß und edel genug, um mir meinen Fehltritt zu verzeihen, und heute sind wir glücklich und arbeiten gemeinsam am Bau der Zukunft.

So, nun will ich schließen. Sollten Sie mein Schreiben verwenden können als Studienobjekt, so sollte es mich sehr freuen. Verwenden Sie es, in welcher Form und in welcher Weise es Ihnen beliebt. —"

---

# Rundschau.

**Kirchliches.** Wer gegenwärtig eine deutsche Kirchenzeitung zur Hand nimmt, findet die Spalten gefüllt mit Mitteilungen und Erörterungen über den Fall Jatho. Man hat ja schon früher hin und wieder von Maßregelung freigerichteter Pfarrer oder von Nichtbestätigung ihrer Wahl vernommen. Voriges Jahr wurde nun in der preußischen Landeskirche ein neues Verfahren für solche Fälle eingeführt; der Verhandlung wegen Irrlehre wurde der entehrende Charakter der Disziplinaruntersuchung genommen und auch sonst einige Härten und Willkürlichkeiten beseitigt. Ein eigenes „Spruchkollegium", d. h. eine ständige theologische Expertenkommission, nicht mehr einfach der Oberkirchenrat, hat zu entscheiden, ob „Irrlehre" vorliege und der angefochtene Pfarrer länger im Dienste der Landeskirche bleiben könne. Aber die Hauptsache, die Absetzung wegen Irrlehre, ist festgehalten worden.

Nun soll der Kölner Pfarrer Karl Jatho der erste werden, gegen den dieses neue Verfahren Anwendung findet; er ist vom Oberkirchenrat aufgefordert worden, sich über einige Punkte seiner „Lehre" zu erklären und es ist wahrscheinlich — noch nicht ganz sicher — daß die Angelegenheit dem Spruchkollegium überwiesen wird. Warum gerade Jatho aus der großen Zahl liberaler Pfarrer herausgegriffen wurde, ist nicht ersichtlich. Er hat nun auf die Anfrage geantwortet und offen, ohne drum herum zu reden, seinen Standpunkt dargelegt.

Dieser Standpunkt deckt sich keineswegs mit dem unsrigen. Jathos Denkweise bewegt sich stark in den Bahnen des Pantheismus. Wir glauben weder, daß sie den Tatsachen des religiösen Lebens gerecht werde, noch daß sie uns aus den Nöten unserer gegenwärtigen religiösen Situation den rechten Ausweg weise. Wir glauben auch, daß mit dieser theologischen Verschiedenheit allerlei Unterschiede des religiösen Empfindens Hand in Hand gehen. Doch wollen wir uns darüber nicht verbreiten. Unsere Leser interessiert es nicht, welche Ansichten ein mehr zufällig zu Berühmtheit gelangter Mann vertritt und worin wir nicht mit ihm einverstanden sind. Es kommt uns auf etwas Anderes an.

Wir haben unsere Nichtübereinstimmung mit Jatho deshalb betont, weil wir uns damit vor dem Verdachte schützen, daß uns per-

sönliche und nicht sachliche Gründe bei unsern Bedenken gegen das Verfahren der preußischen Kirchenbehörden leiten. Auch aus Kreisen der preußischen Landeskirche selbst sind solche Stimmen laut geworden, die es offen aussprachen: wir wehren uns für das Recht eines uns fremden Standpunktes innerhalb der Kirche.

Wir in der Schweiz müssen zum Glück ja nicht fürchten, daß es uns in dieser Weise an die Haut gehe. Wir dürfen uns aber doch davon Rechenschaft geben, warum wir diese Situation, die keine Absetzung wegen Abweichung von der christlichen Wahrheit kennt, entschlossen festhalten.

Ich werde mir nie das Recht bestreiten lassen, jemandem zu sagen: Deine Ansichten sind falsch, einseitig, oberflächlich, überspannt u. s. w.; sogar: sie sind bedenklich, und wenn sie in der Kirche zur Herrschaft kämen, so wäre es verderblich; sie bedeuten eine Verkümmerung, eine Entstellung dessen, was mir ein unverlierbarer Bestandteil des Evangeliums ist (ich sage das nun nicht mit Beziehung auf Jatho). Ich muß es mir natürlich auch gefallen lassen, wenn Andere dasselbe von meinem Standpunkt behaupten. Aber bedenklich wird die Sache sofort, sobald jemand von Amts und Rechts wegen entscheiden will, welcher Standpunkt noch als christlich zulässig sei und welcher nicht mehr. Ob das nun der Papst in Rom tut oder ein preußisches Spruchkollegium, macht prinzipiell gar keinen Unterschied. Man würde mir in Deutschland einwenden, es handle sich um Uebereinstimmung oder Abweichung gegenüber den Bekenntnissen, in denen die Reformatoren ihr Verständnis der christlichen Wahrheit niedergelegt haben; diese Bekenntnisse, nicht die Ansicht des Spruchkollegiums, müßten als objektiver Maßstab der Wahrheit dienen.

Da ist nur einzuwenden, daß wir zwar den Reformatoren ohne Zaudern ein überlegenes Verständnis der religiösen Wahrheit zutrauen, die sie kraft ihres tiefern religiösen Erlebnisses besitzen, und ungeheuer viel von ihnen zu lernen haben, daß wir aber auch sie nicht als Richter des Glaubens anerkennen können — ganz abgesehen davon, daß die Wort- und Gedankensprache des 16. Jahrhunderts selbstverständlich nicht mehr diejenige des 20. sein kann. Kurz, ich beanspruche sehr bestimmt die Ueberzeugung, mit meinen Ansichten im Rechte und der Wahrheit näher zu sein als Andere. Aber ich darf mich nie zum Richter über Andere aufwerfen, in der Weise, daß meine Entscheidung für ihn rechtliche Folgen irgend welcher Art hat. Die Reformationszeit glaubte freilich einen objektiven Maßstab der Wahrheit an der Bibel zu besitzen. Daß diese Zuversicht heute geschwunden ist, brauche ich hier nicht mehr auszuführen. Den geistigen Kampf um die Wahrheit lassen wir uns nicht stören, aber ein rechtlicher Kampf darf nicht daraus werden.

Zweitens sehen wir wieder einmal, wie tief wir noch im Intellektualismus stecken. Es handelt sich bei allen diesen Fällen um die gedankenmäßige Erfassung des religiösen Erlebnisses. Es handelt sich

drum, wie wir uns göttliche Führung, Erlösung 2c. klar machen, in Worte und Gedanken fassen. Mit dieser Arbeit muß sich selbstverständlich der Pfarrer auch abgeben; ohne sie läßt sich das religiöse Erleben Andern nicht verständlich machen. Aber das, was man früher „die Lehre" nannte — heute braucht man das Wort nicht mehr gern — ist eben bloß eine Aeußerung der Religion, nicht diese selbst. Ob die Pfarrer das, was sie „lehren", auch wirklich erlebt haben, kurz ob sie religiöses Leben, religiöse Kraft und Glut besitzen, darauf käme es in erster Linie an. Darüber zu urteilen gibt es aber schlechterdings keinen objektiven Maßstab, der als rechtliche Handhabe dienen könnte. Wie will man sich gegen faule, feige, eitle, geizige u. s. w. Pfarrer schützen? Und doch richten sie unendlich mehr Schaden an als einer, der in seiner Lehre gewissen Tatsachen nicht gerecht wird. Man darf auch nicht vergessen, wie oft die Religion eines Menschen besser ist als seine Theologie — so scheint es auch bei Jatho der Fall zu sein. Man erschrickt etwa bei der Frage: Soll man denn einen Pfarrer dulden, der für die römische Kirche eintritt oder den Buddhismus predigt? Aber man bedenke doch, daß bei einem solchen die Leute bald wüßten, wo sie dran sind. Und daß die Gemeinden sich jeden Pfarrer gefallen lassen müßten, haben wir nie gemeint. Sie sollen durchaus das Recht haben, einen Pfarrer, sei es nun um der Lehre oder um des Wandels oder einfach um religiöser Kraftlosigkeit willen nicht wieder zu wählen. Wenn man in Deutschland von diesem Recht der Gemeinden erzählt, so stehen den Leuten die Haare zu Berge und sie meinen, da müsse nun der Pfarrer notwendig zum feilen Diener des Publikums werden. Wir dürfen aber mit gutem Gewissen sagen, daß es in diesem Punkt bei uns nicht schlimmer steht als in Deutschland. Daß Ungerechtigkeiten dabei unterlaufen können, ist zuzugeben. Aber diese Maßregelung von oben wegen falscher Lehre ist viel schlimmer. Dadurch wird immer wieder in bedenklicher Weise die Einsicht verdunkelt, worauf es denn in der Religion ankommt. Wenn die Kirchenbehörde in erster Linie über die reine Lehre wacht, so wird der Wahn bestärkt, darin sei vor Allem das Requisit des wahren Christentums zu suchen. Wie sehr das zu einer falschen Selbstgenügsamkeit führt, braucht nicht erst ausführlich dargelegt zu werden.

Man könnte nun einwenden: „Gewiß, man kann nicht *allen* Uebelständen abhelfen, aber man muß doch wenigstens das tun, was man kann. Gibt es keine Handhabe gegen Pfarrer, denen es an religiösem Ernst, an religiöser Kraft, an Echtheit und Aufrichtigkeit fehlt, so kann man deswegen doch da vorgehen, wo der Defekt sich greifen läßt bei Anschauungen, die eine Verkümmerung des Christentums bedeuten. Können wir die Heuchler nicht abstoßen, so ist das kein Grund, auch die Ketzer zu dulden." Darauf ist zu erwidern, daß durch jeden solchen „Fall" ein Schaden angerichtet wird, der denjenigen weit überwiegt, welcher durch irgend eine vom Christlichen zu weit abliegende Verkündigung angerichtet werden könnte: Das Ver=

trauen zur Kirche und zur Wahrhaftigkeit der Pfarrer wird noch weiter untergraben. „Die Pfarrer dürfen nicht sagen, was sie denken, sondern was ihnen von oben befohlen wird“, heißt es da. Und manche ernste und tüchtige Elemente werden vom Pfarrerberuf abgeschreckt. So wirkt jeder solche Fall als Bestätigung der weit verbreiteten Ansicht, daß Religion zu den Dingen gehöre, die von oben herab befohlen werden und denen sich der loyale Staatsbürger zu unterwerfen habe. „Die Religion muß dem Volke erhalten werden“, dieses Motiv wird hinter all diesen Erscheinungen gewittert, das Christentum erscheint als im Bunde stehend mit denen, die an der gegenwärtigen Ordnung ein Interesse haben, als reaktionäre Macht. Nicht umsonst hat die Religionsfeindschaft der Massen in Deutschland, vor allem in Norddeutschland, viel größere Dimensionen und eine größere Schärfe angenommen.

Wir wollen gewiß nicht verkennen, wie viel an unsern Verhältnissen nicht ist, wie es sein sollte. Aber wenn bei uns die Indifferenz und der Religionshaß doch nicht denselben Grad angenommen hat, so haben wir das zum guten Teil unserm Verhalten gegenüber denen zu verdanken, die wesentliche Stücke des Evangeliums unterschlagen oder direkt bekämpft haben. Man macht solchen Radikalismus am aller unschädlichsten, wenn man ihn ruhig austoben läßt und ihm die Reklame des Martyriums vorenthält. Er wird den Reiz der Neuheit, des Pikanten und Sensationellen schnell einbüßen. Seine Gefolgschaft wird nicht aus Leuten bestehen, welche zu den brauchbaren Potenzen im Volksleben gehören. Wir müssen einfach das Zutrauen bewahren, daß sich schließlich doch die durchsetzen, von denen wirkliche Kraft ausgeht. Es wird sich zeigen, daß man nicht von Negationen leben kann. Und die weitere Folge wird sich einstellen, daß die Leute auch die notwendigen und heilsamen Negationen besser ertragen lernen. Wir dürfen sagen, daß wir mit diesem System gute Erfahrungen gemacht haben. Das beste Zeichen dafür ist, daß unsere Positiven bei der neuen Basler Kirchenverfassung keinen Versuch unternommen haben, diese Politik zu ändern.

Leider werden auch wir die Folgen der falschen preußischen Politik zu spüren bekommen. Umso dringender ergibt sich uns die Aufgabe, zu beweisen, daß das Christentum die reaktionäre Macht nicht wirklich ist, zu der man es dort machen möchte. Und wenn wir froh sein dürfen, daß wir unsere Kraft nicht im Kampf mit dem Kirchenregiment und mit der leidigen Kirchenpolitik verpuffen müssen, so bedeutet das umsomehr die Verpflichtung, sie in den Dienst der positiven Zukunftsaufgaben zu stellen, an die uns Gott herangeführt hat. L.

**Sozialismus und Religion II.** In den folgenden Nummern der Sozialistischen Monatshefte setzen sich die Sozialdemokraten Kampffmeyer und Staudinger mit dem Artikel Hans Müllers (s. Neue Wege S. 116) auseinander. Kampffmeyer wehrt sich für den von Müller angegriffenen Grundsatz des sozialistischen Programms: „Religion ist Privatsache“ und Staudinger untersucht nochmals, inwiefern im Sozialismus ein religiöses Element steckt.

Der Grundsatz, „Religion ist Privatsache“, sagt Kampffmeyer, entspricht durchaus der Geschichte und dem Wesen des Sozialismus. Das war die große Kulturtat des Marxschen Sozialismus, daß er nicht den religiösen, nicht den philosophischen, sondern den ökonomisch-sozialen Menschen ergriff, daß er das ökonomische Interesse, das im Protestanten, Katholiken und Juden gleich lebendig ist, in den Mittelpunkt seiner sozialistischen Propaganda stellte. Sein ganzes Denkerleben hat er, nach einem kurzen und unwichtigen Geplänkel mit Feuerbach und den Gebrüdern Bauer der Ergründung des sozial-ökonomischen Prinzips der Zeit, der Kritik der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft, gewidmet. Nicht philosophische und freireligiöse Traktätchen verfaßte Marx, sondern eine grundlegende Kritik der politischen Oekonomie, das „Kapital“ und zahlreich flammende sozialökonomische Flugschriften zur Ergründung der sozialen Klassenkämpfe. Das unterscheidet ihn eben scharf von dem Anarchisten Bakunin, der eine anarchistisch-atheistische Weltanschauung verkündet und den Kampf gegen Gott direkt zu einem Programmpunkt seiner anarchistisch-sozialistischen Bewegung stempelt („kein Herr, kein Gott!“). Und wenn auch Marx einmal im „Kapital“ meint, daß der gesellschaftliche Lebensprozeß dereinst den mystisch-religiösen Nebelschleier abstreifen werde, so überließ er doch dieses Abstreifen dem zukünftigen gesellschaftlichen Lebensprozeß und forderte selbst nie zu einem revolutionären Kirchensturm auf.

Gewiß ist die Religion in den Herzen und Köpfen vieler Sozialisten eine alles umwälzende Elementarkraft gewesen. Saint-Simon war Sozialist und Religionsstifter zugleich; eine pantheistische, die ganze Schöpfung vergöttlichende Weltanschauung lebte in Fourier, dem Kommunismus der Handwerksgesellen maß der Schneider Weitling ein schlichtes Apostelgewand zu und Leo Tolstoi schöpfte seinen Kommunismus aus dem Evangelium. Aber die Religion aller dieser großen Reformer und Revolutionäre würde ein Katholik, ja selbst ein Durchschnittsprotestant nicht als Religion gelten lassen. Wollte der Sozialismus z. B. nur einmal den geläuterten Gottesgedanken Tolstois seiner Ethik eingliedern: sofort ständen die Anhänger der Offenbarungsreligionen in den sozialistischen Parteien auf und forderten entschieden die Ausmerzung dieser Idee aus dem Aktionsprogramm des Sozialismus, weil sie dadurch in ihrem religiösen Empfinden gröblich beleidigt würden, und andere würden wieder, weil sie weltbejahende Sozialisten sind, sich gegen Tolstois Weltverneinung wehren. Würde die Sozialdemokratie jenem Grundsatz untreu, dann würde der Streit der Anhänger der verschiedenen Religionsbekenntnisse in sie hineingetragen. Denn man schaue doch mit unvoreingenommenen, klaren Augen in die Welt hinein: Kampf auf der ganzen Linie, Kampf der Protestanten gegen die Katholiken, Kampf der Protestanten untereinander, Kampf zwischen den Richtungen des Katholizismus, Irrlehrenmaßregelungen und Antimodernisteneide. — Welche große einigende Kraft könnte heute der Sozialismus aus dem so vielgestaltigen, an Widersprüchen so reichen Leben der bestehenden Religionsgesellschaften für seine aufbauende sozialschöpferische Tätigkeit gewinnen? Darum weisen wir sowohl das anarchistisch-atheistische, wie irgend ein religiöses Bekenntnis ab. Die Sozialdemokratie will nichts anderes als ein Stück sozialistischer Wirtschaft selbst gestalten und daran sind Jude, Christ und Atheist gleichmäßig innerlich interessiert. In dieser sozialistisch-genossenschaftlichen Wirtschaft ist ein die Bekenner aller Konfessionen einigendes Moment gegeben.

An diesem Punkt der Diskussion macht der folgende Redner, Professor Staudinger, eine Unterscheidung, die mir für das Verständnis der Stellung der Sozialisten zur Religion grundlegend scheint. Indem er die Frage Müllers wieder aufgreift, „ob und wie im Sozialismus als Lebensanschauung ein Element steckt, das religiös genannt werden muß“, betont er, daß Religion als innere Hingabe an das, was der Mensch für wahr, recht, gut, gemütsbefriedigend hält und religiöse Vorstellungen und Ansichten haben, zwei ganz verschiedene Dinge sind. Die Frage: „Hat er Religion?“ wird fälschlicherweise heute meist nur als die Frage danach verstanden, ob der

Mensch an die Gegenstände gewisser metaphysischer Vorstellungen, wie an einen persönlichen Gott, an individuelle Unsterblichkeit u. s. w. glaube. Daß Müller von den Sozialisten den Glauben an einen Gott als den Kern aller religiösen Vorstellungen fordert, ist eine Verirrung ins metaphysische Fahrwasser. „Der Altdogmatiker fordert, daß das Gemeinwesen den Menschen gewisse metaphysische Vorstellungen lehre, weil er mit deren Anerkennung oder Nichtanerkennung einen Einfluß auf die sittlichen Anschauungen in einer auf Herrschaft und Knechtschaft gegründeten Gesellschaft verbindet. Der moderne, nach gleichem Gesetz für alle drängende Mensch aber gibt die metaphysischen Vorstellungen ganz dem Gewissen des Einzelnen anheim und sieht das die Menschen zur Gemeinschaft verbindende Element in dem geordneten Zusammenhang des Gemeinschaftslebens.“ Gewiß liegt in dem Sozialismus ein religiöses Moment stärkster Art, und zwar ist es ein solches, das eine sehr weitgehende Verwandtschaft mit dem religiösen Inhalt des Christentums hat, aber, wohlgemerkt, unabhängig von den Glaubensvorstellungen der Urchristen. Es liegt z. B. in der Genossenschaft das Moment der Hingabe an das Ganze, an den Nebenmenschen und dessen Wohl in einer Weise ausgeprägt, wie es jenen urchristlichen Idealen entspricht, wie es aber durch die heute im Kapitalismus erzogenen Menschen meist noch nicht genügend erfaßt und selbst innerhalb der Genossenschaft noch nicht betätigt werden kann. Aber vorhanden ist der Boden hierzu in der Genossenschaft. Dagegen ist es eine ganz andere Sache, ob dazu noch eine von außen herkommende Glaubensvorstellung zur Verstärkung notwendig sei.

Es scheint Staudinger, daß mit dem immer größern Wachstum wirklicher Erkenntnis und Beherrschung der Natur und unseres sozialen Zusammenlebens die Bedürfnisse nach metaphysischer Ergänzung der Wirklichkeit immer schwächer und endlich fallen werden. Viele sagen sich, daß wir auf den Gebieten, auf denen wir mit Erfolg arbeiten können, noch so ungeheuer viel zu tun haben, daß wir unsere Kraft nicht an Probleme hängen dürfen, die wenigstens heute noch zur Lösung nicht reif sind. Gewiß wissen auch sie, daß in der Welt, zu der wir ja gehören, etwas vorhanden sein muß, was die ganz wundersamen Fähigkeiten unseres Geistes hervorbringen und tragen kann. Aber wie es beschaffen sei, ist verborgen. Und so lange ihr wissenschaftliches Gewissen das nicht rational fassen kann, sagt es: Ich weiß es nicht.

* * *

Also Religion als Lebenswille, Lebensgefühl und selbstlose Hingabe an die Gemeinschaft, als praktischer Idealismus mit Ablehnung aller überirdischen Vorstellungen und Ziele das scheint die Religion der Sozialisten zu sein, sofern sie nicht einem kirchlichen oder atheistischen Bekenntnis anhangen. Eine überraschende und, wie mir scheint, wertvolle Bestätigung erhält dieser Satz durch zwei Diskussionen, die sich in einem Grütliverein und in einem sozialdemokratischen Abstinentenverein an den Vortrag unseres

Mitarbeiters Stuckert anschlossen. Stuckert wies u. a. nach, daß der Sozialismus zur Verwirklichung seiner hohen Ziele religiöser Kräfte bedürfe und sprach die Hoffnung auf eine Annäherung zwischen Sozialismus und Christentum aus. Wir wollen unsern Lesern die wichtigsten und interessantesten Aeußerungen der durchwegs sozialdemokratischen Redner mitteilen.

X. (Stadtrat.) Die Sozialdemokratie wird lediglich durch das Selbstinteresse bestimmt, die soziale Frage ist nichts als eine Macht- und Magenfrage. Idealismus ist für die Bewegung wertlos. „Ich selber wechsle jeden Tag mit meinen theoretischen Anschauungen.“ „Alle Achtung vor euren Bemühungen, ihr Leute der Neuen Wege, aber folgen werden wir euch nicht.“ X. wird von W., einem kleinkapitalistischen Unternehmer unterstützt. „Daß die Pfarrer jetzt zu uns kommen, ist ebenfalls pures Selbstinteresse.“ Den Beiden wird jedoch von mehreren einfachen Arbeitern energisch widersprochen: „Der Sozialstaat hat keinen Bestand, wenn wir keinen Idealismus haben.“ „Wenn wir uns durch die Magenfrage allein leiten lassen, sind wir auf dem Standpunkt des Tieres.“ „Der Arbeiter hat mehr Religion als vor 10 Jahren.“ Ein älterer Arbeiter äußerte, er zahle als Gewerkschafter seinen großen mühsam verdienten Beitrag an die Kasse, obgleich er ganz genau wisse, daß für ihn dabei nichts heraussehe; und wie er handeln tausende. „Die meisten Genossen haben Religion; die meisten lehren auch ihre Kinder beten. Es ist eine Unwahrheit, wenn gesagt wird, die Arbeiter hätten keine Religion.“

Und im sozialdemokratischen Abstinenzverein: H. (Zollbeamter): „Wir sind Materialisten und Idealisten. Idealismus ist die Hoffnung, daß unsere Ziele verwirklicht werden und die Arbeit dafür. Wer sein persönliches Selbstinteresse den Interessen der Allgemeinheit voranstellt, kann nicht Sozialdemokrat sein und die Reform muß bei uns selbst beginnen. Was wir von persönlichem Egoismus haben, das haben wir von den Bürgerlichen. Aeußere Umwälzung und innere Umwälzung muß Hand in Hand gehen. Selbstverbesserung an sich und an der Menschheit, das ist Religion. Heute freilich steht der Kampf um das tägliche Brot voran; dadurch scheint bei uns wenig Idealismus zu sein; aber seit die Welt steht ist noch nie so viel Opfersinn dagewesen.

K. (Lehrer): Auf dem religiösen Boden (im Sinne des religiösen Bekenntnisses) können wir nicht fußen, aber Idealisten müssen wir sein. Hingabe, Opfer, Begeisterung haben wir, aber religiös sind wir nicht. Wenn bei den Arbeitern eine starke Hinneigung zu den materialistischen Lehren ist, so machen das die niederdrückenden Sorgen. Der Materialismus bietet ihnen die Lehren, die sie am besten verstehen und die ihnen auch am praktischsten scheinen müssen. Aber es ist interessant, daß Idealisten, welche nicht Arbeiter waren, die Sozialdemokratie begründet und in Bewegung gebracht haben; sie werden für die Bewegung auch immer nötig sein.

W. (Gießer): Ich fasse Religion auf als Liebe zur Gerechtigkeit und persönliche Hingabe. Jesus hat Recht; wenn die Menschheit vorwärts kommen soll, so muß der Egoismus unterdrückt werden. Aber das Christentum hat durch zweitausend Jahre seine Unfähigkeit bewiesen diese Lehre durchzuführen. An die Stelle des Christentums muß deshalb die Organisation treten. Auch wir streben darnach, daß die Grundgedanken Jesu verwirklicht werden; aber durch die Organisation; und das Bedürfnis nach Gerechtigkeit muß der Brennpunkt sein. Aber für eine Religion sich zu entscheiden ist dem Arbeiter unmöglich; es sind deren zu viele und wir sind außer Stande zu prüfen, welches die rechte ist. Unsere sozialen und moralischen Grundsätze sind die Hauptsache und bestehen auch ohne jene.

St. (Metallarbeiter): Die Begründer der Sozialdemokratie waren rechte Atheisten; aber die Sachlage hat sich geändert. Das Christentum hat sich der Sozialdemokratie genähert. Uebrigens sind uns alle willkommen, doch werden sich Katholiken und Sektierer nie unserer Bewegung anschließen. Früher meinten wir, jeder Sozialdemokrat müsse Atheist sein, jetzt sind wir davon abgegangen, hauptsächlich aus taktischen Gründen. Die Hauptsache ist Erziehung zur Organisation.

A. (Lithograph): Ideale Gedanken müssen sein und sie, wie auch die ganze

Gefühlswelt spielen in der Bewegung die Hauptrolle. Ideale Ziele, der Drang nach Freiheit, Wissen und Glück ziehen den Arbeiter an. Gerade bei jüngern Arbeitern findet sich viel Idealismus, frei von religiösen Ideen. Der Sozialismus ist Erziehung zum Altruismus; die Gewerkschaft macht den Arbeiter innerlich besser und gerechter.

Diesem Votum gegenüber ergreift der erste Redner H. wieder das Wort und betont, daß die Haupttriebfeder der sozialdemokratischen Bewegung nicht ethische und moralische Kräfte waren, sondern materielle Bedürfnisse und Wünsche; es handelte sich eben einfach um Sein oder Nichtsein von Hunderttausenden; aber wahr ist, daß das Gefühl eine große Rolle in der Bewegung spielt, nicht nur der Verstand.

Ist bei dieser Sachlage für die religiöse Arbeit innerhalb des Sozialismus etwas zu hoffen? und in welcher Weise kann die soziale Bewegung religiös befruchtet werden? Die beste Antwort auf diese Frage, mit der wir unsere Ausführungen diesmal schließen, gibt gewiß Kampffmeyer in seinem oben erwähnten Aufsatz, wenn er sagt:

„Wenn wir Sozialisten uns mit der Religion auseinandersetzen, so fassen wir vielfach nur die Ausstrahlungen modern gerichteter, von sozialethischen Gedanken ganz beseelter Gottesbekenner ins Auge. Zu denen führen uns allerdings zahlreiche Brücken und Uebergänge. In den geläuterten Herzen dieser Männer ist der letzte Funke religiöser Intoleranz erloschen. Bei aller Lebendigkeit und Stärke ihrer Gotteserkenntnis und Gottesempfindung sehen sie doch auch in atheistisch-sozialistischen Arbeitern ihre kämpfenden Brüder. Aber dieser Männer gibt es leider bitter wenige." — Möchte dieser letzte Satz bald durch Tatsachen widerlegt werden!

F. Sutermeister.

Das Aktionskomitee zur Förderung des **Heimarbeiterschutzes** in der Schweiz erläßt einen Aufruf an das Gewissen der gutsituierten Frauen, die Heimarbeit verrichten, trotzdem sie nicht dazu genötigt sind. Diese Frauen pflegen die Arbeit zu allen Preisen zu übernehmen und drücken so die Löhne der Heimarbeiter, ganz abgesehen davon, daß sie die Arbeitslosigkeit unter den wirklich Bedürftigen verschärfen. Hoffentlich hat dieser Aufruf das Gute, daß sich recht viele Frauen des unlautern Wettbewerbes schämen und auf ihr Taschengeld zu Gunsten ihrer notleidenden Schwestern verzichten.

Wenn wir weiter von der Reform der Heimarbeit berichten wollen, so müssen wir leider von unserm Land ab und nach dem Ausland sehen.

In England arbeiten schon seit Monaten Lohnämter für mehrere Branchen; sie stellen zusammen mit Unternehmern und Arbeitern rechtsverbindliche Lohnsätze fest. Fast ebenso wichtig aber ist die überraschende Tatsache, daß diese Reform von einer mächtigen Organisationsbewegung unter den sonst so schüchternen Heimarbeitern und -Arbeiterinnen gefolgt ist. In manche Organisationen strömen monatlich hunderte von Mitgliedern. Diese Organisationen werden die Festsetzung der Löhne aufs wirksamste unterstützen und fördern.

Oesterreich hat seit Jahren ein staatliches Arbeitsamt, das umfassende Erhebungen auf dem Gebiet der Hausindustrien vorgenommen und nunmehr auch einen Gesetzentwurf besonders zur Fixierung der Löhne ausgearbeitet hat. Auch Frankreich ist an der Arbeit.

Deutschland ist mit der Ausarbeitung eines Heimarbeitgesetzes beschäftigt. Leider hat der maßgebende Regierungsmann, Staatssekretär Delbrück, erklärt, „daß der Staat nicht befugt sei, in den Arbeitsvertrag insoweit einzugreifen, als es sich um seine Mitwirkung zur Festsetzung der Löhne handle." Und wenn man frägt warum nicht? da doch der Staat Agrariern, Schnapsbrennern und andern notleidenden Leuten aufhilft, und wenn man ihn auf das Vorgehen Englands und anderer Staaten hinweist, dann antwortet der Staatssekretär mit der Ausflucht, „daß er es für bedenklich halte, Einrichtungen, die in dem einen Staat nützlich seien, ohne weiteres auf die Verhältnisse eines anders organisierten Staates zu übertragen."

Der Deutsche **Heimarbeitertag**, der mit 360 Delegierten am 12. Januar in Berlin getagt hat, forderte denn mit Recht einstimmig u. a.: „In der Heimarbeit muß staatlicher Arbeiterschutz vor allem durch Hebung der oft unwürdig geringen, zu Ueberarbeit und gesundheitsschädlicher Arbeitsweise zwingenden **Löhne** geleistet werden." Es geht nicht an, daß dem Heimarbeiter (wie der Entwurf des Bundesrats will), eine Auflage von sanitären Vorschriften gemacht wird, ohne daß ihm durch höhere Löhne die Kraft dazu gegeben wird. Also nicht nur Lohntafeln und Lohnbücher, sondern rechtsverbindliche und staatlich geschützte Lohntarife!

So sehen wir überall mit mehr oder weniger Energie die Regierungen an der Arbeit. Die Regierung unseres Landes scheint auch auf diesem Gebiet der Sozialpolitik, auf dem so viele und dringende Arbeit zu leisten wäre, den andern Staaten nachhinken zu wollen.

F. S.

---

## Büchertisch.

Generich-Bach, **Luther, Goethe, Bismark,** das Gemeinsame in ihrer Lebens- und Weltanschauung in Aussprüchen aus ihren Prosaschriften. Verlag von Max Kielmann, Stuttgart. Preis elegant kartoniert Fr. 3.50, geb. Fr. 4.70.

Die beiden Davoser Verfasser (Generich ist schon seit mehreren Jahren tot) haben durch vorliegende Zusammenstellung eine fleißige und fruchtbringende Arbeit geleistet. Mancher wird, wenn er den Buchtitel liest, erstaunt sein; liegt doch Luthers Leben vier Jahrhunderte weiter zurück als das der beiden andern Großen. Allerdings konnte ja bei weitem nicht immer eine Uebereinstimmnng des Sinnes der Aussprüche der drei Männer erzielt werden, am wenigsten zwischen Luther und den beiden andern; das beabsichtigten die Verfasser auch garnicht; es ist aber ihr großes Verdienst, daß sie Luther in Verbindung mit diesen zwei Gewaltigen gebracht haben. Ist doch gerade Luther uns als Mensch trotz der Reformationsgeschichte recht fremd geblieben. Es ist auch nicht anzunehmen, daß der für das Buch in Betracht kommende Leserkreis Luthers Aussprüche, wenn sie ohne die andern Zitate zusammengestellt wären, mit dem gleichen Interesse lesen würde. Luthers Sprache ist unserer zum Teil recht materialistisch gesinnten Generation nicht nur ungeläufig, sondern ich möchte fast sagen abstoßend, weil sie eben eine Bibelsprache ist. Wir wollen daher den Verfassern besonders dafür dankbar sein, daß sie uns Luther wieder näher gebracht haben, sodaß wir in ihm nicht nur den Stifter unserer Kirche, sondern auch den großen Menschen sehen, der uns auch heute noch etwas zu sagen hat. Auch über Bismarks und besonders über Goethes Weltanschauung bekommen diejenigen wertvollen Aufschluß, die ihr Leben und ihre Werke nicht vollständig und genau kennen — und ihrer sind so viele. Möchte das Buch viele Leser finden, möchte es dazu beitragen, uns zu zeigen, was uns fehlt.

Huppert.

---

**Tagung der Freunde der Christ. Welt aus Süddeutschland u. der Schweiz.**

**Dienstag, 18. April,** abends 6 Uhr, Vortrag von Dekan D. **J. Hauri** aus Davos: Religion und Kultur. Diskussion.

**Mittwoch, 19. April,** vormittags 9 Uhr: Vortrag von Stadtpfarrer **Dr. Megerlin** aus Blaubeuren: Was hat uns Dr. Johannes Müller zu sagen? Diskussion.

Die Versammlungen finden im **Saale des Wettsteinhofs, Claragraben 43 in Basel** statt. Nachher gemeinsames Mittagessen im Hotel Basler Hof. Auch die Leser der Neuen Wege sind freundlich eingeladen. Wir hoffen, daß Manche gern die Gelegenheit zu einem Zusammentreffen mit uns in ihrer Art nahestehenden Freunden aus Deutschland gern benützen.

---

**Berichtigung.** Durch eine Kette von Mißgeschicken bei der Korrektur ist im vorigen Heft ein Druckfehler stehen geblieben. Das Wort S. 99, Z. 4 von oben muß heißen: Psychoneurotikern.

---

Redaktion: Liz. **R. Liechtenhan,** Pfarrer in Basel; **L. Ragaz,** Professor in Zürich. — Manuskripte sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.




# Kant und das Christentum.

(Schluß.)

Kant ist dem Christentum namentlich auch darin verwandt, daß er einen Zukunftsglauben und eine Hoffnung hat, die über diese Welt hinausreichen und zwar sowohl für den Einzelnen als für die Gesamtheit. — „Sein Interesse gehört geradezu dem Problem der Bestimmung des Menschen und damit der Weltgeschichte", sagt Trötsch in der bereits erwähnten Abhandlung „Ueber das Historische in Kants Religionsphilosophie". Die Beantwortung der Frage: Was kann ich wissen? diente zur Vorbereitung. Als den wichtigsten Teil seiner Aufgabe betrachtete er die Beantwortung der Fragen: Was soll ich tun? und: Was darf ich hoffen? der dann noch die Bearbeitung der vierten folgen sollte, nämlich der: Was ist der Mensch? Haben wir uns bisher mehr mit der Bestimmung des einzelnen Menschen beschäftigt, so muß nun die Aufgabe und Bestimmung der Menschheit, wie sie Kant erschien, in den Mittelpunkt rücken. Daß Kants Geschichtsphilosophie weit mehr Beachtung verdient, als ihr zuteil geworden ist, haben mehrere neuere Darstellungen, so die von Paulsen und namentlich Tröltsch's ausgezeichnete Abhandlung überzeugend bewiesen. Aus dem Reichtum der geschichtsphilosophischen Gedanken Kants kann hier freilich nur das Wesentlichste kurz berührt werden.

Schon in der bisherigen Darstellung ergab sich häufig der Ausblick in eine höhere Welt, deren Glied der Mensch durch die sittliche Tat wird. Diese höhere Welt behielt aber etwas Abstraktes, unbestimmt über der Wirklichkeit Schwebendes. Sie blieb zu sehr Idee und Postulat. Nun dürfen wir uns der Verwirklichung der Idee in der Geschichte, man könnte mit dem Dogma sagen: ihrer Menschwerdung zuwenden. Damit kommen wir zum Höhepunkt des religiösen Denken Kants. Dieser Höhepunkt ist ohne Zweifel die Wiederentdeckung des Gottesreichsgedankens und was damit zusammenhängt. Die Art, wie dieser Gedanke in der religiösen Hauptschrift Kants: „Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft",

in den Mittelpunkt gestellt wird, berührt wie eine Neuentdeckung und behält den Wert einer solchen, wenn auch nachgewiesen wird, daß er von Andern Anregungen dazu empfangen hat. In der Kritik der praktischen Vernunft war von der Gottesreichshoffnung auch die Rede, aber es handelte sich dort mehr um das Reich der jenseitigen Seligkeit, während hier die Gründung eines Reiches Gottes auf Erden den Mittelpunkt der Schrift bildet. Mit dieser Schrift ist Kant seiner Zeit weit vorangeeilt. Sie ist, obwohl auch hier die Sprache oft schwerfällig ist, heute noch so lebendig wie möglich. Werden doch in ihr Fragen erörtert, die heute im Brennpunkt des Interesses stehen, nämlich die Fragen, die mit den Worten: Gottesreich und Kirche, prophetische und kirchliche Religion, Religion und Moral, Religion und Geschichte kurz bezeichnet sind.

In lebendiger Gedankenentwicklung wird der Reichsgottesgedanke gewonnen. Er ergibt sich mit zwingender Notwendigkeit. Er ist die Antwort auf die Frage, wie der Sieg möglich sei in dem gewaltigen Kampfe zwischen dem Guten und Bösen. Schon in der Schilderung dieses Kampfes geht Kant weit über den Rationalismus hinaus. Jede philosophische Abschwächung des Begriffes des Bösen und jede Ableitung des Bösen bloß aus der Sinnlichkeit und Schwäche, kurz alles, was geeignet ist, den Gedanken der menschlichen Verantwortung zu entkräften, wird abgelehnt, besonders auch die Erbsündenlehre. Es zeigt sich hier besonders schön die männliche Art der kantischen Philosophie, ihr Bestreben, den Menschen zum Täter seiner Taten zu machen.

„Was der Mensch im moralischen Sinne ist, gut oder böse, dazu muß er sich selbst machen oder gemacht haben. Beides muß eine Wirkung seiner freien Willkür sein, denn sonst könnte es ihm nicht zugerechnet werden, folglich er weder moralisch gut noch böse sein."

Die Gegensätze dürfen nicht ausgeglichen werden. Gut und böse stehen bei Kant wie im ursprünglichen Christentum als zwei feindliche Welten sich gegenüber. Das Gute ist darum auch nicht in einer harmonischen Bildung der natürlichen Triebe und Gefühle zu erreichen, es ist ein entschiedener Bruch notwendig. Mit ausdrücklicher Beziehung auf bekannte Bibelworte nimmt Kant den Wiedergeburtsgedanken auf und bezeichnet mit Jesus die Wiedergeburt näher als *Μετάνοια*, Sinnesänderung.

„Um aber nicht bloß ein gesetzlich, sondern auch ein moralisch guter (gottwohlgefälliger) Mensch d. i. tugendhaft nach dem intelligibilen Charakter zu werden, welcher, wenn er etwas als Pflicht erkennt, keiner Triebfeder weiter bedarf, als dieser Vorstellung der Pflicht selbst: das kann nicht durch allmähliche Reform, so lange die Grundlage der Maximen unlauter bleibt, sondern muß durch eine Revolution in der Gesinnung im Menschen (einen Uebergang zur Maxime der Heiligkeit derselben) bewirkt werden und er kann, ein neuer Mensch, nur durch eine Art Wiedergeburt, gleich als durch eine neue Schöpfung und Aenderung des Herzens werden." „Wenn der Mensch aber im Grunde seiner Maximen verderbt ist, wie ist es möglich, daß er durch eigene Kräfte diese Revolution zu stande bringe und von selbst ein guter Mensch werde? Und doch gebietet die Pflicht, es zu sein, sie gebietet uns aber nichts, als was uns tunlich ist. Dieses aber ist nicht anders

zu vereinigen, als daß die Revolution für die Denkungsart, die allmähliche Reform aber für die Sinnesart (welche jener Hindernisse entgegenstellt) notwendig und daher auch dem Menschen möglich sein muß."

Die Annäherung an das Gute, das in der Wiedergeburt in seiner strahlenden Reinheit und Hoheit vor die Seele des Menschen tritt, vollzieht sich in einer langen Entwicklung. Auch das Böse ist schließlich ein Moment der Entwicklung.

Es ist ein Zentralgedanke der geschichtsphilosophischen Schriften Kants, daß das Böse schließlich dem Guten dienen müsse.

„Das moralisch Böse hat die von seiner Natur unabtrennliche Eigenschaft, daß es in seinen Absichten (vornehmlich gegen andere Gleichgesinnte) sich selbst zuwider und zerstörend ist und so dem Prinzip des Guten, wenngleich durch langsame Fortschritte, Platz macht."

Die Ueberwindung des Bösen ist aber dem Einzelnen für sich allein nicht möglich. Da wir es im sittlichen Kampfe mit „Mächten und Gewalten" zu tun haben, kann der Sieg nur gelingen, wenn wir zusammenstehen. Die Gründung eines ethischen gemeinen Wesens oder des Reiches Gottes auf Erden ist das Ziel der Geschichte.

Diese Wertung der Gemeinschaft bedeutet, wie übrigens schon die Lehre vom radikalen Bösen und der Wiedergeburt, eine innere Vertiefung und Fortbildung des Kantischen Religionsbegriffes. A. Schweitzer hat in seiner Darstellung der Religionsphilosophie Kants hervorgehoben, daß in dem Begriff der ethisch-religiösen Gemeinschaft als Volk Gottes ein anderer, mindestens weiterer Gottesbegriff sich darbietet, als der ursprüngliche der Kritik der praktischen Vernunft, daß neben der zu postulierenden Einheit von Sinnlichkeit und intelligibler Welt im jenseitigen höchsten Gut hier der Gedanke einer in der Entwicklung der Geisteswelt sich offenbarenden und zum Ziel wirkenden Vernunft trete. Tiefer und klarer noch als in der praktischen Vernunft ist hier der Gottesglaube begründet z. B. in folgenden Stellen:

„Man wird zum voraus vermuten, daß diese Pflicht (nämlich die auf ein Ganzes hinzuwirken, wovon wir nicht wissen, ob es als solches auch in unserer Gewalt stehe), der Voraussetzung einer andern Idee, nämlich der eines höheren moralischen Wesens bedürfen werde, durch dessen allgemeine Veranstaltung die für sich unzulänglichen Kräfte des Einzelnen zu einer gemeinsamen Wirkung vereinigt werden." „In näherem Anschluß an das Evangelium wird das ethische gemeine Wesen oder die wahre Kirche dargestellt als eine Hausgenossenschaft (Familie), unter einem gemeinschaftlichen, ob zwar unsichtbaren Vater, sofern sein heiliger Sohn, der seinen Willen weiß, und zugleich mit ihren Gliedern in Blutsverwandschaft steht, die Stelle desselben darin vertritt, daß er seinen Willen diesen näher bekannt macht, welche daher in ihm ihren Vater ehren und so untereinander in eine freiwillige, allgemeine und fortdauernde Herzensgemeinschaft treten."

Diese Hochschätzung der Gemeinschaft führt nun auch zu einem tieferen Verständnis für die Geschichte. Diese Gemeinschaft kommt nämlich nicht dadurch zustande, daß man sie theoretisch postuliert, sie mußte einmal in der Geschichte einen konkreten Anfang nehmen und dieser Anfang ist in Jesus da. Vom Christentum der Kirche

auf die Religion Jesu zurückzugehen, ist ein allgemeines Bestreben der Frömmigkeit des Aufklärungszeitalters und ebenso das damit im Zusammenhang stehende Bestreben, die allgemeine menschliche Bedeutung der Person Jesu neu, d. h. undogmatisch, zu würdigen. Jesus ist nach Kants Urteil bekanntlich die reinste Verkörperung des ethischen Menschheitsideals; die reinste Verkörperung, aber freilich nicht die absolute Offenbarung dieses Ideals, denn eine solche ist nach der ganzen Auffassung Kants in einer einzelnen geschichtlichen Erscheinung nicht möglich. Auch die Annahme einer „nicht errungenen, sondern angeborenen, unveränderlichen Reinigkeit des Willens, die ihm schlechterdings keine Uebertretung möglich sein ließe", erscheint ihm, vom Standpunkt der Nachfolge aus betrachtet, bedenklich. Ebenso bedeute der Tod Jesu nicht eine endgiltige Besiegung des Bösen, sondern nur die Brechung seiner Gewalt. Trotz dieser Einschränkungen ist die Wertung Jesu bei Kant sehr weit von einer flach-rationalistischen entfernt. Jesus erscheint hier keineswegs etwa bloß als der Lehrer der Tugend; gerade der Kampf Jesu mit dem Versucher und sein Leidens- und Todeskampf sind in ihrer allgemein menschlichen Bedeutung tief gewürdigt. Jesus ist das Symbol der sich selbst über die Versuchung zum Bösen erhebenden, diesem siegreich widerstehenden Menschheit. Seine Lehre ist das großartigste Beispiel wahrer Religion. An eine Vergleichung Jesu mit andern führenden religiösen Persönlichkeiten wird kaum gedacht. In der Art Lessings das Christentum nahe mit dem Judentum und dem Islam zusammenzustellen, lag ihm ganz fern, obwohl ihm das Einströmen heidnischer Elemente in Lehre und Kultus der Kirche bekannt war. Auch die Bibel wird sehr hoch geschätzt, allerdings nur das neue Testament; der Gedanke einer neuen Bibel wird ausdrücklich abgelehnt.

Besonders bezeichnend für Kants Auffassung Jesu ist aber ein weiteres Moment. Kant hat ein tiefes Gefühl dafür, daß in Jesu religiöser Art etwas durchaus Neues, gegenüber dem gewöhnlichen Religionswesen revolutionär Neues erschienen ist. Was ihn besonders anzieht, ist der Kampf gegen die Verkirchlichung der Religion, gegen Kultus und Priestertum. Den Gedanken, daß Jesus keine Kirche gegründet hat, findet man allerdings bei Kant nicht. Jesus wird ausdrücklich als Stifter der Kirche bezeichnet; aber freilich als Stifter der wahren Kirche, der Gemeinschaft, die zwar noch gewisse Formen nötig hat, aber in ihrem innersten Wesen unkirchlich ist und in sich den Keim und Trieb zur stetigen Fortentwicklung zu einer rein ethischen, keiner äußeren Formen bedürftigen Gemeinschaft führt.

„Man kann aber mit Grunde sagen: „daß das Reich Gottes zu uns gekommen sei, wenn auch nur das Prinzip des allmählichen Ueberganges des Kirchenglaubens zur allgemeinen Vernunftreligion, und so zu einem (göttlichen) ethischen Staat auf Erden allgemein und irgendwo auch öffentlich Wurzel gefaßt hat ..... denn weil dieses Prinzip den Grund einer kontinuierlichen Annäherung zu dieser Vollkommenheit enthält, so liegt in ihm als in einem sich entwickelnden und in der Folge wieder besamendem Keime das Ganze (unsichtbarer Weise), welches dereinst die Welt erleuchten und beherrschen soll."

Daß die Entwicklung der Kirche zu einer großartigen Hierarchie und Kultusanstalt gar nicht nach dem Sinne Jesu war, kommt in dem überaus scharfen Urteil Kants über die Kirchengeschichte zum Ausdruck. Diese Entwicklung wird als eine große Verirrung bezeichnet. Die Wendung zum Besseren glaubt Kant erst in seiner Zeit zu erblicken. So sagt er einmal geradezu:

„Fragt man, welche Zeit der ganzen bisher bekannten Kirchengeschichte die beste sei, so trage ich keine Bedenken zu sagen, es ist die jetzige und zwar so, daß man den Keim des wahren Religionsglaubens, so wie er jetzt in der Christenheit zwar nur von einigen, aber doch öffentlich gelegt worden, nur ungehindert sich mehr und mehr darf entwickeln lassen, um davon eine kontinuierliche Annäherung zu derjenigen alle Menschen auf immer vereinigenden Kirche zu erwarten, die die sichtbare Vorstellung (das Schema) eines unsichtbaren Reiches Gottes auf Erden ausmacht."

Trotz der durch den Kompromißcharakter der Schrift, die die Möglichkeit eines durchaus friedlichen Verhältnisses zwischen der vernunftgemäßen und der positiven Religion beweisen wollte, gebotenen Vorsicht und Rücksicht kommt der Gegensatz gegen die Kirche sehr deutlich zum Ausdruck.

Wie tief dieser Gegensatz im Grunde ist, zeigt besonders klar folgende Aeußerung Kants über das Wort Jesu von der engen Pforte und dem schmalen Weg.

„Die enge Pforte und der schmale Weg, der zum Leben führt, ist der des guten Lebenswandels, die weite Pforte und der breite Weg, den Viele wandeln, ist die Kirche. Nicht ob es an ihr und ihren Satzungen liege, daß Menschen verloren werden, sondern daß das Gehen in dieselbe und das Bekenntnis ihrer Statuten oder Celebrierung ihrer Gebräuche für die Art genommen wird, wie Gott eigentlich gedient sein will."

Der Wert des Kirchengehens wird nicht bestritten, aber dazu die Bemerkung gemacht:

„Man sieht leicht, daß der Bau (des neuen Menschen) nur langsam vorrücken könne, aber es muß doch wenigstens zu sehen sein, daß etwas verrichtet worden. So aber glauben sich Menschen (durch Anhören oder Lesen), recht sehr erbaut, indessen daß schlechterdings nichts gebaut, ja nicht einmal Hand ans Werk gelegt worden, vermutlich, weil sie hoffen, daß jenes moralische Gebäude, wie die Mauern von Theben durch die Musik der Seufzer und sehnsüchtiger Wünsche von selbst emporsteigen werde."

Es lebt in dieser Schrift Kants, besonders im zweiten Teil, unter der Hülle der ruhigen, theoretischen Erörterung ein echt prophetischer Zornmut. Schon in der Ueberschrift: „Vom Dienst und Afterdienst unter der Herrschaft des guten Prinzips oder von Religion und Pfaffentum", ist etwas davon zu spüren. Hier spricht nicht mehr der leidenschaftslos urteilende Philosoph. Aehnlich, wenn auch mit weit größerer religiöser Kraft und Glut hat zu seiner Zeit ein George Fox gesprochen und zwei Jahrtausende vorher ein Amos und Jesaia. Kant hat, wie seine Zeitgenossen, noch keine Ahnung von der Bedeutung des israelitischen Prophetismus. Es ist aber klar, daß sein Protest gegen die Ueberschätzung des Kultisch-Kirchlichen, sein Kampf gegen das Priestertum und sein Dringen auf eine aktive, Gott nicht in den Dienst der subjektiven, egoistischen Bedürfnisse stellende Frömmig-

keit ganz in der Richtung dessen liegt, was in den Propheten erschienen ist und in Jesus den klarsten und mächtigsten Ausdruck erhalten hat. Man vermißt bei Kant ferner die Kenntnis der Bewegungen, die im Mittelalter und in der Neuzeit neben dem offiziellen Kirchentum hergingen oder sich in direktem Gegensatze dazu stellten. Seine Forderungen sind ja von gewaltigen Bewegungen ausgesprochen und getragen worden und mit einer derselben, dem Pietismus, steht er selber durch seine Eltern im Zusammenhang. Der Kampf der prophetischen gegen die kirchliche Religion hat seit Jesus nicht mehr aufgehört; nicht vor, nicht in und nicht nach der Reformation. Wenn Kant diesen Zusammenhang nicht gekannt, oder doch nicht erwähnt hat, so werden wir ihm daraus keinen Vorwurf machen und uns vielmehr freuen, daß er von sich aus zu seinen Forderungen kam. Die Erkenntnis dieses Zusammenhangs lag ihm übrigens nicht so fern. Er sagt einmal ausdrücklich:

„Man kann voraussehen, daß diese Geschichte (der neuen Kirche nämlich) nichts als die Erzählung von dem beständigen Kampf zwischen dem gottesdienstlichen und moralischen Religionsglauben sein werde."

Ganz im Sinne Jesu und den Propheten ist sein Protest gegen das Bestreben, einzelne willkürlich ersonnene Pflichten von den gewöhnlichen alltäglichen Pflichten abzusondern und in der Erfüllung dieser „Religionspflichten" die wahre Frömmigkeit zu sehen.

„Es gibt keine besonderen Pflichten gegen Gott in einer allgemeinen Religion, denn Gott kann von uns nichts empfangen, wir können auf ihn und für ihn nicht wirken. Wollte man die schuldige Ehrfurcht gegen ihn zu einer solchen Pflicht machen, so bedenkt man nicht, daß diese nicht eine besondere Handlung der Religion, sondern die religiöse Gesinnung bei allen unseren pflichtmäßigen Handlungen überhaupt sei."

Daß Gottesdienst Menschendienst ist, daß Gott nicht durch sogenannte fromme Werke und auch nicht durch beständige Ehrfurchtsbeteuerungen geehrt wird, sondern durch die treue Erfüllung der nächsten einfachsten Pflichten, dieser Zentralgedanke des Evangeliums wird von Kant betont. Mehr als einmal beruft er sich auf das Wort Jesu: „Es werden nicht diejenigen, die zu mir Herr, Herr sagen, ins Himmelreich kommen, sondern die den Willen meines Vaters im Himmel tun."

Treffend vergleicht Kant die Menschen, die Gott durch beständige Beteuerungen seiner Größe und ihrer Nichtigkeit ehren wollen, mit den Hofleuten, die sich nicht genug tun können in Versicherungen ihrer alleruntertänigsten Gesinnungen.

„Daß sie, wenn sie ihre Pflichten gegen Menschen (sich selbst und andere) erfüllen, eben dadurch auch göttliche Gebote ausrichten, mithin in allem ihrem Tun und Lassen, sofern es Beziehung auf Sittlichkeit hat, beständig im Dienste Gottes sind — das will ihnen nicht in den Kopf. Weil ein jeder große Herr der Welt ein besonderes Bedürfnis hat, von seinen Untergebenen geehrt und durch Unterwürfigkeitsbezeigungen gepriesen zu werden — so behandelt man die Pflicht, sofern sie zugleich göttliches Gebot ist, als Betreibung einer Angelegenheit Gottes, nicht des Menschen und so entsteht der Begriff einer gottesdienstlichen statt des Begriffs einer rein moralischen Religion."

Der eigentliche, gefährliche Anthropomorphismus besteht nach Kant eben in der Meinung, daß Gott solche Ehrungen begehre und daß er sich durch sie und durch äußere fromme Werke über den Mangel an entschiedenen Willen zum Guten hinwegtäuschen lassen. Kant denkt da ähnlich wie Ibsens Brand:

„Daß du nicht kannst, wird dir verziehen,
Doch nimmermehr, daß du nicht willst.“

Demgemäß erblickt er auch die Aufgabe des Gebetes darin, daß es den guten Geist im Menschen beleben und den Willen läutern und stärken soll. Das Unser-Vater zeige am besten, in welchem Geist wir beten sollen. Der ethische Wert des Gebetes wird bei Kant trefflich gewürdigt; was er darüber sagt, ist eine feine Auslegung des Wortes von der Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit. Den eigenen Willen in Uebereinstimmung mit dem höchsten Willen zu bringen, ist nach ihm der Zweck des Gebetes. In dieser willenskräftigen aktiven Art seiner Frömmigkeit und der entsprechenden Deutung der sogenannten Gnadenmittel steht Kant mehr auf der Seite des reformierten Christentums als des lutherischen. Im übrigen steht er der protestantischen Kirche kaum weniger kritisch gegenüber als der katholischen. Es ist deshalb ratsam, wenn man Kant als Philosophen des Protestantismus feiert, nicht zu verschweigen, daß er an demselben in seiner empirisch-geschichtlichen Gestalt vieles auszusetzen hat. Es ist vor allem das Dogma der stellvertretenden Genugtuung, das ihm trotz aller Bemühungen, von seinem Standpunkt aus, einen vernünftigen Sinn in ihm zu finden, sehr unsympatisch bleibt. Er erblickt darin eine schlimme Versuchung zur sittlichen Trägheit und Bequemlichkeit.

„Die wahre Religion, sagt er, besteht nicht im Wissen und Bekennen dessen, was Gott zu unserer Seligkeit getan hat, sondern in dem, was wir tun müssen, um dessen würdig zu werden.“

Man muß sagen, daß hier eine Einseitigkeit Kants vorliegt. Er hat sich zu sehr an die äußere Form des Dogmas gehalten. Man kann ihm das Wort entgegenstellen, das gewiß durchaus im Sinne seiner Lehre von der reinen Gesinnung, als der Quelle alles Guten, liegt: „Nicht gute Werke machen den Menschen fromm, sondern der fromme Mensch schafft gute Werke.“ Die Größe des Erlösungsgedankens ist ihm fremd geblieben, so nahe er ihm gekommen ist. Die Satisfaktionstheorie birgt in allerdings sehr unvollkommener Form eine ewige Wahrheit. Zu dem von Kant so unübertrefflich klar ausgesprochenen Gedanken, daß alles, was wir tun können, nur unsere Pflicht ist und daß es keine überverdienstlichen Werke gibt, muß notwendig der andere kommen, daß alles, was wir tun können, sehr wenig ist, verglichen mit dem, was für uns getan wurde und wird. Man vermißt bei ihm auch den Gedanken, daß das Reich Gottes auf Erden durch das größte Opfer gegründet worden ist und ohne Opfer keinen Schritt vorwärts tut. Der Wert des Opfers und des unschuldigen Leidens für das Werden der neuen Gemeinschaft ist nur angedeutet. Das

Bestreben, den Einzelnen möglichst auf sich selbst zu stellen, wirkt so auch in dieser Schrift noch nach. Aber der schroffe Individualismus ist doch überwunden, die Gemeinschaft in ihrer Bedeutung so entschieden anerkannt, daß die notwendigen Ergänzungen nicht schwer sind. — Man muß auch darauf hinweisen, daß das Bewußtsein, begnadet und erlöst zu sein, in einzelnen Persönlichkeiten und großen Gemeinschaften eine gewaltige sittliche Tatkraft ausgelöst hat, so namentlich im Calvinismus. Dies alles darf uns indessen nicht hindern, das Berechtigte und Große in Kants Opposition zu erkennen. In einer der größten religiösen Dichtungen der neuern Zeit, in Ibsens „Brand", finden wir in zum Teil fast wörtlicher Uebereinstimmung mit Kant den Protest gegen die Verwendung des Rechtfertigungsglaubens als sittliches Ruhepolster. Es ist durchaus richtig, daß dieser Glaube, der in diesem Falle allerdings kein Glaube im Sinne der Reformatoren, sondern bloß eine theoretische Annahme ist, vielfach ein leeres, totes opus operatum blieb und daß gerade im Luthertum ein gewisser Quietismus sich einstellte, der die Welt gehen ließ, wie sie wollte, weil ja das Entscheidende bereits für alle Zeit geschehen sei. Es liegt auch hier eine enge Beziehung zu Jesus vor, der auf die Frage: Was muß ich tun, daß ich selig werde, antwortete: „Halte die Gebote", während schon in der Apostelgeschichte die Antwort lautet: „Glaube, dann wirst du selig". Wenn diese Antworten sich auch nicht gegenseitig ausschließen, sondern ergänzen, so ist doch die erste in der offiziellen Kirchengeschichte allzusehr vernachlässigt worden, wahrscheinlich weil sie nicht „tief" genug erschien.

Sehr beachtenswert bleibt auf alle Fälle der Kampf Kants gegen eine schlaffe, passive Art der Frömmigkeit, die statt die eigene, von Gott gegebene Kraft zu brauchen, Gott durch Beteuerungen der eigenen Ohnmacht und der Bereitwilligkeit, alles zu glauben, was von der Kirche gelehrt wird, zu ehren und zu dienen meint. Die Worte, die er darüber sagt, verdienten besser bekannt zu sein, als sie es sind.

„Nun liegt es gewiß nicht an der inneren Beschaffenheit des christlichen Glaubens, sondern an der Art, wie er an die Gemüter gebracht wird, wenn ihm von denen, die es am herzlichsten mit ihm meinen, aber vom menschlichen Verderben anhebend und an aller Tugend verzweifelnd, ihr Religionsprinzip allein in der Frömmigkeit (worunter der Grundsatz des leidenden Verhaltens in Ansehung der durch eine Kraft von oben zu erwartenden Gottseligkeit verstanden wird) setzen, ein ähnlicher Vorwurf gemacht werden kann, weil sie nie ein Zutrauen in sich selber setzen, in beständiger Aengstlichkeit sich nach einem übernatürlichen Beistand umsehen und selbst in dieser Kleinmütigkeit (Selbstverachtung), die nicht Demut ist, ein gunsterwerbendes Mittel zu besitzen vermeinen, wovon der äußere Ausdruck (im Pietismus) eine knechtische Gemütsart ankündigt."

Eine schöne Veranschaulichung dieses Gedankens finden wir in einem Gedichte Hebbels „An die Jünglinge":

Gott dem Herrn ist's ein Triumph,
Wenn ihr nicht vor ihm vergeht,
Wenn ihr, statt im Staube dumpf
Hinzuknien, herrlich steht;

Wenn ihr stolz, dem Baume gleich
Euch nicht unter Blüten bückt,
Wenn die Last des Segens euch
Erst hinab zur Erde drückt."

Aehnlich wie Kant urteilt Eucken in seinem Buche: „Der Wahrheitsgehalt der Religion": „Auch für die Religion ist es eine verkehrte, im letzten Grund anthropomorphe und daher unangemessene Denkweise, die Begriffe von der Größe der Gottheit und des göttlichen Wirkens durch eine Herabsetzung des Menschen und seines Vermögens steigern zu wollen. Denn schließlich ist das nichts anderes, als ein Messen der Gottheit am Menschen. In Wahrheit gibt es nur einen Weg zur Lösung des Problems: eine Entgegensetzung von Göttlichem und Menschlichem ist überhaupt zu unterlassen und die Entwicklung des Einen zugleich als eine Bekräftigung des Andern zu verstehen. Die Freiheit und Selbsttätigkeit des Menschen ist nicht ein Abzug von der göttlichen Macht und eine Minderung der göttlichen Gnade, sondern sie selbst ist ihre Bewährung, ihre allerhöchste Bewährung; Moral und Religion brauchen sich nicht um ihr Gebiet zu streiten, sondern recht verstanden ist die Moral selbst der Hauptcrweis der Grundtatsache der Religion, der Gegenwart eines absoluten Lebens. Daß der Mensch in den Stand echtgeistigen Lebens, gegenüber der eigenen Schwäche und dem Widerstand einer unermeßlichen Welt, gehoben wird, das ist das größte aller Wunder, denn es trägt in sich das Wirken einer überlegenen Welt. Wie das möglich ist, wie aus Gnade Freiheit, aus Abhängigkeit Selbstbetätigung entspringen könne, das übersteigt als ein Urphänomen alle Erklärung, es hat als die Grundbedingung alles Geisteslebens einen durchaus axiomatischen Charakter." Daß auch in diesem Zutrauen zum Menschen eine nahe Beziehung zu Jesus vorliegt, beweist das eine Wort, das Jesus bei aller genauen Kenntnis des wirklichen Menschen an Menschen zu richten wagte. Es ist das Wort: „Ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist"; ein Wort, dessen Kühnheit uns allerdings erschrecken macht, das aber von denen, die Jesus als höchste Autorität anerkennen, nicht als so bedeutungslos behandelt werden dürfte, wie es oft geschieht.

In der Linie der Entwicklung, die im israelitischen Prophetismus begonnen hat, liegt schließlich auch die Forderung des allgemeinen Priestertums. Kants Hoffnung ist dieselbe, die Jeremia an der bekannten, klassischen Stelle (Jer. 31, 33 u. 34), ausgesprochen hat: „Ich will mein Gesetz in ihr Herz geben und in ihren Sinn schreiben; ich will ihr Gott sein und sie sollen mein Volk sein. Es wird keiner mehr den andern, auch kein Bruder den andern lehren und sagen: Erkenne den Herrn, sondern sie werden mich alle erkennen, groß und klein." Es ist schon erwähnt worden, daß Kant aus seiner Gegenwart die Zuversicht schöpfte, daß diese Hoffnung kein schöner Traum sei. Er schaute freudig vorwärts im Gegensatz zu vielen offiziellen Vertretern des Christentums, die das Große nur in der Vergangen-

heit finden können. Obwohl Kants Hauptschriften im Alter geschrieben sind, ist nichts von müder Resignation in ihnen zu spüren. Es geht durch die scheinbar so trockenen und nüchternen Ausführungen ein Zug enthusiastischer Hoffnung.

Eine seiner letzten Schriften ist die „Vom ewigen Frieden“, in der er den Krieg rückhaltlos verurteilt und in der sich das herrliche Wort findet, Ehrlichkeit sei zwar nicht die beste Politik, wohl aber besser als alle Politik. Auch mit dieser Schrift ist Kant seiner Zeit weit vorausgeeilt. Sie wurde damals von vielen als eine seltsame Schrulle des Greises beurteilt, heute steht eine weltgeschichtliche Bewegung hinter dem Gedanken des einsamen Mannes.

Es wäre lohnend, länger auf dieser Höhe der religiösen Gedankenwelt Kants zu verweilen, aber es ist Zeit, zum Ausgangspunkt zurückzukehren.

Es ist dort bereits gesagt worden, daß die kantische Philosophie keinen Abschluß bedeute, sondern den Beginn einer mächtigen, weitreichenden Bewegung. Es versteht sich von selber, daß auch das Lebenswerk Kants bei all seiner imponierenden Größe, wie alles Menschenwerk, mit Unvollkommenheiten und Schwierigkeiten behaftet ist und nach verschiedenen Seiten hin einer Berichtigung und Ergänzung bedarf. Es kann hier nur noch ganz kurz angedeutet werden, nach welcher Richtung eine Ergänzung vor allem geboten erscheint. Die Weiterarbeit hat zum Teil schon zu Lebzeiten Kants begonnen und in den Schriften Herders und Schleiermachers, Schillers, Fichtes, Hegels u. a. Großes und Bleibendes geleistet. Indem diese Männer durch Kant entscheidende Anregungen empfangen haben, reicht sein Einfluß auf das religiöse Denken weit über die einzelnen theologischen Richtungen, die sich enger an ihn angeschlossen haben, hinaus.

Es darf indessen die Stellung Kants zum Christentum doch natürlich nicht so aufgefaßt werden, als ob nun Kant gleichsam der offizielle Philosoph des evangelischen Christentums werden könnte wie Thomas von Aquino der des katholischen geworden ist. Auch die Ansicht, daß uns erst Kant das wahre Christentum gegeben habe, wäre natürlich verkehrt. Es handelt sich bei ihm nicht um einen philosophischen Ersatz des Christentums, sondern um einen Versuch, dessen tiefste Gedanken mit den Mitteln des kritischen Idealismus zu denken. Die Arbeit der Religionsphilosophie wird die neue Orientierung, die in der Kantischen Erkenntnistheorie gegeben ist, nicht mehr preisgeben können. Neuerdings bemüht sich namentlich Tröltsch, nachzuweisen, daß neben der Religionspsychologie die Erkenntnistheorie wieder mehr zur Geltung kommen müsse. Die Religionsphilosophie ist vielfach zur bloßen Religionsgeschichte geworden. Die religionsgeschichtliche Forschung hat nun gewiß Großartiges geleistet, sie hat uns einen Blick tun lassen in den gewaltigen Reichtum des religiösen Lebens in der Geschichte. Es ist aber unverkennbar, daß die ungeheure Fülle der religiösen Erscheinungen auch verwirrend

wirken kann. Die Gefahr des Relativismus stellt sich ein, der in der Fülle der Erscheinungen das wahrhaft und bleibend Wertvolle nicht mehr zu finden vermag. Der Maßstab dessen, was in den geschichtlichen Religionen wahr oder falsch, gültig oder nicht gültig sei, kann nicht in der Geschichte selber gelegen sein, es kann dieser Maßstab nur in uns gefunden werden.

Das ist das Berechtigte an dem Streben Lessings und Kants, die Religion von der Geschichte möglichst unabhängig zu machen. Wenn wir auch die Ansicht dieser Männer, geschichtliche Tatsachen seien mit besonderer Unsicherheit behaftet, nicht teilen, so müssen wir doch ihr Bestreben, die rationalen, bleibenden Grundlagen der Religion im menschlichen Geiste zu finden, als einen großen Fortschritt anerkennen. Kant hat auch darin recht, daß die Bindung an die Geschichte, die Verpflichtung, geschichtliche Berichte wie z. B. die Wundergeschichten prüfungslos anzunehmen, ein mindestens ebenso hartes Joch ist, als die Pflicht, kultische Gebräuche mitzumachen, und auch darin hat er recht, daß die prüfungslose Annahme geschichtlicher Berichte leicht zu einer verhängnisvollen Täuschung über den eigenen Wahrheits- und Glaubensbesitz führen kann, daß „die Treue des Gedächtnisses oft die Treue des Bekenntnisses ersetzen müsse" und daß daran der Religionsunterricht mit seiner Ueberschätzung des Gedächtnisses nicht ohne Schuld sei. Er fordert, daß jeder in Gegenwart des Herzenskündigers sich frage:

„Getraust du dich wohl, mit Verzichtung auf alles, was dir wert und heilig ist, dieser Sätze Wahrheit zu beteuern?"

Dieses Dringen auf gewissenhafte Selbstprüfung und Aufrichtigkeit gehört zum Größten bei Kant und insofern ist sein Kampf gegen den Geschichtsglauben durchaus bedeutsam.

Am kürzesten hat Kant seine Stellung zur Geschichte zusammengefaßt in den Worten:

„Das Historische dient nur zur Illustration, nicht zur Demonstration."

Wir werden heute den Wert dieser Illustration, dieser Veranschaulichung der religiösen Wahrheiten in geschichtlichen Persönlichkeiten und Bewegungen, auch in der Kirche, stärker betonen als es Kant getan hat. Keine Religionsphilosophie kann das in den Propheten und Jesus und in allen schöpferischen religiösen Persönlichkeiten mit ursprünglicher Frische und Kraft erschienene Leben ersetzen. Alle sogenannte Vernunftreligion oder natürliche Religion behält etwas Blasses und Abstraktes, ist nur eine Vorstufe oder ein Nachhall der wirklichen Religion. Wenn Kant nachweisen will, daß der Idee des Gottessohnes, der Gott wohlgefälligen Menschheit keine geschichtliche Erscheinung ganz entsprechen könne, so ist das theoretisch richtig. Man muß aber darauf erwidern, daß die lebensvolle Gestalt Jesu in ihrer einzigartigen Vereinigung von Demut und Hoheit, von Ernst und Freundlichkeit, diese Gestalt von quellfrischer Ursprünglichkeit mehr ist als eine vernunftmäßig erschlossene Idee und das Evangelium von der Gottes-

kindschaft und Bruderliebe mehr als ein Schema zur vollkommenen Sittlichkeit oder ein Zeugnis des Kampfes gegen Kultus und Priestertum. Es darf in einer Würdigung Jesu neben dem Kampf gegen eine falsche Frömmigkeit der Kampf gegen die Weltmächte der Gewalt und des Mammons nicht fehlen. Daß die Kirche den Kampf mit diesen Mächten nicht entschieden genug aufgenommen, daß sie vielfach vor ihnen kapituliert hat, ist wohl noch ein schwererer Vorwurf als die Ueberschätzung des Kultus, hängt aber allerdings mit der letzteren zusammen. Wenn endlich der Kampf Kants gegen den Kultus, nämlich die von ihm her drohende Verfälschung von Religion und Sittlichkeit sicher in der Richtung der Entwicklung liegt, die in den Propheten begonnen und in Jesus ihren Höhepunkt erreicht hat, so ist Eines nicht zu verkennen: Auf dem rationalistischen Standpunkt, den auch Kant nie ganz verlassen hat, wird leicht übersehen, daß die größten sittlichen Gedanken und Wahrheiten nicht eine Frucht ruhiger nüchterner Erwägung und Reflexion sind, daß sie vielmehr aus der Glut religiösen Erlebens, aus der Berührung mit Gott heraus, die keine Illusion ist, geboren sind. Kant ist in seinem Bestreben, der haltlosen Spekulation und Träumerei zu wehren, der Bedeutung der Mystik und des religiösen Gefühlslebens überhaupt nicht gerecht geworden, wenn auch unverkennbar in seiner Ehrfurcht vor dem Wunder der Freiheit, in der er das Uebersinnliche in die Sinnenwelt hereinragen läßt, ein mystischer Zug liegt und der Respekt vor dem Geheimnisvollen und Irrationalen in dieser Philosophie wahrlich nicht völlig vermißt wird. Mit der Unterschätzung des Gefühlslebens hängt auch die überaus scharfe Verurteilung des Kultus zusammen, der doch wohl auch eine höhere Berechtigung hat und nicht bloß ein elendes Surrogat des wahren Gottesdienstes, sondern auch ein Versuch „armer Sterblicher“ ist, die Gegenwart des Göttlichen zu erleben.

Es ist auch begreiflich, daß die enge Bindung der Religion an die Moral von Anfang an in vielen Beurteilern den Eindruck erwecken mußte, die Religion werde hier in ihrer Selbständigkeit und Eigenart verkürzt, werde zu sehr Gehilfin der Moral. Dem gegenüber mußte die Unmittelbarkeit des religiösen Erlebnisses wieder stärker betont werden, wie es auch bald durch Herder und Schleiermacher und besonders schön auch in der Fries'schen Ahnungslehre geschehen ist. Auch die Einheit des Geisteslebens mußte nach der schroffen Scheidung zwischen theoretischer und praktischer Vernunft wieder stärker betont werden. — Daß es trotzdem nicht angeht, Kants Lehre als einseitigen engen Moralismus zu bezeichnen, brauche ich nach dem Gesagten nicht mehr besonders zu beweisen. Seine tiefe Ehrfurcht vor der Majestät des Sittengebotes, sein Glaube an die übersinnliche Welt, seine Würdigung Jesu, seine tiefe Erkenntnis der gewaltigen Widerstände, die sich dem sittlichen Streben des Einzelnen und der Menschheit entgegenstellen, die ihn von jedem flachen Optimismus scheidet, und seine Zuversicht, daß trotz aller Widerstände das Ziel

doch erreicht werde, ja, daß die Widerstände mithelfen müßten, die Entwicklung zu fördern und daß diese Entwicklung unter einer höheren Leitung vor sich gehe, die auch die Natur den höchsten Zwecken des Geistes und der Persönlichkeit dienstbar mache, dies alles reicht über den Rahmen einer sich selbst genugsamen Ethik weit hinaus. Seine Begründung des Gottesglaubens ist weit tiefer und innerlicher als es dem Beurteiler, der nur die Postulatenlehre kennt und auch die nur oberflächlich, vorkommt. Diese Begründung des Gottesglaubens ist bleibend wertvoll; Kants Kritiker haben bei aller Berechtigung ihrer Kritik die Bedeutung dieser Tat vielfach verkannt. Kaftan gibt in seinem Vortrag über „Die Bedeutung Kants für den Protestantismus“ in den folgenden Worten eine schöne Würdigung dieser Tat: „Und wie lautet die Botschaft Kants? Auch er heißt uns, auf der Erde festen Fuß fassen und zum Vorwärtskommen auf ihr hübsch die Füße gebrauchen, durch nichts uns beirren zu lassen, was uns davon abbringen, was uns einreden will, wir könnten irgendwie der geduldigen Arbeit entraten. Nur sollen wir uns bewußt bleiben, daß wir mit dem Wandern über die Erde niemals die Sonne erreichen. Wir sollen darauf acht geben, wo sich die Flügel der Seele regen, die uns wirklich emportragen. Das geschieht im sittlichen Werden. Am kategorischen Imperativ, am Sittengesetz in uns, dem wir gehorchen sollen, geht uns die Majestät Gottes auf. Oder noch anders ausgedrückt: das Werden der Persönlichkeit in uns ist der Zusammenhang, in dem wir die Erkenntnis Gottes gewinnen — in dem uns die Flügel wachsen, die uns zur Sonne tragen, zum Ziel der Sehnsucht unserer Erkenntnis wie unseres Willens.“

Kant kann nicht so leicht überwunden werden, wie man es sich in der Blütezeit der Romantik und der spekulativen Philosophie dachte. Man übersah vielfach wichtige Teile seiner Philosophie, so besonders die Geschichtsphilosophie. Es fehlte Kant keineswegs an geschichtlichem Verständnis. Wenn seine Kenntnisse vielfach noch unzulänglich waren, so hatte er mit Herder, Lessing und Schiller eine große und tiefe Geschichtsauffassung, an der wir uns heute noch stärken und erbauen können. Sein Blick schaute freudig in die Zukunft.

„Die Welt ist noch jung, die höchsten Ziele sind eben erst erschienen, unendliche Wege liegen noch vor ihr und der beste Teil der Geschichtsphilosophie liegt in der Zukunft. Sie ist Wahrsagung, sie ist der Vernunftglaube an den Völkerbund und das Gottesreich der Zukunft.“

Dieser Vorsehungsglaube, den er nach seinem eigenen Zeugnis von seinen Eltern empfangen und der ihn nie verlassen hat, ist die Seele seines religiösen Denkens.

* * *

Zu Kant zurückkehren heißt, bei ihm sich auf die Aufgabe besinnen, die uns gestellt ist und den Glauben an ihre Lösung stärken. Der kritische Idealismus kann nach seinem innersten Wesen keine fertige Lösung der Probleme geben und will es nicht, er läßt uns vielmehr

die ganze Größe der Probleme spüren. Die Beschäftigung mit Kant führt in die Tiefe, läßt uns in die Abgründe des Irrationalen schauen. Kant läßt uns aber nicht in die Tiefe, er führt uns auf eine Höhe, auf der sich der freie Ausblick in eine ewige Welt öffnet. Wir erhalten bei ihm trotz der Fülle der Probleme, vor die er uns führt, die Zuversicht, daß das Höchste, das wahrhaft Wertvolle nicht problematisch ist. Seine ganze Arbeit ist getragen vom Glauben an die Kraft des Geistes und die Macht des Guten. R. Ragaz (Ilanz).

---

# War Jesus Sozialist?

**Vorbemerkung der Redaktion.** Es ist eine der Aufgaben, die sich die „Neuen Wege“ gesetzt haben, ihre Leser in geistigen Kontakt mit Bewegungen und Persönlichkeiten des Auslandes zu bringen, die uns etwas Bedeutsames zu sagen haben oder ähnliche Gedanken vertreten wie wir. Auf diese Weise wollen wir mithelfen, jene freie Gemeinschaft im Höchsten herzustellen, die den neuen und echten Katholizismus darstellen soll, dem wir zustreben. Zu diesem Zwecke stellen wir ihnen heute Fernando Linderberg vor (vergl. übrigens Nr. 7 des letzten Jahrganges S. 214). Er ist ein im Norden sehr wohl bekannter Mann. Als einer der Ersten (vielleicht überhaupt als der Erste) hat er die Verbindung von Christentum und modernem Sozialismus in seiner Person hergestellt und sie als göttliche Notwendigkeit für die Gegenwart proklamiert. So viel wir wissen, hat sein Auftreten großen Eindruck gemacht. Mit großer Freude hat er das Einsetzen unserer schweizerischen „religiös-sozialen“ Bewegung begrüßt und ihre Entwicklung verfolgt. Er schreibt darüber (in der Einleitung zu seiner dänischen Uebersetzung der Predigtsammlung von Ragaz) Folgendes:

„Es hat mir außerordentliche Freude verursacht, mit dieser neuen Richtung im kirchlichen und sozialen Leben in Verbindung zu kommen und mit der Verkündigung bekannt zu werden, auf die ich hier zu Lande über 20 Jahre lang vergeblich gewartet habe. Das, worauf ich in meinem Buch über die freie Konkurrenz und der Sozialismus (1895), Abschnitt: Das Christentum und die soziale Bewegung, nur kurz und ärmlich hinwies, ist hier zu reicher und vollkommener Entfaltung gekommen. Damals wandte ich mich mit folgender Anklage an die herrschende Theologie und Kirchlichkeit: sie setze die Form über den Inhalt, den Buchstaben über den Geist, die Lehre über das Leben. Diese Anklage muß ich auch weiterhin aufrecht erhalten. Die Verkündigung legt immer noch übertriebenen Nachdruck darauf, was die Menschen glauben, d. h. wie sie gedankenmäßig die göttlichen und erlösenden Tatsachen auffassen wollen. Man entfaltet einen so großen Eifer, das einzuschärfen, was doch im besten Fall nur gedankenmäßige Vorstellung von Gott ist, daß man nur allzu oft das Leben mit Gott geradezu ertötet und das weit wichtigere ausschließt: die Erkenntnis nämlich, wie wir am besten Mitarbeiter Gottes, tüchtige Arbeiter in seinem wahren Weinberge, der Welt, die zum Himmelreich auf Erden umgebildet werden soll, werden können. Es fehlt uns, was wir doch so nötig haben, ein Zeugnis des Glaubens, das sich äußert in Zutrauen zum lebendigen Gott, des Glaubens, der in Unabhängigkeit von allen Formen des Gedankens seine eigene, selbständige Tragkraft besitzt. Es fehlt uns Klarheit darüber, was die Menschen tun sollen, wie sie arbeiten sollen, um das Reich Gottes in der Welt zu fördern. Es fehlt uns auch der Ansporn dazu.

Mit dem Nachdruck, der auf die Auffassung von Gott gelegt wird, macht man das Christentum zu einer Lehre, die ein schweres Joch auf die Schultern der Menschen legt, weil sie in wachsender Anzahl und in immer höherem Maße nicht

imstande sind, in den aufgestellten, gedanklichen Lehrformen die Wahrheit zu erkennen. Aber glücklicherweise ist das Christentum weder Lehre, Joch noch Bürde, sondern eine lebendige Quelle von Licht, Kraft und Wärme, mit dem Vermögen, die Seelen mit Stärke, Freudigkeit und ewiger Lebenshoffnung zu erfüllen. Ich muß deshalb auch weiterhin, wie in meiner erwähnten Schrift von 1895, als erste Bedingung für jeglichen geistigen und kulturellen Fortschritt eine religiöse Erneuerung postulieren, eine Erneuerung, der zufolge wir im christlichen Leben den Inhalt über die Form, den Geist über den Buchstaben, das Leben über die Lehre setzen. Unser Erlöser Jesus Christus hat selbst bekräftigt, daß Gott Geist ist und daß er nicht in dieser oder jener bestimmten Form verehrt, sondern in Geist und Wahrheit angebetet werden soll."

Linderberg ist kein Theologe. Er ist Direktor des sozialen Sekretariates in Kopenhagen, mit dem eine Bibliothek verbunden ist und welches die Aufgabe hat, über die soziale Bewegung historische, prinzipielle und praktische Belehrung zu erteilen und Aufklärung zu schaffen, und zwar unabhängig von den politischen Parteien. Daneben wirkt er als freier Schriftsteller.

Der Aufsatz, den wir im Folgenden abdrucken, stammt aus dem Jahre 1894. Er wird unsere Leser besonders als Beweis dafür interessieren, wie heute allüberall in der Christenheit das Problem, das auch uns vor allem anliegt, die Herzen und Köpfe in Anspruch nimmt.

* * *

Es ist mit Jesus gegangen wie prophezeit wurde, als er zum ersten mal in den Tempel eingeführt wurde: er ist ein Zeichen gewesen, dem widersprochen wurde.

Viele Arbeiter betrachten ihn als den ersten Sozialisten; viele reiche Leute sehen in ihm den besten Polizeidirektor.

Wer hat Recht?

Diese Frage hat die allergrößte und folgenschwerste Bedeutung. Wenn Jesus mit Recht als Polizeidirektor der kapitalistischen Gesellschaft benutzt werden kann, dann ist es wohlbegründet, daß die Arbeiter sich von ihm lossagen. Wenn er in erster Linie aber wirklich ein Freund der Armen ist, dann ist es Sünde sowohl gegen ihn als gegen uns selbst, ihn gleichsam den Händen der Kapitalisten zu überlassen.

Versuchen wir jetzt zur Klarheit darüber zu kommen, was Jesus eigentlich war.

Machen wir gleich ein Geständnis: Jesus war nicht Sozialist und konnte es nicht sein.

Erstens lag das Problem des Sozialismus zur Zeit Jesu gar nicht vor. Diese Frage ist ja doch erst im letzten Jahrhundert aufgekommen.

Der Sozialismus ist ja nicht ein Name für ein Suchen nach Gerechtigkeit ins Blaue hinein. Der Sozialismus ist der Name einer Lehre, welche eine bestimmte Erklärung für die Entwicklung der Gesellschaft gibt, der Name einer Bewegung, welche die Gesellschaft auf eine bestimmte Weise zu ordnen verlangt. In Gegensatz zu der freien Konkurrenz verlangt der Sozialismus die Organisation der Arbeit, den Gemeinbesitz von Boden und Produktionsmitteln.

Diese Lehre des Sozialismus war für Jesus Christus etwas vollständig Unbekanntes. Die Forderung der Gemeinschaft von Grund und Produktionsmitteln war nicht auf der Tagesordnung der Epoche

Jesu. Schon deswegen konnte er zum Sozialismus nicht Stellung nehmen. Aber selbst dann, wenn die Frage des Sozialismus zu seiner Zeit ebenso aktuell als jetzt gewesen wäre, würde Jesus dazu nicht Stellung genommen haben.

Was Jesus beabsichtigte, war nämlich etwas, das zu allen Zeiten und für alle Völker gelten konnte. Wäre er für eine bestimmte Form der Gesellschaft eingetreten, so wären seine Anhänger zu allen Zeiten verpflichtet, diese bestimmte Form aufrecht zu halten und zu verteidigen. Nun aber liegt die Sache so (was niemand besser als die Sozialisten verstehen), daß die Formen der Gesellschaft nach den Entwicklungsgesetzen der Geschichte und den Lebensforderungen der verschiedenen Zeiten wechseln müssen. Wenn Jesus deshalb eine Vorschrift für oder eine Anweisung auf eine bestimmte Form der Gesellschaft gegeben hätte, so wäre er damit für etwas eingetreten, was früher oder später — selbst wenn es im Augenblick praktisch gewesen wäre — die Wirkung gehabt hätte, das Leben zu ersticken und somit die Gesellschaft zu versteinern.

Solches lag ihm aber sehr fern, ihm, der als Heiland der Welt hervortrat. Er wollte gerade das Umgekehrte: das Leben befreien, so daß es unter allen äußeren Formen alle die reichen Möglichkeiten, welche es in sich birgt, entfalten könnte.

Insofern müssen wir denjenigen Recht geben, welche bestreiten, daß Jesus Sozialist war. Wenn wir unter Sozialismus nicht etwas ganz Fließendes und Allgemeines verstehen, sondern jene bestimmte Ordnung der Gesellschaft, welche im Gemeinbesitz des Bodens und der Produktivmittel besteht, dann war Jesus nicht Sozialist und konnte es nicht sein.

Wird er aber deshalb zu einem konservativen Polizeidirektor?

Allerdings nicht. Diejenigen, die ihn dazu zu machen versuchen, haben noch größeres Unrecht als diejenigen, die ihn zum Sozialisten zu machen wünschen.

Jesus Christus ist als die stärkste revolutionäre Kraft aufgetreten, die je auf den Schauplatz der Geschichte getreten ist.

Er war weder Politiker noch Nationalökonom und konnte es infolge seiner Stellung nicht sein, indem die Politik und die Nationalökonomie nur auf die Formen der Gesellschaft gehen.

Jesus Christus zielte aber weit tiefer als auf die Formen. Er wollte zu dem Leben vordringen, welches den Formen Inhalt gibt und sie unter allem Wechsel der Verhältnisse trägt.

Wenn wir aber davon absehen, daß Jesus als göttlicher Erlöser in erster Linie ewiges Leben in der Menschenwelt entbunden hat, können wir sagen: er war ein sittlicher Reformator. Nun ruhen alle politischen und ökonomischen Formen auf gewissen sittlichen Grundsätzen. Es gibt besondere und bestimmte sittliche Grundsätze, von welchen aus wir beurteilen, ob jene Formen berechtigt sind, oder ob andere neue Formen vorzuziehen wären.

Diese sittlichen Grundsätze waren es, welche Jesus reformieren wollte. Der herrschenden Betrachtung: „Auge um Auge, Zahn um Zahn“ stellte er das Gebot gegenüber, seine Feinde zu lieben. Im Gegensatz zu dem gewöhnlichen Schwören und Fluchen befiehlt er seinen Nachfolgern, gar nicht zu schwören. Den herrschenden Vorstellungen von Herren und Sklaven begegnete er mit der Forderung, daß der, welcher groß zu sein wünscht, diese Größe im Dienste seines Nächsten erlangen muß. Den herrschenden nationalen und sozialen Kasten und Klassen setzte er das Gebot der Bruderschaft zwischen allen Menschen entgegen. Kurz gesagt: Jesus hat neue Grundsätze der Liebe und Gerechtigkeit in die Welt gebracht, und allen, welche seine Jünger werden wollten, hat er die Kraft versprochen, ein Leben reich an Früchten der Liebe und der Gerechtigkeit leben zu können.

Jesus hat also das sittliche Leben reformiert. In dem Maße, als seine Anhänger eine schärfere Erkenntnis darüber gewannen, was Recht und was Unrecht war, und ihre Herzen sich nach besserer Gerechtigkeit dem Mitmenschen gegenüber sehnten, mußten sie selbstverständlich auch in Kampf mit diesen Formen geraten, welche die sittlichen Grundsätze Jesu verletzten und die Herrschaft der Gerechtigkeit unmöglich machten.

So wirkten denn die Gedanken Jesu den vorhandenen bürgerlichen Gesellschaften gegenüber revolutionär. Und so wirken die Gedanken Jesu auch heutzutage.

Wenn der Konkurrenzkampf und all' das damit verbundene Unrecht eine solche Macht, wie in unserem Jahrhundert, erreicht haben, dann ist das ein schmerzliches Zeugnis dafür, daß die Gerechtigkeitsgedanken Jesu bei den Menschen unseres Jahrhunderts bis heute sehr wenig Eingang gehabt haben.

Als Jesus in der Welt hervortrat, sammelte sich eine Schar von Männern und Frauen, welche das Leben wagten, um die Gerechtigkeit auf Erden zu verbreiten. Dasselbe wird sich überall, wo die Liebe zu Jesus Christus wirklich durchzudringen vermag, wiederholen.

Der Reformator aus Nazareth war nicht Sozialist. Nein, aber wie niemand früher oder später war er der Freund der Armen, der Vertreter der Liebe, der Kämpfer um Gerechtigkeit. Die, welche ihm wahrhaftig nachzufolgen wünschen, müssen denn auch in ihrem persönlichen Leben, in ihrer politischen Gemeinschaft, als Bürger und als Nationalökonom, dafür wirken, daß die Grundsätze der Gerechtigkeit in der Gesellschaft unserer Zeit zur Anerkennung gelangen. Wenn wir denn glauben dürfen, daß der Sozialismus Formen der Gesellschaft schaffen wolle, welche den Erfordernissen der Gerechtigkeit entsprechen, dann erwarten wir auch, daß wir jetzt und späterhin einige der besten Soldaten der Armee des Sozialismus aus den Reihen erhalten, welche in Ernst und Wahrheit als Jünger Jesu Christi leben und arbeiten wollen.

Denn wahr ist es, was der Nationalökonom Emile de Laveleye

sagt: „Es gibt eine Form der Gesellschaft, die die beste ist. Gott kennt und will sie. Die Schuldigkeit der Menschen ist es, sie zu suchen und zu realisieren.“

Von allen Menschen haben aber die Jünger Christi weitaus die größten Verpflichtungen. Fernando Linderberg, Kopenhagen.

---

# Professor Ostwald und die energetischen Grundlagen der Kulturwissenschaft.

## I.

Im November 1909 fand in München ein Vortrag über die Bedeutung der Wissenschaft als Erscheinungsform der Kultur statt. Ein Bericht teilte darüber u. a. mit, der Vortragende habe im ruhigen, verbindlichen Tone eines versöhnlichen Gemütes gesprochen, was er aber gesagt, sei Revolution gewesen: „Das merkte man deutlich in der Wirkung auf die Zuhörer. Ein Teil klatschte lebhaft, ein Teil ging innerlich erregt, voll des Widerspruchs und der Ungläubigkeit von dannen. Sie mochten einen akademischen Vortrag erwartet haben und hörten Worte, die an die Wurzeln unseres praktischen Kulturlebens griffen.“ Der Vortrag begann, wie es ferner hieß, ganz unverfänglich mit einem Lob der Wissenschaft als der höchsten und feinsten Blüte der Kultur und legte dar, „daß die Wissenschaft allgemein menschlich wie nichts anderes sei, keine nationale Grenze kenne, daß sie allein im steten Fortschritt der Zeit sich nur steigern und verbreitern könne“; als jüngstes Kulturorgan stehe sie über Religion, Staat und Kunst.

Lag hierin etwas Aufsehenerregendes? Kaum. An rühmendes Hervorheben des exklusiven Charakters der Wissenschaft durch deren eigene Vertreter ist man längst gewöhnt. Das Revolutionierende jenes Vortrags lag anderswo und zwar darin, daß nur die Wissenschaft als lebensberechtigt erklärt wurde, deren Resultate „eine Perspektive ins praktische Leben ergeben“; daß nur die Wissenschaft gelten gelassen wurde, die wie die alttestamentlichen Propheten das Zukünftige vorhersage; mit einem Wort, nur die Wissenschaft erfülle ihre ideale Aufgabe, die sich für die Menschheit betätige. Diese Sätze gipfelten in der Anklage: „30—40 % der Professoren an unsern Universitäten treiben eine perspektivlose Wissenschaft, die, weil sie auf keine soziale Wirkung ausgehe, nicht Vollwert besitze.“ Dies sei auch nicht verwunderlich, denn der gegenwärtige Gymnasialbetrieb bilde längst nicht mehr die zeitgemäße Vorstufe des Hochschulstudiums, sonst könnte es nicht geschehen, „daß die bestrezensierten Schüler es meistens zu nichts Hervorragendem brächten, und daß umgekehrt alle die, die wirklich in der

Wissenschaft etwas Schöpferisches geleistet haben, sogenannte schlechte Schüler gewesen seien."

Daß solche Thesen Aufruhr erregten, an Ketzerei gemahnten, begreift sich. Was noch mehr ins Gewicht fiel, war die Person des Vortragenden. Bei Fragen von solcher Tragweite kommt es nicht bloß darauf an, was gesagt wird, sondern wer es sagt. Hier war es kein anderer als der Leipziger Geheimrat Professor Dr. Wilhelm Ostwald, der auf seinem Spezialgebiet der physikalischen Chemie als Autorität gilt, auf allgemein wissenschaftlichem Gebiet als naturphilosophischer Begründer der neuesten sogenannten energetischen Weltanschauung sich einen großen Namen erworben hat und seit kurzem zu den Mitgliedern des Pariser internationalen Instituts für Soziologie sowie zu den Nobelpreisträgern zählt. Jedenfalls ist Ostwald einer der tätigsten und umfassendsten wissenschaftlichen Geister unserer Zeit. Insbesondere tritt er in Wort und Schrift für zusammenfassendes Ueberblicken der verschiedenen Wissenschaftskreise im Sinn vereinfachender Förderung des gesamten Wissenschaftskomplexes ein.

Mit dem mächtigen Anwachsen der Wissenschaft hat sich als immer mehr beklagte Begleiterscheinung ein Auseinanderfallen der verschiedenen Wissenschaften bis zu deren völligen Trennung, ja Gegensätzlichkeit fühlbar gemacht. Wohl dehnte sich in der Neuzeit die universitas litterarum durch Eröffnen immer neuer Wissenschaftsgebiete in ungeahnter Weise aus, aber die Beherrschung derselben oder wenigstens der zusammenfassende Ueberblick über dieselben schien seit den Zeiten eines Leibniz, Albrecht von Haller, Lotze und Helmholz in immer größere Ferne gerückt. Hier sucht, wie erwähnt, Ostwald Abhilfe zu schaffen, die Wissenschaften aus ihrer Zersplitterung herauszubringen und durch Hervorheben gemeinsamer Normen und Methoden einander wieder zu nähern.

In diesem Streben nach wissenschaftlicher Vereinfachung steht Ostwald nicht allein. Auf medizinischem Gebiet hat eine der größten zeitgenössischen Autoritäten erklärt, die Fortschritte der Medizin bestünden im Wesentlichen in Vereinfachungen der Methoden und Applikationen. Und einer der bedeutendsten neuzeitlichen Juristen verdankt seine Berühmtheit dem Umstand, daß er eine ganze Menge juristischen Wissenschaftsmaterials, das durch Jahrhunderte mitgeschleppt worden war, als überflüssigen Ballast ein für alle Mal im Sinn der Vereinfachung und leichtern, erfolgreichern Bewältigung wissenschaftlicher Aufgaben aus der Jurisprudenz ausschied.

Was Einzelne auf ihrem Spezialgebiet tun, erstrebt Ostwald für das Gesamtgebiet der Wissenschaft, die in letzter Linie dem Leben zu gute kommen soll. Darin liegt sein Verdienst, daß er hinsichtlich des Postulates einer möglichsten Annäherung und Zusammenfassung der verschiedenen Wissenschaften nach ihren Hauptpunkten nicht bei einem quietistisch-resignierten „Man sollte" stehen bleibt, sondern einen energischen praktischen Vorstoß wagt in der Weise, daß er die verschiedenen

Wissenschaften in einer einzigen kulminieren läßt, die er in Ermanglung eines bessern Namens Kulturologie nennen möchte; anders ausgedrückt: die wissenschaftliche Bearbeitung der verschiedenen Lebensgebiete schließt sich ihm in der Kulturwissenschaft zusammen, und zwar faßt er diese weniger im allgemein historischen als im sozialontologischen, gesellschaftshumanen Sinn auf: Kulturwissenschaft ist nicht so sehr Darstellung der gewordenen und Konstatierung der vorhandenen, als vielmehr Weiterbildung der gegenwärtigen und Anbahnung der künftigen Kultur.

Kommt dies nicht auf dasselbe hinaus, was schon der Franzose Auguste Comte, der Begründer des Positivismus, anstrebte, als er die verschiedenen Wissenschaften Mathematik, Astronomie, Physik, Chemie, Biologie und Psychologie in eine oberste Wissenschaft, Soziologie, Gesellschaftswissenschaft mit dem Grundsatz savoir pour prévoir zusammenfaßte? Ostwald ist nicht ein deutscher Auguste Comte, er geht seine eigenen Wege und hat eine andere Auffassung derselben Sache. Der von der Soziologie studierte Vorgang der Vergesellschaftung erscheint ihm nicht wie Comte „nur als eines der Mittel, deren sich die Menschen zur Erreichung ihrer allgemeinen Zwecke bedienen“; es ist Ostwald um diese Zwecke selbst zu tun; sie sammelt er unter dem Namen Kultur und weist deren Studium, resp. Realisierung, der Kulturwissenschaft zu. Die Gedanken und Vorschläge bezüglich dieser universal-human-sozialen Wissenschaft finden sich niedergelegt in dem Werk: „Energetische Grundlagen der Kulturwissenschaft“, das als Band XVI der philosophisch-soziologischen Bücherei im Verlag von Dr. Werner Klinkhardt in Leipzig 1909 erschienen ist. Da diese Schrift auch die Basis des revolutionierenden Münchnervortrages bildet, in welchem alttestamentliche Propheten und moderne Professoren in Parallele gestellt wurden, verdient sie die Beachtung der Leser der Blätter für religiöse Arbeit, umsomehr als bereits im Oktoberheft 1909 der „Neuen Wege“ aus Anlaß des Berner Soziologenkongresses darauf hingewiesen wurde.

II.

Die „Energetischen Grundlagen der Kulturwissenschaft“ zerfallen in 13 Vorlesungen über: die Arbeit; das Güteverhältnis; die rohen Energien; die Lebewesen; der Mensch; die Beherrschung fremder Energien; Ueberwindung von Raum und Zeit; die Vergesellschaftung; die Sprache; Recht und Strafe; Wert und Tausch; der Staat und seine Gewalt; die Wissenschaft. Schon diese Ueberschriften geben eine Idee von der Fülle der darin berührten Fragen, deren nähere Besprechung den einschlägigen Fachschriften zukommt, während wir uns beschränken, einige der wichtigsten Gesichtspunkte herauszuheben.

In der Wissenschaft ist es lange Zeit üblich gewesen, die Welt als aus Materie und Kraft bestehend anzusehen, was faktisch auf

einen Dualismus hinauskam und mehr und mehr für die Welterklärung nicht mehr ausreichte. Deshalb vereinigt Ostwald diese beiden Wesenheiten, wie er Materie und Kraft nennt, in dem einheitlichen allgemeinern Begriff der Energie, wobei er betont, daß es sich da „nicht etwa um ein neues metaphysisches Wesen, sondern um einen regelmäßigen geistigen Fortschritt handelt, etwa wie er erfolgte, als man verschiedene Begriffe, wie Löwe, Pferd, Fisch und Mücke unter den des Tieres gebracht hat.“ „Wir kennen keine wirklichen Dinge, die nicht unter den Begriff der Energie fallen. — Es läßt sich erkennen, daß wirklich alles, was wir von der Außenwelt wissen, in Gestalt irgend einer Art Energie zu uns gelangt. — Alle Dinge und Geschehnisse dieser Welt kann man energetisch ausdrücken. — Alles Geschehen besteht in einer Energieumwandlung.“ Deshalb möchte Ostwald direkt „die Energie als eine Substanz“ angesehen wissen. Die Daseinswelt erscheint ihm als ein einziges großes Energiefeld und steht unter dem einen allgemeinen energetischen Grundgesetz, daß die Energie weder vermehrt noch vermindert werden kann, daß sie sich aber umwandeln läßt, wobei es darauf ankommt, die in der Welt vorhandenen Energien möglichst zu effektuieren und das Güteverhältnis ihrer Umwandlung in nutzbare Energie möglichst günstig zu gestalten.

Diese energetische Betrachtungsweise, die in den Naturwissenschaften sich überaus folgenreich und fördernd erwiesen hat, wird nun auf den umfassenden Kreis des Kulturlebens, auf die gesamtmenschlichen Einrichtungen von Technik, Wissenschaft, Volkswirtschaft übertragen. Wie die Fortschritte der Naturwissenschaften darin bestehen, stets neue Formen, Verbindungen, Umwandlungen der Energie zu bewirken — man denke an die Verwertung von Kohle, Wasser, Luft, Sonnenlicht, an die mechanischen, elektrischen, magnetischen, chemischen Energiearten — so sucht die Kulturwissenschaft, vorab im sozialen und für das soziale Leben der Menschheit, fortwährend neue fruchtbare Energieumwandlungen aufzufinden und durchzusetzen. Hierin unterscheidet sich die energetische Betrachtungsweise Ostwalds deutlich von der organisch-soziologischen Methode eines Comte, Schäffle, Spencer, welche die Gesellschaft als einen aus sozialen Zellen, Geweben, Organen, Funktionen bestehenden Organismus auffaßten.

Ein gewichtiger Einwand wird sich hier erheben. Urphänomen alles Geschehens ist Energieumwandlung im Sinne von Nutzbarmachung. Hat dies nicht Aehnlichkeit mit jener Weltanschauung, die in ziemlich schlechtem Ruf steht, mit dem Utilitarismus, welcher alles nur auf die Nützlichkeit hin einstellt, nach dem Maßstab des banalen Nutzens bemißt und wertet? Ostwald gibt hierauf selbst die treffendste Antwort: „Alle Energie hat ihren Beruf verfehlt, die nicht unmittelbar für positive Lebenszwecke benützt wird.“ Die energetische Weltbetrachtung trägt einen intensiv ethischen Charakter, weil alle durch Menschen und für Menschen geschehende Umwandlung von Rohenergie in Nutzenergie im Sinn der Veredlung der Menschheit zur Besser-

gestaltung aller Beziehungen und Verhältnisse des Lebens gemeint ist. Ohne Opfer geschehen freilich, das anerkennt auch Ostwald, keine positiven Fortschritte; aber alle die vergeblichen Anstrengungen und fruchtlosen Opfer, die vielfach aufgewendet werden, können erspart bleiben. Jeder Fortschritt der Zukunft soll nur mit dem Energieaufwand bestritten werden, der unbedingt dazu nötig ist; Widerstände, Kämpfe, Gewaltmittel kommen mehr und mehr in Wegfall.

Von da aus erscheinen die Errungenschaften unserer vielgepriesenen gegenwärtigen Kultur ganz unvollkommen und verschwindend klein gegenüber dem, was noch zu leisten ist. Beim Lesen der Ostwaldschen Schrift fühlt man sich an verschiedenen Stellen veranlaßt, auszurufen: unsere Zeit steckt ja noch völlig in den Kinderschuhen und ist in manchen wichtigen Menschheitsfragen noch total rückständig, so daß man eine wahrhafte Sehnsucht bekommt nach der Zeit, von welcher der Leipziger Energet sagt: „Auch ist es nicht unwahrscheinlich, daß künftig einmal die Menschheit einen Genuß darin finden wird, mit geringem Energieverbrauch ein anmutiges Dasein zu führen und die rohe Energiefresserei des gegenwärtigen Lebens wie eine beklagenswerte Barbarei anzusehen“.

Durch die Anwendung der energetischen Methode treten schwierige Probleme in eine ganz veränderte Beleuchtung, z. B. die Frage der Uebervölkerung der Erde. Wächst mit dem mächtigen Zunehmen der germanischen Rasse, angesichts der Fruchtbarkeit der slavischen Rasse und der Ausdehnung der gelben Rassen nicht die Gefahr, daß die terrestrischen Existenzmittel schließlich nicht mehr ausreichen? Durchaus nicht, sagt Ostwald. Was die gegenwärtige Menschheit von den in der Welt vorhandenen Energien der Stoffe und Kräfte zu ihrem Unterhalt benützt, ist äußerst klein. Die Angst vor der Uebervölkerung der Erde „ist ein Denkfehler, wie wenn man aus dem täglichen Nahrungsbedarf des Kindes den Schluß ziehen wollte, daß es später als Erwachsener verhungern muß, da die jetzt von ihm aufgenommenen Mengen sicher nicht reichen würden, um den Erwachsenen bei Kräften zu erhalten. Die spätere Menschheit wird eben die Mittel entwickeln, einen ihrem Bedarf entsprechenden größern Anteil der jährlichen Energieeinnahme nutzbar zu machen“.

Eine nicht weniger optimistische Beurteilung erfahren die staatsrechtlichen Beziehungen der Nationen. Wir schauen mit Abscheu auf die mittelalterliche Zeit des rohen Faustrechts zurück und die Zukunft wird mit demselben Schaudern auf die Zeit des 19. Jahrhunderts blicken, in der internationale Zwistigkeiten noch durch greuelvolle Kriege Schlichtung fanden. Die sonst in Form von Gewalttätigkeiten aufgewendeten Energien wandeln sich inskünftig um in Energien in Form von finanziellen Entschädigungen und sachlichen Verhandlungen, wodurch jeder streitende Teil zu seinem Recht gelangt.

Die Menschheit ist dazu da, nicht um sich zu bekämpfen, sondern zu fördern, in gemeinsamen Verkehr zu treten. Ein Haupthindernis

hierbei bildet die Sprachenvielheit, überhaupt das Sprachproblem. Die vorhandenen Sprachen sind in sich sehr unvollkommen und die bisherigen Versuche zur Schaffung einer Weltsprache scheiterten. Aber so gut ein lenkbares Luftschiff trotz aller Zweifel, Fehlschläge, theoretisch und praktisch unüberwindlich geltender Hindernisse zustande kam, steht auch eine Universalsprache durchaus im Bereich der Möglichkeit. Die Energien, die sonst auf das Erlernen von fremden Sprachen verwendet werden mußten, konzentrieren sich dann auf die Aneignung der einen von Unvollkommenheiten befreiten Gesamtsprache, welche die Geistesschätze aller Zeiten und Völker leicht zugänglich macht.

Diese wenigen Illustrationen reichen hin, das Ziel der energetischen Kulturologie zu charakterisieren: Ersparnis von Energie einerseits, bessere Ausnützung derselben andererseits; Verbesserung der Methoden auf den einzelnen Wissenschaftsgebieten; Ausgleichung der Existenzbedingungen auf dem sozialen Lebensgebiet; Zusammenschluß der Menschheit im Sinne gerechter Ordnung und ethischer Solidarität. Diese weitreichenden Perspektiven werden auf keinen Leser der „energetischen Grundlagen“ ohne Eindruck bleiben.

Angesichts dieser großzügigen Grundanschauung treten sachliche Bedenken gegenüber der energetischen Kulturwissenschaft etwas, doch nicht ganz zurück.

Von seiten der philosophischen Erkenntnistheorie darf eingewendet werden: die Energie geradezu als Substanz proklamieren, wie Ostwald es tut, greife, auch wenn er es nicht Wort haben wolle, in die Metaphysik hinüber, bedeute einen erkenntnistheoretischen Dogmatismus, der bei einem Vertreter der Freiheit des Denkens auffalle; für seine Person sei es Ostwald selbstverständlich unbenommen, dies zu tun; aber die Wissenschaft als solche auf das Dogma der Energiesubstanz verpflichten wollen, gehe zu weit, da nach Aussage eines Mannes vom Fach wissenschaftliche Systeme, Theorien, Anschauungen, Hypothesen gewöhnlich höchstens 30, manchmal kaum 10 Jahre sich behaupten können, weil beständig Weiterbildungen eintreten. Dogmatismus ist Dogmatismus, auch wenn er das weite, elastische Gewand des Energetismus trägt. Es könnte sich am Verfasser der „energetischen Grundlagen“ das derbe, aber nicht unrichtige Wort bestätigen: „Nie begibt sich ein Forscher ungestraft vom Gebiet der exakten Wissenschaft auf das lockende, aber unsichere Gebiet der Naturphilosophie; noch jeder Naturphilosoph ist bei irgend welchem Dogmatismus, bei etwelcher abstrakter Spekulation gelandet; die Katze läßt vom Mausen nicht!“

Auch von der logischen Seite betrachtet steht die energetische Kulturologie nicht ganz einwandfrei da. Ostwald faßt die Energie bald auf als Substanz, bald als bloßen Begriff, bald als Form, Kraft, als Realität und als bloße Erscheinung, als Sein, Werden, Geschehen, als Verhältnis, Zustand, Veränderung; selbst die Kategorie der Kausalität ersetzt er durch die Energie, die solchermaßen ziemlich als Mädchen für Alles herhalten muß. Dazu zerfällt die einheitliche Energiesubstanz

bald und oft genug in eine Art Dualismus von roher und nutzbarer, unfreier und freier Energie. Das alte philosophische Problem der Anwendbarkeit vom bloßen Begriffen auf die konkrete Seinswelt nimmt eine verschärfte Form an. Löwen und Mücken, Pferde und Fische sind alles Tiere und lassen sich ohne weiteres unter den Kollektivbegriff Tier einordnen. Materie und Kraft dagegen sind zwei disparate Wesenheiten — eine Maschine ist nie dasselbe wie die sie bewegende Kraft —, die sich je nachdem unter gar keinen oder unter sehr verschiedene Allgemeinbegriffe subsummieren lassen. Es zeigt sich da wieder die Unzulänglichkeit menschlicher Sprach- und philosophischer Ausdrucksmittel. Das Faustwort „Denn eben wo Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein“, hat auch seine Ausnahmen. Wenn die kommende Weltsprache hierin Besserung bringt, heißen wir sie um so mehr willkommen.

Wie gesagt, treten diese in der Sache selbst begründeten Schwierigkeiten, die wir namhaft zu machen uns erlaubten, zurück gegenüber dem Gesamteindruck der Ostwaldschen Schrift, der durch seine Gegenwartsfrische und Zukunftsfreudigkeit ebenso anziehend wie wohltuend berührt. Je nachdem wird jemand sogar sagen, die „Energetischen Grundlagen der Kulturwissenschaft“ bildeten gewissermaßen den modernsten Kommentar zu den Worten „Kaufet die Zeit aus. Was ihr wollt, daß die Leute euch tun, das tut auch ihr ihnen!“

Haben die Münchner ob dem Parallelismus von alttestamentarischen Propheten und modernen Professoren innerlich und äußerlich den Kopf geschüttelt, so wird Professor Ostwald trotz alledem im deuterojesajanischen Prophetenspruch:

> Man soll keine Frevel mehr hören in deinem Land, noch Schaden oder Verderben in deinen Grenzen

den Ausdruck energetischer, weltumspannender Gesinnungsverwandtschaft erkennen und mit ihm als Förderer veredelnder Kultur wollen wir uns all des Großen und Guten freuen, das die Erdenwelt noch sehen wird.

Dr. A. Meyer-Steinmann, Bechigen.

---

# Ein bemerkenswertes Buch.

Im letzten Oktober erschien im Verlag von Alex. Köhler in Dresden ein Buch: Helmut Harringa, eine Geschichte aus unserer Zeit von Hermann Popert, für's deutsche Volk herausgegeben vom Dürerbunde, das verdient, in den „Neuen Wegen“ besprochen zu werden. Dieses Buch ist in gewissem Sinne ein Zeichen der Zeit. Denn es ist bedeutungsvoll, daß eine Kulturgesellschaft, wie der Dürerbund eine ist, herausgewachsen zunächst aus rein ästhetischen Bedürfnissen, ein Buch herausgibt, welches nichts anderes ist, als eine energische Aufforderung zum Kampf gegen den Alkoholismus. Bei

uns in der Schweiz wäre ein solches Unternehmen zur Zeit noch undenkbar. Ganz abgesehen davon, daß wir wohl kaum imstande wären, einen dem Dürerbund entsprechenden Verband hervorzubringen, sind unsere Kulturgesellschaften durchaus im engen Kreis alter Ziele und Anschauungen befangen und machen nach alten Rezepten in Weltverbesserung und Gemeinnützigkeit.

In „Helmut Harringa" aber weht ein freier, weiter Geist, ein Geist der Hoffnung und des Vertrauens. Man darf das Buch freilich nicht mit künstlerischen Prätentionen lesen: sein Stil mahnt stark ans Feuilleton und die Komposition des Buches ermangelt durchaus der innern Geschlossenheit und des festen Aufbaues. Dafür sind die einzelnen Kapitel, die ein jedes für sich eine abgeschlossene Episode erzählen, voll Leben und Anschaulichkeit und erheben sich nicht selten zu künstlerischer Kraft und Schönheit. Was aber dem Buch den Wert verleiht und ihm sicher einen anhaltenden und tiefgreifenden Erfolg sichert, das ist die Einheit einer neuen Orientierung, das sind die neuen Lebensziele, die in Helmut Harringa Fleisch geworden sind. Keine Spur von Utopie oder phantastischen Konstruktionen: Der Hamburger Richter Harringa ist ein Mann unserer Tage und unserer Welt und steht mit beiden Füßen in der Wirklichkeit drinnen. Aber er läßt dieses Leben zu sich sprechen, er erkennt die Zeichen der Zeit und wagt sich mutig an neue Aufgaben, vor allem an die Aufgabe der Trinkerrettung und des Kampfes gegen den Alkohol. Diese Entschlossenheit ergreift und reißt mit sich: ein klarer Kopf und ein warmes Herz, die nicht lange spintisieren oder sich entrüsten, sondern die tapfer zum Nächstliegenden, Selbstverständlichen greifen: zu einer neuen Lebensführung. Wir leiden ja alle an einer tastenden, abwägenden Vernünftelei, die nichts Entscheidendes und Großes wagt. Wie jämmerlich steht unsere „Kulturmenschheit" eben gerade dem Alkoholismus gegenüber: sie erforscht ihn; sie zerlegt und prüft ihn. Sie kennt seine Folgen. Sie baut Irren-, Kranken- und Zuchthäuser. Aber sie erhebt sich nicht gegen ihn und die sich gegen ihn wehren, nennt sie Fanatiker und Phantasten. Helmut Harringa ist nun aber gerade kein Phantast, sondern ein sehr klarer, kritischer Kopf. Wenn er trotzdem Guttempler wird, so wird er's um der innern Wahrhaftigkeit willen: er spürt, daß man nicht behaglich sein Gläschen trinken kann, wenn Tausende ringsum an eben diesem Gläschen zu Grunde gehen; oder wenn man's kann, dann ist etwas in uns tot; ich möchte beifügen: ist etwas in uns noch nicht zum Leben erwacht.

Das Buch gibt zu denken. Wie sind gerade diejenigen, welche den Namen Christi am stärksten für sich in Anspruch nehmen, wie sind unsere christlichen Kreise, unsere Pfarrer so gar nicht bereit, „wenn die Stunde kommt." Andern rufen sie das „Wachet und betet" zu; sie selber aber wachen nicht und erkennen die Zeichen der Zeit nicht. „Helmut Harringa" fußt nicht bewußt (obwohl unbewußt) auf christlicher Grundlage. Popert, der Verfasser, ist einer jener Rassengläubigen,

welche den Edelmenschen nur als Rassenprodukt kennen und gelten lassen. Aber in diesem heidnischen Gewand lebt sich ein feuriger Geist der Liebe zu Mensch und Menschenwert aus. Dieses Buch hätte geschrieben werden müssen von einem bewußten „Christen.“ Daß das nicht geschah, wirft ein grelles Licht auf unsere Kirchen: die Christen sind Heiden und die Heiden sind Christen geworden, möchte man sagen oder doch wieder einmal Paulus zu Worte kommen lassen: Was haben wir (Christen) für einen Vorteil? Gar keinen. Denn wir beweisen durch unser Verhalten, daß wir alle, Christen oder Heiden unter der Sünde sind. Alle sind wir abgewichen und untüchtig geworden: Keiner, der Gutes tue, auch nicht einer! Bader.

* * *

Den Ausführungen unseres Freundes Bader möchte ich noch einige Gedanken beifügen. Es ist zu erwarten, daß von dem Einen oder Andern gesagt wird: wenn ein Haupt-Abstinenz-Apostel dieses Buch empfiehlt, so macht mir das keinen Eindruck; das ist ja natürlich Wasser auf seine Mühle, und wenn es sich um diese Fragen handelt, so verliert ein Abstinent jegliches Urteil; er sieht ja nichts anderes mehr als Alkohol auf der einen und Abstinenz auf der andern Seite.

Deshalb möchte ich als einer, der sich im Kampf gegen den Alkohol keinen Namen gemacht hat, die Empfehlung des Buches energisch unterstreichen. Die zünftige Kritik wird es als Tendenzschrift abtun, und dem ästhetischen Philister kann man durch dieses Schlagwort ein kaltes Gruseln verursachen. Popert tut aber nichts anderes, als was jeder Künstler tut: er ist ein Mensch, der tiefer in die Wirklichkeit hinein und durch sie hindurchsieht und nun auch die Andern schauen läßt, was ihm zum Erlebnis geworden ist. Diese Tendenz verfolgt der Künstler von Berufs wegen. Tendenz im schlimmen Sinn ist erst da, wo er nicht mehr einfach die Welt durch seine Augen ansehen lehrt, sondern die Wirklichkeit entstellt und verfälscht. Nun gibt es aber immer Leute, welche das Unbequeme, das Stoßende nicht sehen wollen und den, der die Hülle mit Gewalt davon wegreißt, der Fälschung beschuldigen und als „Tendenzschriftsteller“ oder „Naturalist“ unmöglich machen. Es gehört nun eben zu Poperts Verdiensten, daß er dieses ästhetische Ketzergericht nicht gefürchtet und von dem nicht geschwiegen hat, was er zu sehen bekam.

Der Hamburger Richter Helmut Harringa wird teils in seinem Amt, teils durch seine gesellschaftlichen Beziehungen mit einer Reihe von Leuten bekannt, die in irgend einer Weise Opfer des Alkoholismus geworden sind. Man könnte nun sagen: wenn auch die einzelnen Fälle durchaus der Wirklichkeit entsprechen, ja eigentlich typische Fälle und nicht vereinzelte Ausnahmen sind, so liegt doch die Tendenz in ihrer Häufung. Da möchte ich aber einwenden, daß das eine häufige Erfahrung ist: wenn man auf eine Erscheinung aufmerksam geworden,

wenn das Auge darauf eingestellt ist, so sieht man sie plötzlich auf Schritt und Tritt, während man bisher blind dran vorüber ging; man erlebt alle Augenblicke die Bestätigung von Beobachtungen, die einem erst vor kurzem als etwas Neues aufgegangen sind. Und eben das ist es, was wir dem Helden des Romans nacherleben. Man könnte die Ueberschrift formulieren: Wie dem Helmut Harringa die Augen über die Alkoholnot aufgehen.

Zur näheren Charakteristik könnte man noch hinzufügen: wie es ihm aufgeht, daß der Alkoholismus nicht bloß ein individuelles Laster, sondern eine gesellschaftliche Macht ist. Darin liegt die große Bedeutung des Buches. Die Opfer des Alkohols, deren traurige Geschichte wir erleben, werden es eben nicht durch besondere Bosheit, unglückliche Veranlagung oder Charakterlosigkeit, sondern unter dem Druck ihres Milieus, dem Einfluß der gesellschaftlichen Sitte. Diese Seite der Sache wird ungeheuer wahr und packend zur Darstellung gebracht.

Daß das Buch keine Tendenzschrift im üblen Sinne ist, erkennt man daran, daß sich darüber streiten läßt, wo denn eigentlich seine Tendenz liegt. Es wäre gar nicht schwer, die These zu verfechten, der Roman sei das hohe Lied von der Würde des Charakters, welcher der Gewalt des Milieus die Treue gegen den Gott in der eigenen Brust entgegensetzt; der Kampf gegen den Alkoholismus sei einfach der Boden, auf dem uns das gezeigt werde, auf dem sich der Held als Charakter bewähre. Und die Abstinenz sei ihm deshalb wertvoll, weil sie eine Gelegenheit sei, den Widerstand gegen das Milieu und die Verantwortlichkeit für die Mitmenschen zu betätigen.

Sei dem nun wie ihm wolle, so rechne ich das zu den großen Vorzügen des Buches, daß es zwar einerseits die Gewalt des Milieus mit erschütternder Kraft darstellt, aber absolut frei ist von jenem Naturalismus, der uns mit hämischer Schadenfreude zuruft: „ihr vermögt nimmermehr etwas anderes zu werden, als was die Verhältnisse aus euch gemacht haben.“ Das ganze Pathos des Verfassers läßt sich in die Worte zusammenfassen: „Bleibe dir selbst treu, gehe deinen eigenen Weg, dem Milieu und seinen Vorurteilen, seinen Vorspiegelungen und Lockungen, seinem zornigen Geschrei zum Trotz! Du kannst, denn du sollst, und du sollst, denn du kannst.“ Der Alkoholismus ist ihm auch deshalb der Feind, weil er eine der Fesseln ist, welche die Entfaltung der freien Persönlichkeit hindern. Und das ist der Gewinn, den wir uns von dem Buche versprechen; wer es liest, wird sich wenigstens schämen, als Herdentier weiterzuvegetieren. Und auch das zeigt es: der Weg zur freien Persönlichkeit ist nicht das eitle Spiel der Selbstbespiegelung oder das Raffinement der Gefühlskultur, sondern einzig Dienst und Hingebung für eine große Sache.

Darum möchte ich auch auf den Schlußabschnitt der Besprechung von Bader zurückkommen. Es ist richtig, wir finden wenig bewußte Beziehung und Berufung auf Christus in dem Buche, und ich möchte mit keinem Worte abschwächen, was Bader über das Beschämende

dieser Tatsache sagt. Aber das unbewußte Christentum, das darin steckt, möchte ich doch recht herausheben. Ich empfinde den Geist, aus dem das Buch geboren ist, ungemein stark als christlich: Diesen Geist der Treue gegen das eigene Gewissen, der Furchtlosigkeit, der Verantwortlichkeit, und vor allem des starken Glaubens an den Sieg des Guten, aus dem der Held seinen entschlossenen Willen zum Guten schöpft. Es gibt in dem Buch auch Stellen, die ein bewußter Christ nicht schreiben würde. Aber ist es nicht das, was wir in letzter Zeit gelernt haben: vor allem danach zu fragen, ob durch einen Menschen, durch eine Bewegung, durch eine Tat die Sache Gottes gefördert wird, auch wenn nicht so viel „Religion" dabei ist? Und mit diesem Maßstab gemessen ist das Buch eine Tat, die wir nicht hoch genug einschätzen können.

R. Liechtenhan.

---

# Vor Uhdes Bildern.

Man erwarte nicht, daß ich den großen Meister, der vor kurzem für immer den Pinsel aus der Hand legte, an dieser Stelle ästhetisch würdige. Das entspräche weder dem Charakter dieser Zeitschrift, noch halte ich mich dazu für kompetent. Ich rede auch nicht von Uhdes Kunst schlechthin, sondern ich will nur den ganz persönlichen Eindruck wiedergeben, den Uhdes religiöse Bilder auf mich machen, den Inhalt, den ich aus ihnen herauslese, und der mich tieft ergreift. Meine Darlegungen machen nicht den Anspruch, die religiöse Kunst Uhdes erschöpfend zu behandeln; dazu fehlt mir die Vollständigkeit des Anschauungsmaterials.

In seinem Schaffen als religiöser Maler hat Fritz von Uhde neue Wege eingeschlagen, die ihn uns und der religiös-sozialen Bewegung nahe bringen. Wir wollen unserm Glauben an den historischen Jesus ein erhöhtes Wachstum geben zu dem lebendigen Jesus hin. Jesus lebt heute mitten unter uns und teilt unsere Nöte. Er — Gott offenbart sich in den großen sozialen Fragen und Kämpfen unserer Zeit, er steht mitten unter den breiten Massen der Schwachen und Bedrückten, die von der großen Frage der Zeit besonders berührt und bewegt werden.

Dieser lebendige Jesus, der unter uns steht, ist auch der Jesus der Uhdeschen Bilder. Es ist charakteristisch für den Künstler, daß alle seine Bilder das Werden und Leben des Heilandes behandeln; niemals nimmt er ein Motiv aus dem alten Testament, dessen nahezu rein historischer Wert ihm wohl nichts zu bieten hatte. Uhde wollte Leben darstellen; dieses Leben fand er in Jesu, der gestern und heute und in Ewigkeit immer die gleiche gewaltige Macht auf die Herzen ausübt. Jesus konnte dem Künstler nie zu einer bloßen, wenn auch der größten, geschichtlichen Persönlichkeit verknöchern. Er bleibt immer der lebendige Führer, der uns Menschen den Weg zum Vater weist.

Das kommt bei allen großen Gemälden Uhdes zum Ausdruck: beim „Abendmahl“, bei der „Bergpredigt“ mit den starken und doch demütigen Gestalten der Zuhörer, im entzückend intimen „Lasset die Kindlein zu mir kommen“ mit den wahr empfundenen Kindern, den vertrauenden und schüchternen, den zutraulichen und denen, die schon von heiliger Scheu und Ehrfurcht ergriffen sind, in den erschütternden und zugleich erhebenden „Jüngern in Emmaus“. Die heilige Osterstimmung: Der Herr ist auferstanden, liegt, wenn auch nur als Ahnung, auf den Jüngergestalten dieses Bildes und im Gesicht des einen sehen wir das göttliche Verwundern, dieses Brennen im Herzen, da er mit ihnen redet. Die Osterstimmung, die in diesem Bilde zu besonderem Ausdruck gelangt, gibt den Grundakkord für alle religiösen Bilder des Meisters. Der Osterglaube: Jesus lebt, lebt heute noch, der war es, der seinen Pinsel führte. Der ließ ihn seinen Jesus mitten unter das Volk unserer Zeit stellen.

Uhdes Bilder bedeuten aber für die Person des Künstlers mehr als gläubige Stimmung; sie charakterisieren sich als eine Glaubenstat, denn es gehörte Mut dazu, echter Mannesmut, die Menschen, die sich um Jesus scharen, gerade der Proletarierklasse zu entnehmen, um so mehr Mut, als seine ersten religiösen Bilder zeitlich mit der Periode des Sozialistengesetzes zusammenfielen, da man die bösen Sozialdemokraten in Deutschland haßte und den roten Kladderadatsch fürchtete. Die erste Wirkung seiner Bilder bestand in einer grenzenlosen Verblüffung. Ich selbst kann mich aus meiner Jugendzeit in Deutschland noch recht wohl an die Aufregung erinnern, die Uhdes Bilder auf den damaligen Ausstellungen hervorriefen. Die Einen — es waren nicht die schlimmsten — sahen in den Bildern eine Profanation des Heiligsten, die andern Oberflächlichen wandten sich ab mit wegwerfender Gebärde und spöttischem überlegenem Lachen: „der malt ja nur Strolche und Sozialdemokraten“. Es gehörte des Künstlers große sittliche Kraft dazu, seinen neuen Weg unbeirrt zu gehen. Es war zunächst ein Dornenweg für ihn, den Sprossen eines Adelsgeschlechtes, den ehemaligen Gardereiteroffizier, der nach glänzender gesellschaftlicher Vergangenheit sich durch seine Bilder förmlich deklassierte.

Neue Wege erscheinen den meisten Menschen zuerst ungangbar. Auch der neue Weg, den Uhde in der religiösen Kunst beschritt, mutete zunächst befremdlich an; seine Bilder waren so ganz anders als die, die man kannte; statt der frommen Stimmungsmache — Einfachheit und Schlichtheit, statt des schönen Faltenwurfes — grobe Arbeiterkittel und statt der himmelnden, innerlich unwahren Heiligen — Menschen, ganz „gewöhnliche“ Menschen, die in ihrem Aeußern nichts Anmutiges, nichts im landläufigen Sinne Schönes an sich hatten.

Prof. Ragaz sagt in einer seiner Predigten: „Jesus hat seine Jünger mit einem Adel geweiht, den zu sehen unsere Augen nur noch nicht hell genug sind.“ Es ist, wie wenn dieser Satz auch zum geistigen Eigentum Uhdes gehörte. Aeußerlich betrachtet, sind seine Jünger

Jesu — den Begriff Jünger im weitesten Sinne gefaßt — ganz gewöhnliche Menschen, den untersten Ständen angehörend und sich scheinbar in nichts von ihren Standesgenossen unterscheidend. Um den Adel, mit dem sie von Jesu geweiht sind, zu erkennen, dazu gehören helle Augen. Und diese hellen Augen, die durch die äußere Schale der Rauheit, der Dürftigkeit hindurch den edlen Kern der Gottnähe und Gottähnlichkeit erkennen, die gibt nur die Liebe, die Liebe zu den ärmsten Brüdern, wie sie vollkommen nur einer besessen hat: Jesus! Wir Menschen können wohl nur trachten, einen Teil davon zu besitzen. Uhde hat dieses Teil Liebe besessen, das beweisen uns eben seine seelenvollen Gestalten, die er gerade den Aermsten entnommen hat. Der Seelenadel leuchtet aus dem Gesicht des Jüngers in Emmaus, der dem Beschauer gegenüberstehend, von den Worten und Handlungen des Heilandes überwältigt wird, obwohl er ihn in dem Tischgenossen kaum erkennt, nur ahnend fühlt. — Auf dem Gemälde „Die Bergpredigt“ steht im Vordergrunde eine Frau — die Not der Welt, der Kampf mit dem Leben hat ihrem Antlitz einen Ausdruck stumpfer Resignation gegeben, und doch welche Durchgeistigung in der lauschenden Hingabe an die Worte des Heilands! Wir sehen es dem Gesicht an, daß der Heiland gerade vom Sorgen redet: „Darum sage ich euch: sorget nicht für euer Leben, was ihr essen und trinken werdet; auch nicht für euren Leib, was ihr anziehen werdet. Ist nicht das Leben mehr denn die Speise? und der Leib mehr denn die Kleidung?“ — Oder man sehe die schlichte ärmlich gekleidete Frau im Bilde: «Noli me tangere», und man sehe das Licht ihres Auges. Eine Welt von hingebendem Glauben liegt darin. So hat Uhde die in die Kniee gesunkene Maria Magdalena geschaut, und mit dem innern Ohre ihr Stammeln gehört: Rabbuni! Diese Maria Magdalena tritt uns so nahe, so menschlich nahe! Wir fühlen den ganzen gewaltigen Sturm mit, der ihr Herz erschüttert, und den weihevollen Frieden, den der Auferstandene über ihre Seele breitet.

Es ist überhaupt eine Stärke Uhdescher Bilder, daß uns der Mensch in ihnen nahe tritt, und auch die menschliche Seite in Jesu Natur. Durch alle göttliche Erhabenheit seines Antlitzes fühlen wir die menschliche Seite hindurch, die ihn uns zum Freund und Bruder macht. — Und alles, was das Menschenleben lieb und leid macht, das spricht aus seinen Menschen: das stille Glück im frommen Gebet, der wilde Schmerz des gebrochenen Herzens (Christus als Tröster), Not und Segen der Arbeit, Mühen und Hoffen des Weibes als Mutter. Damit wird Uhde, der uns in seinem Christus das „stille sanfte Sauseln“ als größte Gotteskraft verkörpert, auch zum Hohenpriester eines echten edlen Menschentums. Für dieses findet er den höchsten Ausdruck in seinem „Komm Herr Jesu sei unser Gast“ und vor allem in dem „Heiligen Abend.“ Um dieses Motiv hat Uhde gewaltig gerungen, immer wieder hat er eine andere Form dafür gewählt, es ist ihm ergreifend gelungen: da steht Maria als einfache Frau aus dem

Volke in der weiten Stille der hereinbrechenden Winternacht, während man die undeutliche Silhouette Josephs, der nach einem Obdach sucht, im Dunkel verschwinden sieht. Die ganze Last und Not der einsamen Frau, die ihrer schweren Stunde entgegensieht und noch nicht weiß, wo ihr Haupt hinlegen, spricht aus der müden Haltung, mit der sie sich an den schwachen, schwanken Zaun lehnt. Aber auch der Unterton der Hoffnung liegt darin, der Hoffnung auf das kommende Große! Welche Mutter könnte daran vorbeigehen ohne tiefes Mitgefühl und Verstehen für diese Maria? Und wer von uns, der Ehemann und Vater ist, wird nicht wieder die Angst solcher Stunden, das innere Schreien zu Gott aus tiefer Not fühlen?

Auf Uhdes Menschen liegt ein göttlicher Schimmer, es leuchtet aus den verarbeiteten Zügen dieser Proletarier ein Schein der Sonne Jesu: tiefe im Herzen wurzelnde Güte. „Sonnenschein ist nötig zum Gutsein." Und freudig stimme ich Ferdinand Avenarius zu, wenn er von Uhde sagt: „Dieser Mann, dem man in seinen Anfängen nichts lieber vorgeworfen hat, als er male Häßliche und Verbrecher, war wie kein anderer unter den Zeitgenossen seiner Kunst aus dem Verlangen des tiefsten Innern heraus, ein Sucher nach Schönheit und ein Sucher nach Güte. Man sah die Pfützen, er sah die Sonne darin." —

Wir aber dürfen uns dem Manne, der in seinen Werken so tief innerlichen Gottesglauben mit echter sozialer Gesinnung vereinigte, verbunden fühlen, und wollen dem toten Meister danken, für das Große, das er uns gegeben, und für das Neue, das er uns gezeigt hat. Seine Werke folgen ihm nach und werden noch manchen Prediger dazu begeistern in Wort und Schrift die gleiche herzenpackende Wahrheit zu verkünden, die Fritz von Uhde mit Stift und Pinsel gepredigt hat.

Hans Luther.



# Rundschau.

**Ein sozialer Versuch.** Die soziale Käuferliga hat sich die Erziehung des Konsumenten zum sozialen Einkaufen zur Aufgabe gestellt. Sie macht den Käufer aufmerksam auf seine Mitverantwortlichkeit an den sozialen Zuständen, auf sein Recht und seine

Pflicht, nicht nur auf Material und Preis des zu kaufenden Gegenstandes sein Augenmerk zu richten, sondern auch sich um die Arbeits- und Lohnverhältnisse derjenigen zu kümmern, die an der Herstellung des Gegenstandes beteiligt waren. Sie will aber auch zu gleicher Zeit den Geschäftsmann, den Arbeitgeber zu Verbesserungen in den Arbeits- und Lohnverhältnissen seiner Angestellten anregen, oder, wo er solche von sich aus zu machen wünscht, unterstützen, dadurch, daß sie das Interesse und Verständnis des Konsumenten für solche Neuerungen zu wecken und schaffen sucht. Sie wendet für dieses ihr Erziehungswerk denjenigen pädagogischen Grundsatz an, der heutzutage wieder immer mehr betont wird: den Grundsatz der Erziehung zum Guten durch Appellieren an das Gute, durch Hervorheben des Guten, durch Belohnung des Guten.

So führt sie keine schwarzen Listen, auf denen diejenigen Arbeitgeber und Geschäfte verzeichnet wären, die ungünstige Arbeitsbedingungen haben; sie verzeichnet die Geschäfte und Arbeitgeber, die den Anforderungen der Liga entsprechen, auf einer weißen Liste und fordert ihre Mitglieder und Freunde auf, bei ihren Einkäufen diese auf der weißen Liste stehenden Geschäftshäuser zu bevorzugen. Die zweite Auszeichnung, die sie zu vergeben hat, ist die Empfehlungsmarke oder das Label. Sie ist wohl noch mehr als die weiße Liste geeignet, eine Macht zu werden im Handel, eine Macht des Guten, die es dem soliden, reellen Geschäftsmann ermöglicht, unlauterem Wettbewerb Trotz zu bieten und die es dem Käufer ermöglicht, die unter günstigen Arbeitsbedingungen hergestellten Waren sofort zu erkennen, ohne daß er zuerst noch zu seinem Verzeichnis der „guten" Geschäftshäuser zu greifen braucht. Es ist aber selbstverständlich, daß sowohl bei der Aufnahme auf die weiße Liste, wie bei der Erteilung des Labels die größte Vorsicht beobachtet werden muß. Solche Auszeichnungen dürfen nur nach genauer Untersuchung der Sachlage und nach gewissenhaften Erkundigungen über die in andern ähnlichen Betrieben bestehenden Bedingungen, sowie nach Vereinbarung einer Kontrolle über die Einhaltung der getroffenen Abmachungen erfolgen. Darum auch kann die Liga nur sehr langsam zu Werke gehen und es ist daher leicht erklärlich, daß erst jetzt, nach fünf Jahren ihres Bestehens, das erste schweizerische Label und nur für eine bestimmt abgegrenzte Branche einer Industrie in Anwendung kommt.

Es ist ein bescheidener erster Versuch, den sowohl die Arbeitgeber als die Liga selbst machten, mit diesem Label No. 1 für handgestrickte Damenmäntel. Im Herbste 1910 trat die Liga in Verbindung mit einigen Berner Fabrikanten handgestrickter Damenmäntel, die, um einem Versuch unlauterer Konkurrenz und unerfreulicher Lohndrückerei zu begegnen, den Rat der Liga einzuholen wünschten. Auf Anraten der Liga vereinigten sie sich dann auf einen Minimallohntarif, der am 21. Oktober 1910 unterzeichnet wurde. Die unterzeichnenden Firmen heißen: Au Bon Marché, A. Lauterburg,

Sohn, A.-G.; Fischer & Cie.; M. Lauterburg & Oppliger; „Vier Jahreszeiten", M. Lauterburg & Cie.; Alf. Fehlbaum; Viktor Tanner; S. Zwygart. Die Lohnansätze dieses Tarifs bedeuten zwar einen Fortschritt gegenüber den Durchschnittslöhnen für Handstrickerei, wie sie an der Heimarbeitausstellung verzeichnet waren; sie würden einem Arbeitsstundenlohn von 20 Cts. gegenüber dem damaligen Durchschnittsstundenlohn von 13 Cts. entsprechen; selbstverständlich will die Liga damit nicht den Zwanzigrappen-Stundenlohn als Normaltarif sanktionieren. Es ist, wohlgemerkt, ein Minimallohn; verschiedene der Fabrikanten zahlen höhere Löhne. Ferner ist es der Lohn von Heimarbeiterinnen auf dem Land, die weniger hohe Mieten zu bezahlen haben. Dann kommt dieser Lohn in vollem Umfange der Arbeiterin zu. Die Arbeitsvermittlerin, die Ferggerin, bekommt ihren festen Prozentsatz vom Arbeitgeber; das ist einer der großen Vorzüge des Tarifs. — Ebenso erscheint mir als Vorzug, daß für die flaue Zeit, die genau abgegrenzt ist, eine bestimmte Lohnermäßigung eintreten darf. Es ist damit eine gewisse Garantie geboten, daß der Fabrikant, weil er in dieser Zeit billiger arbeiten lassen kann, die Arbeitsausgabe nicht einstellt. Anderseits darf er für das Risiko, das er auf sich nimmt, dadurch, daß er ohne bestimmte Bestellungen auf Vorrat arbeiten läßt, auch eine Entschädigung verlangen. Nicht zu unterschätzen ist auch der Umstand, daß die Käuferliga den Tarif drucken lassen und durch Vermittlung von Lehrerinnen, Pfarrern und andern geeigneten Personen für seine Verbreitung in den betreffenden Heimarbeitsgegenden sorgen konnte. Den Arbeiterinnen wird dadurch einmal deutlich gemacht, daß solche Vereinbarungen getroffen werden können. Dadurch, daß sie alle gemeinsam einem Vertrag unterstellt sind, kommt ihnen ihre Zusammengehörigkeit mit den andern Arbeitsgenossinnen zum Bewußtsein. Die Erfahrungen, die man mit den Lohnämtern in England gemacht hat, zeigen ja, wie in den Arbeitern durch solche von außen her kommende Schutzmaßregeln erst der Gedanke an eine Möglichkeit des Zusammenschlusses zur Verbesserung ihrer Lage geweckt wird. Das Erfreulichste an dem Tarif aber ist nach meiner Meinung sein Zustandekommen überhaupt. Es ist ein deutliches Fortschreiten des sozialen Gedankens, wenn sich Arbeitgeber zusammenschließen, um Lohnunterbietungen gegenübertreten zu können, und daß dabei die Vermittlung der Käuferliga angerufen wurde, zeigt, wie gerade bei den sozial denkenden Geschäftsleuten das Bedürfnis nach einer Verbindung mit einer sozial denkenden organisierten Käuferschaft vorhanden ist.

Dies Bedürfnis nach der Unterstützung durch die sozial denkende Käuferschaft tritt auch zu Tage in dem Gesuch um das Label, das die betreffenden Fabrikanten im Anschluß an den Vertrag an die Liga stellten. Bemerkenswert ist vor allem, daß sich die Fabrikanten für ihre Lieferungen ins Ausland Gewinn vom Label versprechen. Sie wissen, daß in Amerika und England die Worte „Tariflohn" und

„Hygienische Kontrolle“, die dem Label zur Erläuterung seiner Bedeutung beigedruckt sind, wohl Beachtung finden werden und sie wissen, daß namentlich in Amerika das Label der Käuferliga oder wie sie dort heißt der ‚Consumers league‘, eine vorzügliche Empfehlung bedeutet. Die Käuferliga hat dem Wunsche der Fabrikanten sehr gerne entsprochen; sie konnte es aber nur tun unter der Bedingung, daß erstens der Minimallohntarif anerkannt und zweitens ihr von seiten der Fabrikanten eine Kontrolle der Wohnungsverhältnisse der betreffenden Heimarbeiterinnen zugestanden würde. Bis jetzt haben sich folgende Firmen den Bedingungen der Liga unterzogen und damit das Recht auf das Label erworben:

Au Bon Marché, A. Lauterburg Sohn, A.-G., Bern.
Alf. Fehlbaum, Bern.
Victor Tanner, Bern.
M. Lauterburg & Oppliger, Bern.
„Vier Jahreszeiten“, M. Lauterburg & Cie., Bern.
S. Zwygant, Bern.
Barbey & Cie., Neuenburg.
Ouvroir Coopératif de Bonneterie, Lausanne.

Mit einigen andern Firmen steht die Liga noch in Unterhandlung. Es hängt nun sehr wesentlich von dem Verhalten des kaufenden Publikums ab, ob die Firmen, die sich bis dahin dem Label gegenüber zurückhaltend gezeigt haben, sich schließlich doch überzeugen müssen, daß es in ihrem eigenen Interesse wäre, das Label zu erwerben. Sobald in den Geschäften von der guten Kundschaft nur noch Labelware verlangt wird, wird der Geschäftsmann darauf dringen, daß sein Fabrikant dem Labelvertrag beitritt. Es liegt durchaus nicht im Sinne der Liga, nun etwa bloß die den Labelvertrag unterzeichnenden Firmen als sogenannte „gute“ Firmen zu bezeichnen; die Arbeitsbedingungen können in andern Fabriken ebenso gut sein; aber es ist eine Pflicht der Liga und ihrer Anhänger, der Labelware den Vorzug zu geben, weil hier einmal eine gewisse Garantie für ordentliche Arbeitsbedingungen geboten wird und weil die betreffenden Firmen durch Eingehen auf die von der Liga gestellten Bedingungen im Prinzip das Recht der Käuferschaft, sich um die Herstellungsbedingungen der Waren zu kümmern, anerkannt haben. Das ist ein großer Fortschritt, und die Liga hat alle Ursache sich darüber zu freuen, so klein auch das Gebiet noch ist, in das sie dadurch einen Einfluß gewinnt. Es haben freilich auch die Geschäftsleute Ursache, sich über jeden derartigen Fortschritt zu freuen, denn in ihrem Interesse liegt es auch, daß die Käuferschaft zum Verständnis des Zusammenhanges zwischen Herstellungskosten, Risiko und Verkaufspreis erzogen werde.

Es ist ein erster kleiner Versuch! Möge er gelingen, damit er sich auf weitere und wichtigere Gebiete erstrecken könne! C. Ragaz.

Die Frage der **Glücksspiele** macht wieder einmal von sich reden, eines der beschämendsten Kapitel aus unserer Volksmoral. In Bern ist die Subvention des Kursaals Schänzli trotz dem dort betriebenen Spiel beschlossen worden, und daß sich die sozialdemokratische Opposition durch die Gegenleistung einer Subvention an ihr projektiertes Volkshaus zum Schweigen bringen ließ, ist eine fatale Tatsache; man hat mit dem Gegner Kapitalismus um eines Augenblickserfolges willen paktiert. Und nun gar die Genfer Vorgänge. Die Genfer Regierung deckt ihre schützende Hand über die notorische Ungesetzlichkeit. Der Bundesrat ermannt sich und verbietet das im Genfer Kursaal betriebene Glücksspiel. Die Masse läßt sich zu einer gewaltigen Protestversammlung gegen diese Verfügung begeistern; sie wütet gegen die Mômiers (Mucker) und bejubelt die Redner, welche an die mammonistischen Instinkte und die niedern Leidenschaften appellieren, wie den Regierungspräsidenten, der den richtigen Ton trifft: Die Freiheit steht auf dem Spiel; man hat uns den Absinth genommen, jetzt gehts an die Spiele, dann werden die Bordelle an die Reihe kommen und zuletzt droht uns die Polizeistunde! (Vergleiche den ausgezeichneten Augenzeugenbericht von K. B. in den „Basler Nachrichten" vom 2. Mai).

Daß sich der Bundesrat endlich ermannt hat, ist ja erfreulich. Einen andern Weg, als den Bock zum Gärtner zu machen und mit der Ausführung seines Beschlusses die spielfreundliche Genfer Regierung zu beauftragen, hatte er ja zunächst nicht; das Weitere muß erst abgewartet werden. Aber eine Frage können wir doch nicht unterdrücken: Warum greift der Bundesrat erst jetzt ein? Und warum greift er bloß hier ein? Man wird sagen, das Spielen sei in Genf besonders kraß geworden und eine Reihe von spielgegnerischen Petitionen aus Genf habe ihn gezwungen. Doch gerade das ist das Faule dabei. Man läßt die Ungesetzlichkeit gewähren, bis sie himmelschreiend geworden ist, bis auch die Hoteliers und Geschäftsleute sich beschweren, denen ihre in der Spielhölle gerupften Kunden die Schulden nicht zahlen. Aber wenn einmal die Unordnung eingerissen ist, so ist die Disziplin fast gar nicht mehr herzustellen. Die Genfer wissen, warum sie sich so frech gebärden dürfen. Erst wenn der Bundesrat konsequent die Umgehung der Bundesverfassung, auch wo sie sich in bescheideneren Grenzen hält, untersagt, wird er überhaupt etwas ausrichten. Wenn er erst Petitionen abwartet, wenn erst geschädigte Interessen sich mit dem sittlichen Interesse verbünden müssen, so ist er zur Ohnmacht verurteilt.

Neulich haben die Alkoholinteressenten über Maßnahmen gegen die „Uebergriffe" der Abstinenten beraten und von vornherein gegen jede weitere Beschränkung der Alkoholhandelsfreiheit als eine „Verstümmelung der Bundesverfassung" Stellung genommen. Wenn es diesen Herren denn so sehr um die Unversehrtheit der Verfassung zu tun ist, warum protestieren sie nicht mit demselben Pathos gegen die allerschlimmste Verstümmelung, die es gibt, nämlich die Nichtachtung und Uebertretung, die in der Tatsache der Spielhöllen vor Aller Augen liegt? Wenn *sie* das täten, so würde es ja auch viel mehr ziehen, als wenn sie es den „Mômiers", den „Ideologen", den „wirklichkeitsfremden Theoretikern" überlassen. Wenn sie es aber nicht tun, so liegt klar am Tage, daß es ihnen in Wirklichkeit nicht um die Bundesverfassung, sondern um etwas Anderes zu tun ist.

Es ist mir schon der Gedanke durch den Kopf gegangen, ob denn die sittliche Entrüstung über die Glücksspiele gerechtfertigt sei. Wenn einer auf diese Weise Geld verdienen will und dabei hineinfliegt, geschiehts ihm denn nicht ganz recht? Ist der Geldverlust denn von unserm antimammonistischen Standpunkt aus ein so großes Unglück? Sollen wir den Leuten die Freiheit nehmen, sich so stark rupfen zu lassen als es ihnen Freude macht? Wir brauchen uns doch zu ihrem Schutze gar nicht aufzuregen. Ja, steht nicht unter Umständen der, welcher mit dem Gelde *spielt*, auf einer sittlich höhern Stufe als der kleinlich rackernde Philister?

Nun wollen wir diese letztere Möglichkeit, daß, wer sein Geld „aufs Spiel setzt", vom Gelde unabhängiger ist als der Sparer, nicht leugnen. Aber im Ganzen läßt sich diese Betrachtungsweise im Ernste nicht festhalten. Die Glücksspiele sind doch im Grunde ein Appell an die Instinkte der Habgier und der Faulheit zugleich. Was die Leute anlockt, das ist die Aussicht, etwas zu gewinnen, ohne sich anstrengen

zu müssen. Diese Möglichkeit übt so starken Reiz, daß man dafür gern etwas riskiert. Und was man auf diesem Wege gewinnt, ist nicht der Ertrag von produktiver Arbeit und selbstbeherrschender Mühe, sondern es ist von vornherein klar, daß man den Gewinn nur aus dem Verlust der Andern herausschlagen kann. Wer im Spiel gewinnen möchte, hofft die Andern, die von gleicher Leidenschaft gefesselt sind, zu schädigen. Darum ist Spielgewinn nichts anderes als Diebstahl: man nimmt Andern ohne Gegenleistung Geld ab. Und wenn das nun zu öffentlichen Zwecken geschieht, so ist die Sache keine Spur besser; das Geld für öffentliche Zwecke soll aus dem Pflichtgefühl herausgeschlagen werden, nicht aus der rücksichtslosen Habgier. Aus allen diesen Gründen sind die Spielbanken so gut wie die Lotterien unsittliche Einrichtungen. Sie sind ganz gemeine Ausbeutungsinstitute.

Nun kann man weiter einwenden: Von diesen Grundsätzen aus müßte man noch allerlei Gepflogenheiten, an denen man gemeinhin nichts Böses findet, verurteilen. Da antworte ich: Allerdings; das ist ja gerade der Jammer unserer kapitalistischen Kultur. Wer die Glücksspiele verurteilt, muß konsequenter Weise auch allen Spekulationsgewinn verurteilen, denn der wird auch herausgeschlagen aus dem Schaden des Andern. Nicht immer so, daß ihm direkt etwas abgenommen wird; aber es wird ihm doch etwas vorenthalten, was ihm gebührt. Der Gewinn wird nicht erzielt durch eine produktive Leistung, sondern durch Ausbeutung, durch geschickte Ausnutzung, seis der Not, seis der Leidenschaft von Andern. Und graben wir weiter zurück, so steckt hinter all dem wieder der Kapitalismus mit seinem Grundsatz: zuerst muß das Kapital seinen Anteil erhalten, alle ästhetischen, gemütlichen, sittlichen Rücksichten kommen erst in zweiter Linie. Weil wir an diese kapitalistische Denkweise so gewöhnt sind, konnte es dahin kommen, daß das öffentliche Gewissen nicht schärfer gegen die Glücksspiele reagiert. Oder es reagiert etwa noch, wo die Unsittlichkeit dieses Grundsatzes besonders kraß zu Tage tritt. Aber wir haben ja schon gesehen: es liegt kein Grund vor, mit der Entrüstung und dem Widerstand erst bei den besonders schlimmen Fällen einzusetzen, sonst hat man seine besten Waffen aus der Hand gegeben.

Wir wollen nun nicht etwa sagen: Weil das, was an den Glücksspielen sittlich anstößig ist, auch an allen Ecken und Enden aus unserer kapitalistischen Kultur herausschaut, liegt gar kein Grund vor, sich gerade über diesen besondern Fall extra aufzuregen. Im Gegenteil: wenn nur einmal *etwas* geschieht! Wenn die Leute einmal veranlaßt werden, gegen diese besonders brutale Erscheinung des Mammonsgeistes sich zu wehren, und wenn sie veranlaßt werden, sich darüber zu besinnen, so gehen ihnen vielleicht auch über einiges Andere die Augen auf. Und das ist hoffentlich der Gewinn dieser Genfer Auftritte, daß es deutlich wird: Der Kapitalismus wehrt sich für die Glücksspiele, denn sie sind Fleisch von seinem Fleisch und Bein von seinem Bein.

Wir freuen uns von Herzen der starken Bewegung, welche die ästhetischen Rücksichten den mammonistischen Interessen überordnet: ich meine den Heimatschutz (womit natürlich nicht gesagt ist, daß ich im Einzelfall mit ihm durch Dick und Dünn gehe). Schon diese Entthronung des Mammons ist ein ethischer Gewinn. Und in dem Eintreten für das Echte, Natürliche, Bodenständige gegenüber dem Unwahren, Verschnörkelten, Importierten liegt weiter ein eminent ethisches Moment. Sollte aber der Appell an die *ethischen* Rücksichten, der Respekt vor dem Gewissen, nicht noch mächtiger sein als die ästhetischen Gesichtspunkte? So lange nicht das Gewissen mit Macht aufwacht, so lange es nicht aufwacht gegen die Tyrannei des Mammons überhaupt, wird auch der Kampf gegen dieses spezielle Unheil des Glücksspiels erfolglos bleiben. Das sage ich selbstverständlich nicht zur Entmutigung, sondern als Appell. Wir brauchen den Kampf auf der ganzen Linie, das wird diejenigen stärken, die an dieser bestimmten Stelle im Feuer stehn. L.

---

*Redaktion:* Liz. **R. Liechtenhan,** Pfarrer in Basel; **L. Ragaz,** Professor in Zürich. — *Manuskripte* sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — *Druck* und *Expedition* von **R. G. Zbinden** in Basel.




# Gebet eines englischen Arbeiterführers.*)

Barmherziger und ewiger Gott! Wir bitten dich in dieser Stunde, du wolltest selbst einem jeden unter uns Herz und Geist so vorbereiten, daß wir würdig seien, vor den Thron deiner himmlischen Gnade zu treten. Gib einem jeden unter uns die gnadenvolle Einwirkung des heiligen Geistes zu spüren und verleihe uns für den kurzen Augenblick, da wir an dieser geheiligten Stätte weilen, die Kraft, unser ganzes Sein, alles, was in uns ist, auf das Eine hin zu sammeln, daß wir dich recht fühlen und anbeten. Dein heiliger Geist enthülle uns die Wahrheit Christi und mache sie unsern Herzen zu eigen. Zeige uns, wie unser Leben so viel edler, so viel wertvoller, so viel echter sein könnte; gib uns größere Kraft, seine unendlichen Möglichkeiten zu verwirklichen, indem wir es in Berührung bringen mit der mächtigen Quelle alles Lebens und Seins, mit dir selbst, o Vater! Laß uns immer deutlicher erkennen, daß es nur Eines gibt, das zwischen uns und dich, die große Quelle des Lebens, tritt: die Sünde, die das Göttliche in uns verwüstet, die Sünde, die unser Glück vergiftet, die Sünde, die uns verhindert, zu jenem vollen Leben zu gelangen, das uns zu verleihen dein Wille ist. Aber zeige uns auch, wie du in deiner unendlichen Liebe den Weg zum Sieg über alle Sünde eröffnet hast, wie unsere Sünde so völlig besiegt werden kann, daß unser armes Leben wieder in lebendige und vollkommene Berührung und Gemeinschaft mit dir, der großen Quelle alles Lebens, gebracht werden kann. Mache uns willig, diese Sünde in unserem eigenen Leben zu besiegen und — so weit wir dafür Werkzeuge in deiner Hand sein dürfen — zu ihrer Besiegung im Leben der Gemein-

---

*) Dieses Gebet wurde von Arthur Henderson, dem Vorsitzenden der sozialistischen Independent Labour Party (Unabhängigen Arbeiterpartei) zur Eröffnung der sogenannten Labour Week, d. h. einer der Verbindung von Religion und Sozialismus gewidmeten Veranstaltung, gesprochen. Sie fand statt vom 1. bis 8. Mai 1910, in London, und es nahmen daran eine Reihe der hervorragendsten Arbeiterführer als Redner teil. Die Ansprache von Keir Hardie bringen wir in dieser Nummer.

schaft mitzuhelfen, damit dein Reich unter uns geboren werde und wir in deiner Hand Werkzeuge werden, dein Reich auf Erden zu bauen. Zu diesem Ende bitten wir dich, um Christi willen, daß dein reichster Segen auf dem Werke dieser Woche ruhen möge, die deine Sache und die Sache der Arbeiterschaft in Verbindung bringen will. Wir danken dir für die Erleuchtung, die du uns geschenkt hast, diese Zusammenkünfte, die ersten dieser Art, zu veranstalten. Wir danken dir für die Hoffnung und Ermutigung, die der Gedanke an die segensvollen Möglichkeiten eines solchen Unternehmens in unseren Herzen weckt. O laß deinen reichen Segen auf dem Volke ruhen, das Abend für Abend sich dazu zusammenfindet und das ja auch dein Volk ist, und gib, daß der Erlöser alles Volkes und die Masse dieses Volkes durch diese Veranstaltung in lebendige Verbindung mit einander gebracht werden. Vergib uns alles, was wir alle in deinen Augen gefehlt haben, reinige uns und mache uns zu deinem völligen Eigentum; gebrauche uns nach deinem Willen für das Kommen deines Reiches. Wir bitten dich darum um Christi willen! Amen.

---

# Künstlerische Kultur und religiös-sittliche Kultur.

Zeiten oder Individuen, in denen entweder das religiöse oder das künstlerische Empfinden darniederliegt, oder gar beides zugleich, werden kein Bedürfnis empfinden, sich über das Verhältnis von Kunst und Religion Gedanken zu machen. Heute aber ist unser Thema zum mehr und mehr erörterten Problem geworden; das beweist, daß die künstlerische sowohl als auch die religiös-sittliche Kultur im heutigen Zeitbewußtsein wieder recht lebendige Größen sind. Ein ausführlicher Nachweis dieser Behauptung bleibe uns erspart. Ihre Wahrheit liegt für jeden auf der Hand, der mit dem Zeitbewußtsein in lebendiger Fühlung steht; den andern ist auch durch den ausführlichsten Nachweis kaum zu helfen. Immerhin sei an einige Tatsachen flüchtig erinnert.

Zuerst bezüglich der künstlerischen Kultur. Die Sehnsucht nach dem Schönen hat unsere Kulturwelt wieder mächtig ergriffen und großes ist bereits aus dieser Sehnsucht geboren an künstlerischen Werten und schöpferischen Persönlichkeiten. Ich nenne keine Namen, sie sind jedermann bekannt und treten auf allen Gebieten künstlerischer Produktion immer zahlreicher auf und in immer strahlenderem Glanze; denn wir befinden uns erst in den Anfängen einer künstlerischen Epoche, die zu den ganz großen zählen wird, deshalb, weil die Sehnsucht nach dem Schönen aufbricht nicht wie ehedem nur in einzelnen, relativ kleinen,

durch ihre soziale Stellung bevorzugten Volkskreisen wie im Griechentum oder in der Renaissance, sondern weil diese Sehnsucht, gemäß dem Siegeszug der christlichen Idee, mehr und mehr eine Ausgeburt des gesamten Volksbewußtseins wird, ein Zusammenhang, der von der maßgebenden Künstlerwelt mit Energie gesucht und gepflegt wird. Ich erinnere an die höchst erfreuliche Tendenz, durch Verbreitung edler Kunst in billigen Reproduktionen das künstlerische Empfinden des einfachen Volkes zu bilden und zu wecken. Wir befinden uns im Anfang einer großen künstlerischen Renaissance. Noch ist das künstlerische Eigenleben nicht stark genug, um das mächtig aufbrechende Verlangen nach wahrer Kunst vollkommen zu befriedigen. Darum ist man emsig bestrebt, ästhetisch wertvolles Gut aus der Vergangenheit wieder ans Tageslicht zu fördern. Das wird einst nicht mehr nötig sein; das Zeitbewußtsein wird mit der innern Bewältigung der Neuschöpfungen vollauf beschäftigt sein. Die künstlerische Betrachtungsweise fängt an, sich zu einem universalen Weltbetrachtungs- und Gestaltungsprinzipe auszuwachsen. Alle Gebiete des modernen Lebens werden mehr und mehr unter die Beleuchtung des künstlerischen Prinzips gestellt. Schönheit wird hineingetragen in den Bau unserer Wohnungen, in ihre innere Ausschmückung, in die Formen unserer Gebrauchsgegenstände, in die Anlage unserer Gärten und Wälder, in die Art unsere Bücher zu binden; denn nicht nur die absoluten Künste wie Musik, Poesie, Skulptur und Malerei werden gepflegt, sondern auch das Kunsthandwerk und -Gewerbe steht in voller Blüte. Den konventionellen Formen wird überall der Krieg erklärt. Selbst Töpfer und Schneider sehen sich mehr und mehr genötigt Künstler zu werden. Die Ahnung eines in reine Schönheit getauchten Gesamtlebens verleiht dem Zeitbewußtsein neuen Schwung. Kreise, die noch vor zwei Dezennien nichts besseres zu tun wußten, als ihr Leben in konventionellen Nichtigkeiten hinzubringen, bekommen durch Berührung mit der künstlerischen Welle, die durch unsere Kultur braust, wieder einen wenn auch oft recht dünnflüssigen so doch wenigstens vorhandenen Inhalt. Jünglinge im ersten Flaum lesen den Kunstwart, höhere Töchter behängen die Wände ihres Zimmers mit Vorzugsdrucken und schmachten nach einem Reformkleid. Was bedarf es weiterer Nachweise — sie stehen jedermann dutzendweise zur Verfügung — für die Tatsache, daß das künstlerische Empfinden heute wieder lebendiger ist denn je.

Aber auch einer religiös-sittlichen Kulturepoche gehen wir heute mit Riesenschritten entgegen; auch sie wird aus dem Volks- und Gesamtbewußtsein geboren sein; denn in den Tiefen des Volksbewußtseins haben von jeher selbst in den Zeiten religiösen Tiefstandes unermeßliche Schätze frommen Empfindens geschlummert und in der Stille gewaltet. Noch fast mehr als die Kunst ist die Religion Sache des Volkes und nicht der Fachleute resp. der Theologen, und noch viel direkter als von der zu allen Zeiten sich leicht aristokratisch gebärdenden Kunst führen die Wege vom Geiste Jesu in die sogenannten „breiten Massen“ hinein. Aus

dem Gesamtleben der germanischen Rasse haben wir eine Neugeburt der Religion zu erwarten. Viel tiefer als es den Anschein hat, lebt die religiöse Frage in den mehr und mehr sich gliedernden Massen der Arbeiterschaft. Gerade der leidenschaftliche Gegensatz, in dem die Sozialdemokratie zu Religion und Christentum zu stehen scheint, ist der deutlichste Beweis dafür. Die Zeiten der religiösen Analyse, der notwendigen rationalen Kritik sind im innersten längst überwunden. Das was letztlich jeder Analyse zu Grunde liegt, die große Synthese, oder doch die Sehnsucht darnach, lodert wieder mächtig und unaufhaltsam über die dürren Stoppelfelder rein kritischer Betrachtungsweise. Auch die gähnende Leere des liberalen Moralismus hat vor dem Zeitbewußtsein gründlich Fiasko gemacht, so gut wie aller orthodoxistische Dogmatizismus oder religiös-pietistische Mache. Und nun erwacht allenthalben ein unbezähmbarer Hunger nach starken, primären religiösen Werten. Auch hier wieder vorbereitend ein Zurückgehen auf die Quellen, ein emsiges Wühlen nach Gold in dem großen Trümmerhaufen der Kirchengeschichte. Es ist mit einem Wort der Hunger nach dem Absoluten selber, der nun wieder aufwacht, nachdem man so lange im Relativismus gedarbt. Es ist ganz merkwürdig, welchen Widerhall heute wieder allenthalben starke, einseitig religlös orientierte Stimmen finden. Aus tausend Quellen brechen heute wieder die religiösen Wasser, selbst aus Territorien, die bis jetzt gänzlich dürr und wüste schienen; überall wird nach dem großen, gemeinsamen, alle verbindenden Lebensgrunde geforscht. Auf den allerverschiedensten, scheinbar entgegengesetztesten Wegen strebt man wieder nach dem einen großen Mittelpunkte, nach Gott. Die moderne Welt wimmelt förmlich von Gottsuchern; man trifft sie in den sonderbarsten Gewandungen. Diese Aeußerungen eines neu erwachenden religiösen Lebens treten oft, wie schon angedeutet, in scheinbar irreligiösen Formen auf und im Gegensatze zu allem, was heute offiziell als religiös gilt, aber dem feinen Ohre bleibt das Rauschen der ewigen Quellen nicht verborgen.

So fließen denn heute die beiden Ströme der sich anbahnenden künstlerischen und der werdenden sittlich religiösen Kultur stark und mächtig neben einander her. Werden sie sich in einem gemeinsamen Strombett finden, oder strebt ihr Lauf für immer auseinander? Das ist die Frage, um die es sich für uns handelt. Findet ein disjunktives Verhältnis statt zwischen den beiden Größen, heißt es: Religion *oder* Kunst, oder ein konjunktives: Religion *und* Kunst?

## II.

Da müssen wir denn zunächst vom *Auseinanderstreben* der beiden Ströme handeln. Es läßt sich nicht verkennen, daß in gewissem Sinne heute wie schon oft in der Geschichte die Kunst, eine ästhetische Weltbetrachtung, in Konkurrenz zur Religion tritt, ja sich offenkundig als Surrogat für das Christentum anbietet. An Stelle Gottes tritt das Schöne, an Stelle des Heilandes Goethe. Schon zur Zeit der

Renaissance ist die künstlerische Lebensführung im schroffsten Gegensatze zu christlichen Idealen erschienen. Wohl malten die Renaissancekünstler Heiligen- und Marienbilder und bauten herrliche Kirchen; aber der Geist, aus dem diese Werke geboren wurden, war, einzelne Ausnahmen vorbehalten, im großen und ganzen doch ein Kind des antiken Heidentums. Die Renaissancepäpste wird doch wohl niemand als Muster christlicher Lebensführung hinstellen. Was sich in ihnen offenbarte war das nackte Heidentum, und doch waren sie, wenigstens der Form nach, die obersten Vertreter der damaligen Christenheit. Die Humanisten waren viel tiefer durchtränkt vom Geiste heidnischer als christlicher Weisheit. Diese Humanisten waren Aestheten reinsten Wassers und wer wissen will, was das heißt, der mag nur Holbeins Porträt des Erasmus betrachten: das redet Bände über das Wesen ästhetischer Lebensführung. Dieser Kopf verrät viel typischer das Wesen ästhetischer Lebenskunst als das mächtige Haupt des Olympiers, hinter dessen herrlicher Stirn sich Welten von ganz anderer Weite und Größe verbergen als hinter dem verschmitzten Lächeln des feinen Erasmus; denn das ästhetische ist nur die eine Hälfte des goetheschen Geistes; sie ist auch vorhanden. Wer Goethes Leben kennt, der weiß, daß es eine Periode in seinem Leben gab, wo er als „dezidierter Nichtchrist" sich fühlend, einer ästhetisierenden rein griechisch-heidnischen Weltbetrachtung huldigte; ein gewisses Recht, sich auf Goethe zu berufen, kann darum den modernen Aestheten nicht abgesprochen werden, wenn schon der unermüdlich schaffende Dichter des Faust sich gewiß nicht weniger entschieden bedanken würde für die sich auf ihn berufenden modernen Genüßlinge, als Jesus sich für die Herr-Herr-Sager bedankte.

Nachdem es dem Christentum nicht gelungen ist, durch eine reale Ueberwindung die Menschen von der furchtbaren irdischen Wirklichkeit zu erlösen, bietet sich nun eben die Kunst als Erlöserin dem sehnenden Menschen an, und begierig wird ihr Evangelium geglaubt, das Evangelium des schönen Scheins, in dem sie den vom Kampfe des Tages müdegehetzten modernen Menschen eine Erlösung auf Momente anbietet, des schönen Scheins, den die nimmerrastende Erlöserin Phantasie dem entzückten Menschen vor die trunkenen Augen gaukelt. Ist die Wirklichkeit zu hart, um überwunden und in einen Himmel auf Erden umgezwungen zu werden, nun, so ist uns dafür eine Welt des Innenlebens gegeben und des Gefühls, in die man sich flüchtet, um hier sich unter den Palmen und auf den seligen Inseln zu ergehen, welche die Wirklichkeit versagt, um hier die in der Wirklichkeit zersprengten Trümmer und Farben eines seligen Daseins wenigstens im Geiste zusammenzuschauen zu einer heimlichen Wunderwelt, in der das Herz genesen kann. Das ist der Himmel der Kunst, der wohl dem Himmel der Religion von seinen Farben entlehnt, aber nur, um sich dann selber an seine Stelle zu setzen in der Ueberzeugung, als Gegenwartsreligion immer noch ein größeres Stück himmlischer Realität den Menschen zu bieten, als das Christentum es vermag, das den Himmel

in's Jenseits verlegt, und seinen Gläubigen damit nur noch die Wunde tieferer Sehnsucht zu den vielen übrigen Wunden ins Herz brennt.

Hier heißt es also: Kunst gegen Religion, und in der Tat ist es sehr bezeichnend, daß nirgends die Verwunderung größer ist, als bei den Christen selber, wenn unter den modernen Künstlern dann und wann sich einer findet, der zufällig noch einige Rudimente christlicher Weltbetrachtung aufzuweisen hat, was dann natürlich erwünschten Anlaß gibt, mit großem Schalle die apologetische Pauke zu rühren. Es ist wahr: unter denen, die wir moderne Aestheten nennen, sind Christen wohl nicht zu finden, vielmehr fühlt sich die Großzahl der Künstler in heftigstem Gegensatze zu allem was christlich heißt. Die Kunst ersetzt ihnen das Christentum.

Allein hier müssen wir nun bereits anfangen, in die prinzipielle Betrachtungsweise überzugehen. Es ist nämlich unverkennbar, daß eine künstlerische Weltbetrachtungsweise in gewissen Epochen der Kirchengeschichte stets als Reaktionserscheinung gegen das Christentum aufgetreten ist; so in der italienischen Renaissance gegen die katholische Form des Christentums, in Goethe und in der Moderne gegen die protestantische, und wir können nicht umhin, zuzugestehen, daß diese Reaktion des ästhetischen Gefühls gegen die Religion *stets einen großen berechtigten Kern enthielt*. Sehen wir zu, in welchen Beziehungen diese ästhetische Reaktion berechtigt ist.

Wenn die Kunst als Reaktion gegen die Religion aufblüht, so ist das immer ein Zeichen von der drohenden oder bereits vollzogenen *Verknöcherung der Religion*. Wenn die Religion, sich ihrem Wesen entfremdend, den Menschen in irgendwelchen intellektualistischen oder moralistischen, dogmatischen oder zeremonialen Krusten zu ersticken und zu erwürgen droht, dann wird ihm eines Tages die Sache zu dumm; er zersprengt diesen stets enger werdenden eisernen Sarg der Religion und flüchtet ins Freie, um im Aesthetischen seine Selbsterlösung zu vollziehen. Ohne Bild gesprochen: es hat der Religion, und zwar auch der christlichen wie jeder andern, von jeher die Gefahr gedroht, statt zur Erlöserin zur grausamen Tyrannin des Lebens zu werden dadurch, daß die von ihr hervorgetriebenen mannigfaltigen Gebilde und Ausdrucksformen, wie z. B. das Dogma, die Kirche, die Morallehre, das System religiöser Uebungen u. s. w. aufhörten bloße Ausdrucksmittel des dahinterdrängenden frommen Lebens zu sein und zu Zwecken wurden, denen sich das Leben unterzuordnen habe. Sie lösten sich somit vom Leben los und bekamen Eigenexistenz; das Leben war nicht mehr stark genug, sich neue Formen zu schaffen und die alten zu zersprengen; es zog sich in sich selber zurück und die alten, sichtbaren, stets sich gleichbleibenden Formen wurden schließlich für das Leben selber genommen. Der Schwerpunkt wurde somit aus dem Menschen heraus in diese objektiven Gebilde von Menschenhand gelegt, und der Mensch wurde Mittel zum Zwecke dieser toten Organismen. Nicht mehr der Mensch war nun wichtig, sondern das Dogma, nicht das

Leben, sondern die Morallehre und das Ceremoniensystem, nicht Gott, sondern die Kirche. Der Mensch fing an, seiner eigenen Hände Werk anzubeten und mußte den Fluch des Götzendienstes an sich selber erfahren. Aus einer Freundin wurde die Religion zur Tyrannin des Lebens; statt eine allgemein menschliche Angelegenheit zu sein, wurde sie ein „Fach“ und geriet in die Hände der Schriftgelehrten, der Fachmänner der Religion; sie allein vermochten das komplizierte System von Begriffen und Lehren zu überblicken, dessen es zum Heil bedurfte. Bei alledem war auch das Geheimnis der Religion verloren gegangen, ihr innerstes Lebenselement, da man auch es auf das Spannbrett fertiger Formeln gestreckt; alles war nun klar, alles war fertig und ein für allemal gegeben; starre Unveränderlichkeit wurde das Merkmal der Religion; jede freie Regung des Menschengeistes stand sofort im Verdacht der Gottlosigkeit. Im Namen Gottes wurden gerade diejenigen Bewegungen verflucht, hinter denen Gott selber stand. Und dort, wo man entweder die dogmatischen Formeln nicht verstand oder ihrer überdrüssig geworden war, blieb von der Religion nichts mehr übrig als entweder ein abergläubischer Zeremoniendienst oder aber ein öder Moralismus, der im Namen Gottes gerade das heilig sprach, was zu allen Zeiten das direkte Gegenteil des Göttlichen und stets sein größtes Hindernis war, nämlich die banale Weltklugheit, den Alltagsverstand und die allzeit heuchlerische bürgerliche Wohlanständigkeit.

Hier sind wir nun an dem Punkte, wo die Flucht in die Kunst stets als eine Befreiung empfunden wurde. Hier in der Welt der schönen Empfindung, hier in der Tätigkeit der innern Zusammenschau, hier in den blühenden Gefilden der Phantasie, da fühlte der Mensch sich wieder bei sich selber; dahinein, in die Welt nach künstlerischer Gestaltung drängender Gefühle, hatte kein Papst, kein Priester hineinzureden, hier galt kein starrer Dogmenzwang, hier gab es keine peinlichen, der Natur zuwiderlaufenden Vergewaltigungen und Zumutungen, hier wurde das geängstigte Herz nicht gepeinigt und in Dinge hineingepeitscht, die es gar nicht wollte und die ihm innerlich fremd waren. In unermeßlicher Freiheit ergoß hier die Phantasie ihre bunten Gebilde durch die entzückte Seele. Wie im bewegten Meere der strahlende azurne Himmel in millionenfachem Wellenblinken, so spiegelt sich die bunte Wirklichkeit auf den wogenden Fluten der Seele, die gleichsam im Spiel, immer neue Gebilde aus ihren Tiefen gebiert. Der Blick für das Menschliche, den die Religion verloren hatte, in der Kunst leuchtete er wieder auf; in ihr fand der Mensch sich selber wieder und trat von neuem in seine Herrschaftsrechte ein. Aber gerade damit ging dem Menschen auch wieder die Ahnung ewiger Welten auf, mit denen wir in den letzten Gründen unseres Menschseins unabtrennbar zusammenhängen und das Gefühl für das große Geheimnis, das unser Dasein umfängt, wurde wieder zum mächtigen Erlebnis; man spürte es wieder, daß nur aus den ewigen Quellen unser Leben sich stets verjüngen kann, daß darum nichts fertig, nichts abgeschlossen

sei, sondern daß wir von dorther noch Wunder um Wunder erleben werden. Daß wir jenen Welten gegenüber als die Empfangenden dastehen müssen, diesen tief religiösen Gedanken macht die Kunst uns stets wieder lebendig und wir verstehen es darum sehr wohl, warum heute unzählige einer mechanisierten Religion grollend und angewidert den Rücken kehren und ihre nach dem Ewigen dürstende Seele an den frischen Quellen der Kunst zu tränken versuchen.

Wie mancher unter uns erinnert sich nicht, diesen generell geschilderten, periodenweise wiederkehrenden Prozeß individuell an seiner eigenen Person, vielleicht als Gymnasianer schon, erlebt zu haben, diese Flucht aus der Stickluft der Religion in den Waldeszauber des Schönen, wo die Seele, so unausgewachsen sie auch noch war, in der Freiheit sich ergehen konnte, der alles was jung ist und wachsen will, bedarf. Die Welt des Schönen ist schon mancher zarten, jungen Seele, die unter dem Bann und Fluch der Religion zu verkümmern drohte, zur Erlöserin geworden. Darum spottet mir nicht über den schwärmenden Jüngling, der in Geibel und Lenau schwelgt und dessen ungeheurer Gefühlsaufwand in beinahe komischem Kontraste zum minimen Gefühlsinhalte steht: es ist der Recke Jugend, der zum erstenmale seine ungefügen Glieder reckt und weiß noch nicht wozu; es sind die ewigen Kräfte, die aus den Tiefen brechen und erstmals nur Schaum aufwerfen, bald aber allen toten Welten furchtbar werden. Alsdann wird das blasierte Lächeln derer, die sich nie begeistert haben, dem bleichen Schrecken weichen.

Ja, mancher unter uns ist einst nicht ohne Schmerzen des Gewissens und Wunden der Seele aus den Klostermauern der Frömmelei ausgebrochen in den Zaubergarten der Poesie mit seinen Blumen und Vögeln und noch schöneren Dingen, nachdem er lange genug in Ketten und Banden sich gequält, und hat sich fortan getummelt in der freien Welt des Schönen — bis genug. Ja, bis genug und — übergenug. Denn seht, es ging nicht allzulange, da ekelte uns des Genießens und die unklare, aber tief empfundene Sehnsucht nach neuen Welten drängte abermals in unserer Seele. Lange suchten wir vergeblich, bohrendes Verlangen im Herzen, aber endlich fingen wir an zu finden, ratet wo? — in derselben Religion, die wir vor wenig Jahren so grimmig verwünscht und verworfen — nein, nicht in der selben, sondern in dem, was mehr ist als alle Religion, nennt's Gott, nennt's Himmelreich, nennt's ewiges Leben, nennt's wie ihr wollt. Und, merkwürdig, von Stund an war uns Aesthetik ein Gräuel, die Lyrik verschwand von unsern Regalen und harte Dinge traten an ihre Stelle. Kautsch und Kant, Wörterbücher und trockene Kommentare schlugen Lenau und Heine aus dem Felde und behaupteten samt ihresgleichen jahrelang fast ausschließlich den Platz.

Damit sind wir denn unversehens auf die umgekehrte Form des Auseinanderstrebens von Kunst und Religion gestoßen. Nicht nur die ästhetische Weltbetrachtung kann nämlich zu einer

gesunden und notwendigen Reaktion gegen eine verknöcherte Religion werden, sondern ebenso häufig wird das umgekehrte nötig, daß eine gesundete Religion einen faulen Aesthetizismus ausspeit; denn nicht nur die Religion hat ihre Gefahren, auch die Kunst. Auch die ästhetische Weltbetrachtung kennt ihre Dogmen und Systeme, ihre Moralismen und Formalismen, ja es ergeben sich aus ihren Tugenden Nöte und Gefahren von solcher Größe, daß sie das Leben der menschlichen Persönlichkeit in noch viel direkterer Weise bedrohen als die Gefahren einer verknöcherten Religion; denn hier werden die Lebenskräfte bloß eingeengt und zurückgedrängt, dort aber direkt zerstört und der Fäulnis überliefert, hier werden sie in falsche Bahnen gelenkt, dort aufgelöst. Denn weil die Kunst ganz aus dem Unmittelbaren quillt und sich vornehmlich in der Sphäre des Gefühls und des innern Schauens bewegt, so verliert sie sich leicht in bloßes Anschauen, in eine Gefühlswelt, die zu schwächlich ist, sich zu Wollungen aufzuraffen, in jene müde und weichliche Resignation, die es vorzieht, sich mit Hilfe der Illusion und des schönen Scheins über eine rauhe Wirklichkeit hinwegzulügen, die es gälte tapfer anzufassen und mit saurer, allerdings scheinbar oft recht unästhetischer Mühsal unter die Herrschaft des Geistes zu zwingen. Der Genuß, der zum Begleiter des Lebens sich eignet und gerade dann am sichersten davonflieht wenn er gesucht wird, wird zum gierig verfolgten Lebensprinzip. Darum stellt sich unfehlbar der Ekel ein und zwar nicht nur in der Sphäre des niedrigsten, sinnlichen, sondern auch des höchsten, geistigen Genusses; denn auch von diesem gilt letztlich das goethesche Wort: „Genießen macht gemein". Das gibt dann jene armen, haltlosen Genußmenschen, die allen rauhen und unangenehmen Wirklichkeiten sorgfältig aus dem Wege gehen, namentlich dort, wo sich aus ihnen irgendwelche ethischen Anforderungen an die Selbsttätigkeit ergäben, die sich allenthalben mit lauter angenehmen ästhetischen Eindrücken und möglichst pikanten Genußobjekten umgeben, die im Genusse sich zu perfekten, rohen und grausamen Egoisten petrifizieren, die, in eitlem Wahne die höchsten Typen der menschlichen Gesellschaft zu repräsentieren, sich in Wahrheit zu bloßen seelenlosen Atavismen aus der tierischen Vergangenheit des Menschengeschlechtes rückbilden, die zu Untermenschen mißraten, während sie sich als Uebermenschen gebärden. Man sehe sich doch diese Aestheten an, wie sie van Eden im „kleinen Johannes" in der Gestalt van Liverlees so vernichtend gekenntzeichnet hat, jene blasierten dekadenten Genüßlinge, die auf der Jagd sind nach immer neuen Sensationen und Raffinements und vor lauter Verfeinerung schließlich im Kote gröbster und niedrigster Genüsse landen, während sie zugleich eine Impotenz schamlos zur Schau stellen, vor der einem jeden ekelt, der noch einen Tropfen gesunden Blutes in den Adern hat; diese menschlichen Mollusken, die es interessant finden immer müde zu sein, und die die edelsten, tiefsten und herbsten Dinge stets nur zum Genusse mißbrauchen.

Wenn eine Sarah Bernhard sich zu Zeiten in einen mit schwarzer Seide ausgeschlagenen Sarg zu legen pflegte, um selbst den Tod zu einem perversen Genusse zu verschlimmbessern, wenn eine gewisse moderne Lyrik ihr lallendes Unvermögen in Gedankenstrichen als modernsten Tiefsinn auszugeben wagt, oder wenn Leute vom Ueberbrettl der Welt die heilige Schrift wieder als eine immerhin anerkennenswerte Leistung meinen in Erinnerung rufen zu müssen, indem sie einem dekadenten Berlinerpublikum das Hohelied als neueste Sensation vordeklamieren, so sind das Extreme — und an den Extremen kann man am deutlichsten die Tendenzen einer Entwicklung erkennen — an denen sich mit furchtbarer Klarheit die Endschicksale eines vom ewigen Lebensgrunde sich loslösenden Aesthetizismus offenbaren.

Vielfach wird nun gegen die künstlerische Kultur der Vorwurf erhoben, sie verwische die großen sittlichen Gegensätze, aus deren Spannung erst sich das Leben auf seine höchsten Höhen schwingt, sie verwische den radikalen Gegensatz von gut und böse zu Gunsten eines schwächlichen Monismus, der von einem berechtigten Proteste gegen eine resignierte und pessimistische religiöse Jenseitsstimmung viel zu rasch zu einer Bejahung des einmal gegebenen Lebens übergehe. Des ferneren schreite sie von einer begründeten Geltendmachung der Rechte der Sinnlichkeit gegenüber asketischen Verkümmerungen unvermerkt zu einer deutlichen Ueberordnung der Sinnlichkeit über das Geistige und öffne damit barbarischer Unkultur Tür und Tor. Endlich sei der künstlerische Individualismus und Subjektivismus in abermals berechtigter Reaktion gegen die Verknechtung der freien Persönlichkeit unter objektive Mächte wie Dogmen, konventionelle Satzung u. dgl. seinerseits wieder zu nichts weiterem auszuholen im Stande, als zu einer bloßen schwächlichen Postulierung freier Persönlichkeiten, die bekanntlich nirgends weniger gedeihen als in der Sphäre ästhetischer Stimmungen und Genüsse, und begnüge sich schließlich mit einem bloßen Schein der Kraft, wo die Kraft selber fehle. Allein das alles sind nur Anzeichen von einer erkrankten künstlerischen Kultur, die mit dem Wesen der Kunst nichts zu schaffen haben. So gewiß rein sinnliche Seeleninhalte einer künstlerischen Gestaltung fähig sind, so gewiß hieße es die Kunst ertöten, wollte man sie auf dieser niedrigsten Stufe festhalten. Höchste Kunst wird man nur dort finden, wo das Menschentum auf seinen Höhen wandelt, d. h. dort, wo die höchsten sittlichen und religiösen Spannungen der arbeitenden Seele sich in künstlerischer Gestaltung entladen. Wo das sittliche zum unmittelbaren Erlebnis wird, wie sollte es da im Gegensatze zu künstlerischer Gestaltung stehen? Dem Künstler, dessen Stolz es ist, daß nichts menschliches ihm fremd sei, wie dürfte er gerade in derjenigen Sphäre des Geisteslebens ein Fremdling sein, wo der Mensch erst recht zum Menschen wird, im Gebiete der sittlichen Freiheit? Nur der sittlich und religiös sich verhaltende Mensch ist ein ganzer Mensch, und nur aus dieser Welt werden einer erkrankenden Kunst die heilsamen Lebenskräfte zuströmen

können. Auch in formaler Hinsicht bedarf der gestaltende Künstler strenger sittlicher Direktiven im Sinne der innern Wahrhaftigkeit seines Schaffens und der Treue gegen das im künstlerischen Erleben schöpferisch bewegte Selbst.

Die ästhetische Lebensanschauung des modernen Durchschnittsästheten mag man mit Recht zum Sittlichen in Gegensatz stellen; denn seit wann hat einen solchen etwas anderes zur Kunst getrieben als Genußsucht und Faulheit; aber die Kunst selber zum Sittlichen in Gegensatz stellen, heißt ihr Wesen aufs tiefste verkennen. Zahlreich sind die Zeugnisse der größten Künstler, daß man dem Altare der Kunst sich nur mit reinen Händen nahen dürfe, daß nur dem ihr Tempel sich öffne, der seine ganze Seele, und wäre es auch in Not und Entsagung, ihr hinzugeben entschlossen sei. Wer erinnert sich nicht an jene ergreifende Szene in Spittelers „Prometheus und Epimetheus“, wo Prometheus seine Hündlein seiner strengen Herrin zum Opfer hinschlachten muß, und verstünde nicht die tiefe Symbolik dieser Stelle, daß Kunst nur da sei, wo Wille zum Opfer ist. „Wenn schon oft genug eine göttliche Konzeption auch dem Ruchlosen gegeben ist, so ist doch nur dem Reinen mit ruhigen Händen vergönnt, sie zu gestalten. Jede Kunst will Selbstlosigkeit und Geduld; und bringt ein verderbtes Gemüt diese beiden Tugenden je auf?“ Dies das Zeugnis einer modernen Schriftstellerin. Und will man endlich das Zeugnis eines der ganz Großen, Michelangelos: „Die echte Kunst ist edel und fromm durch den Geist, in dem sie arbeitet. Denn für die, welche es begreifen, macht nichts die Seele so fromm und rein, als die Mühe etwas Vollendetes zu schaffen; denn Gott ist die Vollendung und wer ihr nachstrebt, strebt dem Göttlichen nach. Die Malerei ist nur ein Abbild der Vollkommenheit Gottes, ein Schatten des Pinsels mit dem er malt, eine Melodie, ein Streben nach Einklang. Ein ganz lebendiges Verständnis aber nur kann fühlen, worin die Schwierigkeit liegt. Und deshalb ist die Kunst so selten, und es gibt so wenige, die sie erreichen.“

So werden wir denn nur in einer sittlich religiösen Wiedergeburt eine Erlösung aus dem Sumpfe des Aesthetizismus erleben können. Und so, wie wir zuvor sahen, daß nur zu einer erstarrten Religion die Kunst in einen berechtigten Gegensatz tritt, so sehen wir hier nun, daß die beiden Ströme einer religiösen und einer künstlerischen Kultur dann sich von einander trennen, wenn der letztere in einen Sumpf zu verlaufen droht.

Ganz schlimm stehen die Dinge freilich dort, wo eine verknöcherte Religion und eine verfaulte Aesthetik sich gegenseitig ihre Sünden vorhalten, während beide den Betrug nicht merken und recht haben nur in der Kritik, aus der beide, unzulänglich genug, ihre bezügliche Existenzberechtigung ableiten. Dieser Fall mag häufig genug eintreten, eben so oft wie der umgekehrte, wo beide als korrelate Symptome für die totale Erkrankung ein und desselben Lebensnervs sich friedlich neben einander vertragen.

III.

Aus dem Gesagten hat sich uns denn ergeben, daß die häufig beobachtete Gegensätzlichkeit der künstlerischen und der religiös-sittlichen Kultur nur in der Entartung und Erkrankung einer der beiden Größen, nicht aber in ihrem eigentlichen Wesen den zureichenden Grund haben kann. So hat denn in Bezug auf das eigentliche Wesen von Kunst und Religion nicht eine Antithese, sondern eine Synthese stattzufinden. Nachdem wir also im vorangehenden Abschnitt vom sich fliehen der beiden Ströme geredet haben, können wir nunmehr von ihrem sich suchen und sich finden reden, ihrem Zusammenfließen in ein und dasselbe Strombett.

Ja, Religion und Kunst gehören als Kinder desselben Lebens zusammen wie zwei Schwestern, die gemeinsam in fröhlicher Zweisamkeit ihres Weges gehen, aus ihrer Zusammengehörigkeit stets neue Kräfte schöpfend, eins in die Seele des andern wie in einen Gesundbrunnen tauchend. Und wo beide sich fliehen, da bleibt beiden ein Stachel der Sehnsucht im Herzen zurück, der ihnen keine Ruhe gönnen wird, bis sie sich wieder beide gefunden an den Quellen des Lebens, von denen sie sich wohl zeitweilig, nie aber für immer, nie gänzlich verirren können. Dem natürlichen Sinne ist es denn auch schlechterdings nicht verständlich, warum zwei so kräftige Triebe am Baume des Lebens nicht friedlich neben einander bestehen sollten, warum ein Mensch aufhören sollte religiös zu empfinden, wenn die Welt des Schönen ihn ergriffen, oder umgekehrt, warum er aufhören sollte, sich zu freuen an den herrlichen Schöpfungen der Kunst sobald er seines Gottes gewiß und froh geworden, des Gottes, der aus der ganzen ihn umgebenden Welt und auch aus den Werken der Künstler zu seiner Seele redet.

Das urkräftigste Zeugnis für die ursprüngliche Zusammengehörigkeit von Kunst und Religion ertönt denn auch von dorther, wo das Leben noch stark und mächtig strömt, unbeengt durch intellektualistische und moralistische Gesetzlichkeiten, wir meinen im Bewußtsein des einfachen Volkes, wo das Leben mit einer stillen, fast unbewußten immanenten Notwendigkeit sich seine Gebilde und organischen Ausdrucksformen schafft und ohne künstliche Differenzierungen, wo die wundervollsten künstlerischen Traditionen — denken Sie an die Heimatkunst bäuerlicher Architektur 2c. — fröhlich neben den religiösen einhergehen, ohne daß es irgend einem Menschen einfallen könnte, an die Möglichkeit eines Gegensatzes auch nur von ferne zu denken.

Nach dieser kaum bewußten Harmonie, diesem innigen Frieden eines in sich ruhenden, stille schaffenden Lebens sehnt unsere allzu differenzierte, blutarme und zerrissene Kultur sich wieder zurück.

An wunderzarten Formen fehlt es uns nicht, aber wo ist das Leben, das sie füllt, das neue, kräftigere schafft, das stark genug ist,

nicht nur in der Welt des Geistes als flackernde Traumgebilde sie hervorzuzaubern, sondern mit starker Hand der Wirklichkeit sie einzubilden in sicherer Schaffens- und Siegeslust. Das fehlt uns und darum erschallt in richtiger Erkenntnis der Lage in viel tieferem Sinne als zu Rousseaus Zeiten wieder mächtiger denn je der Lebensruf: zurück zur Natur, zurück zum Heimatboden des Volkes. Heimatwerte, Heimatkunst, Heimatschutz, Erdgeruch und Bodenständigkeit — solche Worte drücken deutlicher die Sehnsucht unserer Zeit aus, als lange Abhandlungen es vermögen. So sucht man auch in der erkrankten Kulturwelt, was das Volk in naiver Unbewußtheit schon lange hat, und wer ein feines Ohr besitzt, der hat dieses sehnsüchtige sich suchen von Kunst und Religion auch in der modernen Kulturwelt längst bemerkt.

Schauen wir hinein in das Getriebe moderner Kunst — wir werden viel absurdes sehen, viel abstoßendes; aber blamieren wir uns doch, bitte, nicht durch ein so bequemes und blödes Absprechen über den „modernen Stil“, den wir alle selbstverständlich vorderhand noch nicht ohne weiteres verstehen, denn er ist neu und bricht mit alten Traditionen, sondern strengen wir uns doch ein wenig an, auch diesen Dingen durch bescheidenes Warten und Arbeiten auf den Grund zu kommen; denn nur eine große Zeit kann es sich leisten, so nebenbei Torheiten en masse zu produzieren; und wenn wir uns liebevoll versenken, so werden wir selbst in den Absurditäten moderner Kunst noch das neue Leben und Werden, wenn auch in seiner Entstellung und Verzerrung entdecken können. Aber wie viel großes, tiefes, wahres produziert die moderne Kunst nicht außerdem! Es braucht freilich Kampf und Mut und Verzicht auf eingefleischte Irrtümer, um das neue aufzunehmen, aber der Gewinn ist groß. Dann wird uns die Ahnung aufgehen von dem tief religiösen Charakter dieser oft so gottlos sich gebärdenden Kunst; denn ist nicht die rücksichtslose innere Wahrheit und Wahrhaftigkeit die Triebkraft dieser Kunst? Nehmt die Architektur: wie wahr, wie einfältig sehen diese modernen Wohnhäuser aus, sofern es sich um reife Früchte moderner Baukunst handelt; jedes dieser Gebäude will nichts anderes scheinen als was es in Wirklichkeit ist; das aber dann auch ganz. Und heißt wahr sein nicht eben fromm sein, ist Religiosität nicht Einfalt des Herzens, ist alles ehrliche Streben nach unverbildeter Urwüchsigkeit nicht ein Stück Himmelreich oder doch wenigstens ein Schimmer davon? Auf diese innere Struktur des modernen Kunststrebens muß man schauen, will man erkennen, ob es ein frommes Streben ist oder nicht. Nicht etwas an der Kunst, wie z. B. der Kunstvorwurf oder der künstlerische Ideengehalt macht die Kunst zur frommen, zur christlichen Kunst, sondern ihr eigenes inneres Wesen selbst, ihre lebendigen und wesentlichen innern Tendenzen. Eine Kunst kann fromm sein ohne einen einzigen ausgesprochenen christlichen Gedanken erbaulich vorzutragen; aber eine Kunst kann auch wieder gottlos und infernal sein,

mag sie noch so sehr triefen vom Salböl frommer Worte. Wahre Frömmigkeit ist noch stets im einfachen Kittel einhergegangen und nicht im Priestergewande. Jesus selber trug die Formen vollendeter Weltlichkeit und Menschlichkeit und gerade darum erstrahlt seine Göttlichkeit in so wunderbarem Lichte. Seine Frömmigkeit ging nicht neben seinem Leben einher als etwas besonderes, sondern sie war er selber nach der kindlichen Einfalt seiner göttlichen Menschlichkeit. So wollen wir die Religiosität modernen Kunststrebens suchen in seinem innersten Wesen selber und nicht im drum und dran. Freilich kann auch dieses, wenn es in organischem Zusammenhange mit dem innern Wesen des künstlerischen Schaffens steht, charakteristisch sein für den frommen Geist der Kunst und ein Zeichen, daß der verirrte Wanderer nach der Heimat strebt. An tausend Punkten kann man nachweisen, daß die religiösen Probleme längst wieder das Bewußtsein der Künstlerwelt quälen und bearbeiten. Blüht nicht das Christusproblem an allen Ecken und Enden des schönen Gartens wieder auf, im Gartenbeete der Poesie so gut, wie in dem der Malerei und der Skulptur; und wer dasjenige der Musik zu überblicken vermag, der wird es uns bestätigen, daß dies auch dort der Fall sei. Fromme Maler wie Steinhausen, Uhde, Gebhard, Thoma, erhalten von dem großen Kunstkritiker Avenarius wieder gute Zensuren, und bezeichnend ist das Fraternisieren von „Kunstwart“ und „Christlicher Welt“. Belletristische Produkte werden eifrig in religiösen, religiöse in literarischen Zeitschriften besprochen. In Form der Mystik hat die Religion sogar wieder volle Gnade gefunden bei dem großen Verleger Diederichs in Jena, und bereits muß man anfangen, pädagogische Besorgnis zu hegen für das Ergehen der immer mehr gefeierten Religion auf dem glatten Parquet am glänzenden Hofe der Kunst. So nimmt die sonst so stolze und hochfahrende Kunst das verachtete Heiligenbild der Religion wieder aus dem dunklen Winkel und während sie es vom Staube reinigt, fängt sie an zu merken, daß es ein Gebilde von wunderherrlicher Schönheit ist, ja, unter ihren Händen fängt es an zu leben und zu wachsen und die Stunde ist nicht mehr fern, wo die Kunst in demütiger Ergriffenheit vor der entzauberten Himmelsgestalt im Staube knieen wird.

Aber auch in christlichen Kreisen fängt man an „etwas zu merken“. Man merkt, daß Außendinge nicht Innenwerte, daß Kirchen, Dogmen, fromme Uebungen und Moralen, Systeme und wie die tausend Mittelbarkeiten alle heißen, nicht heiliger Geist, daß Schalen nicht Kerne, daß Religionen nicht Gottesreich sind, und darum fängt man an, auf die quellenden Kräfte des gottgeschaffenen schöpferischen Lebens zu achten und wird mit Staunen und Entzücken gewahr, daß sie an tausend Enden schon aufgebrochen und in fröhlichem quellen begriffen sind. Der Schleier der Maja fällt von den entzückten Augen; was man zuvor nicht gesehen, das sieht man jetzt und merkt, daß Gott ein lebendiger, schaffender Gott ist, der an seinem lebendigen Kleide

wirkt auf der ganzen Linie und sein Webstuhl ist nicht die Kirche, sondern die Welt. Das Auge geht der Religion auf für das lebendige Schaffen der Gottheit auf allen Gebieten des Lebens in Vergangenheit und Gegenwart. Ueberall, wo ein Natur- oder ein Kulturgebilde lebt, da sieht sie nun das Schaffen des Lebens und wird inne, wie abgeschmackt ein beständiges Lamentieren über den wachsenden Unglauben ist. Die Religion sieht sich heute genötigt, die Methode der „gottlosen“ Naturwissenschaft, die wesentliche Bedeutung der Natur nicht in einem außer ihr selber ruhenden Zweck, sondern in ihren eigenen Gesetzen zu suchen, anzuerkennen. Der Historismus, ein Erbstück der von künstlerischen Momenten so sehr durchtränkten Romantik, ist heute zum mächtigen Baume erwachsen und streckt einen seiner gewaltigsten Aeste breit über die Fluren der Theologie, auch er — der Historismus — nichts anderes wollend, als im Wesen der geschichtlichen Erscheinung selber die lebendigen Kräfte aufzusuchen und Gott in seinen Wirklichkeitsgebilden und -Gedichten zu verehren.

Und ausgerüstet mit einem solchen Geiste ist die Religion heute besser denn je imstande, auch im modernen Kunstbetriebe die verwandten lebendigen Schöpferkräfte zu spüren. Immer entgegenkommender verhält sich die Religion zur Kunst; denn man versteht es wieder, daß wie das Kunstwerk so auch die Religion eine Schöpfung sein soll. Wiederum hat man auf die innere Struktur der Religion selber zu achten, um ihrer Verwandtschaft mit der Kunst inne zu werden, auf ihren Zusammenhang mit den schöpferischen Hintergründen der Seele, ihre lebendige Innerlichkeit, ihren persönlichen Charakter, auf die immanente in die Sphäre der Freiheit zu erhebende Notwendigkeit, die in ihr drängt und treibt, auf jenes heilige „müssen“ ohne das auch ein ächter Künstler sich nicht denken läßt. Aber auch hier sind mancherlei äußere Anzeichen symbolisch für die innere Annäherung der beiden Welten.

Nehmt die Predigt: Heute weiß man es wieder besser denn je, daß die Predigt ein Kunstwerk sein soll und eine Kunstgattung repräsentieren sollte, insofern sie die organisch gewachsene Frucht aus der Seele des Predigers sein soll, kein bloßes Kopfding, keine Begriffsklitterung, kein exegetisches oder moralistisches Kolleg, kein Vortrag, nein, eine Rede, ein organisch gewordenes Kunstwerk, immerhin so, daß der Accent nicht sowohl auf der äußern Form als auf dem Zeugnischarakter und der lebendigen Innerlichkeit liegt, wie diese Faktoren nach unserer Meinung denn auch bei einem Kunstwerk das entscheidende sind. Daß die Predigt solches nicht mehr ist und oft nicht sein kann, das empfindet das moderne homiletische Gewissen gottlob wieder als eine schwere Last. Langweiligkeit, woran die meisten Predigten kranken, beweist nur den tiefen Todesschlaf des Predigtbetriebes. Es ist kein Zusammenhang mehr da mit den wirklichen treibenden Kräften im Leben des Volkes, aus denen allein etwas wirklich lebendiges und organisch künstlerisches geboren werden kann.

Nehmt den Kirchenbau: Mit welcher künstlerischen Weisheit und Sorgfalt werden moderne protestantische Kirchenbauten ausgeführt. Die Todesmaske der Schablone ist gefallen; diese modernen Kirchengebäude muten uns wieder an wie eigenwüchsige Individualitäten, und wenn man an ihnen vorüberschreitet, so fühlt man sich jedesmal fast versucht sie zu grüßen oder ein Gespräch mit ihnen anzuknüpfen, als wären es lebendige und persönliche Diener am neu erwachenden Lebenswort. Am tiefsten mag wohl noch das Kirchenlied darniederliegen. Aber mit dem neu erwachenden Geiste wird es auch hier anders, und die Kunst wird wieder mehr und mehr Ausdrucksform der Religion werden.

Doch das wesentliche worauf es uns hier ankommt ist eben dieser neue Geist, der Einzug hält in die Religion, der darin besteht, daß er das religiöse Erlebnis wieder in seine Rechte einsetzt und der religiösen Unmittelbarkeit wieder die unbedingte Priorität zuerkennt.

So fangen denn Kunst und Religion wieder an, sich gegenseitig zu verstehen, sich zu suchen und unentbehrlich zu werden. Mögen sie jetzt vielfach noch getrennte Wege gehen, die Entwicklung des menschlichen Geisteslebens wird es immer klarer an den Tag treten lassen, wie sehr gerade diese beiden Kulturelemente auf einander angewiesen sind im Kampfe gegen den großen gemeinsamen Feind eines stets überhandnehmenden praktischen Materialismus und einer mammonistischen Gesinnung, unter deren Bann die ganze moderne Kulturwelt seufzt; denn welche Mächte vermöchten die Versklavung der freien Persönlichkeit unter die Herrschaft der Sachen schlechter zu ertragen als gerade Religion und Kunst?!

## IV.

Doch nun wartet unser noch die schwerste, ja die eigentliche Aufgabe, die unser Thema uns stellt. Nachdem wir nämlich im vorangehenden unsere Frage genetisch behandelt, gilt es nunmehr auf ihre *prinzipielle* Lösung einzutreten, indem wir das Wesen der beiden Größen vergleichend neben einander stellen, um einer jeden ihren Platz im gegenseitigen Verhältnis anzuweisen.

Zwei Elemente sind im Wesen der künstlerischen wie der religiös-sittlichen Kultur zur innern Einheit verschmolzen: *das schauende* und *das schaffende*, das kontemplative und das dynamische.

Wir reden zunächst vom schauenden Elemente in Kunst und Religion. Beide, Kunst und Religion, sind auf der ersten Stufe ihres Wesens eine Form des innern Erlebens, die wir mit dem Worte *Schauen* bezeichnen möchten. Kunst wie Religion sind in ihrem ersten Stadium ein inneres Schauen. Es steht ein Bild vor dem Auge der Seele, das auf einen Einheitspunkt bezogen ist und dieser Punkt ist identisch mit der Einheit des schauenden Geistes selber. Schauen nennen wir das sich bewußtwerden seiner wesentlichen Identität oder seiner vollendet abgetönten Harmonie mit der im Bilde

vor der schauenden Seele stehenden Wirklichkeit. Welt und Ich werden im Schauen zu einer Einheit zusammengewoben.

Die Kunst nun schaut einen beschränkten Komplex von äußern oder innern Wirklichkeitskomponenten zur innern Einheit zusammen, oder sie durchschaut einen begrenzten Ausschnitt der Wirklichkeit nach seiner Verwandtschaft mit dem organisierten schauenden Geiste. Dieses Schauen setzt eine lebendige, von quellenden schöpferischen Kräften bewegte Seele voraus, deren erste Tat das Schauen im Geiste ist. Denn wir machen schon hier darauf aufmerksam, daß, obwohl wir das Schauen in Gegensatz gestellt haben zum Schaffen, bereits in ihm ein schöpferisches tätiges Element enthalten ist; denn es ist bereits auch eine Tat, die in der äußern Wirklichkeit zerstreut auftretenden Elemente wenigstens im Geiste zu einer innern Einheit zusammen zu weben. Und insofern das Schauen schon eine Tat ist, so ist auch im künstlerischen Schauen bereits ein erlösendes Moment enthalten. So unrecht haben diejenigen nicht, welche die Kunst als eine Erlöserin preisen. Schon ihr Schauen enthält Erlösung, geschweige denn ihr Schaffen. Aber wenn die Kunst allein beim Schauen stehen bleibt, so bleibt es bei jener halben Scheinerlösung, mit der sich viele schwächlichen Naturen begnügen, jener resignierten Flucht aus der traurigen Wirklichkeit in die Welt des schönen Scheins, jenem kläglichen Verzicht auf energische Weltgestaltung, jenem müden armseligen Träumerleben, das wir so viele Aestheten führen sehen. Aber das sei zugestanden: sofern schon das Schauen eine persönliche Tat in sich schließt — nicht alle können schauen — in ebendemselben Maße wirkt sie auch erlösend auf den Menschen; denn was heißt Erlösung, wenn nicht die Befreiung gebundener Kräfte im Menschen, wenn nicht das, daß er aus einem Nichtkönner ein Könner wird. Aber diese Erlösung in der Kunst ist immer nur eine Erlösung auf Momente; denn so wie ihr Schauen sich immer nur auf beschränkte Wirklichkeitskomplexe bezieht, so ist auch ihre Erlösung auf den schauenden Moment der künstlerischen Empfängnis und Gestaltung beschränkt.

Anders die Religion. Auch sie ist auf ihrer ersten Stufe ein inneres Schauen, ein Aufleuchten eines Einheitsbewußtseins in der bewegten Seele. Allein hier ist nun dieses Anschauen nicht bezogen auf einen beschränkten Komponentenkomplex der äußern oder innern Wirklichkeit, sondern auf die Wirklichkeit als Totalität. Welt und Geist werden in Gott als in ihrer Einheit erschaut, und in dieser Harmonisierung von Welt und Geist und Hinterwelten wird nun eine Erlösung ermöglicht, die nicht bloß wie bei der Kunst auf einzelne Seiten und Momente des geistigen Seins, sondern auf das Leben als solches bezogen ist, das im Schauen der Religion seine Stellung im Universum erfaßt, deren bewußtes Ergreifen und Festhalten eben die vollendete Erlösung bedeutet. Also: im Schauen der Kunst findet der Mensch seine innere Stellung zu einem beschränkten Wirklichkeitskomplex, den er sich selber gleichsam assimiliert und erlebt in diesem

Schauen eine partielle Erlösung auf Momente, in der Religion hingegen findet der Mensch seine persönliche Stellung zum Universum, von dem er selber ein Stück ist, und erlebt in diesem Schauen eine Erlösung, die auf das Leben als solches bezogen ist, die aber deshalb immer noch eine partielle ist, weil es eine bloß schauende ist.

Es bleibt anzumerken, daß selbstverständlich die Intensität des produktiven Erlösungsbewußtseins in der Religion eine oft recht schwankende Größe ist und auf ein Minimum zurückgehen kann; aber kaum wird die Spur des einmal gemachten religiösen Erlebnisses jemals gänzlich in der Seele des Frommen erlöschen können.

Doch wir haben nun erst von der schauenden Seite in Kunst und Religion gesprochen. Wir wissen aber, daß sie nicht die einzige ist; die schaffende muß sich zu ihr gesellen; denn würde das Schauen ausschließlich die Seele erfüllen auf Kosten der Tat, dann wäre dies der Tod der beiden Seelengewächse. Nur in der Einheit mit der menschlichen Persönlichkeit selber d. h. mit dem freien, gestaltenden, wollenden Wesen des Menschen wird die Kunst ganz Kunst, die Religion ganz Religion, ansonst zerflattern und zerfließen sie. Das im Schauen gemachte Erlebnis der Seele muß von den derben Fäusten der Persönlichkeit gepackt und zum dauernden Gebilde mit der Wirklichkeit in eins geknetet werden. Wir haben zwar gesehen, wie schon im Schauen ein Schaffen ist, ein aktives Moment, wie es denn überhaupt keine einzige Funktion des Geistes gibt, an der nicht irgendwie alle Seiten des Geistes mitbeteiligt wären. So ist selbstverständlich umgekehrt auch jeder schöpferischen Tat ein Schauen immanent. Aber das bloß betrachtende Gestalten ist dem wahrhaft schöpferischen Geiste nicht genug, ist es doch nur ein Gestalten im Geiste. Ein bloß geistiges Dasein aber ist ein Schattendasein. Die Schatten aber dürsten nach Blut, damit sie leben können, sie hungern nach mehr Wirklichkeit, der Logos will Fleisch werden. Da tun denn Schöpfung not und Schmerzen der Geburt, da muß der Riese Persönlichkeit auf den Plan, der die Felsen widerstrebender Wirklichkeit zerklaubt um sie als geformte Quadern dem Gefüge des erschauten Geistesgebildes einzubauen zum dauernden Werk.

Wir haben uns im bisherigen häufig des Ausdrucks „ästhetisch“ bedient. *Αἴσθησις* heißt Wahrnehmung. Der Ausdruck bezeichnet also einseitig die passiv-kontemplative Seite der Kunst. Unser Thema redet aber nicht umsonst von künstlerischer Kultur, von religiös-sittlicher Kultur. Das tönt voller und bezeichnet besser das Wesen der Sache. Kunst heißt können, Kultur Gestaltung. Weder Kunst noch Religion bedeuten ihrem wahren Wesen nach Flucht, Flucht vor der rauhen Wirklichkeit sei es in die Welt der Illusion und des schönen Scheins, oder in die dumpfe Mönchszelle oder ins enge Kämmerlein bloßer weinerlicher Erbaulichkeit und Andachtsstimmung.

Unter Kunst verstehen wir vor allem ein durch und durch seiner selbst mächtiges produktives Verhalten der Seele, Schöpfung neuer

Welten, Gestaltung der Wirklichkeit in eins mit dem Geiste, Organisierung der unorganisierten amorphen Wirklichkeitsmassen, Erhebung bloß stofflicher Wirklichkeit in die höhere Welt der Formen, Durchleuchtung der trägen Materie, ein Hineinziehen derselben in den Fluß und Bereich des organisierten Geisteslebens. Dieser Begriff von Kunst ist natürlich sehr weit gefaßt und begreift jede organisatorisch-schöpferische Tätigkeit des Menschengeistes in sich und nicht etwa nur die reinen Künste. Jeder Mensch, der auf irgend einem Gebiete schöpferisch tätig ist, tote Stoffe belebt und organisiert, Ordnung und Gesetze bringt in ungeordnete Massen, ist ein Künstler, sobald er nur dem Rufe seiner eigenen Seele folgt; zum Handwerker wird er erst dadurch, daß er von andern geschaffenes und gedachtes sklavisch kopiert. Aber wem ureigene Gedanken aus der Seele strömen, die er dann mit starker Faust zur Wirklichkeitsgestaltung nützt, der ist ein Künstler, mag er nun Dichter, Schneider, Feldherr, Kaufmann, Maler oder Hotelier sein — einerlei, er ist ein Schöpfer, ein Künstler.

So verstehen wir denn unter Kunst nicht Weltanschauung, sondern Welt- und Wirklichkeitsgestaltung, die natürlich die Anschauung einschließt. Der Wirklichkeit den Stempel des Geistes aufprägen, heißt sie ihrer letzten Bestimmung entgegenführen; denn alle irdischen Dinge haben letztlich nur in Bezug auf den Menschen Bedeutung, seinem Geiste sollen sie dienen nach ihrem eigensten Wesen; der Mensch aber hat nur Bedeutung in Bezug auf Gott.

Diese zweite Erkenntnis aber leuchtet auf in der Religion. Auch die Religion ist, wie wir gesehen, auf ihrer ersten Stufe ein inneres Schauen. Aber auch sie ist mehr als das. Auch in ihr muß Schauen und Wollen in eins zusammenströmen. Keine mönchische Kontemplation in enger Zelle — das hieße sein Leben unnütz vergeuden an ein leeres und haltloses Gefühls- und Gedankenspiel. Nicht ein Genießen der gottgegebenen Seelenkräfte, sondern ein sie vergessen in ihrem Gebrauch, ein sich selber verlieren und verschwenden an sein Werk, das darin besteht nicht nur das eigene individuelle, sondern das menschheitliche Leben überhaupt in den Fluß des in der eigenen Seele aufgebrochenen ewigen Lebens zu ziehen. Viel mehr als die Kunst, deren Schwerpunkt zunächst durchaus im individuellen liegt, ist die Religion gemäß ihres universellen Charakters am Gesamtleben der Menschheit orientiert. So heißt es denn hier: Vergiß deine Seele, deine Kräfte, deine Freiheit, indem du sie brauchst, gerade so wirst du sie finden; wer aber seine Seele sucht, der wird sie verlieren. Religion ist wohl ein Erschauen des ewigen göttlichen Lebensgrundes, aber auch ein Schaffen aus ihm, ein ihn Hineinbilden in die endliche Wirklichkeit, ein Hineintragen des ewigen ins zeitliche. Darum, ihr Frommen, begebt euch endlich einmal heraus aus eurem Kämmerlein, hinein in die Welt der Kämpfe, der Widerstände und des Todes und führt das Leben zum Siege! Dann erst wird die Qual eurer Frömmig-

keit sich in Freude wandeln und werdet ihr selig sein in eurer Tat. Das allein heißt Religion, alles andere Krankheit und Schwäche.

Und hier in der schöpferischen Tat allein vollendet sich die Erlösung die im Schauen begonnen. Denn es gibt keine größere Erlösung für den Menschen, als das freie Können, keine tiefere Seligkeit als Schöpferfreude. Und wiederum ist hier bei der Kunst die Erlösung bezogen auf den Moment und das einzelne Schöpfungsgebilde, in der Religion aber auf das Leben als solches, das durch sie zum Kunstwerk wird.

So liegt denn die Einheit von Kunst und Religion in dem für sich daseienden in sich selber ruhenden göttlichen Lebensgrunde, der im ganzen das menschliche Einzelleben wie die gesamte Wirklichkeit tragend, in den schöpferischen Momenten durch die Seele bricht, alles um sich her in die Lebenskreise seiner organisierenden Tätigkeit hineinziehend.

Die Religion nun ist das für uns sein dieses an sich seienden Lebensgrundes, der kontinuierliche Fluß ewigen Lebens, der durch unsere Seele fließt; das Kunstwerk ist die einzelne Welle, die stetsfort wieder aus diesem Lebensstrome emportaucht. Die Religion ist der Lebensbaum, die Kunst die Lebensfrucht; die Religion ist orientiert am Ganzen, die Kunst am Einzelnen, die Religion am Ewigen, die Kunst am Zeitlichen, die Religion vom Ewigen kommend, in das Zeitliche strömend, die Kunst im Zeitlichen lebend, nach dem Ewigen trachtend, das als treibende Kraft der Sehnsucht schon gegenwärtig ist in ihr, die Kunst die einzelnen Momente des Lebens in die Sphäre des religiösen erhebend, die Religion das ganze Leben zu einem Kunstwerk gestaltend, die Kunst eine Erlöserin für die Zeit, die Religion für die Ewigkeit.

Im Gebiete der christlichen Religion pflegt man sonst in Begriffen wie Buße, Gnade, Sündenvergebung, Rechtfertigung und ähnlichem zu reden. Das alles hat nun aber in unserer Darstellung, die doch u. a. von Religion handelt, gefehlt. Der Begriff des Schöpferischen, wie wir ihn auch auf die Religion angewendet haben, mag manchen in dieser Verbindung fremdartig angemutet haben. So sei denn gesagt, daß wir unter dem Schöpferischen nichts anderes als eine scheinbar recht bekannte Sache verstehen, nämlich die Liebe. Aus der Liebe wird alles Leben geboren, sie ist das Leben, unser eigenes Leben ist das Geschenk der elterlichen Liebe, in der Liebe lebt dieser unersättliche Drang nach Identität, nach eins werden, sich in eins fühlen mit dem andern, nach hineinziehen der unorganisierten Massen in den Organismus des liebenden Lebens. Die Liebe aber ist Gott und Gott die Liebe. In ihm als dem schöpferischen Grunde alles Seins fallen alle Gegensätze in Eins zusammen, er aber ward Fleisch und Erscheinung in Jesus Christus.

In Jesus findet jede Kunst und jede Religion ihr Ende, so wie sie aus ihm ihren Ursprung nimmt. Er ist mehr als alle Kunst und alle Religion; denn der letzte Rest von Sehnsucht wie sie Kunst und

Religion immer anhängen, bei ihm ist sie abgestreift und aufgehoben in Vollendung und Erfüllung. In der tiefsten Knechtsgestalt ist er doch der schönste unter den Menschenkindern, als vollkommener Menschensohn, wie die Kunst ihn nur immer gesucht, ist er der vollendete Gottessohn, wie die Religion uns ihm entgegenführen will.

A. Schädelin.

---

# Der Geist und wir.

## Eine Pfingstbetrachtung.

Den Geist dämpfet nicht.
1. Thess. 5, 19.

Wir haben zu Pfingsten wieder mächtig um den Geist gebetet: „Komm, heilger Geist, Herre Gott!“ Aber ob wir im Ernste den Geist wollen? Ob wir ihn gerne aufnähmen, wenn er käme?

Es ist merkwürdig: die christliche Kirche behauptet, aus dem heiligen Geist entstanden zu sein — und nicht ganz mit Unrecht — und doch ist der heilige Geist ihre Verlegenheit. Sie hat ihn einst nur mit Mühe in ihr Trinitätsdogma gebracht, und sie weiß zu Pfingsten nicht recht von ihm zu predigen. Die Pfingstpredigt, die einst mit unwiderstehlicher Notwendigkeit als Zeugnis des Geistes aus den Seelen der Apostel brach, ist für die meisten Pfarrer — und gar nicht bloß die schlechtesten unter ihnen — eine Verlegenheit; eine tiefe und lebendige Pfingstpredigt, die der Gemeinde einen deutlichen Eindruck von Wesen und Art des heiligen Geistes gäbe, ist eine seltene Sache. Wer wollte dem Prediger darob Vorwürfe machen? Wir können vom Geiste nicht recht reden, weil wir ihn nicht haben und gerade weil wir ihn nicht haben, machen wir viele Worte von ihm — wie es ja immer zu gehen pflegt. Es ist unsere große Verlegenheit, daß die Kirche, die nur vom heiligen Geiste leben kann — wenigstens, wenn man das Wort Kirche im höchsten Sinne, den es haben kann, versteht — diesen Geist nicht wirklich hat. Aber seltsam — eine noch größere Verlegenheit ist es für sie, wenn der Geist einmal wirklich kommt. Es geht ihm dann wie einem Gaste, einem hochgeehrten, den man so und so viele Male eingeladen hat und so dringend eingeladen, aber doch immer mit dem Hintergedanken, daß er nicht wirklich kommen werde. Wenn er nun einmal wirklich kommt, gibt es eine Ueberraschung, eine recht unangenehme, und er ist gar nicht so willkommen, wie man vorgegeben hatte. Die für ihn vorgesehenen Räume sind „anderweitig besetzt“; er schafft Unruhe und Unbehagen; es muß allerlei geändert, abgestaubt, zurechtgerückt werden; und sicher kommt er immer zur Unzeit! Und wenn er da ist, wie ist

er anders als man erwartet hatte, viel weniger bekannt, gemütlich, musterhaft — man ist recht froh, wenn er bald wieder geht.

So lädt die Christenheit den heiligen Geist ein. Inzwischen aber richtet sie sich doch so ein, daß nicht ernstlich mit seinem Kommen gerechnet wird, ja, daß er recht stören müßte, wenn er käme. Ein großer Teil unserer kirchlichen Einrichtungen, vieles an unserem Beten, Predigen, Unterrichten hat diesen Sinn. Es müßte wegfallen, wenn Geist da wäre. Ja, man könnte sagen — und das wäre vielleicht geschichtlich richtiger, als die vorhin entwickelte Auffassung von dem Verhältnis zwischen Kirche und Geist — daß die ganze Kirche ursprünglich als ein Surrogat des Geistes gedacht sei. Denn eine Kirche in dem vom Katholizismus geprägten prägnanten Sinne des Wortes ist erst entstanden, als das Wehen des Geistes, das die älteste Christenheit erfüllte, aufzuhören begann. Darum wird ihr der Geist so leicht eine Verlegenheit. Er gerät zu leicht mit ihr in Widerspruch. Wenn man um den Geist bittet, dann meint man meistens einen Geist, der in diesen ganzen kirchlichen Stil paßt, der ihm nur ein wenig mehr Leben und Weihe, so eine rechte Beleuchtung von oben, geben soll, man meint einen sehr braven, sehr gesitteten, theologisch wohl geschulten Geist, einen Geist, mit Einem Worte, nach dem eigenen Bilde. Aber wenn er nun kommt, der wirkliche Geist, dann ist er so ganz anders, dann kommt er immer stürmisch, revolutionär, ganz anders, als man ihn haben wollte, er kommt so ungezogen und so unbestellt — ja immer unbestellt, trotz aller Einladungen! Er ist noch nie willkommen gewesen.

Diese Tatsache, die in der ganzen christlichen Geschichte bei allen neuen Lebensansätzen wiederkehrt, wird am besten durch die Entstehung des Christentums selbst illustriert. Damals, mit der Bildung der ersten Gemeinde Jesu, erschien wirklich heiliger Geist inmitten der offiziellen Frömmigkeit und Kirchlichkeit Israels. Wie wurde er aufgenommen? Wir wissen es gut: Während die weltliche Masse ein wenig staunte und dann mit einem: „Sie sind voll süßen Weines“ (d. h. heute: „Sie sind verrückte Schwärmer“) zur Tagesordnung überzugehen bereit ist, fühlen die Frommen und Kirchenleute wohl, daß hier wirklich etwas wie religiöser Enthusiasmus erschienen ist. Solchen wollen sie nun eigentlich auch. Ihr Beten, Singen, Opfern, ihre Bibelbeflissenheit — alles hat doch nur diesen einen Zweck: religiöse Glut zu erzeugen. Wenn diese nun auf einmal da ist, warum nicht jubelnd Gott für die Wunder, diese Erhörung ihrer Gebete, danken? Warum nicht? — Ja, warum! Das ist doch alles etwas Anderes. Das ist nicht bestellt; so hat man es nicht gemeint; von da her hat man keine Antwort gewollt. Das ist denn doch eine zu seltsame Sache: diese Galiläer, Leute aus einer gar nicht für religiös musterhaft bekannten Gegend. Was sind da für Leute an der Spitze: ein Fischer Simon und seine Handwerksgenossen, Zöllner sogar sind dabei und — unglaublich — Frauen spielen eine Rolle! Da heißt es doch

aufpassen. Eigentlich ist es doch ein bischen eine Anmaßung von diesen Leuten, die amtlichen Organe so zu umgehen und zu meinen, sie wüßten in religiösen Dingen besser Bescheid, als die angesehensten Theologen! Es liegt in dieser Bewegung wie ein Vorwurf, daß die bestellten kirchlichen Organe es an etwas fehlen ließen. Diese laienhafte Frömmigkeit mag gewiß viel Schönes haben, sie hat zweifellos eine Wärme, von der man sich gestehen muß, daß man sie nicht habe, aber diese Wärme, kommt sie nicht doch auch von mangelnder Klarheit und theologischer Durchbildung? Schließlich ist es doch eine Schwärmerei. Man muß zuwarten. Das solide Gefüge der Theologie und Kirche wird dergleichen auch diesmal überdauern, wie schon so oft. — Wir gehen wohl schwerlich fehl, wenn wir annehmen, daß Einige aus diesen Kreisen sogar nur Hohn und Sarkasmus für diese Bewegung hatten. Man kennt ihn ja, diesen geistlichen Hohn! Wo kann man so giftig höhnen wie bei den rechten, alteingesessenen Theologen und Kirchenleuten? Man kennt ihn, diesen Hohn eines bestimmten Typus von offiziellen Hütern der kirchlichen Wahrheit und Macht über Leute, die ihre Kreise stören, weil sie nicht offiziell legitimierten und etiquettierten, sondern freien, warmen, stürmischen, ja leidenschaftlichen Geist haben. Man hat rasch eine Rubrik für sie: sie sind im besseren Fall Schwärmer, im schlimmeren ehrgeizige Streber, die von sich reden machen wollen. Wir dagegen, die wir den soliden Weg kirchlicher Arbeit gehen, wir haben doch den Geist, wir haben auch die Nüchternheit, haben die Klugheit, haben die Theologie und zwar solide, nicht zu alte und nicht zu neue, und noch Einiges dazu (z. B. ein wenig Geld und eine ordentliche Erziehung und Verwandtschaft) — sollte das ernsthafte Publikum so Unrecht haben, wenn es uns für die rechten Gottesmänner hält? Was wollen denn diese Leute? — So verließ der Geist Israel; er fand da keine Wohnung. Es war alles schon besetzt.

Sind wir heute ganz anders? Läuft nicht eine unbewußte Heuchelei mitunter, wenn wir um den Geist bitten? Wäre er uns wirklich willkommen? Es ist zu bedenken: Auch heute wie zu allen Zeiten kommt der Geist unbestellt, trotz allen Einladungen, kommt ganz anders, als man gemeint hatte. „Der Geist wehet, wo er will.“ Als Geist hat er eine bewegliche, lebendige Natur und gerät in Konflikt mit allem, was bloß Form, was verhärtet und erstarrt ist, als Geist hat er oft eine sehr rücksichtslose Art. Der wirkliche Geist ist auch heute anders, als der, warum wir meistens bitten, viel unvertrauter, wilder, kritischer und unoffizieller. Es ist nichts so unbequem, als der Geist. Und so sehen auch seine persönlichen Träger meistens anders aus, als wir gewünscht hätten.

Dazu kommt noch ein anderes, vielleicht stärkeres Hemmnis, das besonders bei uns Theologen dem Geiste im Wege steht. Wir haben unsere Theologie, das heißt, so wie die Dinge stehen, meistens: wir haben feste Gedankenformen, wohlausgearbeitete Schablonen, mit denen wir prüfen, was religiös ein Recht habe und was nicht. Die

werden besonders auf unseren Universitäten zugerichtet. Wenn nun irgendwo neues Leben sich regt auf den etwas kahlen Gefilden des offiziellen Christentums, dann eilen wir mit diesen Instrumenten herbei, messen, prüfen, rubrizieren. „Was gibt es da Neues? Wo haben wir in der Geschichte eine solche Bewegung gehabt? In was für eine Rubrik paßt sie? Läßt sich damit etwas machen? Wo fehlt es etwa an notwendigen Erfordernissen? Ist etwa Pantheismus da? Oder Moralismus? Oder Mystizismus? Wird etwa das innere Leben vernachlässigt? Oder die Sünde? Oder die Gnade? Ist die nötige Nüchternheit da, die nötige historische Orientierung? Wie steht es mit den Trägern der Bewegung? Sind es „seriöse" Leute, auch theologisch wohl gebildet? Haben sie einst ein gutes Examen gemacht? Was sagt man über sie?" So wird gemessen, gewogen, klassifiziert, und dann ist man beruhigt. Man hat ein paar Namen und fertige Urteile mehr. Aber der Geist ist „gedämpft". Denn alles erträgt er eher als Schulmeisterei. Er verträgt eher das Kreuz, als das Prokrustesbett. Und dann wundert man sich, daß der Geist fehlt, daß der Sturm und die feurigen Zungen der Pfingsterzählung nur noch als ärmliche Predigtbilder eine Rolle spielen. Wo soll denn da noch Geist her kommen? Glaubt ihr, man könne das Leben so behandeln, ohne es zu zerstören? Wollet ihr das Leben, das *da* ist und von dem ihr doch wohl annehmen dürftet, daß es auch aus Gott sei, zerstören, in der Meinung, ihr wolltet dann ein besseres selbst schaffen? Wie wollet ihr das? Meinet ihr wirklich, ihr könnet es? Meinet ihr, daß ihr mit den Instrumenten eurer Korrektheit Geist schaffen könnet? Meinet ihr, der Geist trete so wohl diszipliniert und examiniert, so theologisch durchgebildet und akademisch approbiert auf, daß er euch recht wäre? Bittet ihr nur um Geist, ihr werdet umsonst bitten; die Kirche bleibt geistesleer, wenn ihr den Geist nicht kommen lassen wollet, wie *er* will. Warum denn eine enthusiastische Bewegung nicht leben lassen, auch wenn sie ein wenig überschäumt? Warum nicht vertrauen, daß sie allfällige Irrtümer und Einseitigkeiten selbst ablegen werde? Warum sofort mit den theologischen Ketzergerichtsinstrumenten darüber her? Ja, da wird der Geist sich wohl hüten, unter euch zu erscheinen.

Was dem Geist tötlich wird, ist nicht Widerspruch, Gegnerschaft, Feindschaft. Solche tun ihm gut, tragen zu seiner Läuterung und Vertiefung bei; sie sind auch ein Zeichen, daß er nicht weltförmig oder trivial ist. Aber es gibt andere Arten, dem Geist zu begegnen, die ihn wohl töten könnten, wenn das möglich wäre. Er wird gerade als *Geist* angetastet. Er wird verdächtigt, bloß ehrgeizige Streberei zu sein; er wird als unreife Schwärmerei dargestellt, als anmaßendes Prophetentum gehöhnt, ja gehöhnt mit pfäffischem Spott. Jeder unreife theologische Knabe weiß sich in seiner ihm von seinen Lehrern empfohlenen „Nüchternheit" über solche Schwärmer erhaben. Belächelt wird, was ihnen ein Heiligtum ist, von dem sie nur scheu

zu reden wagten; es wird ihnen angetastet, entweiht. Ja, dann fühlt sich der Geist ins Innerste getroffen. Einmal hat sich Jesus aufgebäumt wie nie sonst, wie ins Herz getroffen, und über seine Gegner ein furchtbares Wort gesprochen. Als sie den Geist, der in ihm war, vom Beelzebub ableiteten, da hat er von der Sünde wider den heiligen Geist gesprochen, die allein von allen Sünden weder in diesem noch in jenem Leben verziehen werden könne. Aber gerade dieser Sünde machen sich die offiziellen Vertreter seines Geistes besonders leicht schuldig. Was für ein Mißtrauen ist in ihren Kreisen zu treffen gegen die Motive eines Menschen, der nicht die vorgeschriebenen Wege geht, gegen allen Geist, der nicht bestellt, nicht von Behörden und Fakultäten approbiert ist, was für ein Höhnen und Spotten ist; ein Höhnen und Spotten, aus dem der Unglaube an allen Geist, an alles Göttliche im Menschen grinst! Und was ist die Folge? Nicht, daß der Geist wirklich stirbt, aber daß er unter uns gedämpft wird, daß in unseren Reihen die frische Unbefangenheit verloren geht, die kindliche Freude an der Gabe Gottes, daß es unter uns kein hohes, schwungvolles Leben gibt, das Großes schaffen könnte, daß Langeweile und Skeptizismus obenauf kommen. Wie soll das Leben sich entfalten, wenn man auf jedes frische Sprossen sofort Staub schüttet? Wir glauben nicht an den Geist, wir belächeln, benörgeln, lästern ihn — und dann beten wir: „Komm, heiliger Geist.“ Wird er wohl kommen?

Nein, wir sind nicht gerüstet, den Geist zu empfangen; wir haben nicht Raum für ihn. Wir müssen zuerst anders werden: einfacher, ehrfürchtiger, kindlicher, untheologischer. Er kann nicht kommen, weil wir im Grunde gar nicht ihn wollen, sondern unser menschliches Wesen. Er soll sich nach uns richten und nicht wir nach ihm. Es fehlt uns an der Hauptsache: Gott selbst zu suchen, ihn allein, und ihn in allen Dingen zu ehren. Statt dessen machen wir Theologien, die sehr, sehr oft nur die Wirkung haben, sich zwischen uns und die lebendige Wirklichkeit Gottes zu stellen, schaffen Surrogate für Gottes Leben, die sich anspruchsvoll gegen dieses selbst sperren. Aus dieser Wurzel wächst das allgemeine große Uebel, von dem das von uns geschilderte nur eine Erscheinungsform ist: Wir Menschen können einander überhaupt noch nicht leben lassen. Wir müssen einander verletzen, schulmeistern, quälen, schlecht machen. Wir wollen vergewaltigen, statt zu helfen, wollen Macht haben, statt zu dienen. Wir machen aus Moral und Religion Plagen für die Menschen, statt Befreiungen. Wir stecken das Leben in Schablonen, darin es verkrüppeln muß. Wir tun es in bester Absicht und erfüllen damit die Welt mit Qual. Das alles wird erst anders in dem Maße, als wir lernen, in allem Leben Gott zu ehren, ihn allein. Gott, den Vater, ehren, heißt: allen Dingen die Freiheit geben, nicht die Freiheit des Fleisches, sondern des Geistes, heißt dienen, statt vergewaltigen, heißt das Gute sehen, statt das Böse, heißt sich freuen, statt zu richten. Das ist die Freiheit, zu der Christus uns befreien will. Daß solche Freiheit, die göttliche Freiheit,

die herrliche Freiheit der Kinder Gottes, in der Welt erstehe, von Gott her, und die Welt erlöse, das ist die tiefste Sehnsucht aller Herzen, auch derer, die es nicht recht wissen; es ist die, oft auch unbewußte, Sehnsucht unserer Zeit. Darum bleibt freilich das Gebet der Gebete das um den heiligen Geist. L. Ragaz.

---

# Christentum und Arbeiterbewegung.

Unserer in der letzten Nummer angekündigten Absicht getreu fahren wir fort, unseren Lesern führende Männer der sozialistischen Bewegung vorzustellen, wobei wir besonders ihre Beziehung zur Religion oder zu den entscheidenden Fragen der Weltanschauung hervorheben. Heute kommt Keir Hardie an die Reihe, der unbestrittene Führer und Prophet der sozialistischen Arbeiterschaft von England und Vater der „Labour Party", d. h. der politischen Organisation der englischen Arbeiterschaft. Er ist geboren im Jahre 1856 in Lankashire, ist also jetzt 55 Jahre alt. Die Leiden des Proletariats hat er am eigenen Leib durchgemacht, da er vom 8. bis zum 25. Altersjahre als Bergmann sein Brot verdiente. Der auffallende tiefe Schmerzenszug in seinem Antlitz beweist, was die große Seele dieses Mannes gelitten hat, gelitten gewiß mehr für seine Brüder als für sich selbst. Er ist auch ein Beweis für den Reichtum an geistiger Naturkraft und der Fülle von Kulturmöglichkeiten, die im Proletariat schlummern. Denn ohne nennenswerte Schulbildung hat er sich durch eigene Arbeit zu einer intellektuellen Höhe und Reife erhoben, die ihn dem gebildetsten Mitbürger ebenbürtig macht. Dabei ist er eine machtvolle, völlig unbescholtene und von allgemeiner Ehrfurcht umgebene Persönlichkeit und ein gewaltiger Redner. Neben seiner sozialen Arbeit im engeren Sinne ist er auch ein Vorkämpfer der Abstinenz gewesen. Ueber seine religiöse Stellung und ihre Beziehung zu seinem Sozialismus möge die folgende Rede Aufschluß geben, die er an der eingangs dieser Nummer erwähnten „Labour Week" gehalten. Wir fügen noch hinzu, daß Keir Hardie bei Anlaß des Besuches, den die englischen Brotherhoods*) letztes Jahr den belgischen und französischen Sozialisten machten, die Hauptperson war, auf deren Kredit bei der Arbeiterschaft hin dieser Versuch allein gelingen konnte. Er ist eine der Gestalten der sozialistischen Bewegung, vor denen uns der Wunsch kommt, daß sie auch bei uns dagewesen sein oder kommen möchten.**)

* * *

Das Auftreten eines Mannes der Arbeiterbewegung an einer ausgesprochen religiösen Veranstaltung ist nicht eine so auffallende Sache, wie manche meinen. Die Meisten von uns, die wir in den letzten Jahren an die Spitze der Arbeiterbewegung getreten sind, kommen von der Abstinenzbewegung oder von religiöser Arbeit her. Es ist ein häufig gehörter Vorwurf gegen die Arbeiterbewegung überhaupt und im besonderen gegen die sozialistische Richtung in ihr, daß

---

*) Religiös-soziale Gemeinschaften, über die wir nächstens einen Aufsatz bringen.

**) Die Rede ist entnommen der Sammlung: Labour and Religion (Religion und Arbeiterbewegung). London, W. A. Hammond, Holborn Hall, Clerkenwell Road, E. C.

das Bekenntnis zum Sozialismus zu einem Abfall vom Christentum führe. Meine Erfahrung in Bezug auf diesen Punkt dürfte wohl von der keines andern lebenden Menschen übertroffen werden. Diese Erfahrung aber berechtigt mich zu sagen: für jeden Vertreter der Arbeiterbewegung, der die Kirche verlassen hat, weil er seine früheren religiösen Ueberzeugungen verloren, kommen Zehne, die durch die der Arbeitersache unfreundliche Haltung der Kirche vertrieben worden sind (Beifall). An sich besteht nicht und kann nicht bestehen irgend ein Gegensatz zwischen dem Christentum und der Arbeiterbewegung. Der kürzlich verstorbene Professor Bruce hat die Erklärung abgegeben, er sei geneigt, zu denken, daß ein großer und wachsender Teil der in unserer Gesellschaft wirksamen moralischen Werte außerhalb der christlichen Kirche zu finden sei, und zwar infolge nicht zunehmender Gottlosigkeit, sondern eher zunehmenden moralischen Ernstes. „In der Tat haben manche die Kirche verlassen, um Christen sein zu können." Das ist ein scharfes Wort, aber die Quelle, woraus es stammt, gebietet uns Achtung.

Ich habe in Wort und Schrift schon oft erklärt, daß der Antrieb, der mich zuerst in die Arbeiterbewegung brachte und die Begeisterung, die mich darin weiter führte, mir aus der Lehre Jesu von Nazareth zugekommen ist, mehr als aus allen anderen Quellen zusammen (Beifall). Verständige Vertreter der Arbeiterbewegung könnten, auch wenn sie dazu Lust hätten, es nicht verantworten, das Christentum gering zu schätzen. Eine so gewaltige Tatsache der Weltgeschichte, die nicht nur das praktische Leben, sondern auch das Denken eines ganzen Erdteils beeinflußt hat und die nach übereinstimmendem Urteil auf der Lehre und dem Leben eines Arbeitsmannes beruht, muß notwendig alle diejenigen anziehen, die heute am Werke sind, das Leben seiner hohen Bestimmung näher zu bringen als das in vergangenen Tagen geschehen ist.

Ich habe auf den Mangel an Sympathie hingewiesen, den die Kirchen gegenüber unserer Bewegung — ich meine die Arbeiterbewegung — gezeigt. Aber ich freue mich sagen zu dürfen, daß dieser Gegensatz allmählich einer freundlicheren Haltung Platz macht. Einrichtungen, wie die, welche diese Versammlungen zustande gebracht hat,*) haben viel dazu beigetragen, die Auffassung vom Wesen der christlichen Kirche zu erweitern und das Christentum zu dem zurückzuführen, was ohne allen Zweifel seine ursprüngliche Mission war: der Erlösung der Leiber so gut als der Seelen der Menschen (Beifall).

Freilich fürchte ich trotzdem, daß in kirchlichen Versammlungen manchmal die Lehren der bürgerlichen Nationalökonomie mehr Einfluß haben als die Botschaft Christi und der „Reichtum der Nationen" des Adam Smith mehr gilt als die Bergpredigt und der Apostel Paulus.

---

*) Die Labour Week ist durch das sogenannte Browning Hall settlement veranstaltet worden. D. U.

So lang als dies andauert, muß notwendig ein Gegensatz oder doch eine Trennung bestehen zwischen der organisierten christlichen Kirche auf der einen und der Arbeiterbewegung auf der anderen Seite. Diejenigen unter uns, die seit manchen Jahren dem kirchlichen Leben fast gänzlich ferne geblieben sind, haben dies nicht darum getan, weil ihr Glaube abgenommen hätte, sondern weil die Kirche meinte, sich auf das konzentrieren zu müssen, was man höchst unangebrachter Weise „das innere Leben" nennt und sie darum es für notwendig hielten, sich mehr den sogenannten materiellen Dingen zuzuwenden und wäre es auch nur, um das Gleichgewicht herzustellen (Beifall).

Ich habe immer das Gefühl gehabt, daß es für Menschen, die in Städten geboren und aufgewachsen sind, viel schwerer ist, sich ein religiöses Leben zu bewahren, als für die auf dem Lande Geborenen und Aufgewachsenen. In diesen großen Städten, wo Männer, Frauen und Kinder fast ganz von dem reinigenden und erhebenden Einfluß der Natur ausgeschlossen sind, wo die Straßen hart und staubig sind, wo der Kampf ums Dasein schwer und rastlos ist, wo die Beziehungen zwischen Mensch und Mensch nicht bloß nicht freundnachbarlich, sondern voll von Streit und Gegensatz sind, da hat das religiöse Leben es schwer, sich zu entfalten und zu vertiefen. Und darum ist es in diesen Städten doppelt nötig, daß hier Gelegenheiten geschaffen werden, um nicht in dogmatisch verhärteter Form, sondern in einfacher und allgemein verständlicher Weise die Lebenswahrheiten des Christentums denen nahe zu bringen, deren geistiges Leben infolge der Verhältnisse, in denen sie leben, fast erstorben ist (Beifall).

Es ist eines der wichtigsten Kennzeichen für einzelne Menschen wie für ganze Bewegungen, wie sie die Frage beantworten: „Wie dünket euch um Christus?" Ist er bloß ein Gebilde der Phantasie oder eine lebendige, göttlich erleuchtete Persönlichkeit? Und in welcher Beziehung steht die Lehre Christi zu den Nöten, den inneren Nöten des Einzelnen und den sozialen Problemen unseres Zeitalters? Auf dem europäischen Kontinent, wo der Sozialismus am stärksten entwickelt ist, waren eine zeitlang die Ausdrücke „Sozialismus" und „Atheismus" so ziemlich gleichbedeutend. Wenn man bedenkt, wie die Kirche sich zur Verteidigerin von Besitz und Ausbeutung aufwarf, kann man sich darüber nicht wundern.

Aber in den letzten Jahren ist eine sehr bemerkenswerte und für mich sehr erfreuliche Aenderung in dem Geiste der ganzen Bewegung vor sich gegangen. Große Führer wie Jean Jaurès in Frankreich und Emil Vandervelde in Belgien und andere, weniger Bekannte, in Deutschland, haben herausgefunden, was wir Andern, die wir etwas altfränkischer sind, nie vergessen hatten: Daß hinter der Natur eine geistige Macht steht, unsichtbar aber doch deutlich spürbar, und daß der Tod nicht das letzte Wort ist, ansonsten das Leben auf der Erde ein müssiges Spiel wäre — und diese Erkenntnis durchdringt langsam die ganze Bewegung.

Einen Sozialisten und Vertreter der Arbeiterbewegung überhaupt müßte eigentlich die Lehre Christi mit unwiderstehlicher Gewalt ergreifen. Der moderne Prediger, durch seine Theologie irregeleitet, ist freilich imstande, vom Reiche Gottes zu reden, als ob es sich bloß auf einen Himmel jenseits des Grabes bezöge. Ich wünschte, daß die, so diese Auffassung vertreten, imstande wären, sich von vorgefaßten Meinungen in Bezug auf den Sinn der biblischen Texte und Ausdrücke zu befreien und an das Studium des neuen Testaments mit offenem, vorurteilslosem Sinn heranzutreten, wie sie an ein anderes Buch herantreten würden. Das Reich Gottes im Sinne Jesu meint nicht einen fernen Himmel im Jenseits, sondern eine Ordnung der Dinge auf dieser Erde, die alle Herrlichkeit des Lebens zur Entfaltung brächte und ihm möglich machte, sich nach dem Willen Gottes zu gestalten (Beifall).

So muß, wie ich gesagt habe, die Botschaft Jesu jeden Sozialisten und Anhänger der Arbeitersache mit fast unwiderstehlicher Kraft ergreifen. Er hat nicht nur die Reichen angeklagt — was er freilich schonungslos getan — er hat nicht bloß die Gelehrten getadelt, daß sie ob dem Streit über Worte und Dogmen den Geist der Botschaft, die sie auszurichten hatten, vergäßen, nein, Christus hat in seiner Botschaft gegen den Besitz in all seinen Formen Anklage erhoben. Er hat nicht bloß die angeklagt, die reich sind, nein, das Evangelium Christi lehrt uns, daß das Leben das einzige Gut ist, das Wert hat und daß der Besitz zwischen den Menschen und der Entfaltung seines wahren Lebens tritt. Das Christentum kann nach seiner sozialen Seite hin nicht verwirklicht werden — falls es im Lichte der Lehre Jesu ausgelegt wird — bis ein völliger freiwilliger Kommunismus hergestellt und der Gedanke an bloßes Privateigentum aus dem Geist der Menschen verschwunden ist (Beifall).

Darum sage ich, daß Christus von seiten der Sozialisten und Anhänger der Arbeiterschaft zum mindesten aufmerksames Gehör fordern darf. Es ist wahr, er hat keine Partei gegründet, keine ökonomischen Theorien aufgestellt, aber er hat so weite und tiefe Lebenswahrheiten enthüllt, daß, wenn diese eines Tages ihre Anwendung finden, was sicher geschehen wird, sobald die Welt einmal weiser geworden ist, nicht nur diejenige Armut verschwunden sein wird, die vom Mangel an Brot herrührt, sondern daß auch die Armut, die von der Anhäufung von Reichtum herrührt, aus der Welt verschwunden sein wird (Beifall).

Ich sage darum zu denen, die in der Sozialisten- und Arbeiterbewegung tätig sind, daß die Lehre Christi ihre ernsteste Aufmerksamkeit verlangen darf und ich bitte die, so das Christentum nach dem beurteilen, was auf den Kanzeln unserer Kirchen dafür ausgegeben wird, zu den Ursprüngen des Christentums selbst zurückzugehen. Wenn heute die Kirche ein Ort für wohlsituierte Leute geworden ist, wo man sich seiner Gewissensbeschwerden entledigt, wenn die Kirche in nur zu

vielen Fällen nur eine Versorgungsanstalt mehr für eine Anzahl von Leuten geworden ist, wenn die kirchlichen Gottesdienste darin bestehen, fein ausgearbeitete Abhandlungen über Wissenschaft, Literatur und Kunst darzubieten und durch die Leistungen wohlbezahlter Berufsmusiker verwöhnte Ohren zu befriedigen — dann verdammet nicht Christus dafür, daß die Kirche seine Lehre verleugnet hat und von allem, was ihm die Hauptsache war, abgefallen ist.

Die reichen und gutgestellten Klassen haben Jesus für sich in Anspruch genommen und seine Botschaft ins Gegenteil verkehrt. Und doch gehört er zu uns in ganz besonderem Sinne und die Bruderschaftsbewegung ist am Werke, Jesus wieder an seinen rechten Platz zu stellen als den Freund und Erlöser der Armen.

Aber auch andern Leuten, als denen, die in der Arbeiterbewegung tätig sind, hat das Christentum Großes zu sagen. Der Zug der modernen Bildung erweitert den Gesichtskreis der Menschen. Es ist zwar wichtig, daß eine oberflächliche Presse das Ihrige tut, um den Geist der Menschen herabzuziehen und zu verwirren. Trotzdem beweisen unsere Büchereien, daß das Lesen ernsthafter Literatur viel allgemeiner geworden ist als es je vorher in der Geschichte unseres Landes war und sein konnte. Aber diejenigen unter Ihnen, die am meisten gelesen haben, diejenigen, die am meisten studiert haben, sie werden mir bestätigen, daß das bloße Lesen von schöner Literatur, ja auch wissenschaftliches Studium selbst, etwas in uns unbefriedigt lassen. Es wird dadurch zwar das Denken entwickelt, es wird dadurch der Gesichtskreis erweitert, aber es kommen Zeiten und Lagen, wo wir noch etwas mehr verlangen als Wissenschaft und Literatur uns geben können. Das gilt, wie ich glaube, in ganz besonderer Weise für die Frauennatur. Die Frau ist feiner geartet, sie hat einen empfindlicheren Sinn, ist empfänglicher für Eindrücke und das alles bewirkt, daß sie so oft von einer tiefen Sehnsucht nach etwas, das ihr Gemüt voll befriedigen könnte, ergriffen wird.

Es gibt aber keine Macht auf Erden, die dem sehnenden und hungernden Menschenherzen so viel Befriedigung gewähren könnte, wie der Trost, den die Religion uns gibt. Wissenschaft, Kunst, Literatur, können ja eine gewisse Befriedigung gewähren. Aber, wie schon von Alters her Salomon gefunden hat: bloßes Geldverdienen, bloßes Ansammeln von Wissen, läßt das tiefere Wesen des Menschen ungestillt, daß es nach etwas Besserem schreien muß. Alle Religionen der Erde haben zum Ziel die Erlangung des Friedens für das Menschenherz. Ob es sich um den Buddhismus oder um das Christentum handle: das Ideal ist in beiden Fällen dasselbe, nur mit dem Unterschied freilich, daß der Buddhist die Notwendigkeit des persönlichen Opfers, des persönlichen Kampfes für die Erlangung des Friedens allein kennt, während das Evangelium Christi mit einer Einfachheit, die viele für seine Kraft blind macht, erklärt: „Kommt her zu mir, Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will Euch er=

quicken." Wenn der menschliche Geist einmal den wahren Sinn der religiösen Seite der Lehre Christi erfaßt, dann gibt es für ihn in allen Religionen nichts, das ihn so im Tiefsten anfassen, das eine solche Gewalt über Herz und Geist gewinnen könnte. Denn das ist ihr Sinn, daß der Mensch von der Sünde erlöst ist und daß wir bloß auf das Werk zu vertrauen haben, das Christus für uns getan hat, um den Frieden zu gewinnen, ohne den das Leben kaum des Lebens wert ist. Das erklärt, warum das Evangelium Jesu seinen Siegeszug gegangen ist und für seine Wahrheit die Millionen gewonnen hat, die Jesus ihren König nennen.

Aber für Männer und Frauen, die Nachfolger Christi sein wollen, bedeutet dies noch mehr, als daß sie darin eine Befriedigung für sich selbst finden. Seine Sache wird keinen Fortschritt machen, bis bei denen, die sich zu seinem Namen und seinem Reiche bekennen, aus der Fülle christlichen Lebens die entsprechenden Taten opferbereiter Liebe erwachsen. Wenn ich das Christentum in einem einzigen Satze zu definieren hätte, dann würde ich sagen: Christentum ist Opfer, das aus der Liebe entspringt. Darum ist jeder, der sich zum christlichen Glauben bekennt, verpflichtet, jedes Opfer zu bringen, das nötig ist, um Sünde, Not und Unrecht von dem Leben derer, die mit ihm in Berührung kommen, zu bannen. Es genügt nicht, zu Gott zu beten, es ist reine Heuchelei, fromme Lieder zu singen, wenn unser Leben nicht dem Dienst Gottes an den Menschen geweiht ist (Beifall). Täuschet euch nicht: die einzige Art, wie Ihr Gott dienen könnt, ist, dem Menschen zu dienen. Es gibt keinen andern Weg. Das ist die Lehre des alten Testaments und ist die Lehre des neuen Testaments. Das Herz Christi war weit offen für die Menschheit. Er wurde gehaßt, er wurde verfolgt, er wurde gesteinigt und endlich gekreuzigt, weil er das arme Volk so sehr liebte, daß er es verschmähte, an der Heuchelei seiner Zeit teilzunehmen und zu sagen: Friede, Friede, wo doch kein Friede war. Und des Christennamens würdig ist heute noch allein der Mann, die Frau, die ihr Leben und Behagen für die Rettung und Erhebung ihres Geschlechtes hingeben (Beifall).

Ich freue mich, diese Gelegenheit gehabt zu haben, die in unseren Tagen so selten geworden ist, an dieser Stätte wieder einmal ein Zeugnis für das abzulegen, was für mich eine große Lebenserfahrung ist: daß ohne Religion das Leben so dürr würde, so widerlich würde, daß, wenn keine Religion da wäre, die Menschen suchen müßten, eine zu erfinden, um diesem Teil ihrer Natur zu genügen. Jede menschliche Beziehung wird durch die Religion geheiligt, versüßt, gereinigt. Die Arbeiterbewegung ist ihrem Wesen nach durchaus religiös. Die Männer und Frauen, die daran teilnehmen, arbeiten nicht für sich selbst; sie wissen sehr wohl, daß sie bloß den Anfang einer Ordnung der Dinge schaffen können, die eines Tages denen, die nach uns kommen, Frieden, Glück und Freiheit, ein volleres, reicheres Leben bringen wird. Es ist darum ein seltsames Ding, wenn sie sich als

Vertreter der Arbeitersache von der Klasse der wohlgeputzten, ehrbaren, kirchenbesuchenden und genußsüchtigen Leute der selbstsüchtigen Beweggründe bezichtigt sehen. Das große Werk Christi war, die Einheit unseres Geschlechtes zu lehren, die Ursachen zu entfernen, die Mensch von Mensch trennen, es zu verunmöglichen, daß der Starke den Schwachen bedrücke oder der Reiche den Armen beraube (Beifall).

Die Aufgabe der heutigen Arbeiterbewegung ist es, diese Wahrheiten der Lehre Christi auf die modernen industriellen und ökonomischen Probleme anzuwenden und so die Zeit herbeiführen zu helfen, wo es keine leibliche noch seelische Armut mehr gibt, in einem Lande, einer Welt, die Gott so schön und reich geschaffen hat, sondern genug da ist für Alle. Mit dem Aufhören der groben materiellen Not und dem Erscheinen des Tages der Freiheit wird auch das seelische Leben der Menschen eine Entfaltung gewinnen, die unmöglich ist, so lange die jetzigen Verhältnisse dauern. Ich möchte zu denen unter Ihnen, die Mitglieder von christlichen Kirchen sind, sagen: Lassen Sie sich nicht aus ihnen vertreiben; bleiben Sie drinnen und machen Sie die Kirche christlicher als sie bis jetzt gewesen ist (Beifall). Diejenigen unter Ihnen aber, die außerhalb der christlichen Kirche stehen, sollen versuchen, Nachfolger Christi durch die Tat zu sein (Beifall), wenn nicht dem Namen und dem Bekenntnis nach. So, meine Genossen und Freunde, wollen wir in gemeinsamer Arbeit, seis in, seis außer der christlichen Kirche, ihm dienen, der uns geliebt hat, und uns so sehr geliebt, daß er sein Leben für uns gab.

---

## Rundschau.

**Vermittlung von Wein und Bier durch die Konsumvereine.** Der Frage, ob es dem Charakter der Konsumbewegung entspreche, alkoholische Getränke zu vermitteln, ist im „Genossenschaftlichen Volksblatt“ vom 13. Mai eine längere Auseinandersetzung gewidmet. Daß diese Frage überhaupt aufgeworfen und, wie aus dem Artikel hervorgeht, in Genossenschaftskreisen lebhaft diskutiert wird, ist an sich erfreulich, indem es auf ein Erwachen des Verantwortlichkeitsgefühls in Bezug auf die Alkoholfrage und ein Erstrecken der Abstinenzbewegung innerhalb der Genossenschaft schließen läßt.

Indem die Redaktion des „Genossenschaftlichen Volksblattes“ darzutun sucht, warum sie die Diskussion über dieses Thema in dem Genossenschaftsorgan nicht weiter zulassen zu können glaubt, läßt sie ihren Standpunkt in der Frage selbst erkennen. Es ist zunächst derjenige des *rein finanziellen Vorteils*. Weil im Wein- und Bierhandel auch bei niedrigeren Preisansätzen als denen des Privathändlers immer noch erhebliche Profite herausschauen, soll derselbe beibehalten werden.

Durch den Verzicht auf den Alkoholgewinn vermindere sich die Leistungsfähigkeit der Genossenschaft zu Gunsten ihrer Gegner. Sonderbar, vor ein paar Jahren schilderte der Redaktor die Eindrücke, welche er beim Besuch einer Reihe von Genossenschaften in England empfangen und hob dabei als besondern Vorzug hervor, daß dort der Verkauf von geistigen Getränken gänzlich ausgeschlossen sei, während gleichzeitig die hohe Entwicklung der englischen Konsumvereine betont wurde. Der Verzicht auf den Profit aus dem Alkoholhandel hat also dem Gedeihen dieser Organisationen keinen Eintrag getan. Den praktischen Engländern wird im allgemeinen nicht nachgeredet, daß sie gegen ihren Vorteil blind seien; man darf demnach wohl annehmen, sie hätten die Ausschaltung des Alkoholsvertriebs in ihrer Konsumbewegung eher als nützlich betrachtet.

Durch Zahlen will die Redaktion den Beweis erbringen, daß die Vermittlung von Wein und Bier durch die Verbandsgenossenschaften gegenüber dem Gesamtverbrauch in der Schweiz wenig in Betracht falle und knüpft daran das weitere Argument, daß auch bei allfälliger Ausschaltung dieses Handels durch die Genossenschaften doch nicht weniger getrunken, sondern der Bedarf nur anderswo gedeckt würde. Aber es handelt sich hierbei gar nicht in erster Linie um das Mehr oder Weniger des Konsums, sondern um den sonst so oft ins Licht gesetzten Charakter der Konsumgenossenschaft als einer auf die Wohlfahrt des Volksganzen gerichteten Bewegung. Daß der Alkoholgenuß wirksam eingeschränkt werden könne, indem die Konsumgenossenschaft die Beschaffung solcher Getränke erleichtert und verbilligt, ist denn doch schwer einzusehen.

Auch der Einwand, nicht der Alkohol allein, sondern auch andere Genußmittel, wie Kaffee, Tee, Tabak, werden von vielen als schädlich bezeichnet, sodaß man nie fertig würde, wollte man allen diesen Meinungen Rechnung tragen, ist nicht stichhaltig. Beim Alkohol handelt es sich eben nicht nur um gesundheitliche Schädigung, obschon diese bereits schwer genug ins Gewicht fällt, sondern um eine ebenso große, wo nicht größere moralische Schadenwirkung. Niemals, selbst im Uebermaß genossen, üben die oben angeführten andern Genußmittel eine verrohende und entsittlichende Wirkung auf den Einzelnen aus, noch verursachen sie das wirtschaftliche und sittliche Elend ganzer Familien und Volksteile auf Generationen hinaus, wie dies der Alkohol tut. Das zu sehen braucht es wahrlich keine scharfen Augen mehr. Die Tatsachen drängen sich auf. Mag sein, daß in den Genossenschaften durchschnittlich nicht mehr, vielleicht sogar etwas weniger getrunken wird als außerhalb derselben, so spielen doch Alkohol und Trinksitten im Genossenschaftsleben immer noch eine zu große Rolle und sind ein viel zu wenig gefürchteter Feind einer höheren Entwicklung des Genossenschaftswesens. Darum, ob zwar die direkte Bekämpfung des Alkoholismus nicht Aufgabe der Konsumvereinsbewegung sein kann, so hat sie doch das größte Interesse daran, jenen

Kampf soviel als möglich zu unterstützen. Wer aber selbst Alkohol verkauft oder dem Verkauf das Wort redet, kann dieses sicher nicht in ausreichendem Maße tun, mag gelegentlich noch so sehr das Unnütze der Geldausgaben für alkoholische Getränke betont werden.

E. B.

**Eindrücke von der Studentenkonferenz in Konstantinopel.***) Eine christliche Studentenkonferenz in Konstantinopel, der Hauptstadt des Islam! Es war ein ganz eigenartiges Gefühl, als wir am Abend unserer Ankunft auf einem der kleinen Dampfer den Bosporus hinauffuhren, nach dem etwa eine halbe Stunde entfernten Robert College, dem Ort der Konferenz. Da lagen hinter uns alle die Kuppeln und unzähligen Minarete der Moscheen, in einen leichten Dunst eingehüllt, von den Strahlen der Abendsonne beleuchtet. Und wir fuhren einer christlichen Konferenz entgegen. Man fragte sich unwillkürlich: Warum sind wir gerade hier und nicht anderswo? Ist die geographische Lage der Grund dafür, oder etwas Tieferes? Es war etwas Tieferes. Niemand sprach es aus während der Konferenztage, offiziell wenigstens. Aber wenn man von den Vortragsserien hörte, die in den verschiedenen Quartieren in Konstantinopel gegeben wurden, in drei Sprachen, von Professoren, die an der Konferenz teilnahmen, dann kam einem unwillkürlich der Gedanke: Es ist wie ein Eroberungszug mitten in den Islam hinein, oder zum mindesten eine Demonstration gegen die Religion, die dem Vordringen des Christentums den größten Widerstand entgegensetzt, eine Demonstration: Wir dringen doch vor, auch in dich hinein!

Das war eine ganz subjektive Empfindung, aber mir scheint, es wird auch unter den Mohamedanern solche gegeben haben, die dieses Gefühl gehabt, obschon ich nie ausdrücklich das habe sagen hören.

In diesen fünf Tagen, da wir mit den mehr als 230 Delegierten zusammen sein durften, empfing ich zum erstenmal einen Eindruck, was eigentlich der Weltbund ist, was er uns gibt, gerade durch eine solche Konferenz. Da kamen die verschiedensten Nationen, Rassen, Richtungen zusammen, aber noch nie habe ich so stark das Gefühl einer Einheit gehabt, wie dort in diesen kurzen Tagen. Nicht die Vorträge waren es, die einen packten, es war etwas Anderes, Unbestimmtes, das über dem Ganzen lag, es war das Gefühl: Mit allen diesen Menschen hast du dein Größtes gemein, daß du auch helfen willst, das Evangelium Jesu weiter auszubreiten. Aus der ganzen Welt kommen sie her, aber alle arbeiten an dem gleichen Ziel. Das war das Schönste, was ich von der Konferenz bekam. Ein Verständnis ging einem auf für das alte, uns so fremd gewordene Wort: Ich glaube an eine heilige, allgemeine Kirche, die da ist eine Gemeinschaft der Heiligen. Natürlich fassen wir heute den Begriff Kirche so, aber wie oft haben wir wirklich einen starken Eindruck davon, was das ist, die Gemeinschaft aller derer, die sich in den Dienst Gottes stellen?

---

*) Die Vorträge werden vollständig in englischer und gekürzt in französischer Sprache anfangs Juni erscheinen.

Ueberhaupt sind mir die Stunden, wo man Gelegenheit hatte, mit Vertretern anderer Nationen und Rassen zusammen zu sein, die unvergeßlichsten. Ein Chinese besonders hat mir einen tiefen Eindruck gemacht. Schon in einem Vortrag über die Mission in China. Es war, wie wenn ein ganzes aufwachendes Volk vor uns hintreten würde, verkörpert in einem Vertreter, und uns zuriefe: Habt acht, ihr Völker Europas, bis jetzt habt ihr uns wie Schlafende behandelt, habt nur immer uns gegeben, nie etwas annehmen wollen. Jetzt aber sind wir wach und nun kommt vielleicht eine Zeit, wo ihr zuerst lernen müßt uns zu verstehen, wo ihr die Empfangenden sein werdet. Dieser einzige, kleine, lebendige Mann ließ uns ahnen, was für eine gewaltige Macht in diesem Volk des Ostens mit seinen 400 Millionen liegt, um von Japan nicht zu reden. Auf der Rückreise hatte ich Gelegenheit, ein paar Worte mit ihm zu wechseln, es ist die Persönlichkeit, die ich am wenigsten vergessen werde. Noch eine Gestalt möchte ich erwähnen, nicht wegen der Kraft des persönlichen Eindruckes, aber wegen der eigentümlichen Verhältnisse. Da war ein einfacher Pfarrer aus einer persischen Gemeinde, die schon seit dem zweiten Jahrhundert dem Christentum angehört. Der war von seiner Gemeinde ausgeschickt worden, nach Konstantinopel zuerst, aber um von dort aus eine Studienreise nach England anzutreten, wo er besonders in die englischen Kirchenverhältnisse etwas eindringen sollte. Als Reisegeld, von Persien nach England, hatte er hundert Dollar empfangen! Die Gemeinde konnte ihm nicht mehr geben und er selbst war arm. Dafür hatte er ein Geleitschreiben empfangen, eine Empfehlung und die Bitte an alle Christen, die er auf seiner Reise antreffen würde, ihm zu helfen als ihrem Bruder. Es berührte mich tief, was ich da hörte. Eine Gemeinde, die schon vor mehr als 1700 Jahren ihr Christentum empfing, und die wirklich noch drin steht in einer Art apostolischem Christentum, die noch daran glaubt, mit einem solchen Geleitschreiben ihren Vorsteher durch die Welt hinsenden zu können!

Das nur einige Eindrücke von den vielen, die wir alle in jenen herrlichen Tagen am Bosporus empfangen. K. Straub (Zürich).

**Zur Frage der Volksvermehrung.** Die „Christliche Freiheit“ von Traub teilt mit, daß sich kürzlich in Köln ein Prozeß abspielte, bei dem es sich um folgenden Mietvertrag handelte: „Mieter versichern, daß sie keine eigenen Kinder haben und auch künftig solche nicht halten (sic.!) wollen; im Falle der Zuwiderhandlung gegen diese Vertragsbestimmung soll der Vermieter nicht nur berechtigt sein, von dem Vertrag zurückzutreten, sondern die Mieter sollen auch eine Vertragsstrafe in der Höhe von tausend Mark an den Vermieter zu zahlen haben.“ Als die Mieter doch ein Kind bekamen, klagte der Vermieter und behauptete, die Nichterfüllung der Vertragspflicht sei auf „grobe Fahrlässigkeit“ zurückzuführen. Zum Glück hat ihn das Gericht abgewiesen. Mit Recht bemerkt die Redaktion, wenn es

nicht gerichtlich festgestellt wäre, würde man diesen Vertrag für einen Fastnachtsscherz halten.

Dieser Fall ist nur ein besonders krasses Symptom eines Zustandes, der zu den drückendsten Problemen unseres sozialen Lebens gehört. Was früher Kindersegen hieß, ist für zahlreiche Familien zu einem Fluch geworden. Jedes neu erscheinende Kind ist zum Schrecken geworden, es bedeutet ein qualvolles Anwachsen der Nahrungs-, Kleidungs- und namentlich der Wohnungssorgen. Was William Bromme in der Lebensgeschichte eines „modernen Fabrikarbeiters" von seinem Familienleben erzählt, mit welcher Niedergeschlagenheit ihm seine Frau ihre erneute Schwangerschaft in die Lungenheilanstalt meldet, was das für ihn für eine Hiobsbotschaft bedeutet, wie seine Frau jede Familie, der ein kleines Kind wegstirbt, beneidet, das wird, wer als Arzt oder Pfarrer in einem Arbeiterquartier tätig ist, gar nicht als unnatürlichen Ausnahmefall taxieren; nein, es ist eine häufige Erscheinung.

Die Folgen sind ja leicht auszurechnen. Ich glaube, daß es schon für das ganze Gemütsleben eines Menschen von Einfluß ist, mit was für Gefühlen die ersten Anzeichen seines Daseins von den Eltern begrüßt und die ersten Lebenstage erfüllt worden sind. Je größer die Kinderzahl, umso ungemütlicher die Wohnungsverhältnisse, umso notwendiger die Erwerbsarbeit der Mutter, umso übler die Laune beider Eltern, umso illusorischer die Erziehung. Die kinderreiche Familie muß die Kinder so früh als möglich zum Verdienen anleiten; das will sagen, daß sich aus ihnen die große Reservearmee der ungelernten Arbeiterschaft rekrutiert. Die Möglichkeit des Aufstieges in eine weniger gedrückte Schicht ist erschwert, es bedarf dazu schon besonderer Energie und Begabung; aber man kann ja öfters beobachten, wie sich bei der wildgewachsenen Jugend auf dem Boden des Elends auch das geistige Leben nur kümmerlich entfaltet.

Und nun die sittlichen Folgen. Wer auf malthusianischem Standpunkt steht, wird allerdings urteilen, daß es vorwärts gehe. Wer aber der Ansicht ist, daß das natürliche Wachstum der Bevölkerung ein Zeichen von Kraft, Gesundheit und Zukunft eines Volkes ist, daß aber Einschränkung desselben ein Zeichen sinkenden und verkümmernden Volkstums ist, der wird mit Sorge sehen, wie Kinderreichtum immer mehr als Dummheit angesehen wird, wenn nicht gar als Schande, wie die antikonzeptionellen Mittel und die noch schlimmere Praxis der Abtreibung (bei der etwa einige, die Pech haben, der Justiz in die Hände fallen) blühen. Die ganze Frage ist ja kompliziert und ich möchte sie nicht übers Knie abbrechen; ein Individualisieren ist hier unumgänglich, und der natürlichen Bevölkerungsvermehrung erwachsen noch besondere Schwierigkeiten aus der künstlichen Vermehrung durch den Import billiger Arbeitskräfte aus kulturell tiefer stehenden Nationen. Aber im ganzen muß gesagt werden, daß, wo solche Gewohnheiten einreißen, die Volksgesundheit und die Volksmoral

leiden. Solche Praktiken bedeuten ein Schwinden der Selbstzucht und der heroischen Lebensauffassung. Man will seine Gelüste und Triebe ausleben, sich aber der Folgen entschlagen. Man vergißt, daß man der kommenden Generation gegenüber eine ungeheure Verantwortung in sich trägt. Es ist angesichts dieser drohenden Entwicklung eine allererste Aufgabe, den Sinn für diese sittlichen Güter, die sittliche Verantwortung zu pflegen und den verweichlichenden Erziehungsgrundsätzen, die der Jugend jede Anstrengung ersparen möchten, Widerstand zu leisten.

Unter den Maßregeln, die dieser Gefahr einer Abwärtsbewegung des Volkstums entgegenarbeiten, ist in erster Linie eine zielbewußte kommunale Wohnungspolitik zu nennen, in der wir Schweizer wieder einmal schmachvoll nachhinken. Und selbstverständlich sind nicht kommunale Mietskasernen, sondern Gartenstädte das einzig Richtige. Und solche städtischen Wohnungen sollten vornehmlich oder ausschließlich an Familien mit Kindern vermietet werden, die sonst schwer ein Logis finden. Sodann bei der Steuerpolitik nicht nur eine Progession für den wachsenden Besitz am toten Mammon, sondern noch mehr eine starke Degression für das lebende Kapital einer mehrköpfigen Kinderschar.

Man ist gegen solche Vorschläge gleich mit dem Schlagworte: „Junggesellensteuer“ zur Hand, und man weiß alle möglichen Schwierigkeiten aufzuzählen. Aber daß diejenigen, die kleinere familiäre Lasten zu tragen haben, dafür mehr öffentliche Lasten tragen sollen, ist die gerechteste Sache von der Welt; und welche gute Sache hat keine Schwierigkeiten zu überwinden? Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg. Natürlich sind die unentgeltliche Geburtshilfe für Unbemittelte, die Ausdehnung der Krankenversicherung auf Wöchnerinnen, und zwar auf ihre ganze Schonzeit, ebenfalls Maßregeln, die in dieser Richtung eine gewisse Hilfe bedeuten. Für weitere Vorschläge sind wir dankbar. Wir müssen den Kampf aufnehmen, bevor wir französische Zustände haben. —

Noch eine weitere Mitteilung aus Traubs „Christliche Freiheit“ möchte ich abdrucken. Aus dem Buch von Paul Ziertmann: „Gemeinsame Erziehung von Knaben und Mädchen“ werden auf Grund der amtlichen Statistik folgende Zahlen mitgeteilt: 8,700,000 verheirateten weiblichen Personen stehen in Preußen (unsere Quelle sagt zwar in Deutschland, was offenbar falsch ist) 8,200,000 unverheiratete gegenüber. Im Alter von 16—20 Jahren sind 2 % verheiratet, im Alter von 20—30 Jahren sind 42½ % verheiratet, 57½ % unverheiratet; von 30—50 Jahren sind 77½ % verheiratet, 32½ % unverheiratet; über 50 Jahre 50 % verheiratet, 50 % unverheiratet (39 % verwitwet, 11 % ledig). Wer angesichts solcher Zahlen die Frauenfrage mit dem Schlagwort lösen will: „der Beruf der Frau ist die Ehe, die Frau gehört ins Haus“, für den habe ich nur den unchristlichen Wunsch, er möchte sechs Töchter kriegen, die samt und sonders sitzen bleiben. Dann wird er etwas gescheidter werden. L.

**Der Zürcher Blumentag.** Durch verschiedene Zeitungen ging eine Erklärung gegen den Berliner Blumentag von einer Reihe von Personen, die in hervorragender Weise an sozialer Hilfsarbeit beteiligt sind. Manche unserer Leser werden sie auch zu Gesicht bekommen haben. Unabhängig davon und ganz in Uebereinstimmung mit der Stellung, die wir schon früher zum Wohltätigkeitsjux eingenommen haben, erhalten wir von unserm Mitarbeiter folgende Einsendung:

Die Blumentage sind sehr Mode geworden und erobern sich Stadt um Stadt. In zierlicher und anmutiger Weise vermögen diese Veranstaltungen Summen für die Wohltätigkeit flüssig zu machen, gegen welche die Erträgnisse der Bazare in den Hintergrund treten müssen. Zudem hat der Gedanke, alle Kreise der Bevölkerung zu dem Wohltätigkeitsfest herbeizuziehen etwas faszinierendes und die weißen Blumenmädchen können leicht empfunden werden als Sinnbilder einer menschlich denkenden und doch wieder graziösen Kultur.

Die Zürcher haben überdies ihren Blumentag in besonders geschickter und raffinierter Weise ausgestaltet und Künstler und Studenten, Turn- und Gesangvereine, Musikgesellschaften und Sportsleute aller Art aufgeboten, um das Publikum recht zahlreich auf die Straßen zu locken. So bekam der Tag wirklich etwas von dem allgemeinen Volkstag und selbst der zwei Tage vorher ausgebrochene Maurerstreik und die von der übervorsorglichen Zürcherregierung verfügte Aufs-Piket-Stellung von Militär vermochte den vielfach reizvollen Veranstaltungen nichts anzuhaben.

Und doch habe ich mich selten so zerrissen und unbehaglich gefühlt wie an jenem Tage. Wie viel guter Wille zu helfen und welch bedenkliche Wege! Ist unser Volk, sind die christlichen Kulturvölker wirklich so niedrig einzuschätzen, wie die Veranstalter der Blumentage es tun? Ich begreife, wenn man Berlin W oder Zürich-Enge in seiner Fähigkeit zu helfen auf das Bazar-Niveau einschätzt. „Wie schwer wird ein Reicher ins Reich Gottes eingehen." Aber muß man an die übrigen Bevölkerungskreise in derselben Weise appellieren, indem man sich an ihre Vergnügungsinstinkte wendet und an die Eitelkeit, die sich selbst im Wohltun noch bespiegelt? Muß die Barmherzigkeit dermaßen zur Farce herabgewürdigt werden? „Wenn du gibst, so laß deine linke Hand nicht wissen, was deine rechte tut", hat einer gesagt, den man von Zeit zu Zeit mit frommem Augenaufschlag seinen Herrn nennt. Und nun lehrt man das Volk wohlzutun unter Lachen und Scherzen und indem es sich für seine geopferten Gelder mit weithin sichtbaren Blumen dekoriert. Man macht das Wohltun zum Vergnügen, aber nicht im edlen Sinne einer sonnigen Innerlichkeit, sondern zum Vergnügen, das die Nerven kitzelt und das dem Sensationsbedürfnis genügt. — Muß nicht notgedrungen durch solche Veranstaltungen der ganze Ernst unserer Tage verwischt und das Verantwortlichkeitsgefühl für das, was man den Armen und Hilfsbedürftigen schuldig ist, untergraben werden? Ich denke einmal an die viel hunderte von jungen

Mädchen, die sich als Blumenverkäuferinnen den Veranstaltern zur Verfügung stellten. Die meisten von ihnen stehen dem Leben so wie so mit einer fast unverantwortlichen Naivität gegenüber. Und nun dieser neue Blender: das ist Aufopferung, das ist Wohltätigkeit! O, ihr sonnigen, lieben Menschenkinder, sie lügen euch an und sie verführen euer Herz, das so viel guten Willen und so viel heilige Sehnsucht in sich bewegt! — Und vergesse man nicht: es ist immer bitter, von fremden Menschen abhängig zu sein und etwas nehmen zu müssen. Und nun führt man öffentlich ein solches Wohltätigkeitsspiel auf: seht, dies alles tun wir für euch, ihr Armen! Wär' ich ein solcher, der die Segnungen einer solchen Wohltätigkeit für mich oder für meine Kinder in Anspruch nehmen müßte, ich würde in einer unbändigen Wut diesen Helfern ihren Bettel vor die Füße werfen: lieber krepieren, als von eurer geilen Hoffärtigkeit leben.

Man mag es mir glauben, ähnlich empfinden weiteste Kreise der Arbeiterschaft. „Zahlt uns bessere Löhne, dann sind euere Blumentage, dann ist eure Wohltätigkeit überhaupt überflüssig." Und sie haben recht. Aber es ist so angenehm, die Wohltätigen zu spielen, und sie werden es noch lange tun, so lange, bis eine neue Ordnung der Dinge all diesem holden Trug, mit dem wir unser Herz betören, ein Ende macht.

Bader.

---

# Büchertisch.

**„Du sollst"**, Grundzüge einer sittlichen Weltanschauung von Leonhard Ragaz; 2. Auflage (Neue Pfade zum alten Gott, Bd. VII). Kommissionsverlag für Protestantischen Schriftenbetrieb. Preis Fr. 3. 40.

In zweiter Auflage erscheint ein Werk, dem eine Besprechung in den Neuen Wegen gebührt. Es ist ein ernstes und zeitgemäßes Werk. Ernst ist das Zeichen, unter dem es steht. Titel und Motto sind der Kantischen Gedankenwelt entnommen, der Weltanschauung, welche die sittliche Persönlichkeit in den Mittelpunkt stellt, und bei der die Welt zu einem ungeheuern Kampf zwischen Gut und Böse wird. Gleich am Anfang steht Dantes große, ernste Gestalt, um den Leser daran zu mahnen, daß das Leben ein Ringen und Suchen sein soll, ein Gang der Sehnsucht aus Finsternis, Irrtum und Not bis zum Aufleuchten der hellstrahlenden Wahrheit und Gewißheit.

Der Aufgabe, einem Geschlecht, das den Weg verloren hat und im Dickicht irrt, die Richtung zu weisen, die zur Höhe führt, ist „Du sollst" gewidmet. Es ist eine der besten Eigentümlichkeiten des Werkes, daß es den Leser auf eine eigentliche Wanderung mitnimmt. „Du sollst" ist mehr als eine sachliche Auseinandersetzung mit den heutigen Problemen. Das Buch führt uns nicht etwa nur *vor* die brennenden Fragen, sondern mitten in die Not, in die Kämpfe und die Sehnsucht unserer Zeit hinein. Bei der Lektüre erlebt man mehr, als daß man lernt.

Man erlebt zunächst etwas von der Gährung, die unserer Zeit einen so eigentümlichen Charakter verleiht. „Not und Sehnsucht" heißt der erste Abschnitt. Wir erfahren da, wie auflösende Mächte an der Arbeit sind, die unserer Zeit den Charakter eines tragisch zerrissenen, vielfach haltlosen Zeitalters verleihen. Immer deutlicher wird es, wie nur eine ganz

große Hilfe der großen Not steuern, wie nur eine Neuschöpfung der Auflösung Einhalt gebieten kann. Und es wird auch immer deutlicher, in welchem Zeichen die Neuschöpfung stehen muß. Aus dem „Chaos der Ideale" wird bald ein Entweder — Oder. All das vage Sehnen, all die Versuche der Zeit, sich aufzuraffen, neue Werte zu schaffen, werden von einer schärferen Prägung in den Hintergrund gedrängt. Gut und Bös, das Reich des Seinsollenden und die zu überwindende Wirklichkeit bleiben in voller tragischer Größe als Gegner auf dem Plan, nachdem alles Nebensächliche, alle ungenügenden oder nur halb genügenden Formulierungen das Feld geräumt haben.

Und hier setzt eine ganz eigenartige Wertung des Christentums ein. Es ist die Macht, die allein den qualvollen Konflikten der Zeit in vollem Maß Rechnung tragen kann und die Möglichkeit einer Lösung an die Hand gibt. Und zwar keine oberflächlich harmonische Lösung: Im Gegensatz zu modernen Tendenzen, die zu gunsten einer rasch erzielten Harmonie den tragischen Charakter des Christentums abstumpfen, vertritt „Du sollst" eine Wertung des Christentums, welche seinem tiefen Dualismus vollauf Rechnung trägt. Der ergreifendste Teil auch der zweiten Auflage ist der Abschnitt, welcher die Lebensauffassung Jesu als die größte Macht hinstellt, die den Menschen mit sich entzweit. Ein ernster, zeitgemäßer Ruf an ein Geschlecht, dem der Sinn für die tragischen Tiefen des Daseins zu entschwinden droht, und das bei seiner Sehnsucht nach neuen Werten zu vergessen scheint, daß die Lösung der Konflikte nicht aus einem Abstumpfen der Gegensätze, sondern aus dem vollen Erfassen derselben entspringen wird. Jesu Moral ist „Kampfesmoral". Und „der Kampf führt tief in die Gegensätze hinein: der unendlichen Bestimmung steht gegenüber der Widerstand der Welt, der Größe der Aufgabe die Kleinheit der Kraft, dem Geist das Fleisch, dem schimmernden Ziel die erbärmliche Wirklichkeit. Das Unendliche, das in die Welt eingetreten ist, regt diese in ihren tiefsten Tiefen auf."

Doch bleibt es nicht bei der Entzweiung. Gerade das scharfe Erfassen der Gegensätze, wie es der christlichen Weltanschauung eigen ist, ermöglicht eine Lösung höherer Art. Das Christentum macht das Leben dramatischer, tiefer. Tiefer ist darum hier auch die Versöhnung. Das Christentum „schaut den Lebensmächten ins Auge, erlebt die Welt in ihren Tiefen; aber es verkündigt auch eine Botschaft des Sieges." Mit Bezugnahme auf die wesentlichen sittlichen und sozialen Probleme der Zeit zeigt „Du sollst", wie dieser Sieg erfochten werden kann, und welche Eigenschaften hiezu von nöten sind. Der Blick gewinnt an Weite; das „Du sollst" ist der Weg zu einer Lebensauffassung geworden, die in einer religiösen Wiedergeburt die Kraft zu einer neuen sittlichen Jugend schöpft. Die innigste Gemeinschaft mit der höchsten Persönlichkeit, Gott, hat die engste Gemeinschaft unter den Menschen zur Folge. Das Reich sittlicher Persönlichkeiten, das kantische Reich der Zwecke hat in Gott seine tiefste Grundlage und schöpft sein Leben aus ihm. Es wird sich um so vollständiger die Welt unterwerfen, je mehr es sich an der großen Tatsache der göttlichen, heiligen Liebe, die die Menschheit umfaßt, orientiert.

„Wir glauben", heißt es in der Einleitung, „wenn wir in die Wirrnis der Zeitlage hineinblicken, zwar viel Zusammensturz zu schauen, der uns erschreckt, viel zerstörende Mächte am Werke zu sehen, aber daneben und darin, immer stärker werdend, auch aufstrebendes neues und verheißungsreiches Leben."

„Du sollst" ist selber ein Zeugnis dieses Lebens. J. M.

---

Redaktion: Liz. **R. Liechtenhan**, Pfarrer in Basel; **L. Ragaz**, Professor in Zürich. — Manuskripte sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.




# Verschiedene Auffassungen vom Reiche Gottes.

Jesus begann seine Wirksamkeit mit der Predigt vom Reiche Gottes. Etwas Willkommeneres als dieses Reich hätte er seinen jüdischen Zeitgenossen nicht verkündigen können; denn es war gerade das, was sie mit der größten Sehnsucht erwarteten. Es zeigte sich jedoch bald, daß Jesus unter dem Gottesreich etwas anderes verstand, als sie.

Die Juden dachten sich das Reich Gottes als ein für sie, die Nachkommen Abrahams und gehorsamen Söhne des mosaischen Gesetzes, bestimmtes irdisches Glückseligkeitsreich. In ihren Augen gab es nichts Größeres als die Zugehörigkeit zum Judentum. Sie meinten (s. 4. Esra 6, 55), Gott habe die Welt um ihretwillen geschaffen; und einer von ihnen verstieg sich zu dem Ausspruch, ein einziger Israelit sei vor Gott mehr wert als alle nichtjüdischen Nationen der Erde. Was Wunder, daß sie sich bei solchem Größenwahne einbildeten, das kommende Gottesreich werde ein jüdisches Macht- und Herrlichkeitsreich auf Erden sein. Ihre Erwartung ging dahin, der von Gott verheißene Messias werde als der König des Gottesreichs bei seiner Ankunft alle Feinde Israels ausrotten, alle Nationen der Erde dem jüdischen Staate untertänig machen, und unter den durch seine Herrschaft herbeigeführten neuen Verhältnissen würden dann alle Reichsgenossen völlig frei, gut und glücklich sein. Das war das jüdische Traumbild vom Königreich Gottes.

Jesus verkündigte ein ganz anders geartetes Gottesreich. Er drängte der Juden durch und durch nationalistische Auffassung vom Reiche Gottes in den Hintergrund und betonte mit Nachdruck, daß die Abstammung von Abraham seinen Volksgenossen kein besonderes Anrecht auf das Himmelreich gebe, sondern nur den Vorteil gewähre, daß ihnen die Botschaft von diesem Reiche zuerst gebracht werde, so daß sie vor andern Gelegenheit zum Eintritt in dasselbe hätten. Er ließ sie wissen, daß das Reich Gottes nicht nationalen, sondern universellen Charakter an sich trägt, daß es ein für die ganze Menschheit

bestimmtes Reich ist. Die charakteristischen Eigenschaften seiner Bürger sind nicht solche, die sich nur gewisse, bevorzugte Klassen aneignen können, sondern solche, deren Besitz jedem zugänglich gemacht ist. Aber es sind Eigenschaften, die jeder haben muß, wenn er dem Reiche Gottes angehören will — Eigenschaften, die nicht in Merkmalen des äußern Menschen bestehen, sondern in Charakterzügen des inwendigen Menschen, als da sind: Vertrauen, Demut, Sanftmut, Reinheit, Friedfertigkeit, Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit, Liebe u. s. w. Die sittliche Charakterschönheit gibt den Ausschlag im Himmelreich Jesus wurde nicht müde, immer und immer wieder aufs eindringlichste von der Beschaffenheit der Reichsgottesbürger zu reden. Dabei bediente er sich nicht stets der gleichen Worte, aber wie verschieden er sich auch ausdrückte, immer ließ er seine Zuhörer wissen, daß das Herz, die Gesinnung, die Beweggründe die entscheidenden Faktoren im Menschenleben sind. Indem er auf diese Weise Aufschluß über das Reich Gottes gab, zeigte er, daß es nicht ein äußerliches, materielles, sondern ein innerliches, geistiges Reich ist. Desgleichen ist es ein gegenwärtiges Reich; es ist herbeigekommen. Aber es kostet Anstrengung und Opfer, in dasselbe zu gelangen; denn die Pforte ist eng. Kein Preis darf einem dafür zu hoch sein; wer es gewinnen will, muß bereit sein, alles dafür zu geben. Klein ist sein Anfang; aber wie ein Senfkorn, das, in die Erde gelegt, sich lebenskräftig entwickelt und zum Baume wird, unter dem die Vögel des Himmels wohnen, so dehnt auch das Reich Gottes sich aus. Und seinem äußern entspricht sein inneres Wachstum; denn es gleicht dem Sauerteig, der nicht ruht, bis er das Mehl, unter das er gemengt wird, ganz und gar durchsäuert hat. Seine Entwicklung geht langsam vor sich unter Hindernissen, die sie hemmen; aber sie ist nicht endlos, sondern gelangt zur bestimmten, doch nur dem himmlischen Vater bekannten Zeit zum Abschluß. Der Tag der Vollendung wird mit dem Ende unseres Weltalters kommen, und dann wird das Reich Gottes in seiner vollen Herrlichkeit dastehen.

Jesus kleidete seine Lehre in eine seiner Zeit angemessene Sprache, indem er freimütig Gebrauch machte von den seinen Zuhörern bekannten und verständlichen Formen und Ausdrücken. Inwiefern die in unsern Evangelien vorkommende apokalyptische Bildersprache ihm zuzuschreiben sei, ist eine Frage für die Gelehrten. Mir scheint es gar nicht unannehmbar zu sein, daß er von ihr Gebrauch machte; denn sie tut der geistigen Natur und dem universellen Zweck seines Evangeliums keinen Eintrag. Soviel ist jedoch klar, daß wir das Bezeichnende seiner Botschaft nicht in deren Bildersprache, sondern in dem neuen, im guten Sinne des Wortes revolutionierenden Inhalt seiner Lehre zu suchen haben. Jesus selbst beabsichtigte keineswegs, die Verkündigung seines Evangeliums an eine bleibende Ausdrucksweise zu binden, sondern er überließ es den kommenden Geschlechtern, die neue Lehre in Ausdrücken, die der jeweilen herrschenden Denkweise entsprechen würden, bekannt zu machen. So kam es, daß im

Laufe der Zeit die Botschaft vom Reiche Gottes in neue Formen gegossen wurde, die dem jeweiligen modernen Empfinden der Menschen besser entsprachen, als die alten. Wenn es dabei geblieben wäre, so ließe sich nichts gegen die Sache sagen. Es entstanden aber nicht nur neue Formen, sondern auch neue Auslegungen der Lehre Jesu vom Reiche Gottes. Darin hat es seinen Grund, daß wir heute verschiedene, in den christlichen Kreisen populär gewordene Auffassungen von diesem Reiche haben. Die hauptsächlichsten dieser Auffassungen wollen wir zum Gegenstand einer kurzen Erörterung machen und dabei im Auge behalten, daß wir die ihnen innewohnenden Wahrheitselemente beizubehalten haben, während wir das, was an ihnen falsch ist, nicht konservieren dürfen.

Zuerst kommt die chiliastische oder millenarische Auffassung an die Reihe. Unter Chiliasmus oder Millenarismus (der erste dieser Ausdrücke ist vom griechischen χιλία, der zweite vom lateinischen mille gleich tausend, abgeleitet) verstehen wir eine Klasse von Theorien, die ein zukünftiges, durch eine plötzliche, wunderbare Umgestaltung der gegenwärtigen Ordnung aller Dinge herbeizuführendes Reich mit übermenschlichem Triumph und noch nie dagewesener Prosperität in Aussicht stellen. Ein Chiliast ist, genau gesprochen, ein Prämillenarier, das ist einer, der die Wiederkunft Christi vor, bezw. mit dem Anbruch des Milleniums erwartet und in Verbindung mit dieser Erwartung allen wahren Fortschritt und jedes unbehinderte Gedeihen in die Zeit nach dem Wiederkommen des Herrn verlegt. Im weitern Sinne des Wortes bezeichnet man mit Chiliasmus ungeistige Zukunftsvorstellungen jeder Art. Oft, wenn auch längst nicht immer, werden die beiden Bedeutungen miteinander verbunden und gehen sie ineinander über. Hier gebrauchen wir den Ausdruck Chiliasmus zur Bezeichnung der Anschauung, die der gegenwärtigen Welt, als ob sie nicht Gottes Welt wäre, alle und jede Vortrefflichkeit abspricht und den Gegenstand der christlichen Hoffnung, die Aufrichtung des Reiches Gottes, in eine unbestimmte Zukunft versetzt.

Der Chiliasmus, dessen Anfänge einer fernen Vergangenheit angehören, ist eine in der Christenheit vor sich gegangene Wiederbelebung des transcendentalen, eschatologischen Ideals, das den spätern Judaismus charakterisierte. Er wurde sehr gestärkt dadurch, daß viele der ersten Christen sich den Inhalt der apokalyptischen Schriften der Juden aneigneten. In manchen dieser Schriften findet sich die Erwartung einer zwischen die jetzige und die zukünftige Weltzeit tretende, bald länger, bald kürzer bemessene Periode höchsten Triumphs und unermeßlicher Glückseligkeit. Dieser Erwartung begegnen wir auch in der Offenbarung Johannis, Kap. 20, 1—9, wo von einer ersten und zweiten Auferstehung, einem zweimaligen Gericht und einer tausendjährigen Herrschaft Christi die Rede ist, an welcher Herrschaft teilnehmen werden die der ersten Auferstehung teilhaftig gewordenen „Seelen derer, die enthauptet sind um des Zeugnisses Jesu und um

des Wortes Gottes willen, und die nicht angebetet hatten das Tier noch sein Bild, und nicht angenommen hatten sein Malzeichen an ihre Stirn und auf ihre Hand." Ich lasse diese Stelle — die einzige in der Bibel, die von einem tausendjährigen Reiche handelt — unangetastet, bemerke aber, daß ich ihr mit dem besten Willen nicht zu entnehmen vermag, was die Chiliasten aus ihr schöpfen, und das einfach darum nicht, weil ich aus Liebe zur Wahrheit nicht willens bin, bei der Auslegung ihr das zu supponieren, was jene ihr unterschieben.

Die Annahme eines bald eintretenden Milleniumsreiches war in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung in der christlichen Kirche sehr weit verbreitet. Justin erwähnt ihrer als eines wesentlichen Artikels des christlichen Glaubens. Sie bildete auch einen Hauptbestandteil der Lehre des Tertullian und des Hippolytus. Durch die Extravaganzen der Montanisten aber kam sie in Mißkredit. Und als Augustin die Milleniumsherrschaft mit der irdischen Regierung der Kirche identifizierte, verlor sie ihren festen kirchlichen Halt.

Doch der Prämillenarismus, obwohl diskreditiert, starb nie ganz aus in der Kirche. Im Gegenteil, er lebte immer wieder auf, und das namentlich in Zeiten der Trübsal und der Verfolgung. Auch heute hat er eine nicht kleine Anzahl ernster, frommer Anhänger und eine weit verbreitete, populäre Literatur, mit der nicht ohne Erfolg Propaganda für ihn gemacht wird. Es ist deshalb wichtig, daß wir die Grundlagen, auf denen er beruht, und die praktischen Wirkungen, die er auf das Denken und Leben ausübt, zu verstehen suchen.

Die exegetische Basis des Prämillenarismus besteht in einer buchstäblichen Interpretation der biblischen Prophezeiungen, die dem Volke Israel eine Zeit irdischer Herrlichkeit und Glückseligkeit in Aussicht stellten. Er ist eine Wiederbelebung des jüdischen Ideals, dem Jesus nicht zustimmte. Der Grundzug der auf das Kommen des Messias gerichteten Hoffnung der Juden bestand in der Erwartung einer auf übernatürliche Weise zustande kommenden Wiederherstellung der nationalen Macht Israels. Jesus substituierte dem entgeistigten jüdischen Ideal ein geistiges. Darin lag der Grund, warum sich seine Volksgenossen von ihm abwandten und ihn verwarfen. Die millenarische Auffassung stellt das ältere, von Jesus aufgegebene Ideal wieder her. In die Praxis übersetzt, lautet ihre Theorie: „Die Juden zu Christi Zeit waren im Recht mit ihrer Auslegung der Prophetie. Sie besaßen das wahre messianische Ideal und irrten sich nur in Bezug auf das Datum seiner Verwirklichung. Sie schrieben der ersten Ankunft Christi zu, was erst mit seiner zweiten Ankunft sich erfüllen wird. Wenn wir die beiden Kommen Jesu auseinander halten, verschwindet jede Schwierigkeit."

Der Prämillenarismus beruht ferner auf einer pessimistischen Lebensanschauung, die an einem wahren Fortschritt der Sache Christi unter der Wirkung der gegenwärtigen Kräfte verzweifelt. Für Jesus war diese Welt Gottes Welt und das Reich Gottes seinem Keime

nach schon gegenwärtig. Manche Prämillenarier sprechen aber, als ob die Welt dem Satan übergeben wäre. Den Begriff der Entwicklung weisen sie als irreführend und gefährlich zurück. Ihrer Meinung nach muß die Welt schlechter werden, bevor sie besser werden kann; und sie begrüßen alle Verschlimmerungen auf dem wirtschaftlichen, politischen und religiösen Gebiete als willkommene Zeichen der Annäherung der Wiederkunft Christi.

Die praktische Wirkung dieser Denkart auf das christliche Leben ist eine zweifache. Auf der einen Seite bewirkt sie tiefen Lebensernst und strenge Gewissenhaftigkeit, sowie ein reges Interesse am geistlichen Wohl und an der ethischen Reinheit der Individuen. Auf der andern Seite dagegen führt sie, wenn konsequent durchgesetzt, zu einem beklagenswerten Mangel an Teilnahme an den, wenn nicht gar zum positiven Widerstand gegen die sozialen Bewegungen, welche die vorhandenen sozialen Kräfte nutzbar zu machen suchen zum zeitlichen und ewigen Wohl der Menschheit. Ihre religiöse Pflicht gegenüber den Weltmenschen meinen manche Chiliasten dadurch erfüllen zu können, daß sie ihnen zurufen: „Entfliehet dem zukünftigen Zorn, indem ihr euch bekehret!“ Da und dort mögen welche diesen Warnungsruf beherzigen, Buße tun und wie Brände aus dem Feuer gerettet werden. Aber ob sie ihn hören und zu Herzen nehmen oder nicht, der Prediger — ob Kleriker oder Laie — hat, wenn er seine Bußposaune vor den Ohren der Welt hat erschallen lassen, seine Pflicht getan. Wenn die Zahl der Auserwählten vollzählig ist, wird Christus kommen und seine tausendjährige Friedensherrschaft auf Erden aufrichten. Das Millenium muß der große Gegenstand der Sehnsucht und des Gebets der Gläubigen sein.

Die zweite Auffassung vom Reiche Gottes, die wir in Erwägung zu ziehen haben, ist die ekklesiastische, nach welcher Gottes Reichsplan verwirklicht wird durch die allmähliche Organisation der Menschheit in eine einzige, unter der Herrschaft und Aufsicht der christlichen Kirche stehende Gesellschaft. Diese Auffassung, welcher Augustin zuerst Ausdruck verlieh, findet ihre vollständigste Verkörperung in der römisch-katholischen Kirche. Dem Katholiken ist diese Welt eine Erziehungsschule. Die Menschheit muß zum geistlichen Leben erzogen werden; und die Kirche ist die Institution, die Gott mit der Leitung des Erziehungsprozesses betraut hat. Zu diesem Zwecke belehnte er sie mit der nötigen Vollmacht und der Beweis für diese Belehnung besteht in dem Fortschritt, den die Kirche durch die Ausübung ihrer Autorität in der Welt zustande gebracht hat. Was immer ihrer Herrschaft widersteht, ob auf dem Gebiete des Denkens oder der Praxis, das ist profan und von Uebel und muß deshalb unterdrückt werden durch irgendwelche ihr zu Gebote stehende Gewalt.

Daß die römisch-katholische Kirchentheorie, mit deren Inhalt wir uns hier nicht weiter zu beschäftigen brauchen, einen bedeutenden Einfluß auf die christliche Weltanschauung ausgeübt hat, ist klar. Es

muß anerkannt werden, daß man ihr die Wiederaufdeckung mancher auf die Welt und die menschliche Erfahrung bezüglichen Wahrheiten, die vom Chiliasmus verkannt und zugedeckt wurden, zu verdanken hat. Sie stellte die Kirche als Gottes Repräsentantin mitten ins Leben, wie es nun einmal ist, hinein, und wie immer man das auch beurteilen mag, zugeben muß man, daß sie damit die Zugehörigkeit der gegenwärtigen Welt zu Gott bezeugte. Aber freilich, es geschah dies nicht ohne Herbeiführung einer Verwirrung ethischer Werte, die neue, ernsthafte Uebel zur Folge hatte. Durch das Aufgehenlassen des Religiösen im Kirchlichen beraubte sie den Fortschritt auf dem religiösen Gebiete, den die Kirche nun lediglich der Ausübung ihrer Autorität zuschrieb, seines moralischen Charakters. Und diejenigen Elemente in Jesu Evangelium, die diesem seinen einzigartigen, göttlichen Charakter verleihen und es zu einer die Menschen umwandelnden Kraft machen, verdunkelte sie, wenn sie sie auch nicht leugnete. Jesus prägte den Ausdruck „Reich Gottes“ um, indem er ihm einen neuen Inhalt gab. Die Gottesherrschaft, die er verkündigte und einzuführen sich bemühte, ist eine väterliche und trägt als solche den Typus der Familien- und nicht den der Staatsherrschaft an sich. In den Augen der Römisch-Katholischen aber ist die Kirche ein Reich im politischen Sinne des Wortes und der Papst ebenso, wie der Cäsar, ein irdischer Potentat. Das zeigt uns, warum in den Annalen des Papsttums der Kampf um weltliche Macht eine so große Rolle spielt. Es war gut, daß die Reformation kam und Befreiung brachte von einer Auffassung, die das Reich Gottes mit der Kirche identifiziert und diese als irdische Monarchie erscheinen läßt.

Wir kommen zur dritten Auffassung vom Reiche Gottes, der individualistischen, deren Vertreter es für möglich halten, den auf die ganze Welt sich beziehenden göttlichen Heilsratschluß in adäquater Weise zu erklären durch ihre Darstellung der Beziehung Gottes zu den Individuen. Diese Beziehung kann in verschiedenem Lichte betrachtet werden, entweder, wie von Arminius, im Lichte der Allgemeinheit der göttlichen Gnade, oder aber, wie von Calvin, im Lichte der unbedingten Gnadenwahl. Doch ob so oder so, in beiden Fällen wird die Bedeutung des Lebens abhängig gemacht von Gottes Stellung zu den Individuen, und der Wert der Welt wird darin gefunden, daß sie der Schauplatz der Ausführung des göttlichen Ratschlusses in Bezug auf die einzelnen ist.

Die Formulierung dieser Auffassung in eine bestimmte theologische Theorie war das Werk der Reformation. Der Protestantismus begann mit der Wiederbehauptung der Rechte des Individuums. Der Protest gegen Rom nahm verschiedene Formen an. Luther legte den Nachdruck auf die Rechtfertigung durch den Glauben, Calvin betonte den Ratschluß Gottes. Beides kommt für unsere Untersuchung auf dasselbe heraus; denn in beiden Fällen wurde die Notwendigkeit der Kirche als einer unerläßlichen Vermittlerin zwischen Gott und den

Menschen geleugnet und die Beziehung zwischen der individuellen Seele und Gott als das Wesen der Religion bezeichnet.

Die Hervorhebung des Individuums hatte ihr Gutes. Es wurde durch sie die Aufmerksamkeit wieder auf die ethischen und geistigen Elemente in der Religion gerichtet und die Vortrefflichkeit und Göttlichkeit von vielem, das der Katholizismus verurteilt und verworfen hatte, wieder behauptet. Dadurch, daß die Bibel aus ihrer Verborgenheit hervorgezogen und zum einzigen Maßstab der Wahrheit für jeden einzelnen gemacht wurde, wurde die Erinnerung an Christus in der Menschheit wieder belebt. Besonders wichtig war die Aufhebung des Unterschiedes zwischen Geistlichem und Weltlichem, die in der Lehre vom allgemeinen Priestertum der Gläubigen ihren Ausdruck fand. Doch dieser Unterschied machte leider nur einem andern Platz, demjenigen zwischen Erwählten und Nichterwählten. Die Menschheit wurde in zwei Klassen geteilt, die eine bestehend aus denen, die gerettet werden, die andere aus denen, die verloren gehen. Den bestimmenden Faktor in beiden Fällen sah man im göttlichen Ratschluß und den Zweck beider in der Manifestation der Herrlichkeit Gottes. Die Bedeutung der Welt suchte man darin, daß sie der Schauplatz ist, wo sich der doppelte Vorsatz Gottes zum Heil der einen und zum Unheil der andern von selbst auswirkt. Der Protest der Arminianer gegen die Prädestinationslehre bewirkte, wie wichtig sein Einfluß auf die Gestaltung der Theorie über den Willen auch war, keine wesentlichen Aenderungen an den Grundzügen des Bildes. Das individuelle Verhältnis zwischen Gott und dem einzelnen Menschen betonten die Arminianer mit gleichem Nachdruck, wie die Calvinisten.

Die soeben besprochene Auffassung zeitigte starke, charaktervolle Persönlichkeiten, und an gewissen Orten, wie z. B. in Genf, in Schottland und in Neuengland, führte sie zur Organisation kleiner Gesellschaften, die sich in hohem Grade durch ethische Straffheit und Reinheit auszeichneten. Aber viel leichter als die katholischen Ekklesiasten beruhigten sich die protestantischen Individualisten über die Teilung der Welt in zwei Lager, in ein christliches und ein nichtchristliches; und während der Blütezeit ihrer Auffassung versäumten sie es, die volle Größe des Christentums als einer missionierenden Religion zu realisieren. Und mehr und mehr zeigte sich's im Laufe der Zeit, daß der einseitige Individualismus zu Verhältnissen und Zuständen führt, die für das christliche Leben große Gefahren in sich bergen. Rechtlich Denkende werden nicht leugnen wollen, daß ihm ein großer Teil der Schuld daran, daß in unserer Zeit der Kampf ums Dasein so widerliche, gehässige Formen angenommen hat, beizumessen ist.

Wir sind in unsern Tagen Zeugen einer Reaktion gegen den übertriebenen Individualismus. Es ist zum Axiom des modernen theologischen Denkens geworden, daß die Herrschaft Gottes ebensowohl eine soziale, wie eine individuelle Bedeutung hat. Und der Begriff „Reich Gottes“, der eine geraume Zeit lang vom Protestantismus in

den Hintergrund geschoben wurde, tritt wieder mehr in den Vordergrund des religiösen Denkens. Was dieser Begriff in sich schließt, und wie es möglich ist, die Wahrheitselemente der bisher besprochenen Auffassungen vom Reiche Gottes zu konservieren und dabei die Einseitigkeiten und Irrtümer dieser Auffassungen zu vermeiden, das haben wir nun zu betrachten.

Der Beitrag des modernen Denkens zur Vorstellung vom Reiche Gottes besteht hauptsächlich in einer klareren Einsicht in die Natur der Persönlichkeit, und das ist an sich nur eine Phase der in unserer Zeit wiedergewonnenen Erkenntnis von der Einheit des Lebens. Der heutigen Psychologie ist die Persönlichkeit ein wesentlich sozialer Begriff; und die Gestaltung und Erziehung des Individuums durch die Einflüsse seiner Umgebung, die alles außer ihm Seiende in sich schließt, ist als Vorgang nur ein Teil eines viel weitern Entwicklungsprozesses, von dem das Universum Schauplatz und Gegenstand zugleich ist.

Wenn wir sagen, Persönlichkeit sei ein wesentlich sozialer Begriff, so meinen wir damit zweierlei: 1. das, daß sie ihr Dasein sozialen Einflüssen zu verdanken hat, und 2. das, daß sie ihre Natur durch soziale Beziehungen realisiert. Es gibt kein isoliertes Individuum. Ein Mensch ist wahrhaft er selbst in dem Maße und Grade, als er sich mit seinem Denken und Lieben in Beziehung zu andern setzt; und sein ihm eigentümlicher individueller Charakter ist das, was er ist, dadurch geworden, daß er sich von seinen Mitmenschen so und so beeinflussen ließ und in der und der Weise auf sie zurückwirkte. Es folgt daraus, daß das Individuum und die Gemeinschaft höchstens im abstrakten, niemals aber im konkreten, aufs Praktische gerichteten Denken voneinander geschieden werden können. Sie sind die zwei Gegenstücke des sozialen Denkens, deren jedes ohne das andere unvollständig ist. Beide sind wesentlich notwendig wie zur Vollständigkeit, so auch zur Existenz des persönlichen Lebens.

In die Sprache der christlichen Theologie übersetzt, meint das Gesagte, daß der Begriff „Königreich Gottes“ ein allumfassender ist. Gottes Beziehung zum Individuum ist nicht etwas von seiner Beziehung zur christlichen Gesellschaft Abgesondertes, sondern jene Beziehung wird durch diese realisiert. Wie durch die Einflüsse, die das Reich Gottes ausübt, der Charakter des individuellen Christen gestaltet wird, so wird das Sichausdrücken dieses Charakters durch die Beziehungen, die das Reich herstellt, möglich gemacht. Ein unsoziales Christentum ist ein begrifflicher Widerspruch. Diese Wahrheit haben die Ekklesiasten erkannt und erfaßt, aber auch übertrieben und karikiert.

Die moderne soziale Auffassung von Gottes Vorsatz hat weitreichende Folgen für die Dogmatik und für die Ethik. Sie schließt in sich, daß die Rettung des Individuums niemals als Selbstzweck losgelöst werden kann von der Aufrichtung des Reiches Gottes. Das christliche Ideal umfaßt eine Gesellschaft, d. i. einen organisierten Körper von Personen, die in bestimmten Beziehungen zu einander und

zu Gott stehen. Ein Mensch wird nicht gerettet, ohne daß er ein Mitglied dieser Gesellschaft wird; er ist gerettet nur insofern, als er die rechte Stellung zu seinen Mitmenschen einnimmt und dadurch den Heilsplan Gottes für die Welt verwirklichen hilft. Ebenso wichtig ist die Bedeutung unserer Auffassung in Bezug auf die ethische Seite des christlichen Ideals. Dieses schließt diejenigen ethischen Theorien aus, die das Ideal menschlicher Vollkommenheit ausschließlich in Ausdrücken der Beziehung zwischen der individuellen Seele und Gott darstellen. Des Menschen Stellung zu seinen Nächsten darf nicht einfach als ein Mittel zu seiner eigenen moralischen Entwicklung oder zu seiner Annäherung zu Gott betrachtet werden, so daß, wenn der Höhepunkt der Entwicklung erreicht wäre, die Beziehung des Menschen zum Menschen belanglos würde und nur noch die Stellung des Menschen zu Gott wichtig bliebe. Das wäre die Verwirklichung eines mystischen, aber nicht die Realisierung des christlichen Ideals. Im Christentum bleibt die Beziehung des Menschen zu seinen Mitmenschen allezeit ein integrierendes Element seiner Beziehung zu Gott.

Das Gesagte schließt jedoch die ergänzende Wahrheit vom Wert des Individuums nicht aus. Die Geschichte zeigt uns, daß das Christentum wie keine andere Religion vor und nach ihm die Würde des Individuums hervorgehoben und mit Nachdruck betont hat. Der Grund für diese Tatsache ist ein offensichtlicher. Solche Liebe und solcher Dienst, wie Jesus sie fordert, sind möglich nur zwischen ethischen Persönlichkeiten, von denen jede ihres eigenen Wertes sich bewußt und infolgedessen auch imstande ist, die Würde ihrer Mitmenschen zu schätzen. Der Wert der Gesellschaft bemißt sich nach dem Charakter der Individuen, aus denen sie zusammengesetzt ist. Das im Reiche Gottes zum Ausdruck kommende Ideal umfaßt eine Gemeinschaft, in welcher der Charakter Jesu der Maßstab zur Beurteilung eines jeden menschlichen Lebens ist. Das ist die in der individualistischen Auffassung vom Reiche Gottes enthaltene Wahrheit, für deren Wiederbehauptung die Christenheit dem Protestantismus nicht genug danken kann.

Indem das Evangelium uns zeigt, welche herrliche Hoffnung wir nicht nur für die vornehmsten, sondern auch für die geringsten Mitglieder der Menschheitsfamilie hegen dürfen, übt es eine geradezu revolutionierende Wirkung auf unser Denken aus. Diese Wirkung ist das direkte Resultat der Lehre Jesu von der Vaterschaft Gottes. Hier kommen wir dem christlichen Glauben an den Wert des Menschen auf den Grund. Wie die Erfahrung von der göttlichen Kindschaft den Menschen über das Vergängliche und Fließende erhebt und ihm eine bleibende Wohnstätte im Universum zusichert, so setzt ihn die Erkenntnis, daß auch seine Mitmenschen zur Gotteskindschaft berufen und befähigt sind, in den Stand, an ihren hohen Wert zu glauben und infolgedessen Opfer für sie zu bringen. Selbstaufopferung für eine wertlose Sache ist nicht nur töricht, sondern verkehrt und, wenn auch nicht geradezu unmoralisch, so doch sicherlich moralisch wertlos. Die

höchste Bedeutung der Vaterschaft Gottes liegt darin, daß sie alle Menschen zu Gegenständen macht, die unserer selbstaufopferungsvollen Liebe wert sind.

Das Evangelium Christi zeigt uns, daß die Ausübung der väterlichen Liebe Gottes weder das Heil des Individuums allein, noch das Wohl der Gesellschaft allein, sondern die völlige Entwicklung des Individuums in der Gesellschaft und zugleich den Aufbau der Gesellschaft durch die Individuen zum Zwecke hat. Von der Peripherie aus betrachtet, ist die Gesellschaft wichtiger als das Individuum, weil wir nur in der Gesellschaft einen genügend umfassenden Ausdruck zur Beschreibung des Heilsplanes Gottes finden. Vom Mittelpunkt aus betrachtet, ist das Gegenteil der Fall, weil das, was der Gesellschaft ihren Wert verleiht, in dem Umstand liegt, daß sie die Erziehungsschule für individuelle Charaktere ist. Diese wechselseitige Beziehung zeigt uns, warum uns Jesus, obwohl ein Individuum, das wahre soziale Ideal offenbaren kann. War auch der Kreis, in dem er sich bewegte, ein enger, so offenbart uns doch die Weise, wie er die mit ihm in Berührung kommenden Leute behandelte, den Geist, der überall die Beziehungen der Menschen zu einander charakterisieren sollte.

Als das Ideal eines geistigen und universellen Reiches steht das christliche Ideal höher als alle andern Ideale, welche die Erreichung bloß zeitlicher und partieller Zwecke zum Ziele haben. Das ökonomische Ideal hat zum Ziele eine vermehrte Produktion und eine allgemeinere Verteilung des Besitzes. Das politische Ideal zielt ab auf die gesunde Entwicklung und die möglichste Vollkommenheit des Staates. Und das Ziel des intellektuellen Ideals ist die möglichst große Bereicherung der Erkenntnis und des Wissens. Mit solchen Zielen befriedigt sich das Christentum nicht, und sie sind auch nicht das, womit es sich hauptsächlich beschäftigt. Als geistige Religion hat es zu seinem Zweck und Ziel die Gestaltung und Erziehung von Personen. Was nichts beiträgt zur Ausgestaltung der Charaktere, ist ihm gleichgültig; alles dagegen, was diesem Zwecke dienlich sein kann, ist ihm willkommen.

Durch die Anerkennung dieser Wahrheiten zeichnet sich die moderne Auffassung vom Reiche Gottes vor der chiliastischen aus. Der Chiliasmus hat in der Vergangenheit zwei verschiedene Stellungen zu den ökonomischen und politischen Einrichtungen der Gesellschaft eingenommen. Einerseits hat er die Wichtigkeit und den Wert dieser Einrichtungen zu hoch angeschlagen, indem er das christliche Ideal selbst in ökonomischer oder politischer Form darstellte und das Reich Gottes für ein irdisches Gemeinwesen hielt, in dem freilich Gerechtigkeit und guter Fortgang nicht durch natürliche, sondern nur durch übernatürliche Mittel bewerkstelligt werden können. Anderseits war seine Stellung zu den bestehenden Einrichtungen der Gesellschaft eine feindliche. Er suchte und fand das radikale Uebel der Welt in der Tatsache, daß Menschen den geistigen Zweck des Christentums mit

partiellen und untergeordneten Zwecken vermengen, indem sie das Heil durch Veränderung ihrer Umgebung anstatt durch die Umwandlung ihrer Herzen zu erreichen suchen. Und für das hierdurch verursachte Elend kannte der Chiliasmus kein anderes Heilmittel als die in Aussicht stehende Zerstörung der bestehenden gesellschaftlichen Organisation mit allen ihren Werken.

Weder die eine noch die andere dieser beiden Stellungen scheint uns modernen Menschen die völlig richtige zu sein. Im Gegensatz zu den krasseren Formen des Chiliasmus betonen wir nachdrücklich, daß der Zweck des Christentums ein rein geistiger ist. Es darf daher nicht mit irgend einer Form politischer oder ökonomischer Organisation identifiziert oder mit irgend einer besondern philosophischen oder wissenschaftlichen Theorie verknüpft werden. Anderseits machen wir im Blick auf die ablehnende Stellung des Chiliasmus zu den bestehenden Institutionen geltend, daß eine absolute Scheidung des Christentums von den existierenden Einrichtungen der Gesellschaft unmöglich ist. Was wir Charakter nennen, ist ein komplexes, unter mancherlei Einflüssen zustande kommendes Ding. Es ist eine Sache allgemeiner Erfahrung, daß mangelhafte wirtschaftliche und politische Zustände und Verhältnisse, sowie enge und irrige Vorstellungen uns oft sehr hinderlich sind in unserer Bemühung, die Menschen moralisch zu heben und zu Christus zu führen, ja, daß sie unser Bemühen oft geradezu vergeblich und fruchtlos machen. Wo das der Fall ist, da treibt uns die Treue zum christlichen Ideal mit aller Macht zu dem Versuch, die im Wege stehenden Hindernisse zu entfernen; und es wäre gewissenlos, wenn wir diesem Drange nicht Folge leisteten. So kommt es denn, daß Dinge, die, wie wir gesehen haben, nicht Zwecke des Christentums sind, als zweckdienliche Mittel gebraucht werden müssen zum Aufbau des Reiches Gottes unter den Menschen. Es ist einfach eines jeden Christen Pflicht, in dem Maße und Grade, als seine Fähigkeiten, Gelegenheiten und Verhältnisse es ihm möglich machen, das Seine beizutragen zur Verbesserung der politischen und wirtschaftlichen Zustände und zur intellektuellen Aufklärung seiner Mitmenschen. Das ist nichts anderes als ein Mithelfen an der Verwirklichung des christlichen Ideals. Wenn man dagegen einwendet, Jesus habe sich nie politisch betätigt, so vergißt man dabei zweierlei, nämlich 1. daß unter den damals obwaltenden Verhältnissen eine direkte politische Betätigung einfach nutzlos oder vielmehr höchst nachteilig gewesen wäre, und 2. daß Jesus durch sein Verhalten vor dem jüdischen Hohenrat, vor Pilatus und vor Herodes die damalige Politik und Rechtspflege aufs schärfste verurteilte.

Durch die Verwirklichung des christlichen Ideals entsteht eine ideale Gesellschaft, in der jedes berechtigte menschliche Interesse und jedes edle menschliche Verlangen befriedigt werden wird. Dadurch, daß wir dies sagen, bejahen wir das in der chiliastischen Auffassung

vom Reiche Gottes enthaltene Wahrheitselement, ohne daß wir uns ihrer Irrtümer schuldig machen.

Die moderne, religiös-soziale Auffassung vom Reiche Gottes hat in den christlichen Kreisen Englands und Amerikas bereits eine weite Verbreitung gefunden. Sie wird auch auf dem europäischen Kontinent mehr und mehr um sich greifen, und das namentlich dann, wenn diejenigen, die ihr zustimmen, auch ihr gemäß leben. Ein solches Leben erfordert freilich viel Selbstverleugnung und Opfer; es ist eben ein Leben nach der Art des selbstverleugnungsvollen Opferlebens Jesu. Er aber, unser Meister, der uns in den Stand setzt, ein solches Leben zu führen, hat uns durch Wort und Beispiel gezeigt, daß nur ein Leben in der Liebe, die sich in der Selbstverleugnung und Aufopferung kundgibt, ein Leben der wahren Selbstbehauptung ist.

J. U. Wuhrmann.

---

# Die Bruderschaftsbewegung in Grossbritannien.

## Eine neue Form religiöser Gemeinschaft.*)

Vor etwa einem Jahr sind da und dort in der religiösen Presse der Schweiz Berichte von einem Besuch, oder besser „Missions-Feldzug" erschienen, welchen Mitglieder der englischen „Brotherhoods" in den Osterfeiertagen 1910 nach Belgien und Nord-Frankreich unternommen hatten. Besonders eine Rede, die bei diesem Anlaß der christliche Sozialist und Arbeiterführer Keir Hardy vor seinen französischen Genossen gehalten hatte, wurde lebhaft besprochen und kommentiert. Seither ist von diesen „Bruderschaften" und dem, was sie in England selbst, ihrem Geburtsland, leisten, kaum mehr die Rede gewesen. Und doch sind sie eine so interessante und bedeutungsvolle Erscheinung in dem derzeitigen religiösen Leben des englischen Volkes, daß es sich wohl

---

*) Als Vortrag gehalten.

Ich hatte für die Neuen Wege einen Aufsatz über das Thema: „Die Bruderschaft, eine neue Form religiöser Gemeinschaft" geplant. Er sollte aber erst nach einer englischen Reise geschrieben werden, die für die Frühlingsferien beabsichtigt war. Da diese nun aufgeschoben werden mußte, der Gegenstand unsern Lesern aber bald bekannt werden sollte, so freue ich mich sehr, daß ein anderer die Aufgabe löst, der aus eigener Anschauung reden kann. Daß es nicht ein Theologe ist, sondern ein Kaufmann, macht seine Arbeit doppelt wertvoll.

Daß die wichtigsten der neuen Formen religiöser Gemeinschaft, auf die wir hoffen, aus einer neuen Verbindung des „Religiösen" mit dem „Sozialen" hervorgehen müßten, war schon lange meine Ueberzeugung. Die „Bruderschaften" sind eine Bestätigung dieser Erwartungen und zugleich eine Verheißung. Wir werden sie nicht aus den Augen lassen.

L. R.

lohnt, einen tieferen Blick in diese stetig wachsende Bewegung, die ohne Zweifel noch eine große Zukunft vor sich hat, zu tun.

Was ist der Ursprung, was das Wesen, was das Ziel des „Brotherhood-Movement"?

In England wie auf dem Kontinent hat in den letzten Jahrzehnten eine wachsende Entfremdung zwischen Kirche und Volk um sich gegriffen. Vor allem die männliche Bevölkerung bleibt den kirchlichen Gottesdiensten mehr und mehr fern, auf dem Lande nicht weniger als in der Stadt. Eine Zählung der Kirchenbesucher, die vor einigen Jahren von der angesehenen englischen Zeitung „Daily News" veranstaltet wurde, ergab, daß 4/5 der gesamten Bevölkerung aufgehört haben, irgendwelchen gottesdienstlichen Veranstaltungen beizuwohnen. Selbst in London, dem Mittelpunkt des christlichen Lebens der ganzen Welt, dem Sitz der großen Missions- und Bibelgesellschaften, wird die Masse derer, welche jahrein jahraus nie in einer Kirche oder Kapelle zu finden sind, auf über 3 Millionen geschätzt, und im Osten Londons, wo fast ausschließlich Industrie- und Hafenarbeiter wohnen, übersteigt der Bruchteil der Kirchenbesucher nach dem Urteil von Kennern dieser Stadtteile kaum 1 %.

Diese Zustände haben ernsten Männern nach und nach zu denken gegeben. Sie fingen an, nach den innern und äußern Ursachen dieser Tatsachen zu forschen, die jeden erschrecken und beängstigen mußten, dem das Wohl und die Zukunft seines Volkes am Herzen lag. Watts-Ditchfield, der Vorsteher des Ridley-House, hat in seinem packenden Buche „Menschenfischer" einige dieser Ursachen genannt: die zunehmende Benützung des Sonntags für Ausflüge und Vergnügungen; die zum Teil damit zusammenhängende Sonntagsbeschäftigung einer immer größer werdenden Armee von Eisenbahn-, Post-, Tram-, Dampfboot-, Druckerei-, Gasthofangestellten u. s. w.; die Ueberarbeitung der untern Klassen an den Wochentagen, die sie zwingt, am Sonntag gänzlich der Ruhe zu pflegen; die entsittlichenden Wohnungsverhältnisse, die höhere geistige Bedürfnisse nicht aufkommen lassen; die Unsicherheit und Unregelmäßigkeit der Beschäftigung und der damit verbundene häufige Wechsel des Wohnsitzes — werden doch in London allein etwa 300,000 bloße Gelegenheitsarbeiter gezählt —; auch die in den ärmeren Bezirken so ausgedehnte Schwitzindustrie mit ihren langen Arbeitsstunden und kargen Löhnen; dann die frühen Heiraten ohne jedwelche Ersparnisse und Lebenskenntnisse und — Ursache und Folge dieser Zustände zugleich — Trunksucht, Unsittlichkeit, Spiel, Verbrechen: alles Einflüsse, die dem Interesse für religiöses Leben und kirchliche Gemeinschaft früher oder später den sicheren Tod bringen müssen. Doch ist das nur die *eine* Seite. Auch die Kirche trägt einen Teil der Schuld an ihrer Entleerung, vor allem gegenüber der männlichen Bevölkerung. Hat sie sich besondere Mühe gegeben, die Männer an sich zu fesseln? Hat sie nicht fast alle ihre Teilnahme und Arbeit den Frauen und Kindern zugut kommen lassen? Haben nicht viele Geistliche gerade *die* Zeit für

ihre Hausbesuche ausgewählt, da der Mann nicht zu Hause sein konnte? Hat die Kirche ihre Gottesdienste den Bedürfnissen ihrer männlichen Gemeindeglieder angepaßt? Hat sie nicht allzuoft der abschätzigen Bemerkung eines Daubet Recht gegeben: „Frostig wie eine protestantische Kirche, die einmal in der Woche offen ist?" Hat sie den Arbeiter willkommen geheißen, ihn heimisch werden lassen, ihn in die kirchlichen Aemter gewählt? Nein, sehr oft nein!

Aber diese offene Selbstkritik war der erste Schritt zur Umkehr, zur Beseitigung wenigstens derjenigen Ursachen der Abwendung der Arbeiterschaft von der Kirche, an denen die letztere selbst die Schuld trug. Es entstanden, im Kleinen anfangend, dann immer mehr an Zahl und Bedeutung gewinnend, die „Men's-Meetings", die „Pleasant Sunday Afternoons"*), die „Männer-Gottesdienste", die „Bruderschaften", von denen ich eben erzählen möchte. Heute beläuft sich ihre Zahl auf über 2000, die in etwa 40 Grafschaftsfederationen untereinander verbunden und seit 1905 national organisiert sind. Ihre Gesamtmitgliederzahl beträgt über eine halbe Million, die sich jeden Sonntag-Nachmittag zu einem christlichen Gottesdienst mit Gebet, Gesang, Musik und Ansprachen versammeln. Wie kam eine solch' mächtige Bewegung, die noch keineswegs am Ende ihrer Entwicklung angelangt ist, zustande?

Die eigentlichen Anfänge der „Brotherhood-Bewegung" oder, wie es auch genannt wird, des „P. S. A. Movement" (Wörtlich: Bewegung zur Schaffung freundlicher, angenehmer Sonntag-Nachmittage), fallen in das Jahr 1875. Als ihr Gründer muß John Blackham bezeichnet werden, Geistlicher der West Bromwich Ebenezer-Freikirche, ein langjähriger Sonntagsschullehrer und Leiter einer der in England unter dem Namen „Adult School"**) bekannten Sonntags-Männerschulen. Schon lange hatte ihn die Frage beschäftigt, wie er seine früheren Sonntagsschüler, die dem Unterricht entwachsen waren und die gewöhnlichen kirchlichen Sonntags-Gottesdienste aufgehört hatten zu besuchen, festhalten könnte. Um jene Zeit kam der bekannte Evangelist Moody nach Birmingham und hielt in der Stadthalle große Evangelisationsversammlungen. Blackham ging auch hin, ihn zu hören, konnte aber an jenem Sonntag keinen Platz mehr finden. Um die Reise nicht vergebens gemacht zu haben, erkundigte er sich nach der größten und bestgeleiteten Sonntags-Männerbibelstunde. Man wies ihn nach der Steele House Lane Chapel, wo er in einem kleinen Raum etwa 30 junge Leute versammelt fand. Der Leiter dieser in der hergebrachten Weise gehaltenen Bibelstunde war ein mit dem reichsten Wissen ausgestatteter Mann, dessen Ansprache, erzählt Blackham, so gut und so lang war, daß mir davon Kopf und Glieder schmerzten. Blackham verglich in Gedanken, was er gesehen hatte: dort an die 4000 Männer

---

*) „Männer-Versammlungen", „Schöne Sonntag-Nachmittage".
**) Erwachsenen-Schule.

in der Stadthalle, die mit offenkundiger Freude an dem Gesang und einfachen Gottesdienst teilnahmen; und hier ein kleines Häuflein junger Leute in dieser Bibelstunde, die wohl viel Wissenswertes und Gutes bot, aber das eine entbehrte: die Kraft zu erwärmen und zu begeistern. Und weitergehend fragte er sich, warum das so sein müsse. Wenn es möglich war, Tausende von Männern zu frischem Singen, zu Musik, zu einer einfachen, männlichen, aus der Bibel schöpfenden Rede zu versammeln, warum mußte dann eine Bibelstunde trocken und langweilig sein? Warum sollten Energie, Unternehmungslust, Aufgewecktheit recht und gut sein im Dienste des Profits und der Vergnügungssucht, nicht aber wo es geistige Ziele zu fördern galt? Moody's Versammlungen waren sorgfältig organisiert und bekannt gemacht worden; sie waren mit so viel Umsicht und Zielbewußtsein vorbereitet worden, als ob es die Einführung eines neuen Theaterstücks oder eines neuen Geschäftsartikels gälte. Der „man in the street", der „Mann der Straße", mußte gewonnen werden, sein Interesse mußte geweckt, seine Einbildungskraft in Bewegung gesetzt werden. Das erforderte zunächst festen Glauben an das, wofür man ihn gewinnen wollte; dann aber auch die Benützung der geeigneten Mittel und eine das Ziel fest ins Auge fassende Anstrengung.

Blackham ging heim mit einer Vision. Es stand ihm fest, daß, wenn diesen Richtlinien gefolgt würde, es möglich sein müsse, auch zu einer Bibelstunde 3000 Männer zu vereinigen und er war gewiß, daß Gott ihm helfen würde, seine Vision zu verwirklichen. Er legte seiner Kirchenbehörde seine Pläne vor und erhielt freie Hand für einen Versuch. In der Woche vor dem betreffenden Sonntag verwandte er alle seine freie Zeit darauf, Vorübergehende in der Straße, die ehemalige Sonntagsschüler sein konnten und seines Wissens keine kirchlichen Veranstaltungen mehr besuchten, anzuhalten und sie auf den kommenden Sonntag einzuladen. Der Erfolg dieses „buttonholing", dieser „Knopfloch-Propaganda", war, daß sich zu dieser ersten Pleasant Sunday Afternoon Class, wie Blackham die Zusammenkunft nannte, etwa 120 Männer einfanden.

Diese erste P. S. A. Society, für die das Motto: „brief, bright, brotherly" — „kurz, sonnig, brüderlich" — gelten sollte, zusammen mit dem andern: „Einer ist euer Meister, Christus, ihr aber seid alle Brüder", kam bald zu solcher Blüte, daß sich zahlreiche ähnliche Vereinigungen in der Nachbarschaft bildeten, bis ihrer mehrere Hundert wurden, zum Teil mit recht ansehnlicher Mitgliederzahl. Im Jahre 1885, also etwa 10 Jahre nach seinem ersten Versuch, wurde Blackham anläßlich einer Konferenz Gelegenheit geboten, in einem größeren Kreise über seine Methoden und Erfahrungen zu reden. Unter den Zuhörern befand sich auch Henry Thorne, der Reisesekretär der Christlichen Vereine junger Männer, der ihn bewog, auch in andern Städten und Provinzen Englands für die Bewegung zu werben. Derby war das erste Ziel ihrer gemeinsamen Reise und der Erfolg ihrer Propaganda die Gründung

der großen P. S. A. in der Temperence Hall mit mehr als 1000 Mitgliedern. Nottingham, Sheffield, London, Birmingham folgten. Einen mächtigen Aufschwung nahm die Bewegung anfangs der neunziger Jahre, nach einem Vortrag Blackhams an der Herbst-Konferenz der Congregational Union. Um Fühlung miteinander zu gewinnen, sich in der Arbeit gegenseitig zu helfen, neue Vereinigungen ins Leben zu rufen, schlossen sich die einzelnen Bruderschaften zu Bezirksfederationen zusammen, und diese wiederum ernannten im September 1906 einen „National Council“, einen „National-Rat“, der jährlich eine „National-Konferenz“ einberuft, den Vereinen zu Stadt und Land mit Rat und Rednern beisteht, die Bevölkerung auf die Bewegung aufmerksam macht und die Ideale, Ziele und den Charakter derselben wahrt. „Der Erfolg, der dieser nationalen Organisation zuteil ward“, sagt William Ward, der National-Präsident für das Jahr 1910, „war eine Offenbarung. Hätte irgend ein Besucher dieser Konferenz das außergewöhnliche Wachstum vorausgesagt, das tatsächlich seither vor sich gegangen ist, er wäre Utopist und Träumer genannt worden. Während den letzten zwei oder drei Jahren haben sich 40 Distrikts- und Grafschaftsbünde gebildet. In London allein sind der Federation im Durchschnitt eine neue Bruderschaft per Woche beigetreten, in ganz Großbritannien eine per Tag. Vor zwei Jahren haben wir einen internationalen Kreuzzug unternommen, haben Frankreich und Belgien mit unserer Begeisterung erstürmt und den Arbeitern des Kontinents mit herzerfreuendem Erfolg von den Grundsätzen und Idealen des Christentums und den Methoden und der Organisation der britischen Bruderschaften Kunde gebracht. Bruderschaften sind daraufhin in verschiedenen Städten jenseits des Kanals entstanden, weit und breit ist die Bewegung durch die Berichte der Presse bekannt geworden, und dringend ruft man uns von Holland, Deutschland, Italien: Kommt herüber und helft uns!“

Es liegt auf der Hand, daß in einem Zeitraum von mehr als 35 Jahren die von Blackham als „Bible-classes“, als „Bibelstunden“ gegründeten Pleasant Sunday Afternoons eine gewisse Entwicklung durchgemacht haben, sowohl in Bezug auf ihre äußere Ausgestaltung als auch hinsichtlich der Ziele, deren Verwirklichung sie erstreben. Noch liegt überall da, wo eine solche Vereinigung sich bildet, die Wahrnehmung zu Grunde, daß der große Teil der englischen männlichen Bevölkerung, vor allem im Industriearbeiterstande, durch die gewöhnlichen kirchlichen Veranstaltungen nicht mehr erreicht wird. Noch ist leitender und treibender Grundgedanke der Wunsch, Menschen, die leiden und der Rettung bedürfen, zu retten. Aber zu der Erkenntnis der individuellen Not ist das Erkennen der sozialen Not gekommen, das Erkennen der Zusammengehörigkeit, der Solidarität der Menschen in Glück und Unglück und das Verlangen, auch die Gemeinschaft zu heiligen und mit dem Licht der Bergpredigt zu durchleuchten. Aus der Pleasant Sunday Afternoon-Bewegung ist die Bruderschafts-Bewegung geworden.

Lassen Sie mich Ihnen in kurzen Zügen zeigen, wie heute eine solche Bruderschaft gegründet wird, welches ihr Programm ist und wie sie dasselbe zu verwirklichen sucht.

„Want the men" — habt den unerschütterlichen Willen, die Männer der Oertlichkeit, in der ihr arbeiten wollt, zu gewinnen — das ist das erste, was die Führer der Bewegung denen zurufen, die eine Bruderschaft ins Leben rufen wollen. Zeigt ihnen, daß ihr wirklich ein persönliches Interesse an ihnen nehmt, daß ihr sie lieb habt, daß euch daran gelegen ist, daß sie kommen. Spart keine Mühe und kein Geld, um die erste Versammlung in jedem Haus bekannt zu machen. Die alte Methode, mit Hunderttausenden von Franken prächtige Kirchen zu erbauen und dann eine Ausgabe von 1000 Franken zu scheuen, um sie zu füllen, hat sich als ebenso verfehlt erwiesen wie die Politik jener Leute von Bethesda, die marmorne Säulenhallen um ihren Teich aufführten, aber einen kranken Menschen 38 Jahre darunter liegen ließen, ohne ihm ins Wasser zu helfen. Von dem Besuch des ersten Gottesdienstes wird beinahe der Erfolg der ganzen Arbeit abhängen. Drängt sich am ersten Sonntag Mann an Mann, so wird es auch an den folgenden an Zuhörern nicht fehlen. Darum muß dem Eröffnungstag eine sorgfältige Campagne vorangehen. Große Plakate, Anzeigen in der Presse, Propagandazettel müssen die Neugierde und Erwartung der ganzen Nachbarschaft erregen. So unglaublich es scheinen mag, so hat doch die Erfahrung wieder und wieder bewiesen, daß wenn 1000 Besucher nötig sind, um die Kirche oder den Saal zu füllen, 100,000 Einladungen vorher verteilt werden müssen; wenn 500 dann 50,000, wenn 250 dann 25,000, also 100 für jeden, auf dessen Besuch man sicher zählen will. Eine Kirche, welche diese Erfahrungsregel nicht beachtete und glaubte, mit der Verteilung von 5000 Einladungen von Haus zu Haus Wunder zu tun, zählte am Eröffnungstag ganze 50 Männer, in einem Saal, der etwa 1000 gefaßt hätte und nur mit Mühe hat sie es nach und nach auf etwa 100 Besucher gebracht; derweil in einem kleinen Landstädtchen mit rund 17,000 Einwohnern, in dem 35,000 Einladungen verteilt wurden, 350 Männer am ersten Sonntag die kleine Kirche füllten und wiederkamen.

Für diese Propaganda-Arbeit hat der National P. S. A. Brotherhood Council eine ganze Reihe von Drucksachen herausgegeben, in denen der Geist der Bewegung trefflich zum Ausdruck kommt. So heißt es z. B. im

## Flugblatt No. 8. Das Evangelium der Bruderschaft.

Bruderschaft enthält frohe Botschaft für alle.
Es ist das Evangelium, das Jesus predigte, wenn „das Volk ihn mit Freuden hörte".
Er lehrte die Menschen, Gott „Unsern Vater" zu nennen, ihn mit ganzem Herzen zu lieben und den Nächsten wie sich selbst.
Das ist Bruderschaft, das Heilmittel für Selbstsucht.
Bruderschaft tötet Ausbeutung und Gewinnsucht.
Bruderschaft nimmt den Schwachen bei der Hand und hilft ihm.

Bruderschaft geht zu dem Verwundeten, unter die Räuber Gefallenen, hebt ihn auf und sorgt für ihn.
Der Geist der Bruderschaft bringt das Gottesreich auf die Erde.
Der Geist der Bruderschaft ist der Himmel in eines Menschen Herz.
Der Geist der Bruderschaft ist das Geschenk Jesu, des Erlösers, des Freundes und Helfers der Menschen.
Kommt und schließt euch unserer Bruderschaft an und helft mit, diese guten Dinge zu erlangen und sie Andern zu geben!

Oder in **Flugblatt No. 4. Demokratie und Bruderschaft.**

Heute ist die Macht in den Händen des Volkes.
Weise benützt gereicht sie allen zum Guten, mißbraucht schadet sie allen.
Gibt es ein Prinzip, das das Volk zum Guten leiten kann? Ja: Brüderlichkeit.
Wenn Menschen zu einander wie Brüder sein wollen, müssen Haß und Ausbeutung, Ungerechtigkeit und Gewinnsucht aufhören.
Eine halbe Million Männer haben sich in Bruderschaften zusammengeschlossen, den Geist der Brüderlichkeit zu nähren und nach den Geboten der Bruderliebe zu handeln.
Weil wir an einen gemeinsamen Vater glauben, so glauben wir, daß wir als Brüder miteinander verkehren sollten.
Gott ist unser Vater und Gott ist die Liebe.
Jesus hat uns gelehrt zu beten: Unser Vater, und uns so vor ihm als Brüder zu bekennen.
Das Motto der Bruderschaftsbewegung ist: „Einer ist euer Meister, Christus, ihr alle seid Brüder".
Um den Grundsatz der Brüderlichkeit sich scharen, bedeutet die Schaffung
einer weisen Demokratie,
einer mächtigen Demokratie,
einer Demokratie, welche die wahre Besserung des Volkes erstrebt.
Kommt und tretet der Bruderschaft bei.

Oder in **Flugblatt No. 17. Das Land unserer Liebe.**

England braucht Männer:
Männer mit Charakter,
Männer mit reinem Lebenswandel,
Männer mit treuem Herzen,
Männer mit lauterem Verstand,
Männer, die wagen, das Rechte zu tun und dem Bösen zu trotzen.
Die Bruderschaftsbewegung will die Männer Englands zu Männern machen.
„Wann willst das Volk du retten,
O Gott der Gnade, wann?
Die Völker, Gott, die Völker,
Nicht Kronen — Mann für Mann!
Rett', Gott, das Volk! In deine Hand,
Nimm unser teures Vaterland!
Von Elend, Sünde, Tod und Tand
Rette das Volk!"
Wenn ihr etwas tun wollt, um dem Land, das ihr liebt, zu helfen, stellt euch unter die halbe Million Männer, die sich zusammengeschlossen haben in Bruderschaften der Hilfe.

Propaganda ist gut, aber sie muß mit einem persönlichen Besuch verbunden sein — das ist ein weiterer Grundsatz in der Bruderschafts-Bewegung. Mit einer gedruckten Einladung allein kann man einen Menschen nicht überzeugen, daß man ihn lieb hat. An der Mühe, die wir uns geben, um ihn zu gewinnen, wird er unser Interesse für

ihn messen. Auch in dieser Hinsicht haben die Bruderschaften Erstaunliches geleistet. Bevor an einem Ort ein Men's Meeting ins Leben gerufen wird, wird das ganze Gebiet, aus dem man die Mitglieder ziehen will, in Bezirke geteilt, diese wiederum in Unterbezirke, und nun ein planmäßiges Haus-zu-Haus-Besuchen organisiert. Diese Besuche werden, wenn nötig, so lange wiederholt, bis der Besuchte das Versprechen, zu kommen, gegeben hat. Rev. Hallack erzählt von einem Besucher, der seinen Mann 80 Mal aufgesucht habe und schließlich dadurch belohnt worden sei, daß der Betreffende nach und nach 80 andere mitgebracht habe.

R. Pestalozzi, Zürich.

(Schluß folgt.)

---

# Vom Gottesglauben.

Du glaubst, daß ein einiger Gott sei. Du tust wohl daran. Die Teufel glauben es auch und zittern.
(Jak. 2. 19.)

Darin besteht zum guten Teil die religiöse Not unserer Zeit, daß Gott für uns aus einer selbstverständlichen Realität zu einem Problem geworden ist. In unserer Kindheit war Gott ein unbezweifelter Bestandteil der Wirklichkeit, in die wir uns gestellt sahen. Wir fühlten uns sehr befremdet, als wir von der Existenz von Atheisten vernahmen. In früheren Zeiten war auch bei den Erwachsenen diese ungebrochene Naivetät des Gottesglaubens vorherrschend. Es gibt auch heute genug Leute, namentlich auf dem Lande und in der Frauenwelt, denen die Selbstverständlichkeit Gottes noch keinen Augenblick ins Wanken geraten ist. Aber in der aufwachsenden Generation, auch derjenigen weiblichen Geschlechts, werden sie immer seltener werden. Unsere Atmosphäre ist vom Zweifel zu sehr durchtränkt. Auch unter unsern Kirchenbesuchern sind viele, denen Gott zum Problem geworden ist. Es kann uns etwa irgend ein Erlebnis, ein Wort, ein Einwurf die ganze religiöse Gedankenwelt in Frage stellen.

Wir wollen uns nicht darüber täuschen, daß bei dieser geistigen Situation etwas verloren gegangen ist. Wo die frische Unmittelbarkeit gewichen ist, da ist auch ein Stück Kraft eingebüßt. Wird bei dem Suchen, bei dem Ringen mit dem Problem nicht ein schönes Maß von Kraft verbraucht, das wir so nötig gehabt hätten? Würden wir mit der festen Zuversicht auf den unverrückbaren Kompaß des Gottesglaubens nicht sicherer, siegreicher die sittlichen Kämpfe bestehen? Würde nicht die innere Verarbeitung unserer Geschicke weniger angstvoll und mühsam werden, wenn ein von keinerlei Zweifeln angekränkeltes Gottvertrauen einen starken innern Halt böte? Erhebt der Zweifel nicht

oft am frechsten sein Haupt, wenn wir Gott am nötigsten brauchen? Auch wenn wir zur Gewißheit hindurchgedrungen sind — brachte der Kampf mit dem Zweifel nicht Wunden und Schmerzen, die wir uns lieber erspart hätten?

Aber eine Beobachtung kann uns doch zu denken geben. Auch auf dem Boden selbstverständlichen Gottesglaubens sind es immer nur Einzelne, welche die Blüte und Frucht kraftvoller Frömmigkeit entfalten. Viele sind berufen, aber nur Wenige auserwählt. Viele bleiben religiös steril. Sie zweifeln keinen Augenblick ihres Lebens an Gott, weil sie überhaupt nicht nach ihm fragen. Er spielt in ihrem Leben gar keine Rolle. Ihre Moral ist ein mehr oder weniger gezähmter Egoismus. Ihr Verhalten zu den Mächten, die über unserm Leben walten, ein zwischen Trotz und Verzagtheit pendelnder Fatalismus. Weil sie nicht an Gott zweifeln, bilden sie sich ein, das Religiöse sei bei ihnen in Ordnung. Es hat sogar in frühern Zeiten schon Menschen gegeben, die, trotzdem ihnen Gott nie zum Problem geworden war, doch ihre Seele dem Teufel verschrieben.

Da liegt die Gefahr für die, welche diesseits des Zweifels stehen geblieben sind: Sie beruhigen sich zu leicht bei dem Glauben, den auch die Teufel besitzen. Sie bilden sich etwas darauf ein, als ob sie dadurch schon Christen wären. Wir müssen uns immer wieder klar machen, wie wenig Gott daran liegt, daß wir „an ihn glauben", d. h. nicht an seiner Existenz zweifeln. Da meint so mancher, er habe nun eine „christliche Weltanschauung", weil er in seinem Gedankensystem Gott einen Platz reserviert hat. Hat denn Gott unsere Anerkennung nötig? Lebt er von der Menschen Gnaden? Ihm kommt es nicht in erster Linie auf unsere Gedankenwelt an, obschon sie natürlich nicht ohne Einfluß auf unsere Geistesverfassung ist; aber sie ist in der Hauptsache einfach das Symptom unserer innersten Gesinnung. Was für eine Philosophie einer hat, hängt davon ab, was für ein Mensch er ist, sagt Fichte. Und was für Menschen wir sind, ob wir uns nach Gottes Willen umgestalten, ob unser Wollen und Streben mit seinen Zielen in Einklang steht, ob wir seine Wege verstehen, ob wir seiner Leitung uns willig hingeben, seinen Absichten und Wirkungen das Herz öffnen, das ist das Entscheidende, danach fragt Gott.

In dem jugendlichen Intellektualismus der Studentenjahre waren wir geneigt, jeden Glauben für unecht zu halten, der nicht durch das Feuer eines auch die letzten Grundlagen angreifenden Zweifels hindurchgerettet war. Mit den Jahren haben wir das ingrimmige Verdammungsurteil über den Traditionsglauben wesentlich gemildert. Dieser Traditionsglaube, dem Gott selbstverständlich ist, bildet für Viele den Boden, auf dem sie zur starken, bewußten Freude an Gott, zur persönlichen Gemeinschaft mit ihm kommen. Wenn sie nur dazu kommen und nicht auf den häßlichen Abweg der dogmatischen Selbstgerechtigkeit abirren!

Aber der Zusammenbruch dieser Unterlage des selbstverständlichen

Gottesglaubens ist gar nicht notwendiger Weise eine Erschwerung des Weges zur persönlichen Gottesgemeinschaft. Er hat doch auch wieder seine Vorzüge. Und wenn er auch rauher und beschwerlicher ist, so ist das gar kein Schade; Schwierigkeiten steigern die Kraft. Sie öffnen manchmal auch die Augen für die Unterscheidung des Wichtigen und des Unwichtigen. Stärkste Erschütterungen des Gemütes führen oft auch zum heißesten Ringen um den Halt und Frieden der Seele. Manche müssen zuerst einmal die Leere einer entgotteten Welt gekostet haben, um ganz ermessen zu können, was ihnen Gott sein kann, und um ihn von ganzem Herzen zu suchen. Und so wird das Wiederfinden Gottes eben nicht die Rückkehr zu einem bloßen Fürwahrhalten, sondern zu lebendiger Gemeinschaft mit Gott sein.

Das ist nun einmal der Weg für einen großen Teil unseres Geschlechtes. Wir dürfen auch darin eine Fügung Gottes sehen. Dieser Zustand hat den Vorzug größerer Klarheit. Die früher einen toten Traditionsglauben mitschleppten, bekennen heute einen bewußten Atheismus. Das ist kein Verlust. Die, welche Gott mit dem Verstand leugnen und mit der Tat bekennen — natürlich bilden sie eine bloße Elite unter den Atheisten — sind Gott ja lieber als die, welche ihn „mit den Lippen bekennen, deren Herz aber ferne von ihm ist". Aber freilich, normal ist der Zustand nicht, wo Gott so Vielen Problem ist; er ist ein Uebergangszustand, wenn auch ein notwendiger.

Am deutlichsten beweist der Glaube seine erlösende Kraft, wo er mit zwingender Gewalt über den Menschen kommt. Das wird deutlich an dem stärksten religiösen Erlebnis, dem prophetischen. Da heißt es: „Du bist mir zu stark gewesen", oder: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders". Das ist freilich die Unerschütterlichkeit, die Selbstverständlichkeit, die nur wenigen Auserwählten zuteil wird. Aber neben den Propheten stehen die Gläubigen, die auch unter einem Zwang stehen, die überwältigt, die angesteckt und mitgerissen sind von der sieghaften Unmittelbarkeit, die sie an den prophetischen Gestalten geschaut haben. Unter diesem Eindruck sprechen sie: „Wir können es nicht lassen, zu reden von dem, was wir gesehen und gehört haben". Das entscheidende Gotteserlebnis ist immer das Erfaßtwerden von einem Geist, der wohl zerstörend vor das alte Ich hintritt, von dem wir aber auch spüren: hier wird dir das Beste angeboten. Es ist ein Geist, der umwandelnd, erhebend, beseligend auf uns eindringt. Und wo wir uns diesem Geist erschließen, da werden auch die theoretischen Zweifel nicht so schwer zu überwinden sein.

Ob Gott für die nächsten Generationen im gleichen Maß wie gegenwärtig Problem sein soll, hängt also wesentlich davon ab, ob solcher läuternder, heiligender, Gemeinschaft stiftender Geist unter uns wirksam ist und immer wirksamer wird. Die gegenwärtige Krisis und Massenentfremdung hat das Gute, daß sie die Christenheit aus ihrer Selbstzufriedenheit aufweckt. Freilich sind die noch zahlreich genug,

welche jeden Weckruf als Beleidigung empfinden. Ja, der „Geist der ersten Zeugen“ muß wieder stärker aufwachen, furchtlos, rücksichtslos, selbstlos. Wir hoffen auf neue Propheten, nicht daß sie Jesus aus dem Zentrum vertreiben oder irgendwie korrigieren müßten, sondern damit die Unwiderstehlichkeit der prophetischen Ergriffenheit vor unsern Augen sich darstelle, damit Vielen Gott aus einem Problem wieder mehr zur selbstverständlichen Realität werde. Inzwischen gilt es treu zu sein mit dem, was uns gegeben ist.

R. Liechtenhan.

---

# Zur Amtsentsetzung des Pfarrers Jatho.*)

Der Zusammenprall des Pfarrers Jatho mit seiner Kirche hat sich zu einem geschichtlichen Drama in großem Stil ausgewachsen. Dieses geistliche Gericht, das einen Ketzer vor sein Tribunal fordert, die Reise des Angeklagten nach Berlin, sein tapferes Beharren vor den Richtern (die hochherzige Verteidigung durch seine zwei geistesmächtigen Freunde, Professor Baumgarten in Kiel und Pfarrer Traub in Dortmund, nicht zu vergessen), endlich der jubelnde Empfang des Heimkehrenden durch die Volksmassen — das alles erinnert an Tage, die größeren Stil besaßen, es hat etwas heroisches, das in unseren philiströsen und byzantinischen Tagen erfrischend wirkt. Man wird an den Zug Luthers nach Worms und zurück erinnert. Aber das Ereignis hat nicht nur Stil, es hat auch weittragende Bedeutung. Auch mit dem, was wir wollen, hat es einen engen Zusammenhang. Wir sind verpflichtet, uns darüber zu äußern. Allerdings kostet dies einige Selbstüberwindung. Denn natürlich haben sich sofort minderwertige Motive und Behandlungsweisen der Sache bemächtigt. Ein Liberalismus, dessen ganze „Religion“ so ziemlich in der Opposition gegen die „Mucker“ besteht, sonnt sich im Lichte dieses „Falls“ und kommt sich in seiner Märtyrerrolle sehr groß vor. Es schallt und dröhnt von Stichwörtern wie „starrer Dogmenzwang“, „mittelalterliche Finsternis“, „unduldsames Pfaffentum“ und dergleichen mehr. Zeitungen, denen sonst nicht nur ein Wahl- und Abstimmungsbericht, sondern auch etwa eine Variétéreklame wichtiger ist, als geistige Lebensfragen, machen nun in „Religion“, und der Verdacht liegt nicht ferne, daß sie den Fall auch ein bischen politisch ausschlachten möchten, durch Erzeugung kulturkämpferischer Stimmung. Es ist eine Sensation mehr da und so heftet sich sofort auch die Unwahrheit dran. Es schwingen Leute das Schwert der Geistesfreiheit, die so fanatisch

*) Diese Ausführungen setzen die von Pfarrer Liechtenhan in Nummer 4 voraus, weshalb die von ihm entwickelten Gesichtspunkte von mir nicht wieder berührt werden.

wie nur irgend ein Inquisitor etwa gegen politisch Andersdenkende auftreten und gegen sie auch nach einem „Spruchgericht“ rufen. Es „protestieren“ Leute nach Deutschland hinaus, die sich wohl hüten, mit irgend einer bei uns noch bestehenden Macht in Konflikt zu geraten und die es sonst an Servilismus gerade gegen Deutschland nicht fehlen lassen. Mir gehen solche Protestversammlungen auf unserem Boden, wo doch kirchliche Freiheit in Hülle und Fülle da ist, zu sehr aus der Melodie: „Seht, wir Wilde . . .!“ Sie sind mir auch zu billig. Solche Demonstrationen haben nur Wert, wo sie ein Wagnis sind, eine Einsetzung der Person fordern, und so zur Tat werden. Sonst haben wir bloß Worte, die dadurch, daß sie den Schein von Taten erregen, eher von solchen abhalten.

Auf dergleichen lassen wir uns also nicht ein. Es scheint mir auch Pflicht, den Standpunkt des Spruchkollegiums auf sein allfälliges Recht hin zu prüfen. Sind diese Männer, zu denen ein Loofs und ein Dryander gehören, einfach nur Pfaffen und Finsterlinge? Ich begreife, daß sie denen, welche den Kampf mit ihnen auszufechten hatten, als solche erscheinen. Pfaffentum haben wir ja genug, auch bei uns, freilich nicht nur in der Kirche und nicht nur auf der Rechten. Aber dennoch müssen wir, die wir nicht direkt am Kampfe beteiligt sind, uns fragen, ob diese Männer nicht doch auch ein religiöses Recht vertreten haben, vielleicht in falscher Form, aber in besten Treuen und reiner Ueberzeugung. Man bedenke: Es stand ein Mann vor ihnen, der tatsächlich über alles, was während des letzten Jahrhunderts an „Ketzerei“ innerhalb der preußischen Landeskirche und der deutschen protestantischen Kirche überhaupt (mit Ausnahme von Bremen) vorgekommen war, weit hinausging. Hätten sie ihn im Amte gelassen, so hätten sie damit nicht nur dem Liberalismus und der modernen Theologie Tür und Tor weit geöffnet, sondern auch einem noch weit darüber hinausgehenden Radikalismus. Sie hätten in der Kirche jene Geistesrichtung zugelassen, der man den Namen des Gnostizismus zu geben pflegt. Gegen diesen hat die alte Christenheit einen Kampf auf Leben und Tod geführt und wir Alle sind in der Meinung herangewachsen, sie habe damit einen guten Kampf gekämpft, einen Kampf um die eigentliche Wahrheit des Christentums gegen seine Ueberflutung durch eine heidnisch geartete Religionsphilosophie. Ein Harnack hat diese Ansicht besonders eindringlich vertreten. Und nun soll dieser Denkweise auf einmal ein volles Recht in der evangelischen Kirche zuerkannt werden? — Nein, diese Männer konnten nicht anders, als sie gehandelt haben. Sie konnten nicht anders auch infolge ihrer bestimmten Auffassung vom Wesen der Kirche. Denn sie sind der Meinung, daß in einer evangelischen Kirche nicht jede religiöse Denkweise ohne Ausnahme ein Recht habe, von ihren Lehrern vorgetragen zu werden. Sie glauben, wenn dies geschähe, müßte die Kirche auseinanderfallen und die Wahrheit gleichsam verschüttet werden. Sie wollten also durch kirchliche Maßnahmen die Wahrheit des Evangeliums, seinen

sittlichen Gehalt und ursprünglichen Sinn, schützen vor Bedrohung und Verfälschung.

Das alles muß man verstehen, wenn man diesen Männern nicht Unrecht tun will. Mit wohlfeilen Schlagwörtern und Entrüstungen ist da nichts ausgerichtet. Es sind hier zwei Denkweisen aufeinander gestoßen, von denen jede ein Recht hat, zwei kirchliche Denkweisen, die auf religiöse zurückführen.

Ich selbst kann den Entscheid des Kollegiums auch darum ganz gut verstehen, weil ich seine Opposition gegen die von Jatho vertretene religiöse Denkweise so wohl nachempfinden kann. Als ich diese zuerst kennen lernte, da mußte ich mich fragen: „Wie kann ein Mann, der so denkt, noch christlicher Pfarrer bleiben?“ Ich hätte damals die Absetzung Jathos recht gut begriffen. Manches an seinen Aeußerungen hat mich direkt empört, manches ist mir lächerlich erschienen, manches äußerst verworren.

Wenn ich mich nun trotzdem gegen das Spruchkollegium stelle, so geschieht es einmal, weil Jatho mich zu seiner Persönlichkeit bekehrt hat. Ich habe eingesehen, daß dieser Mann sehr viel besser ist als seine Theologie. Er schöpft offenbar aus bedeutenden Tiefen, und vor allem: er ist ein Lebendiger, und deren gibt es ganz wenige. Freilich ist er Pantheist — aber lieber einen lebendigen Pantheismus als einen toten Theismus.*) Auch der Pantheismus, oder besser: der Glaube an die Immanenz Gottes in der Welt oder die Innerweltlichkeit Gottes, hat sein Recht. So wichtig es mir ist, daß auch die Transcendenz Gottes, d. h. seine weltüberlegene Art, betont werde, so muß ich doch erklären: wenn ich nur die Wahl habe zwischen einem Glauben, der Gott in weite Himmelsfernen versetzt und einem, der ihn in der Welt, im Menschen schaut, dann wähle ich ohne Zögern den letzteren. Und ich meine, so sehr das ursprüngliche Christentum die überweltliche Art Gottes betone, so doch noch mehr, daß er auf die Erde kommen, hier sein Reich bauen, unter den Menschen wohnen wolle, daß er Mensch werden wolle, ja, daß er schon Mensch geworden sei in Jesus Christus. „Das Wort ward Fleisch“, das ist die Losung des ältesten Christentums. Ferner: So sehr ich im geschichtlichen Jesus den Christus sehe, d. h. die volle Offenbarung der Wahrheit Gottes wie des Menschen — wenn ich die Wahl habe zwischen einem bloß historischen Jesus, der unserer Zeit wenig zu sagen hat, und dem lebendigen Christus, d. h. der heute und allezeit in der Welt schaffenden Christusidee, so wähle ich diese letztere. Nun steht die Sache aber so, daß in der Christenheit, besonders der protestantischen, lange Zeit diese Hälfte der Wahrheit, die wichtigere: die Immanenz Gottes, der lebendige Christus, zurückgestellt, ja vergessen worden ist. Wenn nun ein Mann wie Jatho sie sehr einseitig und auch etwas unklar, ja unreif verkündigt, so ist das eine berechtigte und heilsame Reaktion

*) Glauben an einen persönlichen und weltüberlegenen Gott.

gegen eine Verkürzung und Verarmung des Christentums. Diese pantheistisch-mystische Welle mag nur die dürren Gefilde unserer kirchlichen Religiosität überfluten, das kann ihnen sehr gut tun. Sie kann freilich auch daraus einen Sumpf machen — das ist ihre Gefahr! — aber sie kann sie auch befruchten. Das tut sie vielleicht gerade, weil sie „unklar“ ist. Denn theologische und philosophische „Klarheit“ ist nicht das Erste, was man von einer religiösen Bewegung verlangen soll; vielleicht besteht zwischen Fruchtbarkeit und Lebendigkeit auf der einen und theologisch-philosophischer „Klarheit“ auf der andern Seite ein gewisser Widerspruch. Alles Lebendige ist ein Werdendes und das Werdende ist nie ganz „klar“. Jedenfalls ist Leben mehr als „Klarheit“ im Sinne begrifflicher Durchsichtigkeit. Kurz: Jatho ist vielleicht ein Symptom einer neuen Wendung unseres religiösen Denkens, das wohl beachtet, ja begrüßt werden darf.

Soll ich hinzufügen, daß dieser Mann ein vorbildlicher Pfarrer gewesen ist, voll innigster Liebe zu seiner Gemeinde und tiefstem Interesse für jede Menschenseele? Daß er gerade Kirchen- und Religionsfremde angezogen hat, während den „Positiven“ noch Pfarrer genug blieben? Mir ist aus Jathos Aeußerungen über das Wesen des Menschen, besonders über die sittlich Gesunkenen, ein starker Glanz wie von Jesus her, ja, ich sage es offen: ein Stück Heilandsart entgegengekommen, wie man sie selten trifft. Und einen solchen Mann kann eine „evangelische“ Kirche nicht brauchen? Drängt sich da nicht unwillkürlich wieder einmal der Gedanke auf, daß die „Kirche Jesu“ auch heute Jesus selbst, wenn er vor ihrem Gericht erschiene, verurteilen würde? Hätte das Spruchkollegium sich nicht sagen sollen, daß eine solche Gesinnung, eine solch religiöse Art, ganze Berge von korrekter Theologie aufwiege? Kommt es denn so sehr auf die Theologie an?

An diesem Punkte stoßen wir wohl auf den Grundirrtum des Spruchkollegiums. Es betrachtet offenbar die „reine Lehre“ als das Haupterfordernis eines evangelischen Pfarrers, das Evangelium also in erster Linie als eine „Lehre“, d. h. eine religiöse Theorie. Stimmt das mit der Meinung Jesu? Es ist unnötig, eine Antwort zu geben. Aber gerade darin ist der Entscheid des Spruchkollegiums so typisch für unser Kirchentum und offizielles Christentum: dieses ist eben durch und durch intellektualistisch. Es macht, freilich ohne dies eigentlich zu wollen, die Lehre zur Hauptsache im Evangelium. Damit hat es seinen Sinn verändert, seine Kraft von seiner ursprünglichen Bahn abgelenkt, seinen Segen zum guten Teil in Fluch verwandelt. Es hat aus der frohen Botschaft ein Dogma, aus der Liebe Orthodoxie, aus der „herrlichen Freiheit der Kinder Gottes“ geistige Knechtung, aus dem Christus eine Christologie gemacht.

In Summa: Wir haben in diesem Entscheid des Spruchkollegiums eine typische Aeußerung des Kirchentums vor uns. Dieses Kirchentum hat keinen Protest gegen all die praktischen antichristlichen Mächte, die

in unserer Welt sich regen, es hat keinen Mund, um gegen soziales Unrecht, gegen eine unchristliche Wirtschaftsordnung, gegen die Sünden der Großen Zeugnis abzulegen, es läßt sich von diesen protegieren, es verteidigt, segnet, weiht oft genug diese widerchristlichen Mächte, aber wenn ein Pfarrer, ein praktischer Jünger Christi, einer, der sich wie Wenige unter das Maß stellen darf, an dem nach der Meinung Jesu seine Jüngerschaft gemessen werden soll: „Daran wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe untereinander habt" — wenn ein solcher Pfarrer in theologische Irrtümer verfällt, dann schlägt man zu. Wahrlich, eine Kirche, die praktisch Jesus so stark verleugnet, hat kein Recht, Lehrirrtümer so schroff zu ahnden! Oder hängt eins mit dem andern zusammen? Ist man in der Lehre so streng, weil man in der Praxis so lax ist? Wenn man Gottes Reich und Gottes Wahrheit mehr in Taten für Gott sähe, wäre man dann in Theorien noch so scharf? Ist nicht gerade das der Fluch der Kirche gewesen, daß die Leidenschaft Jesu und seiner Jünger für Gottes Reich zu einer Leidenschaft für das Dogma geworden ist?

Der Fall Jatho ist also ein Gericht über die Kirche d. h. das Kirchentum. Es geht mit diesem zu Ende. Darum muß es sich in seiner wahren Gestalt darstellen, wie es gegenwärtig in der römischen und der protestantischen Kirche tut. Das ist der Sinn der großen Krise, von der der „Fall Jatho" auch ein Symptom ist. Wir gehen einer nichtkirchlichen Form des Christentums entgegen (die freilich „Kirchen" im Sinne freier religiöser Gemeinschaften keineswegs ausschließt). An ihrem kirchlichen d. h. katholischen Denken sind die Spruchrichter zu Fall gekommen. Sie haben das Recht ihrer Sache nur in dieser Form zu wahren gewußt, statt es in der freien Bewegung der Geister zu vertreten. Dafür haben sie offenbar zu wenig Vertrauen zu der Macht der Wahrheit. Es ist die alte Sache! Die Kirche stellt sich gegen Gott und Jesus — im Namen Gottes und Jesu. Es ist ein Akt mehr in der großen Tragödie des Kirchentums.

An diesen Punkten also liegt m. E. die Bedeutung des Ereignisses. Es beleuchtet scharf die allgemeine Situation, darin wir uns befinden. Und welches werden nun die Konsequenzen sein? Welches sollten sie sein?

Jatho wird nun durch die Hochherzigkeit seiner Gemeinde in privater Stellung seine Tätigkeit fortsetzen. Mir tut er dennoch leid. Denn ich habe das Gefühl, daß dieser Mann seine Bedeutung gerade auf einer Kanzel der preußischen Kirche gehabt habe, daß ihm aus dieser Stellung Kraft zugeströmt sei und daß seine private Stellung vieles zu seinen Ungunsten ändern werde. Männer von seiner Art sind ja nicht unkirchliche Individualisten, sie haben Freude an den Kirchenformen, die für sie symbolische Bedeutung bekommen. Aber um Eines dürfen wir ihn doch beneiden: Er ist sich selbst treu geblieben. Er ist der Gefahr entgangen, daß man ihm aus scheinbaren Konzessionen einen Strick drehen, daß die allzeit sprungbereite kirchliche Verleumdung

rufen konnte: „Sehet, er hat einen Rückzug angetreten". Er ist in großer Stunde groß gewesen.

Aber der Liberalismus? Was wird er tun? Wird er überhaupt etwas tun — ich meine etwas Ernstliches? An Protestartikeln, Protestversammlungen wird es freilich nicht fehlen, aber die sind Luft. Wird es zu mehr kommen? Leider dürfen wir dessen nicht gewiß sein. Denn hier kommt die Schwäche des Liberalismus zum Vorschein. Es fehlt ihm an religiöser Kraft. Das einzig Richtige wäre offenbar, wenn der ganze Liberalismus der preußischen Landeskirche sich erhöbe und mit Austritt aus der Staatskirche und Bildung einer eigenen drohte, falls das Urteil nicht aufgehoben werde. Aber das wird nicht geschehen. Einmal darum nicht, weil die Führer des Liberalismus diese religiöse Schwäche kennen, sodann, weil sie das Staatskirchentum dazu viel zu hoch schätzen. Ob nicht auf Kosten der Freiheit? Ob nicht dieses Kirchentum zersprengt werden muß, wenn ein neuer Geist Raum zum Wohnen im Lande bekommen soll? Mir scheinen zum mindesten die recht zu haben, die aus diesem Ereignis die Konsequenz ziehen, daß die Trennung von Kirche und Staat kommen müsse. Ob aber nicht auch eine Vertiefung und Umstimmung des Liberalismus nötig ist? Ich habe auf die bedeutsame Tatsache hingewiesen, daß die Kirche, die jetzt Jatho absetzt, es an einem kräftigen Protest, ja meistens überhaupt an jedem Protest gegen die praktische Unchristlichkeit fehlen lasse. Aber ist dies nicht auch gegen den Liberalismus zu sagen? Dieser protestiert jetzt heftig gegen das Kollegium, aber wo haben wir ihn protestieren gesehen, als der deutsche General Trotha 60,000 Herero, Frauen, Kinder, Greise so gut wie wehrhafte Männer, in die Sandwüste trieb, in einen grauenvollen Tod? Auch der Liberalismus ist an dem gleichen Uebel krank, wie die Orthodoxie: auch ihm ist die Lehre zu wichtig im Evangelium, es ist bloß liberale Lehre oder auch bloß Opposition gegen das Dogma, statt orthodoxe Lehre, auch er sieht den Sinn des Evangeliums zu wenig da, wo Jesus ihn sieht. Der Spruch des Kollegiums ist nur ein Ergebnis der Denkweise, die auf seine Art auch der Liberalismus teilt. Es ist sein Fleisch und Blut, das sich gegen ihn kehrt.

Damit habe ich nun schon das Letzte angedeutet, was ich noch sagen will. Was soll aus der Bewegung, die nun begonnen hat, herauskommen? — Daß etwas Bedeutsames dabei herauskommen müsse, dürfen wir doch wohl glauben. Wir dürfen auch in diesen Ereignissen Gottes Wege ahnen. Ohne den Anspruch erheben zu wollen, daß ich diese kenne, darf ich wohl sagen, wie ich mir die kommenden Entwicklungen denke. Zunächst wird der Kampf zwischen Orthodoxie und Liberalismus mit neuer Leidenschaft entbrennen. Wer wird siegen? Keiner der beiden Gegner. Es wird dem Liberalismus vielleicht gelingen, freie Bewegung in der Kirche durchzusetzen, aber er wird die Orthodoxie nicht innerlich überwinden. Trotzdem, vielmehr gerade darum wird der Kampf eine große und segensreiche Wirkung haben: Er wird die Kruste des Intellektualismus und des Kirchentums zer-

sprengen, welche das deutsche Christentum so schwer belastet. Beide Gegner werden einen neuen, tieferen Ansatz suchen müssen. Dabei werden sich die Frömmsten und Freiesten unter ihnen finden. Brauche ich zu sagen, wo ich diesen Ansatz sehe, welches die neue Gestalt des deutschen Christentums ist, die ich ersehne und erwarte? Es ist der Durchbruch einer über Orthodoxie und Liberalismus, Kirchentum und Theologie hinausgehenden Gottesreichsbewegung. Mir scheint, daß das kommen müsse, daß dies der Weg Gottes durch die wilden Wasser sei.

Damit ist auch gesagt, was dieses Ereignis für uns bedeutet, für uns Schweizer im Allgemeinen und für uns „Freunde der neuen Wege" im Besonderen. Wir müssen befürchten, daß daraus ganz falsche Schlüsse gezogen werden. Es wird nicht an Versuchen fehlen, daraus für das alte Parteiwesen Kapital zu schlagen. „Sehet", wird da und dort Einer sagen, „wie groß die Macht der Schwarzen ist! Auch uns droht die Reaktion, daher ist ein organisierter Zusammenschluß aller Freien und Frommen nötig!" Das ist ja das Betrübende an diesen deutschen Vorgängen, daß sie auch bei uns überlebten Gedanken einen Schein des Rechtes verleihen. Aber es wird sich dadurch doch niemand beirren lassen, der nur ein bischen Augen hat, die Dinge zu sehen, wie sie sind, und nicht an Gespenster glaubt. Es ist ganz ausgeschlossen, daß unsere „Positiven" Spruchkollegiumsgelüste bekommen. Wir haben dieses Stadium religiös überwunden, auch unsere Positiven. Auch sie wissen in ihrer großen Mehrheit, besonders in ihren Führern, daß die religiöse Wahrheit sich in der Freiheit behaupten muß und daß das beste Bekenntnis das der Tat ist. Wir sind über den Kampf von Orthodoxie und Liberalismus hinaus. Dafür danken wir Gott. Aber wir pochen nicht darauf. Es ist zum kleinsten Teil das Verdienst der gegenwärtigen oder der letzten Generation, sondern vielmehr eine Folge der besonderen politischen Verhältnisse der Schweiz. Uns winken neue Aufgaben, neue Ziele; wir fühlen vor allem, wie sehr wir Vertiefung nötig haben. Daß wir erst recht ein Neues pflügen sollen, das ist's, was uns der Fall Jatho lehren kann.

Es ist Kampf und Leid über die deutsche Kirche gekommen. Aber sie werden sich zu Segen und Hilfe wandeln, wenn nicht durch die Weisheit der Menschen, so doch durch Gottes Rat. Und auch auf uns Schweizer wird davon Segen zurückströmen. Gott ist am Werke. Es geht vorwärts und aufwärts.

L. Ragaz.

---

# Rundschau.

**Zur Erneuerung der Kirchen.** Wir haben früher einmal kurz von einem Versuche berichtet, der im Kanton St. Gallen unternommen werde, unsere Kirche zu neuem Leben zu erwecken. Er ist ursprünglich von unserem Freunde Pfarrer Bader ausgegangen.

Die von ihm ausgegangene Anregung veranlaßte die St. Galler Synode, eine Kommission einzusetzen, die mit der Aufgabe betraut wurde, in Form eines Memorials zu dem Generalbericht des evangelischen Kirchenrates von St. Gallen über die allgemeine Kirchenvisitation im Jahre 1909 der Synode Reformvorschläge zu machen. Die Kommission bestand aus den beiden „Laien“, Herrn Beusch, Lehrer, und Herrn Dietrich, Kaufmann, und den drei Pfarrern Bader, Hauri und Keller (Flawil). Ihr „Memorial“ ist nun erschienen und von der Synode behandelt worden. Es ist ein bedeutsames Dokument unserer religiösen und kirchlichen Situation. Ich hoffe, daß es im Buchhandel erscheinen und dadurch jedermann zugänglich gemacht werde. Besonders Pfarrer, Kirchenpfleger und Kirchenräte sollten es nicht ungelesen lassen. Mir ist es eine Bußpredigt und eine Herzstärkung zugleich gewesen. Es enthüllt die ganze Schwierigkeit unserer Lage, unsere ganze geistige Not, auch unsere Versäumnisse (dieses ohne jegliches Poltern und Richten), aber es entläßt uns doch nicht niedergedrückt, sondern voll guter Zuversicht auf Gottes Walten auch in der Krise unserer Zeit und gerade in ihr, und auf die Möglichkeit, im Bund mit ihm neue Wege zu ihrer Ueberwindung zu finden. Man kann an diesem „Memorial“ wieder an die Mission unserer Kirchen glauben lernen.

Ganz besonders gefreut hat es mich, daß hier einmal das Schwere und Gefahrvolle unserer Lage ehrlich aufgezeigt wird. Daran fehlt es immer noch zu sehr. Wir hören wohl oft genug bewegliche Klagen über zunehmende Unsittlichkeit und Unkirchlichkeit, ja Gottlosigkeit, aber man hat dennoch das Gefühl, daß viele Pfarrer (und Theologieprofessoren!) nur so fortwirtschaften, als ob nicht die Schicht Boden, auf der wir stehen, immer dünner und die Krisis immer schwerer würde. Man möchte fast meinen, da und dort sei man ein wenig von der Stimmung des „Après nous le déluge“ berührt. Da wirkt es denn befreiend, wenn das Memorial sagt:

Der aufmerksame Beobachter muß erkennen, daß der Besitz an religiöser Kraft in unserem Volke zum großen Teil mehr ein Erbstück der vorangegangenen Geschlechter als selbsterworbener Besitz ist. Denn auch die Ehrfurcht vor Gott und das Bewußtsein, zu ihm zu gehören, pflanzt sich fort, genau wie die sittlichen Kräfte, welche durch die Hingabe an Gott errungen worden sind. Aber diese sittlichen Kräfte bedürfen der beständigen Erneuerung, damit sie nicht abgeschliffen und aufgebraucht werden, und ebenso muß der Blick für die Wirklichkeit und Tatsächlichkeit Gottes immer wieder geschärft werden, da ja die Erkenntnis Gottes die Bedingung der sittlichen Erneuerung bedeutet.

Viele Anzeichen sprechen nun aber dafür, daß große Volkskreise mit den guten Kräften ihres Herzens fast oder ganz zu Ende sind. Denn manche Erscheinung von Zügellosigkeit und Barbarei, die sich hier oder dort zeigt, weist darauf hin, daß Menschen ganz aus ihrem Zusammenhang mit Gott herausgefallen sind. Und zwar zeigen sich diese Anzeichen zumeist in unseren Industriezentren, deren bunt zusammengewürfelte Bevölkerung mehr oder weniger den Zusammenhang mit den alten Verhältnissen verloren hat. Mit der religiösen Tradition hat sich in diesen Kreisen auch das religiöse Bedürfnis verloren, was darauf hinzuweisen scheint, daß für die Menschen unserer Zeit sehr starke Hindernisse existieren müssen für die Auf-

rechterhaltung des Zusammenhanges mit Gott, Hindernisse, welche den Blick für Gott, ja für das Verständnis des Lebens überhaupt hemmen.

Mit großer Unerschrockenheit gehen die Verfasser daran, diese Hindernisse aufzuzeigen. Ein solches ist nach ihrer Ansicht (wie auch der unsrigen) das heutige Erwerbsleben, das die Menschen überstark in Anspruch nimmt und sie in leibliche und seelische Unrast stürzt. Sie machen darüber u. a. folgende treffende Bemerkung:

Der größere Teil der arbeitenden Bevölkerung hat wohl seine Hand, nicht aber seinen Kopf herzuleihen für die zu leistende Arbeit. Meistens wird vielmehr jede persönliche Initiative, jede gedankliche Weiterentwicklung der Arbeit verunmöglicht. So erdrückt das Erwerbsleben eine der herrlichsten Gottesgaben oder läßt sie wenigstens nicht zur Entwicklung kommen: das selbständige Denken. Die Folge davon ist eine weitverbreitete Denkträgheit, auch eine Trägheit im Nachdenken über sich selbst, aus der sich eine verhängnisvolle Gewissensfaulheit entwickelt. Der Mensch, welcher seine Arbeit ohne besondere Aufmerksamkeit verrichten kann, verliert die Fähigkeit des Aufmerkens; die Erscheinungen des Lebens ziehen an ihm vorbei, ohne daß sie ihm besonderen Eindruck machen und ohne daß sie ihn zum Nachdenken anregen. Mit einer manchmal fast an Stumpfsinn grenzenden Gleichgültigkeit ertragen solche Leute die schwersten Erfahrungen. Für wieviele hat der Tod seine eindrucksvolle Bedeutung verloren! Gleichgültig sehen sie die Menschen um sich sterben, oder sich mutwillig selbst zugrunde richten.

Diese verderbliche Art des Erwerbslebens steht aber im Zusammenhang mit einer Gesellschaftsordnung, die materialistisch und egoistisch orientiert ist und entsprechende Früchte zeitigt: einen Hang zum Wohlleben und Vergnügen, Alkoholismus, und jede Art von praktischem Materialismus. Der Alkoholismus und die damit zusammenhängende Vereinsmeierei und Festseuche haben teilweise zur Ursache die Wohnungsnot, die ihrerseits ein typisches Symptom unserer Gesellschaftsordnung ist. Dazu gesellt sich dann als Rechtfertigung des praktischen der theoretische Materialismus. Dieser hinwieder wird begünstigt durch den Intellektualismus, von dem folgende Stelle redet:

Der wissenschaftliche Materialismus, der, wie wir sehen mußten, dem Genußleben als theoretische Stütze dient, wird begünstigt durch den sogenannten Intellektualismus. Das ganze Unterrichtswesen unseres Volkes (wie übrigens aller abendländischen Kulturvölker) von der Volksschule bis zur Universität, ist zu stark auf die einseitige Ausbildung der Verstandeskräfte gerichtet. Diese Art, das ganze Leben nur mit dem Verstande messen und fassen zu wollen, zieht unheilvolle Irrtümer nach sich. Alles das, was durch den Verstand nicht zu fassen ist, wird dadurch für die Menschen unfaßbar und unvernünftig und scheidet aus ihrer Lebensbetrachtung aus, in erster Linie das Sehnen und Suchen der menschlichen Seele nach Gott, ja schließlich Gott selbst. Anderseits verlockt der Glaube, daß alles mit dem Verstande zu erledigen sei, zu der Meinung, eine Sache sei getan, wenn sie gedacht sei. So begnügen sich heute viele damit, ihr Gemüt zu speisen mit erhabenen Gedanken, während ihr wirkliches Leben durchaus keines sittlichen Aufschwungs fähig ist. Alles, auch die gute Tat, erschöpft sich für sie in Gedanken.

Auch die Schule hat einen Teil der Schuld an diesen Zuständen auf sich zu nehmen, es ist aber zu hoffen, daß sich in ihr Kräfte der Regeneration regen werden. Ganz besonders groß ist die Schuld der Presse.

Weitaus verhängnisvoller für das religiöse Leben als die in der Hauptsache Verstandesbildung treibende Schule wirkt ein Teil unserer Presse, welche vielfach auf einen sehr seichten, aufklärerischen Ton gestimmt ist und welche zum großen Teil der bloßen Sensation dient.

Sie ist eben als Sprachrohr der Masse die Trägerin und Verbreiterin des Massenurteils geworden, welches immer mehr oder weniger im Gegensatz steht zum Einzelurteil und dasselbe brutalisiert oder ins Unrecht setzt. Für die erzieherischen Aufgaben der Kirche hat sie wenig Verständnis. Mit einer fast komischen Aengstlichkeit scheut sie sich, deren Bestrebungen anzuerkennen und zu unterstützen. Den Mut der Ueberzeugung besitzt sie in allem, was den Beifall der Indifferenten findet, selten genug dagegen, wenn es gilt, der öffentlichen Meinung Trotz zu bieten. Die Reform der Presse muß ein Hauptpostulat unserer Zeit, vor allem der ernsthaften, religiös orientierten Kreise werden.

Wir sind den Verfassern besonders dankbar, daß sie den Mut gehabt haben, sogar dieses hundertköpfige Ungeheuer anzurühren, das schlechte Presse heißt, und das sich an denen, die ihm zu nahe treten, nachdrücklich zu rächen weiß.

Es entsteht nun die Frage, was die Kirche zur Ueberwindung all dieser Not tun kann. Jedenfalls muß sie zuerst Selbstkritik üben. Sie muß weitherziger werden, „nicht nur nach links, sondern auch nach rechts. Sie wittert allzu schnell hinter den ernsten Versuchen positiver Erbauung Reaktion und es fehlt dem geistlichen Stand nicht an pfarrherrlicher Intoleranz". Sie ist zu sehr Predigtkirche (und Pfarrerkirche, muß hinzugefügt werden), sie erschöpft sich zu stark in Parteigezänke und Polemik gegen die römisch-katholische Kirche.

Die Unterordnung unter das gepredigte Wort ist übrigens nicht zum wenigsten beeinträchtigt worden durch die theologischen Streitigkeiten über die Auslegung des Wortes, die im vergangenen Jahrhundert mit unerhörter Heftigkeit geführt wurden und die Kirchen in feindselige Lager zerrissen und leider jetzt noch nachwirken.

Die Nötigung zu der beständigen Defensivstellung der römisch-katholischen Kirche gegenüber schließt die Gefahr in sich, daß die lebendigen Kräfte der Liebe, welche dort trotz allem am Werke sind, übersehen werden und daß die Negation zu stark in den Vordergrund tritt. Anderseits ist die Solidarität unserer Kirche mit der rationalistisch denkenden, aufklärerischen Gesellschaft für sie selber von ebenso großem Nachteil.

Wichtig ist, daß die Kirche den Sonntag wieder zurückerobert und der Festseuche einen Damm setzt. Dabei hat sie die Gefahr im Auge zu behalten, eine bloße Staatskirche zu werden.

Die Kirche hat das schöne Vorrecht, die Notwendigkeit des Zusammenarbeitens einerseits und die Bedürfnisse der Menschen für Leib und Seele nach oben und nach unten hin zu vertreten ohne Rücksicht auf die Interessen der verschiedenen Stände. Denn gerade der Kirche muß der Respekt vor dem Wert der einzelnen Menschenseele ein größerer sein, als der Respekt vor dem Geld, die Frage nach dem Allgemeinwohl drängender, als die Frage nach dem Kapitalinteresse.

Eine neue Zeit ist für den Pfarrerstand angebrochen. Er muß sich sagen, daß er nicht mehr vom Amt getragen ist, sondern dieses tragen muß durch seinen persönlichen Wert. Es ergeht an ihn die Aufforderung zu intensiverer Arbeit an sich selbst, strengerer Selbstzucht, größerer Einfachheit und namentlich größerer Konzentration auf eine zentrale Aufgabe, die Darbietung des Evange-

liums vom Gottesreiche. Das kann nur dadurch geschehen, daß der Pfarrer sich einen großen Teil der staatlichen Aemter und Vereinsgeschäfte, die ihn jetzt erdrücken, vom Halse hält. Davon erwarten die Verfasser auch ein Aufhören des Parteigezänkes.

Bei größerer Konzentration der Pfarrer auf ihre wichtigste Arbeit würde das Parteigezänk, das unserer Kirche so großen Schaden zugefügt hat, ganz von selbst überwunden werden. Bei tieferer Erfassung der Aufgabe würde jeder Einzelne erkennen, wie unwesentlich die Lehrstreitigkeiten und Parteiinteressen sind, die jetzt oft noch einen so weiten Raum in der Gedankenwelt der Theologen einnehmen. Das Wesentliche des Evangeliums würde jedem klarer vor die Augen treten, und er würde verstehen lernen, daß nur durch den Beweis des Geistes und der Kraft die Gegner überwunden werden können, nicht aber durch Parteigehässigkeit und Kirchenpolitik.

Es ist ganz zweifellos, daß in den Bewegungen unserer Zeit Gott mächtig am Werke ist. Aber in trüber Mischung mengen sich in den gegenwärtigen Zuständen Welt und Gottesreich. Und gar zu schnell ergibt sich die Christenheit in die bestehenden Verhältnisse und sucht sich mit ihnen abzufinden, statt ihren Widerspruch gegen Gottes Wahrheit und Willen scharf zu empfinden und sich der Verpflichtung zur Ueberwindung des Ungöttlichen bewußt zu werden. Wenn dem Pfarrer eine anhaltendere Sammlung und Vertiefung in das Evangelium ermöglicht wird, dann dürfte von selbst die Wortverkündigung wieder eine geistesmächtigere und durchschlagendere werden. Nur so aber werden die unheilvollen Zustände eines unklaren Durcheinanders von göttlichen und natürlichen Mächten, wie es der Gegenwart eigen ist, überwunden werden. Nur so wird sich die Christenheit ihrer Aufgaben in den Kämpfen der Gegenwart bewußt werden und frei von aller Voreingenommenheit rücksichtslos für Gottes Sache eintreten, statt so rasch vor den bestehenden Verhältnissen zu kapitulieren, als wären sie das unabänderliche Ergebnis eines übermächtigen Verhängnisses.

Auch die Kirchenvorsteherschaften möchte das Memorial aktiver machen. Es schlägt zu diesem Zwecke vor, daß die Kirchenvorsteher jedes Kapitels sich alle drei Jahre einmal zu einem Kirchenvorsteherschaftstag vereinigen, und daß abwechselnd in den verschiedenen Kapiteln jährlich ein solcher Tag stattfinde. Es sollen dabei Referate über die Aufgaben der evangelischen Kirche und Kirchgemeinde geboten werden. Abzuschaffen ist das Sportelwesen. Die Kirchengebäude sind viel mehr als bisher für allerlei Veranstaltungen volkserzieherischer oder philanthropischer Art zur Verfügung zu stellen und neue entsprechend zu bauen. Daneben können Gemeindehäuser ein wirksames Mittel im Kampfe gegen allerlei böse Geister werden. Die evangelische Gemeinde muß immer mehr aus einer bloßen Erbauungsgemeinschaft eine Lebensgemeinschaft werden.

Die Synode endlich soll die bloß administrativen Angelegenheiten hinter diese Aufgabe zurückstellen und so Raum schaffen zur Besprechung all der großen Aufgaben, die einer Kirche der Gegenwart obliegen. Durch die Einrichtung von Volksabenden und durch die Verlegung ihrer Tagungen an verschiedene Orte im Land herum soll sie engeren Kontakt mit dem Volke suchen.

Damit sind die wesentlichen Gedanken und Vorschläge des Memorials wiedergegeben. Selbstverständlich ließe sich dazu da und dort ein Fragezeichen setzen. Einiges wünschte man deutlicher gesagt; ein

andermal merkt man, daß der Text ein Kompromiß zwischen etwas verschiedenen Denkweisen darstellt. Er bekommt dadurch etwas Schwankendes. Einem in Textkritik geübten und mit den Personen bekannten Leser mag es Spaß machen, die verschiedenen „Quellen" herauszufinden und rot und blau anzustreichen. Mir stehen die Pfarrer noch etwas zu stark im Mittelpunkt. Auch erwarte ich von der geforderten Konzentration, die ich im Uebrigen auch begrüße, nicht so viel wie die Verfasser und sehe sogar die Gefahr eines feineren Klerikalismus auftauchen. Vor allem aber erhebt sich vor mir das ganze schwere Problem der Kirche. Wird es auf diesem Wege gelöst werden? Müssen nicht noch tiefergreifende Veränderungen kommen und diese im Gefolge großer geistiger Bewegungen und Erweckungen?

Doch sollen diese Zweifel meine Dankbarkeit für das Gebotene nicht abschwächen.

Wie sind nun diese Anregungen und Vorschläge aufgenommen worden? Man kann sich denken, daß gegen solche Versuche zunächst einmal all diejenigen stehen, die es als Vorwurf gegen sich selbst empfinden, wenn Dinge angegriffen werden, die sie bisher für gut und recht gehalten, und andere vorgeschlagen, die ihnen nicht eingefallen waren. Dazu kommt die geringe Begeisterungsfähigkeit, die allen geistlichen oder halbgeistlichen Versammlungen eigen ist. Von dieser Stimmung scheint auch die St. Galler Synode nicht frei gewesen zu sein. Es wurde nur ein kleiner Teil dieser Vorschläge angenommen, immerhin wenigstens die Belebung und Bereicherung der Synode durch Referate und Diskussionen im Sinne des Memorials beschlossen.

Doch kommt es auf diese größeren oder kleineren direkten Erfolge nicht an. Die Hauptsache ist der neue Geist, der aus diesem Dokumente spricht. Er wird sicher zeugend und aufweckend wirken. Wir wünschen es von Herzen. L. Ragaz.

**Zur Blumentagsdiskussion.** (Erwiderung.) In der letzten Nummer der Neuen Wege (Jahrgang 5, Heft 6) kritisiert Herr Pfarrer Bader den Zürcher Blumentag und die neue Einrichtung im allgemeinen in einer Weise, daß es fast etwas Mut braucht, fortan neue Blumentage veranstalten zu helfen. Wenn wir es nun dennoch tun und mit gutem Gewissen tun, so müssen die Eindrücke, die der Basler Blumentag in uns hinterlassen hat, ganz anderer Art sein. Die Zürcher Veranstaltung kennen wir nicht genügend, sind aber vollständig überzeugt, daß der Mitarbeiter der Neuen Wege auch ihr nicht ganz gerecht wird. Einverstanden sind wir dagegen durchaus mit der Grundlage, auf die Herr B. die Wohltätigkeit gestellt wissen möchte, einverstanden mit seiner Ansicht über die Mangelhaftigkeit und Unzulänglichkeit der sogenannten Fürsorgearbeit überhaupt.

„Wenn du gibst, so laß deine linke Hand nicht wissen, was deine rechte tut". Wer will da markten? „Das Wohltun sei kein Vergnügen, das die Nerven kitzelt und dem Sensationsbedürfnis genügt, es sei

vielmehr ein Vergnügen im edlen Sinne einer sonnigen Innerlichkeit." „Man appelliere nicht an die Eitelkeit, die sich selbst im Wohltun noch bespiegelt."

Wir stimmen bei und möchten diese Sätze Richtlinien nennen, die wir nicht verlassen dürfen, wenn unsere Arbeit ernst genommen werden soll. Nun aber der Blumentag und vorab die Veranstaltung in Zürich:

Etwas Großes und Herrliches ist den Zürchern trotz alledem gelungen. Es ist ihnen gelungen, die ganze Stadt für ein paar Stunden auf einen Ton zu stimmen, nicht auf einen glockenreinen, aber immerhin auf einen anständigen Ton. Alles, reich und arm, alt und jung, Sozialisten und Bürgerliche, alles trug Blumen. Und zu welchem Zwecke? Armen Kindern zu helfen. Die Zürcher haben gezeigt, was ein Volk vermöchte, wenn es hie und da einmal, und wäre es auch nur für ein paar Stündchen, offen und aufrichtig zusammenhalten wollte. Eintracht macht doch stark!

„Immer strebe zum Ganzen; und kannst du selber kein Ganzes werden: als dienendes Glied schließ' an ein Ganzes dich an." Aber der Blumenverkauf, dieser Appell an die Eitelkeit! Wo bleibt da noch Raum für das Höchste und Beste: Laß deine linke Hand 2c. Sehen wir uns die Sachen etwas genauer an. Die Blumen werden von jedermann sichtbar getragen. Von jedermann. Mit dieser Tatsache fällt ein großer Teil der Anschuldigungen des Herrn B. zusammen. Ist noch Grund, eitel zu sein, wenn ich doch nur allen andern gleiche? Die Eitelkeit liebt das Besondere: Fürchterlich hohe Kragen, oder aber Löcher im Mantel. Eitel ist am Blumentage nach meinem Empfinden vielmehr der Sonderling, der Einspänner, der ostentativ ohne Blume einherstolziert. Noch mehr: Ich kenne Persönlichkeiten, die sich mit auffallend vielen Blumen dekorierten. Aus Eitelkeit? Weit entfernt! Liebe Seelen sind es, Menschen, die sich noch recht von Herzen freuen können und gerne anderen eine Freude bereiten, Menschen, denen das Einmaleins nicht aus den Augen herausschaut, die der Geizteufel nicht frißt. Also: die Blumen haben mit der Eitelkeit nichts zu tun; sie sind Zeichen nur, die den Verkäuferinnen sagen, wo sie dreist anpochen dürfen und wo weniger.

So eine Blume kann für 20 Cts. erstanden werden. Man kann aber auch mehr einlegen, und wer da weiß, wie oft Hohe und Niedere von dieser Gelegenheit Gebrauch machen, der wird zugeben, daß der Blumentag dem stillen, unbemerkten Geben kein Hindernis in den Weg legt.

Seit Wohlfahrtsinstitute bestehen, haben Töchter hiefür Gelder eingezogen; allerdings nur einzelne wenige, bevorzugte, besonders reiche oder brave, für die dann dieser Extraleistung wegen das Lob abfallen mochte, von dem Herr B. spricht: „Das ist Aufopferung, das ist Wohltätigkeit!" Der Blumentag trägt demokratischeren Charakter, 500 bis 1000 Töchter aller Gesellschaftskreise treten zugleich in Aktion und

zwar nur für einen Tag. Das nötige Korrektiv liegt im Wesen der Einrichtung.

Den Verkäuferinnen wird der Zweck bekannt gegeben, nicht „vorgelogen“, sie werden dem wachsamen Auge des Publikums angelegentlichst empfohlen, die Sammlungen dürfen nicht in die Nacht ausgedehnt werden — und nun — wo sind die „bedenklichen Wege“? „Im Loslassen aller möglichen und unmöglichen Veranstaltungen, im Appell an die Vergnügungsinstinkte. Man macht das Wohltun zum Vergnügen, das die Nerven kitzelt und das dem Sensationsbedürfnis genügt.“

Da sind wir mit Herrn B. einverstanden, und je länger wir über diese Vorwürfe nachdenken, desto mehr müssen wir ihre volle Berechtigung anerkennen. Wenn Basar und Blumentag sich in dieser Richtung entwickeln, so gelangen sie ganz sicher auf eine schiefe Ebene, die rasch abwärts führt.

Muß nun aber der neue Sammelwagen um jeden Preis in solchen Geleisen fahren? Gewiß nicht. Es gibt noch einen andern Weg, von dem wir in aller Kürze reden möchten; doch nicht, um uns als Musterknaben vorzustellen, sondern nur, man wird uns verstehen, um die neue Einrichtung zu verteidigen.

Ganz anders wird sich der Blumentag ausnehmen, sobald er nicht selbständig auftritt, sobald er sich an bereits bestehende Feiern, etwa an patriotische Gedenktage, anschließt, sobald die Veranstalter nicht gezwungen sind, das volle Vergnügungsregister loszulassen, nur um das liebe Publikum auf die Straße zu locken. So ist z. B. in Basel der Gedanke aufgetaucht, den Blumentag dem St. Jakobsfest anzugliedern.

Wie, sagte man sich, wenn Basel alljährlich zur Erinnerung an das große Opfer an der Birs eine Gabe darbrächte? Wie, wenn die gewohnten Veranstaltungen, Festzug und Festrede, im Rahmen einer Sammlung erschienen? Wenn es gelänge, alljährlich an diesem Tage etwas Positives zu schaffen, müßte so das Fest nicht an innerm Gehalt gewinnen? Auf diesen Gedanken wurde gebaut. Er gab uns Mut und — etwas „sonnige Innerlichkeit“. In solchem Sinne können wir mitarbeiten und uns freuen, wenn es gelingt, in der Wüste Mammon da und dort eine neue Oase zu schaffen oder die alten erhalten zu helfen. Allzuviel erwarten wir jedoch von dem ganzen Wohlfahrtsapparat nicht, wir hoffen mit Herrn B. auf etwas Besseres.

„Wir suchen es in unserm Sinn und sehnen uns darnach.“

Jb. Müller-Landolf.

* * *

Da Herr Pfarrer Bader, dessen Artikel gegen den Zürcher Blumentag ziemliches Aufsehen erregt hat, auf eine Replik verzichtet, so sei demjenigen der Redaktoren, der diese Veranstaltung aus der Nähe gesehen hat, erlaubt, zu der ganzen Blumentagsdiskussion ebenfalls öffentlich das Wort zu nehmen. Wir haben hier in der Tat einen trefflichen Anlaß zur Vertiefung und Fortbildung sozialen Denkens. Diesen zu be-

nützen, ist denn auch unser Zweck, nicht etwa, den Veranstaltern dieser Tage nachträglich die Freude an ihrem Erfolge zu stören. Es treten sich bei diesem Anlaß zwei verschiedene soziale Denkweisen oder Stimmungen und zwei damit zusammenhängende verschiedene Methoden sozialer Hilfe entgegen.

Ich stehe dabei prinzipiell auf der Seite von Pfarrer B. Freilich hat er bloß den Zürcher Tag vor Augen gehabt. Ihm galt sein Protest. Es ist zuzugestehen, daß der Baslerische ein anderes Gesicht hatte. Der Unterschied ist klar: In Zürich veranstaltet man ein Fest, um die Not zu lindern, in Basel erscheint die Not an einem Feste, das aus anderen Gründen gefeiert wird, um ihren Tribut zu fordern. In Basel sammelt man für ein bestimmtes Werk, das Ferienheim in Prêles, auf dieses freundliche Ziel werden die Augen der Geber gelenkt, in Zürich entrollt man ganz allgemein die Not der Kinderwelt und — feiert ein Fest. An diesem Fest ist es hoch hergegangen, wenn es auch nicht gerade zu allgemeiner Ausgelassenheit gekommen ist. Es war voll von Jux und Jubel. Und damit sind wir zu dem Punkt gelangt, auf den uns alles ankommt: Wir haben auf der einen Seite eine furchtbare Not und auf der anderen Seite, zu ihrer Stillung — ein Fest. Furchtbar ist diese Not der Kinderwelt, vielleicht die furchtbarste, die es heute gibt. Wer davon noch nicht überzeugt ist, der lese z. B. nach, was die bekannte Schwester Arendt in ihren Büchern („Menschen, die den Pfad verloren“ und „Erfahrungen einer Polizeiassistentin“, dazu in ihrem Vortrag über die „Kindersklaverei“) darüber berichtet. Nehmen wir nun dazu, daß diese Not zum großen Teil Folge von S c h u l d und S ü n d e ist, Schuld und Sünde der gleichen Gesellschaft, die sich dieses blumige Wohltätigkeitsfest leistet. Warum gibt es so viel rhachitische, blutarme Kinder? Weil die Grund- und Bodenspekulation die Mietpreise so gesteigert hat, daß der größte Teil unserer städtischen Arbeiterbevölkerung ungefähr einen Drittel ihres Einkommens dafür hergeben muß und dann erst noch schlecht wohnt, und weil ihr Arbeitslohn zu klein ist, als daß daneben noch für die Nahrung genug übrig bliebe. Wenn man aber einwenden wollte, daß diese Arbeiterschaft zu viel für Alkohol und anderes Vergnügen ausgebe, so wäre die Frage zu stellen, ob nicht auch hieran unsere „Gesellschaft“ den größeren Teil der Schuld trage. Schützt sie nicht eine Wirtschaftsordnung, die notwendig die Krankheit der Genußsucht erzeugen muß, da sie unzähligen Menschen eine der besten Lebensfreuden: das Glück und den Stolz der Arbeit, verunmöglicht? Stammt der Alkoholismus nicht zum Teil aus der Wohnungsmisere? Und gibt nicht die „Gesellschaft“ in allen Arten der Genußsucht den Ton an? Denken wir an die ärmsten der Kinder, die unehelichen — liegt hier nicht eine schwere Schuld der „Gesellschaft“ vor? Wird die „doppelte Moral“ nicht gerade in erster Linie von den „oberen Ständen“ praktiziert und verteidigt? Die Kindernot ist eine ungeheuere Anklage gegen unsere Gesellschaft, und vor dieser Anklage feiern wir — ein Fest! Das ist die Tatsache, der unser Protest

gilt. Wir empfinden sie als Frevel. Wir sehen und hören all diese Blumenfreude (die wir an sich den Leuten wohl gönnen mögen) und auf der anderen Seite taucht vor uns die leidende Kinderwelt auf, all die verlassenen, verkrüppelten, verkauften, geschändeten Kinder, diese zum Himmel schreiende Schuld, und es erwacht in uns jener Zorn, dem Pfarrer B. Worte verliehen hat. Es sind scharfe Worte darunter, aber wer scharfe Worte gegen Trug und Heuchelei nicht mehr ertragen kann, der lege auch sein neues Testament für immer auf die Seite.

Trug und Heuchelei! — ist das nicht wieder zu viel, viel zu viel gesagt? Gewiß sind sich die Veranstalter des Zürcher Blumentages dieses Kontrastes, wie wir ihn sehen, so wenig bewußt gewesen als die Masse der Teilnehmer. Sie wollten helfen, Freude machen, haben schwere Arbeit aufgewendet. Aber ob nicht Trug und Heuchelei (unbewußte Heuchelei) doch mit herein geflossen ist? Man bedenke: ein großer Teil der Leute, die bei diesem Anlaß mit vollen Händen gespendet, wären durchaus nicht zu haben, wenn es sich darum handelte, Gesetze zu schaffen, die der Kinderwelt ungleich mehr Segen brächten, als die 137,000 Franken des Blumentages. Sie wären dagegen, wo es sich darum handelte, durch Verkürzung der Arbeitszeit oder Regelung der Heimarbeit die Mutter den Kindern zurückzugeben (was mehr wert ist, als Geld für Krippen), sie wären dagegen, wo es gälte, Maßnahmen gegen die städtische Bodenspekulation zu treffen und so die Wohnungsnot zu lindern. Sie wären dagegen — nein, sie waren dagegen, sind es und werden es sein, wie wir es reichlich gesehen haben und sehen. Es ist interessant, wie in Zürich unmittelbar nach dem „Kinderhilfstag" eine Initiativbewegung einsetzte, die die amtliche Inventarisation in Todesfällen auch in der bescheidenen Gestalt, die sie in Zürich angenommen hat, wieder aufheben und damit eine gerade für die Kinderwelt so wichtige Maßregel zu nichte machen will. Sicher sind unter den splendiden Gebern dieser Tage Geschäftsleute, die ihre Heimarbeiterinnen schlecht bezahlen, Spekulanten, deren Reichtum zum guten Teil aus Kinderelend stammt. Darum gilt von diesem „Opfer" das Wort: „Barmherzigkeit will ich, nicht Opfer". Angesichts dieser Tatsachen wird all die Kinderfreundlichkeit des Blumentages zum Trug. Daran ist nicht zu markten. Sie täuscht über die wirkliche Sachlage hinweg. Sie streut Blumen auf die Not — bezeichnenderweise sind es künstliche Blumen! Und sie verhindert dadurch echte, tiefgreifende Hilfe. Diese aber wollen wir. Wir wollen sie dadurch schaffen, daß wir auf die Not und Schuld, die im Kinderelend zum Ausdruck kommt, eindringlich hinweisen und immer wieder hinweisen, daß wir der Gesellschaft das Gewissen schärfen, statt es in sattes Wohltätigkeitsbewußtsein einzulullen. Auf diesem Wege werden wir zu einer vielleicht langsameren, aber dafür gründlicheren Hilfe gelangen.

Wir sind gegen den Blumentag, weil wir eine noch etwas größere Liebe für die Kinder haben, als die in einem Blumentagstaler sich genügende.

Aber sind wir mit unserem Standpunkte nicht Utopisten? Muß man den Menschen nicht mit allerlei Künsten kommen, um ihnen das Geld aus der Tasche zu locken? Bekommt man es denn auf andere Weise? — Merkwürdig, da sind wir Kritiker wieder die Gläubigen. Wir trauen den Menschen mehr zu, als diese Wohltätigkeitskünstler. Wir glauben, daß man sie zu reichstem Geben und zu großen Taten der Hilfe bewegen kann, wenn man ihnen einfach Not und Schuld zeigt und ihr Gewissen aufweckt. Ich bin überzeugt, daß man auf diesem Wege in Zürich noch mehr bekommen hätte als auf dem andern. Zur Bekräftigung dieser Behauptung führe ich zwei Beispiele aus meiner eigenen Erfahrung an. Es handelt sich um die Gründung eines alkoholfreien Volkshauses in einer Landesgegend, wo die Abstinenz noch gar nicht so viel Boden gewonnen hatte und wo die Millionäre unvergleichlich weniger zahlreich sind als in Zürich und Basel. Ein Appell wurde durch die Zeitungen an das Publikum erlassen und in etwa drei Wochen waren 160,000 Franken zusammen, in Anteilscheinen à fonds perdu und unkündbar einbezahlt. Das andere Mal galt es eine Anstalt für schwachsinnige Kinder. Wieder wurde einfach das Bedürfnis geschildert und an Herz und Gewissen appelliert und wieder mit überraschend großem Erfolg.

Fazit: Wir sind gegen die Blumentage, weil wir bessere Hilfe wollen und weil wir an das Gute im Menschen glauben, vor allem aber, weil wir es als Trug, Unrecht, ja Sünde empfinden, zur Stillung des Elendes, eines aus Sünde entstandenen Elendes, Feste zu feiern. Darum sind wir auch gegen Vergnügungsbasare und ähnliche Veranstaltungen, wenn sie den gleichen Zweck haben sollen.

Das ist unser grundsätzlicher Standpunkt. Was aber den Basler Blumentag betrifft, so bestätigen wir gerne, daß er uns nicht zu einem Proteste herausgefordert hätte. Es freut uns aber, daß Herr Müller seinerseits die Mangelhaftigkeit dieser Wohltätigkeitsmethode in *jeder* Gestalt zugibt. Er ist ja mit uns darin einig, daß sie immer ein Surrogat ist für etwas Besseres, daß es nicht in Ordnung ist, wenn in dem millionenreichen Basel das Geld für ein solches Werk, wie er es plant, nicht längst beieinander ist, daß man nicht sollte *bitten* müssen, wo man eigentlich *fordern* dürfte; er ist mit uns einig in der Sehnsucht nach *besserer* Hilfe. L. Ragaz.

---

# Büchertisch.

**Kirchenkunde der reformierten Schweiz.** Von C. *Stuckert*. Toepelmann, Gießen 1910.

Ein Buch über die reformierte Kirche der Schweiz hat unser Mitarbeiter, Herr Pfr. Stuckert in Schaffhausen geschrieben. Wir hätten es unsern Lesern schon lange anzeigen sollen. Den Theologen unter ihnen ist es inzwischen genügend bekannt geworden, aber es gibt sicher auch unter den „Laien“ Leute, die sich gerne einmal genauer darüber informieren möchten, was denn

mit unserer reformierten Kirche (besser: reformierten Kirchen, denn eine einheitliche Kirche haben wir ja, gottlob, nicht) für eine Bewandtnis hat. Besonders täte dies denen gut, die als Mitglieder von Behörden oft über Angelegenheiten des kirchlichen Lebens zu entscheiden haben. Das Buch ist zunächst ein Nachschlagewerk. Es enthält weniger allgemeine Erörterungen als vielmehr ein reiches Tatsachenmaterial, oft in statistischer Form. Es steckt eine große und gewissenhafte Arbeit drin. Daß da oder dort doch etwa eine Unrichtigkeit mit unterläuft oder etwas fehlt, das drin stehen müßte, versteht sich fast von selbst, ebenso, daß jeder Kenner der Verhältnisse diese da und dort anders beurteilen wird als der Verfasser. Man hat es diesem übel genommen, daß er gelegentlich seinen eigenen Standpunkt vertreten hat, aber man müßte sich darüber freuen, auch wenn man nicht einverstanden wäre; denn dadurch bekommt das Buch vermehrtes Leben. Am meisten Anschaulichkeit und Frische gewinnt es in den Schlußkapiteln über die religiösen und sittlichen Zustände in unseren Kirchgemeinden.

Das Buch ist vornehmlich für das Ausland geschrieben. Dort wird man es in der zunehmenden kirchlichen Krisis der Zeit gewiß oft und gern zu Rate ziehen. L. Ragaz.

**Luther und Kant.** Ein Beitrag zur innern Entwicklungsgeschichte des Protestantismus. Alfred Toepelmann. Gießen 1910.

Ein interessantes Thema und noch ungelöstes geschichtliches Problem! Ich glaube, daß der Verfasser seine Lösung am richtigen Orte sucht, nämlich in der Freiheitsfrage. Nur meine ich, es müßte zuerst der Unterschied zwischen Luthers und Kants Freiheitslehre viel stärker hervorgehoben werden. Der Verfasser legt oft Kant in einer Weise „lutherisch" aus, die ich für durchaus unerlaubt halte. So wird das Problem verdeckt und seine Lösung erschwert. Auch muß dieses in den ganzen Zusammenhang des abendländischen religiösen Denkens hineingestellt werden, wenn sein Sinn sich völlig entfalten soll. Wenn das geschähe, hätte es vielleicht weniger Wert, die beiden Großen, so wie der Verfasser es tut, in einer langen Reihe von ausgewählten Abschnitten aus ihren Schriften zu konfrontieren. Doch bleibt der ganze Versuch interessant und lehrreich. L. R.

**Philosophie und Theologie im 19. Jahrhundert.** Von D. Aug. Dorner. Prot. Schriftenvertrieb. Berlin-Schöneberg. 1910.

Ein auf dem Berliner Weltkongreß gehaltener, hochgelehrter Vortrag, für den Anlaß sicher zu gelehrt. Theologen und Philosophen mögen daraus Manches lernen. Die eigenen Aufstellungen des Autors lehnt der Schreiber dieser Zeilen ab, doch sind die Neuen Wege kein Ort für theologische Fachdebatten. L. R.

**Briefe aus Kleinasien.** Von einem Frühvollendeten, herausgegeben von Julius Schönewolf. Verlag Runge, Groß-Lichterfelde-Berlin 1910. Preis Fr. 4.70.

Wer ein besonderes Interesse für persönliche Dokumente hat, in denen sich ein reiches inneres Leben und intensives Erleben wiederspiegelt, sei auf diese Briefe nachdrücklich hingewiesen; er wird es als Gewinn betrachten, mit dem Verfasser bekannt zu werden. Otto Schönewolf läßt uns zuerst in manche schwere Kämpfe seiner Studienzeit hineinblicken, wo er sich fragt, ob er die innere Festigkeit zum Pfarramt habe. Einige Wochen in den von Bodelschwingh'schen Anstalten in Bielefeld lehren ihn die Tiefe der Not, aber auch die Größe der Liebe erfahren; dann folgt die Zeit archäologischer Studien in Straßburg und Rom, die seiner künstlerischen Natur so sehr entsprechen. Mit Freude folgt er dem Ruf in die Doppelstellung eines Seelsorgers der an der Bagdadbahn in Kleinasien zerstreut wohnenden Deutschen und eines Erforschers der noch vielfach unerschlossenen archäologischen Schätze jenes Landes. Der fein empfindende Mann kommt unter Menschen, die vereinsamt, aus dem Zusammenhang mit der Kultur herausgefallen, in schrecklicher seelischer Verkümmerung begriffen sind. Mit was für einer Liebe, die, wenn auch die Geduld etwa reißt, doch immer wieder durchbricht, geht er den Leuten nach! Wie weiß er Menschen und Landschaft zu schildern! Eine Natur von großer Sensibilität für alles Gemeine und Unwahre und doch wieder voll zarter Geduld, die nicht müde wird, den noch nicht erstorbenen Funken des Höhern zu suchen und zu entfachen. Man ist immer wieder,

wenn man diese Briefe liest, beschämt von dieser Treue in der seelsorgerlichen und der wissenschaftlichen Arbeit. Es gehört zu den Rätseln der Weltleitung, warum dieser Mensch voll der edelsten Pläne, von dem man so Vieles hoffen konnte, so früh abgerufen wurde. Möchte sein edles Wesen wenigstens durch diese Briefe zu Vielen sprechen und Segen verbreiten! L.

# Aufruf.

Die Veranstalter der bisherigen religiös-sozialen Konferenzen erlauben sich, die Freunde ihres Unternehmens zum Beitritt in eine ganz lose Vereinigung einzuladen.

Wir wollen nach wie vor keine abgeschlossene Gruppe sein, kein religiöses Bekenntnis oder sozial-politisches Programm aufstellen, das als Maßstab der Zugehörigkeit zu uns dienen müßte. Wir stehen ja in einer fließenden Bewegung, der wir durch eine solche Absonderung nur schaden würden. Haben wir es doch schon öfters erfahren, daß Leute, die in entscheidenden Fragen mit uns gehen, unsern Veranstaltungen fern bleiben, weil sie meinen, daß sie sich damit irgendwie auf die Ansichten bestimmter Personen festlegen müßten. Das ist durchaus nicht der Fall. Wir haben uns auch immer gefreut, wenn unsere Gesinnungsgenossen in den Organisationen, in denen sie stehen, bleiben und dort in unserm Sinne wirken.

Aber unsere Veranstaltungen litten bisher an einem Mangel an Ordnung, weil wir uns allzu wenig äußere Organisation gegeben hatten. Die Geschäfte wurden von einem Komitee besorgt, das niemand verantwortlich war, und die Mittel jeweilen bloß durch Sammlungen ad hoc aufgebracht. Dieser Mangel wurde hauptsächlich empfunden, als wir mit den welschen Gesinnungsgenossen in engern Kontakt treten wollten.

Art und Geist unserer Bestrebungen dürften durch die bisherigen Konferenzen deutlich genug geworden sein, sodaß wir auf feste Statuten und eine Definition unseres Wesens verzichten zu dürfen glauben. Diejenigen, die einen Beitrag (mindestens Fr. 2.—) zahlen, wollen einfach mithelfen, daß weiter solche Konferenzen abgehalten werden und sich unsere Bewegung ihr Organ schaffen kann, das der gegenseitigen Verständigung und Stärkung und der Auseinandersetzung mit den Gegnern dient. Auch sollen die Mittel für event. Publikationen beschafft werden. Die „Freunde der religiös-sozialen Konferenz" werden je nach Bedarf zu Zusammenkünften für geschäftliche Beschlüsse, Wahlen und prinzipielle Beratungen einberufen.

Anmeldungen zum Beitritt werden entgegen genommen von:
R. Liechtenhan, Präsident, Basel; L. Ragaz, Vize-Präsident, Zürich; E. Tischhauser, Aktuar, Zürich; A. Preiswerk, Quästor, Basel; J. Eugster, Zürich V; O. Lauterburg, Bern; P. Martig, Chur; O. Pfister, Zürich I; A. Stauber, Zürich III.

Redaktion: Liz. **R. Liechtenhan**, Pfarrer in Basel; **L. Ragaz**, Professor in Zürich. — Manuskripte sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.




# Die Bruderschaftsbewegung in Gross-britannien.

## Eine neue Form religiöser Gemeinschaft.

(Schluß.)

Kommt nun der große Tag, so stellen sich die Helfer unter die Türen der Kirche oder des öffentlichen Saales, in dem die Versammlungen abgehalten werden, und schütteln den Eintretenden die Hand. Sie sollen ja wissen, daß Sie willkommen sind, daß das ihr Gottesdienst ist, in dem sie sich daheim fühlen sollen. Aus diesem Grunde haben auch nur Männer Zutritt. Wo — eine Zeit lang — gemischte Versammlungen gehalten worden sind, sind sie bald wieder aufgegeben worden. Nicht alle diese Männer haben ein „Sunday best", einen Sonntagsanzug; vor dem „schönen Geschlecht" würden sie sich in ihrem Arbeitskittel genieren. Auch wollen viele nicht, daß ihre Frau von ihrem Kirchengehen erfährt. Oder wenn der Redner auf ihre schwachen Seiten zu sprechen kommt, so schenken sie ihm ein willigeres Ohr, als wenn Weib oder Schwester es auch hören. Dafür aber ist jeder Mann willkommen, nicht nur als Besucher, sondern auch als Mitglied der Bruderschaft. Der bloße Wille, so oft als möglich zu kommen, und die Bezahlung eines Penny per Woche befähigen ihn zur Mitgliedschaft. Ist auch die sog. Arbeiterklasse in den Bruderschaften am stärksten vertreten, so ist doch die Bewegung in keiner Weise an eine einzelne Klasse gebunden. Im Gegenteil will sie ja gerade die Menschen als Menschen zusammenschließen und tatsächlich stehen auch in ihren Reihen Leute beinahe jeder sozialen Stellung und jedes Berufes. Unter ihren Mitgliedern sind Aerzte und Juristen, Lehrer und Professoren, Geistliche, Journalisten und Kaufleute, neben Gruben- und Dockarbeitern, Bahnwärtern, Fabriklern und Handlangern, und an den Umzügen an Sonntagen und Festen geht neben dem Erdarbeiter und Maschinisten der Beamte und politische Würdenträger in Gehrock und Cylinder.

Der Gottesdienst, das „Men's Meeting", beginnt um drei Uhr, an den meisten Orten mit einem Orchester-, Chor- oder Orgelvortrag. Dann fordert der Chairman, den der Redner und zwei oder drei weitere Mitglieder der Kirche auf die Kanzel — oder besser: Kanzelgalerie — begleiten, die Männer auf, das erste Lied auf dem gedruckten Programm zu singen, das sie am Eingang erhalten haben. Es ist dem „Fellowship-Hymnal"*) entnommen, einer ausgezeichneten neueren Sammlung von Kirchen- und anderen religiösen Liedern, in denen auch die besondere Sehnsucht der Zeit nach Brüderlichkeit, Gerechtigkeit, Freiheit, beredten Ausdruck findet. Ein Mitglied der Bruderschaft, vielleicht zugleich Gewerkschaftsmitglied, spricht das Gebet, kurz, einfach. Es wird wieder gesungen, dann liest ein anderes Mitglied einen Abschnitt aus der Bibel, bald aus dem alten, bald aus dem neuen Testament. Das wahrt den Laiencharakter des Gottesdienstes und gibt zugleich denen, die zu diesem Lesen vor Hunderten ihrer Kameraden berufen werden, einen rechten Halt für ihr tägliches Leben, fühlen sie sich doch nachher den prüfenden Augen ihrer Mitarbeiter besonders ausgesetzt. Nun folgt ein Solo, ein Lied für Männer- oder Frauenstimme, oder nochmals ein Chor- oder Orchestervortrag. Der Sekretär des Meetings macht hierauf einige Bemerkungen und Anzeigen, finanzielle Dinge oder das Programm der nächsten Sonntage betreffend, frägt wohl auch, ob nicht der oder jener einem arbeitslosen Mitglied Arbeit verschaffen könne, und teilt die Namen und Adressen von Neuangemeldeten mit, die aufstehen, vom Vorsitzenden begrüßt und durch das gemeinsame Singen des „Welcome hymn"**) in die Gemeinschaft der Bruderschaft aufgenommen werden.

Nach dieser kurzen, einfachen und doch eindrücklichen und wertvollen Zwischenhandlung erteilt nun der Vorsitzende dem Redner das Wort. 20—30 Minuten hat er zu seiner Verfügung. Er weiß das und läßt Unnötiges beiseite. Seinem Humor braucht er keinen Zwang anzutun, denn die Männer, die er vor sich hat, sind der Ansicht, daß lautere Fröhlichkeit ein Gotteshaus nicht entheiligt. Sie lachen mitunter recht herzlich, als säßen sie bei ihren Kindern daheim, und wo ein tapferes Wort ihre besondere Zustimmung findet, da lassen sie ihren Beifall auch hören. Es ist ihre Art, Amen zu sagen. Er weiß es aber auch, der da vor ihnen steht, daß ihm da eine unschätzbare Gelegenheit gegeben ist, diese Hunderte von aufmerksam lauschenden Jünglingen und Männern zum Guten zu beeinflussen, ihren Willen für ihr eigenes Heil und das Wohl ihrer Mitmenschen stark zu machen. Darum gibt er das Beste, das er hat. Er redet als ein Mensch zu Menschen. Konfessionelle Unterschiede läßt er unberührt. Die Bruderschaften verlangen von ihren Rednern keine konfessionelle oder dogmatische Uebereinstimmung. Sie erstreben eine andere Einheit, eine Einheit des

*) Bruderschafts-Gesangbuch.
**) Willkomm-Lied.

Geistes, eine Einheit in der Verpflichtung der Liebe. Sie wollen eine Verbindung sein derer, die lieben, im Dienste derer, die leiden. Jeder, der mit aufrichtigem Herzen für das geistige, sittliche oder materielle Wohl des Volkes arbeitet und dadurch mithilft, der Herrschaft Gottes auf Erden Bahn zu brechen, ist auf der Kanzel der Bruderschaften willkommen. So sprachen z. B. in Whitefield's, durch dessen Men's Meeting ich zuerst auf diese Bewegung aufmerksam geworden bin, während eines einzigen Jahres Vertreter der anglikanischen Staatskirche, der Methodisten, Quaker, Presbyterianer, Baptisten, Kongregationalisten (zu denen Whitefield's selbst gehört), dazu Mitglieder des Unter- und Oberhauses, Juristen, Aerzte, Angehörige der englischen Frauenbewegung, Mitglieder lokaler Behörden, Führer der Gewerkschafts- und Arbeiterbewegung. Diese Freiheit inbezug auf die Wahl der Redner verdanken die Bruderschaften wohl hauptsächlich dem Umstand, daß sie eine autonome Laienorganisation, unabhängig von jeder Kirche oder politischen Partei, sind. Versammeln sich auch weitaus die meisten in kirchlichen Gebäuden und arbeiten sie auch in engster Fühlung mit den kirchlichen Gemeinschaften, so steht doch die Bewegung ganz auf eigenen Füßen. Auch wo der Geistliche der betreffenden Kirche zum Präsidenten der Bruderschaft gewählt wird, was sehr oft geschieht, unterzieht er sich doch der jährlichen Wiederwahl durch die Generalversammlung. Auch politisch hat sich die Bewegung volle Unabhängigkeit bewahrt. „Keine der politischen Parteien ist gut genug, die Bruderschaftsbewegung in Beschlag zu nehmen", sagte unlängst einer ihrer Führer, der selbst die Arbeiterpartei im Unterhaus vertritt, und die sog. Sheffield-Resolution, wonach kein Kandidat für das Parlament oder für irgend eine lokale administrative Behörde 14 Tage vor der Wahl in einer Bruderschaftsversammlung das Wort erhalten soll, wird gewissenhaft beobachtet.

Natürlich ist diese politische Neutralität nicht gleichbedeutend mit politischer Interesselosigkeit. Wo kirchliche oder politische Fragen das Wohl des Volkes berühren, wo von ihrer Entscheidung die Förderung der Mächte der Welt oder der Mächte des Reiches Gottes abhängt, da werden sie auch ohne Zögern zum Gegenstand der Ansprachen an den Sonntag-Nachmittagen gemacht, selbstredend mehr oder weniger, je nach der Persönlichkeit des Leiters und der Zusammensetzung der Bruderschaft. Auch wird in der Art der Ansprachen eine gewisse Abwechslung beobachtet. Bald werden soziale Reform und die Pflichten des christlichen Bürgers, bald die Bildung des persönlichen Charakters und das Leben in der Familie, bald der Kern des religiösen Lebens, das Gewissen, dann wieder ein apologetisches Thema in den Vordergrund gestellt. Immer aber wird der Zweck des Meetings sein: Männer durch Christus zu einem höheren, edleren, reineren Leben in Gott zu führen, ihnen zu zeigen, daß das Christentum nicht Bankerott gemacht hat, sondern immer noch die einzige Kraft ist, die wahre Männer machen kann, Gentlemen im höchsten Sinne des Wortes,

ihrem eigenen Besten treu und ihren Nächsten Brüder mit der Tat." In die rechte Stellung zu Gott und als eine Folge davon in die rechte Stellung zu den Mitmenschen sollen die Sonntagsansprachen ihre Zuhörer bringen. Das ganze Evangelium Jesu sollen sie verkünden, das Evangelium, das den Einzelnen von Sünde und Tod retten will, und mit und durch den Einzelnen die Gesamtheit. So verbindet sich in der Bruderschaftsbewegung das Religiöse mit dem Sozialen. Der Einzelne bedarf nach wie vor der Erlösung, der radikalen Sinnesänderung, der Ueberwindung des Geistes der Welt in sich selbst, damit Gottes Geist ihn füllen könne. Aber nicht nur was in uns, sondern alles, was in der Welt Gottes Willen widerspricht, alle Falschheit, Ungerechtigkeit, Unterdrückung, Grausamkeit, Not soll aufhören, damit alle Menschen Gottes-Kinder werden können. Darum die Richtschnur: Schafft für die Verwirklichung des Gottesreiches und gleichzeitig seht zu, daß die Menschen würdige Bürger dieses Reiches werden.

„Die Botschaft der Bruderschaftsbewegung ist eine Doppelbotschaft", schreibt William Ward in seinem Buche „Bruderschaft und Demokratie". „Es ist eine Botschaft für den Mann, der am Boden liegt, ob durch seine Schuld oder durch fremder Menschen Unrecht; er mag alle Hoffnung, alle Freude am Leben verloren haben; er mag ein ehrloser, entwürdigter Trunkenbold geworden sein. Wenn wir den tiefen Sinn des Kreuzes verstanden haben, so wird es uns klar werden, daß Jesus auch für diesen gestorben ist, und wir werden ihm unsere brüderliche Rechte entgegenstrecken und ihm helfen, daß er wieder aufstehen kann. Wir werden darnach streben, ihn wieder in die Stellung zu bringen, für die ihn Gott von Anfang an bestimmt hat: Wenig niedriger als die Engel und mit Ehre und Ruhm gekrönet.

Und es ist eine Botschaft für die Demokratie. Wenn wir daran denken, daß heute zwischen 70 und 80 % der Wahlkraft, selbst mit unserem beschränkten Wahlrecht, in den Händen der Arbeiterklasse liegt, und daß die erwachende Demokratie nach einer gerechteren und vernünftigeren Ordnung der Dinge als der bestehenden strebt, so verstehen wir die hohe Wichtigkeit des Charakters der Botschaft, die wir ihnen zu bringen haben. Uns ist das unschätzbare Vorrecht zuteil geworden, der erwachten Demokratie unseres Landes zu erklären, daß allein durch den Geist des Kreuzes die Gesellschaft sowohl als der Einzelne erneuert werden kann. Alle unsere sozialen Uebel haben nur ein Heilmittel: die Anwendung des großen Prinzipes, das das Leben und Sterben Jesu Christi uns gezeigt hat: des Prinzips der selbstaufopfernden Liebe für das Wohl der Menschheit. Unsere Arbeiterschaft sucht heute eine Lösung der Arbeitslosenfrage. Laßt uns sie daran erinnern, daß Jesus die Tatsache betont hat, daß jeder Mensch die Gelegenheit haben sollte, seinen Unterhalt zu verdienen, nicht als ein bloßes Vorrecht, sondern als ein göttliches Recht. Das Gebet um das tägliche Brot schließt die Gelegenheit in sich, es zu verdienen. Sie verlangt, daß die Wohnungsfrage energisch angefaßt werde. Sie behauptet, mit Recht,

daß Reinlichkeit, Sittenreinheit, Religion unmöglich sei, wo Menschen ärger zusammenhausen als das Vieh. Wir müssen ihr sagen, daß Jesus uns gelehrt hat, dafür zu arbeiten und zu beten, daß jeder Mensch in solcher Umgebung leben könne, daß er wenigstens die Möglichkeit habe, ein sittliches Leben zu führen, indem er uns Gott bitten hieß: Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Uebel. Und das gleiche trifft zu auf das Alkoholelend, die Spielwut, das Schwitzsystem und alle sozialen Notstände, vermöge deren einige Wenige Reichtümer sammeln auf Kosten der Erniedrigung und Entsittlichung der Vielen. Das Evangelium des Lebens und Sterbens Jesu gibt die Zuversicht, daß durch Vertreibung des Geistes der Selbstsucht und durch treue Arbeit an der Erlösung der Menschheit im Geist hingebender Liebe der Sieg werden muß. Ueber den Ausgang kann kein Zweifel sein, wenn diese Botschaft der Demokratie verkündet und von ihr beherzigt wird. Meine Brüder, der Tag kommt, da Gott die Tränen von ihren Augen wischen und es keinen Tod mehr geben wird."

Wenn die Bruderschaften nichts anderes tun würden, als Sonntag für Sonntag eine halbe Million Männer, die zuvor keine kirchliche Veranstaltung mehr besuchten, zu solchen Gottesdiensten zu vereinigen, so würde sicher schon das allein ihr Bestehen rechtfertigen. Aber das ist nicht alles, was sie leisten. Wohl ist die Sonntag-Nachmittag-Zusammenkunft immer und überall das Arbeits-Zentrum. Da erhalten die Besucher die geistige Kraft, die manchen hilft, die Woche hindurch ein Mann zu sein, da erhalten sie auch die Aufmunterung und Inspiration, die nötig ist für jede Arbeit zur Hebung der Mitmenschen. Aber die Tätigkeit erschöpft sich im Men's Meeting nicht. Wenn Männer einmal in der Woche für eine Stunde oder länger in dieser Weise beisammen gewesen sind, so entwickelt sich in ihnen naturgemäß ein Gefühl der Kameradschaft, des Zusammengehörens; und das Sonntag für Sonntag erneute Hochhalten von christlichen Idealen muß in ihnen den Wunsch erwecken, etwas mehreres zu tun, als von den Herrlichkeiten eines Himmels auf Erden zu hören und vom Kommen des Gottesreiches zu singen. Sie verlangen darnach, etwas zu seiner baldigen Verwirklichung beizutragen. So haben die meisten Bruderschaften nach und nach in Verbindung mit dem Sonntag-Nachmittags-Gottesdienst eine Reihe von Clubs gebildet, ja, an mehreren Orten an die Kirche mit eigenen Händen ein „Institute", ein Klublokal, angebaut, wo sie die Woche hindurch zu Spiel, Unterhaltung, Lektüre, Diskussionen zusammenkommen, statt wie früher im Wirtshaus ihre Abende zu verbringen. Mitglieder der Bruderschaft, die wegen Krankheit oder aus anderen Gründen im Men's Meeting mehr als zwei Mal gefehlt haben, werden zu Hause aufgesucht. So sind in Whitefields — um nur ein Beispiel zu nennen — in einem einzigen Jahre 620 solcher Besuche gemacht worden. An sehr vielen Orten haben sich die Mitglieder zu Unterstützungs- und Krankenkassen zusammengetan, Stellenvermittlung, den

gemeinsamen Einkauf von Kohlen an die Hand genommen, Bücherclubs, Blumen-Missionen, Sparvereine gegründet. Gemeinsame Ausflüge werden unternommen, Konzerte veranstaltet, kranke Mitglieder in Erholungsheime gesandt, mit Fortgezogenen Briefe gewechselt. Und neue Möglichkeiten der Hilfe und praktischen Betätigung des Gefühls der Brüderlichkeit eröffnen sich Jahr für Jahr.

Vielleicht hat sich die eine oder andere Leserin schon im Stillen gefragt, ob denn die armen Frauen und Schwestern dieser glücklichen Bruderschaftler von all' diesen guten Dingen nichts zu schmecken bekommen. O doch! Einmal wüßten manche geplagten Hausmütter und mißhandelten Frauen von verwandelten Gatten und wiedergekehrtem Sonnenschein zu erzählen als einer auch ihnen deutlich spürbaren Wirkung der Sonntagsgottesdienste. Allein auch sie haben schon lange ihre „Sisterhoods", ihre — wenn ich so sagen kann — Schwesternschaften. Denn als die Bruderschaften einen immer größeren Aufschwung nahmen und die gemischten Versammlungen als nicht zweckmäßig wieder fallen gelassen werden mußten, da sagten sich die Frauen: Warum nicht für uns eine eigene Zusammenkunft veranstalten, nach den Prinzipien der Bruderschaften? Und sie haben es getan und mit soviel Erfolg, daß der Präsident des National Councils für das Jahr 1910 sagen konnte: „Was die Schwesternschaften als Vermittlerinnen einer neuen Freudigkeit und eines neuen Ausblicks auf das Leben für ungezählte Frauen bedeuten, wie groß ihr wohltätiger Einfluß auf das tägliche Leben und auf das ganze sittliche und gemeinschaftliche Leben jener Stadtteile ist, das vermag keine menschliche Zunge zu sagen". Mancherorts folgte die Sisterhood der Brotherhood auf dem Fuße, wie z. B. in Worcester, wo die Mitglieder der Bruderschaft die ersten 1000 Mitglieder der Schwesternschaft ernannten. Fast überall versammeln sich die Schwesternschaften am Montag Abend, manchmal auch am Nachmittag, je nach den örtlichen Verhältnissen. Während die Mutter ihre Versammlung besucht, sieht der Vater nach den Kindern, oder — wo die Zusammenkunft an einem Nachmittag stattfindet — können die Kinder nebenan in einer Schulstube mütterlichen Helferinnen anvertraut werden. Der Londoner Federation gehören z. Z. 25—30 Schwesternschaften an, einige davon mit einem Mitgliederbestand von 1000 bis 2000. Auch ihre Versammlungen, von Frauen geleitet und durch die Frauen selbst verwaltet, sind trotz aller Freiheit und Natürlichkeit nichts weniger als bloße Unterhaltungsanlässe. Der religiöse Charakter der Veranstaltung wird sorgfältig gewahrt und offene Bekehrungen und namentlich Abwendungen von der unter den ärmeren Frauen Englands so unsägliches Unheil anrichtenden Trunksucht sind keine Seltenheiten. „Wachsen die Schwesternschaften im gleichen Verhältnis wie in den letzten zwei oder drei Jahren", schreibt Ward, „so ist der Zeitpunkt nicht mehr fern, da sie sogar numerisch die Bruderschaften überholen werden, derweil ihr Einfluß und ihre Bedeutung für die künftige Wohlfahrt des Landes einfach unermeßlich sein wird."

Ich habe schon gesagt, daß die Brotherhoods und Sisterhoods „selfgoverning“ sind, daß sie sich selbst regieren. Ueberhaupt ist die ganze Bewegung in ihrem Wesen demokratisch. Die Männer, die in ihr tätig sind, haben sich tief durchdringen lassen von dem Wort Jesu: „Ihr wisset, daß die Herrscher der Völker sie unterjochen und die Großen sie vergewaltigen. Nicht also soll es bei euch sein. Sondern wer unter euch groß werden will, der soll euer Diener sein und wer unter euch der erste sein will, der soll euer Knecht sein. Gleichwie der Sohn des Menschen nicht gekommen ist, sich dienen zu lassen, sondern zu dienen und zu geben sein Leben zum Lösegeld statt vieler.“ Dieser Mahnung getreu gibt es in der ganzen Bruderschaftsbewegung keinen einzigen bezahlten Arbeiter. Die, welche oft „leader“ (Leiter) der Bewegung genannt werden, sind sich voll bewußt, daß die Stellung, zu der sie berufen worden sind, nicht Regieren, sondern Dienen bedeutet. Alle Arbeit wird in einem Geist ächter christlicher Selbsthingabe getan, aus Liebe zu Gott und den Mitmenschen. Und diese Arbeit ist keineswegs eine geringe. Ward, der letztjährige Nationalpräsident, hat während seines Amtsjahres nicht weniger als 20,000 englische Meilen abgereist und im Durchschnitt fünf Ansprachen in der Woche gehalten. Dennoch nennt er es eines der herrlichsten Jahre seines Lebens. Trotz dieser freiwilligen Arbeit sind die Ausgaben für Reisen, Erstellung von Drucksachen u. s. w. natürlich beträchtlich. Sie zu decken, war der Organisations-Sekretär des National Councils, Mr. Clayton Ridge, auf eine geniale Idee verfallen. Als im Jahre 1906 die National-Konferenz der Bruderschaften in London tagte, wurde an einer von über 3000 Teilnehmern besuchten Versammlung im City Temple ein bis dahin wenig bekanntes Lied gesungen, „Fling out the banner“, von dem die erste Strophe etwa lautet:

„Die Flagge hißt, sie flattre frei
Zum Meer, zum Himmel, hoch und weit!
Im Kreuz allein ist unser Ruhm,
Wir hoffen nur auf Jesum Christ.“

Das einfache, aber lebhaft und mit Begeisterung gesungene Lied machte solchen Eindruck, daß es von den Delegierten zu ihren Brüderschaften getragen und bald überall heimisch wurde. Bald nach der Londoner Konferenz hatte ein junger Arzt, der nach China ging, in einer Bruderschaft in Wandstead zu reden. Als Dank für seine Arbeit erhielt er von den Mitgliedern eine Hausapotheke und das Versprechen, dieselbe von Zeit zu Zeit zu füllen. Zur Stärkung der freundschaftlichen Beziehungen, die sich entwickelten, wurde ein Sonntag festgesetzt, an dem der junge Arzt in China eine ähnliche Versammlung wie das Men's Meeting in Wandstead abhalten sollte und genau um vier Uhr nach Greenwich Zeit wollte man an beiden Orten das Lied „Fling out the banner“ singen. Ein Verwandter eines der Mitglieder der Bruderschaft, der in Südafrika wohnte, hörte von der Sache und tat ein gleiches. Schließlich wurde die Verabredung durch die religiöse Presse bekannt gemacht und

fand so allgemein Anklang, daß der National Council die Anregung aufnahm und festlegte, sodaß seither jeden dritten Sonntag im März Schlag vier Uhr in den Bruderschaften ganz Großbritanniens, in Kanada, in den Vereinigten Staaten, in Australien, Neu-Seeland, Südafrika, Westafrika, Indien und China das gleiche Lied erschallt und so die Welt mit christlichem Sang umschließt. Nach dem Singen dieses Liedes folgt dann eine Kollekte von einem Penny per Mitglied, und diese „demokratische Münze" eben ist es, welche die ganzen für Reisen und Organisation erforderlichen Summen aufbringt. Durch dieses Steuern von allen für das Ganze wird die Bruderschaftsbewegung von der vielen andern Organisationen so verhängnisvoll gewordenen Notwendigkeit bewahrt, mit der Kappe in der Hand bei reichen Leuten um Geld betteln zu müssen und dadurch seine Selbständigkeit preiszugeben. Außerdem aber macht es dieser Penny möglich, sämtlichen Abgeordneten der einzelnen Bruderschaften an Sitzungen der Exekutiv-Komitees, der Bezirk- und National-Kongresse ihre Reisespesen zu vergüten, sodaß keiner verhindert ist, in diesen Behörden zu sitzen, bloß weil er die Spesen nicht erschwingen kann. Die höchsten Stellen stehen auf diese Weise den Besten und Tüchtigsten offen, ohne jede Rücksicht auf die Länge ihres Geldbeutels oder ihre soziale Stellung.

Die letzte und sicherlich nicht die bedeutungsloseste Phase in der Entwicklung der Bruderschaftsbewegung ist ihre Ausdehnung auf den Kontinent, als eine Folge der eingangs erwähnten Besuche von 1908, 1909 und 1910. Was ursprünglich als eine gemeinsame Vergnügungs-Exkursion einiger Bruderschaftsmitglieder angeregt worden war, wurde zum ersten Mal im Jahre 1908 als ein eigentlicher Missionskreuzzug ausgeführt, in der Hoffnung: „die Vorurteile der kontinentalen Arbeitermassen gegen das Christentum niederzubrechen, indem wir den Brüdern da drüben sagten, was die Bewegung in England vollbracht hat, wie sie die Demokratie mit den Prinzipien des Christentums durchsäuert und ihr nicht nur eine neue Vision, sondern auch die für ihre Verwirklichung nötige Kraft gegeben." In Paris wurde die Bruderschaftsflagge zuerst aufgepflanzt, im Jahre darauf in Brüssel und Charleroi. An beiden Orten wurden die Bruderschaften von den Führern der belgischen Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung empfangen, in Brüssel in dem großen Maison du peuple, in welchem bei diesem Anlaß zum ersten Mal gebetet und das Evangelium von Jesus Christus verwunderten Ohren gepredigt wurde. Der dritte Besuch, am Pfingstmontag 1910, galt Lille und Lüttich. Nach der Besammlung in Lille marschierte der lange Zug der Bruderschaften, geführt von einer ihrer Temperenz-Musiken, „nicht zu den Villen und Palästen der Reichen", wie ein Berichterstatter sagt, „sondern nach dem Beispiel des Meisters in die Quartiere, wo die Armen ihre Wohnung haben". Alle Straßen, durch die der Zug kam, waren mit Neugierigen besetzt. Banner und Tafeln, die mitgetragen wurden, Karten und Flugblätter, die an die Umstehenden verteilt wurden, gaben über die Prinzipien und Ziele

der Bruderschaften Auskunft. An der Spitze des Zuges gingen die Präsidenten des National Councils und der Londoner Federation, neben ihnen der Gründer der British Parliamentary Labour Party und mehrere Mitglieder des französischen Parlamentes. Für 5—6000 Menschen, die in der Versammlung des ersten Tages keinen Platz fanden, mußte ein open air meeting*) veranstaltet werden. Ein Mitglied der Deputierten-Kammer entbot den Willkommensgruß. Dann sprachen der protestantische Geistliche von Lille, und Paul Passy, der auch in der Schweiz bekannte christliche Sozialist. Ward antwortete und überbrachte den französischen Arbeitern die Grüße ihrer britischen Brüder. Nun kam die Reihe an Keir Hardy, den alten Veteranen der englischen Arbeiterpartei. Seine Aufgabe war keine leichte, wußte er doch wohl, daß seine Zuhörer fast ausschließlich Materialisten, Agnostiker, Atheisten waren. Dennoch stand er nicht an, ihnen zu sagen, daß ihm der stärkste Antrieb zu seiner Arbeit im Dienst des arbeitenden Volkes und die tiefste Inspiration für das Ausharren in seinem Kampfe von Jesus Christus gekommen sei. Diese tapfern Worte verfehlten ihren Eindruck nicht. „Diese Rede Keir Hardys", schrieb Paul Passy wenige Tage darauf im Espoir du monde, „die in prachtvoller Sprache das geistige und soziale Streben der Arbeiterklasse verkörperte und zeigte, welches ihre Stellung zu Jesus sein sollte, war ohne Zweifel das Bedeutsamste des ganzen Feldzuges. Und doch war es nicht sie, die mich am meisten fesselte. Das war das Verhalten der Menge, an die 2000 sozialistische Arbeiter, die dieser neuen Lehre lauschten. Es war leicht, die Gefühle zu beobachten, die in ihr wach wurden. Erst horchten sie verwundert, dann verblüfft, dann mit Mißtrauen. Diese Männer sprachen von Gott, von Jesus Christus, vom Evangelium. Wollten sie sie fangen? War das eine List, ein schlaues Spiel, sie in eine neue Form von Kirchenregiment zu spannen? Nicht doch! Der Mann mit dem kühnen und doch freundlichen Blick, der da vor ihnen stand, war es nicht Keir Hardy, der alte Kämpe, dessen Hingebung für die Arbeitersache tausend Mal bewiesen war? Und standen nicht um ihn Delory und Ghesquiere, ihre eigenen Abgeordneten im Parlament? Renard, die Autorität in Arbeiterfragen, den sie alle kannten? Nein! da war kein Grund, eine Falle zu fürchten. Sie durften ruhig sein, daß ihre eigenen Eindrücke sie richtig leiten würden. Und dann, seltsames Schauspiel! erwachte der religiöse Instinkt in diesen armen Menschen, vielleicht umso stärker, als er so lange geschlafen hatte, und mit steigendem Interesse hörten sie die christliche Botschaft ihrer Redner. Dann wurde das Interesse zur Zustimmung, wurde wärmer und wärmer. Und als Keir Hardy geendet hatte, da war es mit heller Begeisterung, daß diese Menschen, die sich Materialisten nennen und Materialisten glauben, den Worten des alten schottischen Tribunen von der Vaterschaft Gottes und den Taten Jesu Beifall klatschten.

*) Freiluft-Versammlung.

Für einen Augenblick schien es, als ob dies Volk seinen Erlöser wiedergefunden hätte.

Einen Augenblick? Wirklich? Wer kann sagen, wie tief diese Eindrücke waren, wie lange sie noch fortwirken werden? Wer kann sagen, was diesem Pfingsten folgen wird? Das ist auf alle Fälle sicher, daß eine Bresche geschlagen worden ist in die dicken Wälle des Vorurteils, die unser Volk vom wahren Evangelium trennen. Alle diese Männer, die in Lille ihren Rednern zugejubelt haben, können nun in aller Aufrichtigkeit sagen: „Es ist nicht wahr, daß ein Mensch, der an Gott glaubt, der Jesus Christus lieb hat, teilnehmen muß an Ausbeutung und Tyrannei. Ein Mann kann sagen, wie Keir Hardy es gesagt hat, daß Jesu Geist es ist, der Menschen dazu führt, der Unterdrückten Sache zu führen, ohne ein Heuchler oder Dummkopf zu sein. Und manche werden sich gedrungen fühlen, diesen Jesus, der ihnen ein Fremder war, kennen zu lernen. Wer kann sagen, ob das nicht die Morgendämmerung einer neuen Zeit sein wird!"

Und ein Anderer ruft aus: „Die Demokratien der Welt kommen zu sich selbst! Ja zu sich selbst. In jener unvergleichlichen Erzählung, dem Gleichnis vom verlorenen Sohn, heißt es: Und als er zu sich selbst kam, sprach er: ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen". Nach Gottes Wohlgefallen ist den Männern der Bruderschaftsbewegung die Mission zuteil geworden, hinauszugehen, nicht nur zu der Demokratie ihres eigenen Landes, sondern zu den Demokratien der ganzen Welt, „die zu sich selbst kommen", und ihnen zuzurufen, daß ihre einzige Hoffnung auf individuelle und soziale Erlösung darin liegt, daß sie tun, wie der verlorene Sohn und „sich aufmachen und zu ihrem Vater gehen". —

Und nun? Wird auch *unsere* Demokratie, auch *unser* Land diesen frischen Wind zu spüren bekommen, der von der britischen Küste herüberweht? Lassen sich die Prinzipien und Methoden der Bruderschaftsbewegung, die in England so Großes vollbracht haben, auch auf *unsere* Verhältnisse übertragen? Wer könnte es einfach verneinen? Ja, ich glaube und hoffe, daß auch wir in der Schweiz, in der deutschen Schweiz, in unserer geliebten Vaterstadt, in nicht ferner Zeit unsere „Bruderschaften" haben werden, vielleicht unter einem anderen Namen — was tut der Name! — vielleicht in etwas anderer Form, den örtlichen Umständen Rechnung tragend, aber im gleichen Geist und nach den gleichen Richtlinien arbeitend. Oder ist nicht die Not, die bei unsern englischen Brüdern den brotherhoods gerufen hat, auch bei uns vorhanden? Auch in unsern Kirchen fehlen mehr und mehr die Männer, auch bei uns ist die Gefahr vorhanden, ja vielleicht noch mehr als in England, daß sich die Arbeiterbewegung jeder christlichen Beeinflussung entzieht. Warum also nicht bei uns den Versuch mit solchen „Männergottesdiensten" machen, Gottesdiensten, zu denen wir die Männer unserer Städte persönlich und mit Ausdauer einladen, in denen wir ihrem Bedürfnis nach Wärme, Lebendigkeit, Brüderlich-

keit entgegenkommen, in denen wir mutig alle Fragen der Zeit, die sie bewegen, mit dem Licht des Evangeliums beleuchten, das Evangelium von der Erlösung des Einzelnen mit dem Evangelium von der Erlösung der Gesamtheit verbinden, uns entschieden auf die Seite der Schwachen und Unterdrückten stellen, ohne doch die Notwendigkeit der Umkehr des einzelnen Herzens zu verschweigen, mit Gottesdiensten, die zugleich eine Gemeinschaft bieten und die, die sie besuchen, zu „Bruderschaften der Hilfe und der Arbeit" vereinigen würden? Vielleicht sehe ich nicht alle Schwierigkeiten, die sich einem solchen Unternehmen bei uns entgegenstellen würden, vielleicht müßten wir da und dort einen andern Weg einschlagen. Dennoch sage ich: Wo ein Wille ist, da ist ein Weg. Und wer weiß, ob nicht schon ein nächster Kreuzzug der englischen Bruderschaften bis in unser Vaterland vordringen wird, um ihre Brüder und Kampfgenossen hier zu grüßen und gemeinsam mit ihnen das Banner christlicher Brüderlichkeit aufzupflanzen mit dem verheißungsvollen Wahlspruch:

Einer ist euer Meister, Christus,
Ihr aber seid alle Brüder!

R. Pestalozzi, Zürich.

---

# Gerhart Hauptmann.

## Der Narr in Christo — Emanuel Quint.

Als Bühnendichter ist Gerhart Hauptmann eine vielumstrittene Persönlichkeit. Als Romanschreiber wird er demselben Schicksal mannigfachster und verschiedentlichster Beurteilung kaum entgehen können. Die Kritiken, die über sein jüngstes Werk: Emanuel Quint, der Narr in Christo, schon gefallen sind, bilden hiefür ein sprechendes Zeugnis. Und wenn ich es nun wage, zu allem, was schon über Quint gesagt und geschrieben worden ist, dem Leser meine eigenen Gedanken über dieses interessante Werk darzutun, so tue ich dies nicht als literar-ästhetischer Kritikus; hiezu fehlen mir Befähigung und Kenntnis. Ich möchte vielmehr den Leser zu den Problemen hinführen, die Hauptmanns Roman enthält, und den Gewinn mitteilen, den eine nachdenkliche Beschäftigung mit diesem Werke uns zu geben vermag.

I.

Es ist eine schwere aber lohnende Arbeit, den Emanuel Quint zu lesen. Schwierig, weil das Buch uns hineinführt in eine Fülle von Fragen, lohnend, weil es Fragen von Bedeutung, teils von tiefster Bedeutung sind, die aufgeworfen werden. Der Verfasser verhält sich meist rein darstellend, selten beurteilend. Er nimmt zu den Problemen

eine schillernde, undeutliche Stellung ein. Jedoch da und dort verläßt er für Augenblicke seinen neutralen Standort, und fällt bestimmte, unzweideutige Urteile. Und es ist unschwer, auf den Zeilen und zwischen den Zeilen seine wahre Meinung zu erkennen.

Gehen wir hinein in den Gang der Erzählung, so werden uns wie von selber die Grundgedanken und Grundfragen entgegentreten.

Die Geschichte beginnt mit einer Straßenpredigt, die der uneheliche Tischlersohn vom Lande, Emanuel Quint, an einem Sonntag Morgen dem aus der Kirche strömenden Volke hält. „Ihr Männer, liebe Brüder, ihr Frauen, liebe Schwestern. Tut Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen", so hebt er an. Er wird dieser Ungehörigkeit wegen vor ein Gericht geladen, das in der Person des Oberamtmanns und des Pastors dem „Narren" einen strengen Verweis gibt und ihn ermahnt, solcher öffentlicher Aergernisse sich nie mehr schuldig zu machen. — Doch die Richter sind zu spät gekommen. Die Predigt des Toren hat bereits Früchte gezeitigt. Das Wundersame, Geheimnisvolle in Quint hat zwei Männer aus dem Volk angezogen, die ihm geistesverwandt sind: die Gebrüder Scharf, die ersten Jünger des „Narren", ein Analogon zu Petrus und Andreas im Evangelium. Den niedersten Kreisen der Bevölkerung sind sie entstiegen; aus sozialer Not heraus — sie sind hungerleidende Weber — werden sie von der Botschaft und von der Persönlichkeit Quints ergriffen. Sie hoffen auf Befreiung von irdischer Not, auf ein weltliches Messiasreich. Und die Erfüllung ihrer Sehnsucht erwarten sie vom „Narren in Christo". Er enttäuscht sie zuletzt. Sein Reich ist nicht von dieser Welt.

Mit dieser Begegnung Quints mit seinen ersten Jüngern fängt die Tragik des Helden an. Er muß seine Schüler enttäuschen, das ist das Eine. Die andere, noch viel empfindlichere Seite dieser Tragik aber besteht darin, daß Quint von seinen Anhängern auf Wege gezwungen, auf eine Höhe geschraubt, mit Anforderungen überschüttet wird, die ursprünglich keineswegs in seinem Gesichtskreise, noch weniger in seiner Macht lagen. Sein geheimnisvolles Innenleben flutet, ohne daß er's eigentlich will, auf Menschen über, die dafür empfänglich sind, und entzünden dort ein verzehrendes Feuer des Wahnsinns, das wie ein Lavastrom auf Quint selbst zurückströmt; er kann sich seiner nicht erwehren. Er kämpft gegen die inbrünstige Verehrung, die ihm von den Seinen zu teil wird. Sie nennen ihn Gottes Sohn. Er will es nicht sein. Aber er ist ohnmächtig gegenüber der Verehrung seiner Jünger. Er will nicht Kranke heilen; aber die herzuströmenden Kranken zwingen ihn mit sehnsuchtsvollem Blick zur Heilung. Er kann nicht Kranke heilen, aber wenn er durch die Menge der Gebrechlichen schreitet, die sich zu seinem Schrecken um ihn geschart haben, dann werden sie alle gesund, die an ihn glauben. Die Kunde von ihm dringt immer weiter. Er wird das Opfer einerseits seiner eigenen

krankhaften Anlage, anderseits der Menschen, die in hündischer Ergebenheit sich seine Schüler nennen.

Eine doppelte Ansteckung findet also statt: Quint steckt die Andern an. Diese Ansteckung erreicht den Höhepunkt in den religiösen — zur groben Unsittlichkeit ausartenden — Orgien der Talbrüder in der Talmühle. Diese Ansteckung wird zur besondern Tragik in dem Schicksal der schönen Ruth Heidebrand, die in ihren kritischen Jahren von Quint beeinflußt — wiederum ohne seinen Willen — in religiösen Wahnsinn verfällt und schließlich das Opfer eines Lustmörders wird, der einer war aus dem Kreise Quints.

Ebenso verhängnisvoll aber ist die Ansteckung, die von der Gemeinde des Helden ausgeht und den Helden selber ergreift. „Du bist Gottes Sohn“, diesen Glauben spürt, diese Worte hört er solange, bis er ihnen erliegt, und sich selber für Christus hält. Die entscheidende Tat, die in das Hirn des Armen die fixe Idee legt, er sei in besonderer Weise der Berufene Gottes, ist die Taufe, die der Herrnhuter-Prediger Bruder Nathanael an ihm vollzieht. Dieser Nathanael, die Parallele zu Johannes dem Täufer, leidet denn auch später, als Quints Wahnsinn und Anhängerschaft zum öffentlichen Aergernis geworden war, an peinigenden Gewissensbissen und sucht den Täufling von den schwindelnden Pfaden seiner Einbildung wegzubringen. Vergebens. Er trägt die größte Schuld, daß der Held in diesen Weg der Lüge ist hineingedrängt worden.

Es ist unschwer, aus diesen Darlegungen Hauptmanns die Probleme herauszuspüren, mit denen der Dichter ringt und die er zu lösen versucht. Im Vordergrund steht die Frage: wie ist die Persönlichkeit Jesu, vor allem sein unbegreifliches Selbstbewußtsein zu erklären. Diese Frage beantwortet der Dichter — das zeigt die ganze bisherige Darstellung — mit der einfachen Formel: Jesu eigenartige, faszinierende Persönlichkeit steckte die dafür empfänglichen Menschen an, und seine Anhänger wiederum steckten ihn an. Sein hohes Selbstbewußtsein ist ihm aufgezwungen worden durch den Glauben seiner Jünger an ihn, und durch die aus diesem Glauben erwachsenen Forderungen, die sie an ihn stellten. Hauptmanns Werk ist in erster Linie ein Versuch, die überragende Größe Jesu und vor allem sein eigenes Bewußtsein von dieser Größe psychologisch aus der eigenartigen Beschaffenheit der Seele Jesu, und sozialpsychologisch aus dem Milieu, in das der Nazarener hineingestellt — und — gedrängt war, verständlich zu machen und restlos zu erklären. Denjenigen, der in der modernen Leben-Jesuforschung nur einigermassen bewandert ist, mutet dieser Versuch Hauptmanns nicht unerhört befremdend an, sondern er reiht ihn — kalten Blutes — den unzähligen schon vorhandenen Theorien über dieses Problem an. Es ist hier nicht der Ort, den Beweis zu leisten, daß diese Ausführungen Hauptmanns auf schwachen Füßen stehen, und daß aus ihnen weder die Kraft der Persönlichkeit Jesu noch auch die

Kraft seiner Apostel, noch viel weniger die umwälzenden Wirkungen, die von Christus ausgegangen sind, auch nur annähernd erklärt werden. Jesus will und kann niemals mit einer Theorie begriffen, sondern nur aus der Not heraus mit dem Willen ergriffen werden. Wären diese vom Naturalismus angekränkelten Versuche, die Größe Jesu restlos zu verstehen, indem man sie psychologisch als fixe Idee erklärt, der ganze Inhalt des Hauptmannschen Werkes, man würde den Emanuel Quint enttäuscht, wenn nicht wütend, aus der Hand legen. Wir werden jedoch später dem Problem Jesus noch einmal auf höherer Warte begegnen und entscheidendere Maßstäbe als die psychologische Analyse an dieses Problem heranbringen. Einstweilen müssen wir noch länger in den Niederungen uns aufhalten.

II.

Denn die Beantwortung der speziellen Frage Quint-Christus baut sich auf der Ansicht auf, die der Dichter vom religiösen Leben überhaupt hat, von seinem Wesen, von seinen Wirkungen. Auch hier kennt er nur die psychologische Zergliederung und bleibt deshalb in lauter Einseitigkeiten und Entstellungen stecken. Die Religionsgeschichte, vor allem die Anfänge der christlichen Religion, geben zwar dem Dichter zunächst darin Recht, daß er die Laien, das Volk religiös original erleben läßt. Quint ist ein ungebildeter Tischler, und seine sämtlichen Jünger entstammen den untersten sozialen Kreisen und Bildungsschichten. Die treue Elite seiner Anhänger rekrutiert sich aus zwei armen Handwerkern, einem früheren Schmuggler, einem gewesenen Schneider, einem einstigen Lumpensammler, einer armseligen Dienstmagd. Sie alle, diese Mühseligen, haben sich aus persönlichen Nöten heraus, teils auch aus bloßer romantischer Neugier, als verlorene, zum Teil verkommene Menschen nach dem Heile ausgestreckt, das sie in Quint verborgen wähnten.

Was nun von Quint auf diese Menschen überspringt, gestaltet sich in ihren doch meist zerrütteten und gequälten Seelen zu ungefesselter Schwärmerei, zum Gefühlsrausch, zur leidenschaftlich-realistischen Jenseitshoffnung. Zwischen Ekstase und massiven Zukunftshoffnungen pendelt das Seelenleben dieser Quintjünger unruhig hin und her.

Ohne Zweifel hat hier (Laien die Träger ursprünglich religiösen Lebens, Gefühl und Zukunftssehnsucht als zum Wesen der Religion gehörend) der Dichter bedeutende Tatsachen jeder lebendigen Religion mit Recht hervorgehoben. Gesteigertes Gefühlsleben und Chiliasmus zeichnen schon die urchristlichen Gemeinden aus und sind heute noch die Hauptbestandteile der spezifischen Sektenfrömmigkeit. Vielleicht auch darin hat Hauptmann richtig gesehen und erkannt, daß er die religiöse Erfahrung als etwas durchaus Eigenartiges, nicht bei allen Menschen in gleicher Weise Mögliches schildert. Religion als persön-

liches Erlebnis hat zur Voraussetzung einen bestimmten Lebensgang und eine bestimmte Seelenverfassung.

Und doch — bei all' diesem richtig Erschauten — ist Hauptmanns Darstellung der Religion zum Zerrbild geworden, weil in seinen Ausführungen gewisse Wahrheitsmomente, die als Begleiterscheinungen des frommen Erlebens gewiß sollen gewürdigt werden, ins Extrem getrieben, ins Ungeheure und Absurde vergrößert werden, das Krankhafte als das einzig Wirkliche im religiösen Leben proklamiert, und so im Leser der Eindruck erweckt wird: Das ist nun Religion! Sie ist ihrem Wesen nach eine ansteckende Krankheit, in ihren Aeußerungen Schwärmerei und chiliastischer Enthusiasmus, ihre Brutstätte ist das niedere Volk, das Heer der Verkommenen und Entgleisten. Ausnahmsweise ergreift sie auch höher stehende Individuen (Fräulein von Gurau, eine vornehme Dame, die aber von sich selber sagt: Mein Kopf ist nie der beste gewesen).

Und natürlich wird auch die modernste Theorie von der Verwandtschaft des sexuellen Lebens mit dem religiösen Leben reichlich angewendet. Diese Beziehung blickt deutlich durch in der Schilderung der mystischen Vermählung des Helden mit Christus, die Quint in der Kerkernacht des Gefängnisses erlebt. Ferner liegt im Schicksal der Ruth Heidebrand, in der Liebe der Tochter Krause für Quint, in den geschlechtlichen Ausschreitungen der Quintjünger dieser Zusammenhang auf der Hand.

Kurz gesagt: Hauptmann erklärt, wie das Selbstbewußtsein Quints (Christi), so auch das religiöse Phänomen überhaupt rein naturalistisch, psychologisch. Trotz der schönen Sprache gleicht die Lektüre des Hauptmannschen Romans in diesen Partien einem Tappen im Nebel, einem Wandern in trüben Niederungen. Trotz feinster Seelenanalyse steckt man mitten im Materialismus drin, denn die Seele wird gleichsam zum Stoff, die Analyse zur Zergliederung des Stoffes.

Wer in der Gemeinschaft mit Gott das höchste Lebensgut besitzt, wer die Erfahrung gemacht hat, daß das religiöse Erleben von der Weltangst, von der Ehrfurcht vor der Materie, von Sünde und innerer Not ihn befreit hat, der flieht mit Abscheu diese Materialismen, Naturalismen, Psychologismen. Wenn er es mit dem Verstand nicht vermag, so vermag er es mit dem Willen, seinen Glauben an Gott als ein reales Erfaßtsein von Gott, und nicht bloß als eigenartiges Spiel besonderer Seelenkräfte sich zu deuten und festzuhalten. Hauptmanns Darstellung der Religion basiert eben im letzten Grunde auf dem naturalistischen Dogma, auf der Leugnung der Souveränität des geistigen im Gegensatz zum natürlichen Leben. Der materialistische Monismus ist wohl die Weltanschauung, die hinter diesen Schilderungen, sie erzeugend, steht.

Die empfindlichste Schwäche endlich in Emanuel Quint, eine Quelle unheilvollen Mißverständnisses liegt darin, daß der Dichter das

religiöse Leben in möglichst ungeeigneten Individuen vorführt. Sie sind Laien — das ist früher lobend erwähnt worden. Aber die Auswahl gerade dieser Menschen als Träger der Religion ist höchst einseitig und irreführend.

Will man das Wesen der Kunst darstellen, so wählt man sich zu diesem Zweck auch nicht irgend beliebige vagierende Künstlerdilettanten, sondern man vertieft sich in das Lebenswerk eines Leonardo, Raffael, Bach, Beethoven. Ebenso auf religiösem Gebiet. Versenken wir uns in die großen Persönlichkeiten der Kirchengeschichte, Augustin, Luther, Zwingli, Bodelschwingh, so werden wir hinaufgerissen aus dem Staub der Erde in freie, geistige Höhe. Im Anblick dieser Männer geht unser Fragen nicht nach psychologischen Voraussetzungen, nach den Beziehungen des Geschlechtslebens zur Frömmigkeit, sondern wir werden vor die überwältigende Tatsache gestellt: Hier sind Helden, erlöste sittliche Persönlichkeiten. Was hat die Religion aus den Größten, die wir kennen, gemacht? und: Was haben diese Großen mit ihrer religiösen Erfahrung der Welt geschenkt? Diese beiden Fragen sind entscheidend zum tiefsten Erfassen der Frömmigkeit. Die psychologische Analyse, die Zergliederung von Gemütszuständen mag daneben einhergehen. In ihrer Ausschließlichkeit aber ist diese Methode gefährlich, nicht weniger gefährlich, wenn ein Künstler wie Hauptmann, mit poetischer Kraft sie handhabt. Für mich persönlich riecht jede religiöse Psychoanalyse nach Naturalismus; wir sind alle bewußt oder unbewußt, in stärkerem oder schwächerem Grade von naturalistischen und materialistischen Ideen berührt und beeinflußt. Ihre ausschließliche Anwendung auf die religiöse Erfahrung ist der Tod der letztern.

Ich kenne zwei Wege, aus diesen Niederungen aufzusteigen: den starken Willen, den Mutsprung zum Idealismus, die feste Bejahung einer rein geistigen Welt, die die eigentliche Wirklichkeit bedeutet, und: die Heldenverehrung, das Anschauen übermächtiger Persönlichkeiten.

## III.

Gehen wir nun von diesen mehr allgemeinen Erörterungen wieder zum Helden der Erzählung, zu Quint zurück, um auf diesem Wege die höchste Höhe, den eigentlichen Wert des Hauptmannschen Romans zu gewinnen.

Was über die Entstehung und die Art des religiösen Lebens bei den Quint-Anhängern gesagt wurde, gilt voll und ganz auch für den Helden selbst. Sein psychischer Organismus ist durchfärbt und durchtränkt von jener seltsamen Frömmigkeit, die in den extremsten Stimmungen sich ausdrückt, bald über wallendes Glücksempfinden, bald schwerstes seelisches Leiden. Quint ist für das Auge der philiströsen Bürger der wahnwitzige Einspänner, sein inneres Leben wird von den „klugen“ Leuten nicht verstanden, kann nicht verstanden werden. Selbst die Theologen, ja gerade sie, stehen dem „Narren“ kopfschüttelnd gegenüber. Der gesamten „normalen“ Gesellschaft fehlt

das Organ zum Verständnis dieser einzigartigen Seele. Der Held bildet mit seiner Gemeinde zusammen eine Menschheit im Kleinen, und diese ist für die große Menschheit der Gegenstand beständigen Hasses, grausamster Verfolgung. Darin liegt das Gemeinsame Quints mit seinen Jüngern: Sie sind einsame religiosi, die aus verborgenen Quellen schöpfen, in ihrer besondern illusorischen Wirklichkeit leben, die durch eine tiefe Kluft getrennt ist von der Wirklichkeit der „gesunden“ Menschen, der Staatsmänner, Kirchenobern u. s. f. Wo aber extravagante Naturen, in irgend welcher Form schwärmende Seelen in den Bereich des Helden und seiner Anhänger kommen, da findet Anziehung statt.

Ausgehend von diesem Gemeinsamen ist nun aber zu beobachten, wie der Held — und das ist seine Tragik — einen andern Weg geht als seine Jünger. Der zündende Funke ist von seiner Seele übergesprungen in die Seele seiner Getreuen, und hat dort ein Feuer entfacht, das in einer doppelten verhängnisvollen Flamme züngelt: in schwärmerischer Hoffnung auf ein irdisches Messiasreich, und — organisch damit zusammenhängend — im Glauben an Quint als den Sohn Gottes, den Messias, der dieses Reich aufrichten soll. Beidem sucht der Held zu entfliehen. Beim einen gelingt es ihm. In die realistischen Zukunftsträume läßt er sich nicht hineinreißen. „Das Reich Gottes ist inwendig in Euch“, diese Ueberzeugung Quints bildet den Gegenpol zu den schwärmerischen Erwartungen seiner Jünger. Aber dem „Glauben an ihn“ erliegt er. Dieser Glaube an ihn wird — nach langem Sträuben — zum Glauben „in ihm“, zur feststehenden Einbildung, und wächst sich aus zu einem unverrückbaren Wahnsystem. Wie in all' diesen Gedankengängen der Dichter die treibenden Kräfte der innern Entwicklung Jesu Christi aufzeigen und darstellen will, ist weiter oben betont und verurteilt worden. Es bleibt nur noch übrig, die letzte Phase in Quints Leben, in der der Parallelismus Quint — Christus besonders deutlich zu Tage tritt, hier nachzuholen. Dieser letzte Abschnitt in des Helden Schicksal hat zu seiner Quelle eine neue Wahnidee, die aus dem Glauben: ich bin Gottes Sohn erzeugt ist, die den Narren in Christo mit Furiengewalt vorwärts treibt, die Gewißheit nämlich: ich muß leiden, leiden für Gott und für die Andern. So wandert denn der arme Quint an der Spitze seiner verschüchterten, erschreckten Jünger „stracks“ nach Breslau (Jerusalem!); unterwegs zerschlägt er Bilder und Altar einer katholischen Kirche (Tempelreinigung). In Breslau ist er Krankenheiler, Seelsorger; verschmäht es auch nicht, in zweifelhaften Spelunken und Dirnenhäusern zu verkehren — immer der Reine, frei von Befleckung. Er feiert mit seinen Anhängern ein Abschiedsmahl, wird unter Verdacht der Ermordung der Ruth Heidebrand — einer seiner Anhänger hat die Tat begangen — gefangen gesetzt und, nachdem seine Unschuld erhärtet, aus dem Kerker entlassen. Nun flieht er (an diesem Punkte wird die Aehnlichkeit mit Christi Weg verlassen) über Darmstadt, Karlsruhe, Heidel-

berg, Basel, Zürich, Luzern — nach Göschenen und Andermatt. (Diese fahrplanmäßige Aufzählung der Reise Quints ist entsetzlich prosaisch!) Er klopft an alle Türen an. „Wer ist hier?“ so lautet die Frage. „Christus“, gibt Quint zurück. Sowie das Wort „Christus“ ertönt, wird die Türe zugeschlagen. Unser Held ist ein Einsamer, gehetzt von Ort zu Ort. Er stirbt verlassen in der Nähe von Andermatt.

In der Schilderung dieser letzten Reise Quints will der Dichter offenbar einen tiefsten Gedanken, eine wichtigste Wahrheit zum Ausdruck bringen. Hier erklimmt der Schriftsteller eine Höhe, die wie durch einen radikalen Schnitt sich abhebt von den trüben Niederungen, durch die er den Leser bisher geführt hat. Hier wird das Problem Jesus noch einmal gestellt, aber von höherm Standorte aus, als die Psychoanalyse ihn darstellt.

Was will Hauptmann mit der einsamen Reise seines Helden anders sagen, als dieses: Gleichwie Quint an alle Türen vergeblich pocht, nirgends Einlaß findet, so ist auch Jesus Christus in unserer Zeit, in unserer modernen Kultur ein Einsamer, Unverstandener, Verstoßener. Damit hebt uns der Dichter wie mit einem Schlage aus den Niederungen bloß psychologischer Spielereien und Erörterungen, aus der Dumpfheit gezwungen gelöster Probleme in das Licht der großen Frage: Lebt der Geist Jesu in unserer Zeit, in unsern Verhältnissen, in den Menschen der Gegenwart?

Die Lektüre Emanuel Quints ist zu vergleichen einer langen Wanderung durch bedrückenden Nebel. Man wandert weiter, steigt höher, bis man zu der Nebelgrenze gelangt, und jetzt flutet helles, starkes Sonnenlicht. Oder um ein anderes Bild zu gebrauchen: Hauptmanns Quint ist ein eigenartiges Gebäude; es hat einen düstern Kellerraum — alle die Materialismen und Psychologismen, das Herumwühlen in krankhaft religiösen Stimmungen. Darüber baut sich auf das erste Stockwerk mit interessanter, pikanter Beleuchtung — das psychologisch gestellte und psychologisch gelöste Problem Quint-Christus. Das Ganze aber wird gekrönt von einem zweiten Stockwerk; klares, scharfes Licht erfüllt seine Räume. Dieser höchste Gedankenkreis des Romans enthält nicht neugierige Wissensfragen, sondern er stellt uns vor die entscheidende Gewissensfrage: „Was dünket Euch um Christo? Wohnt sein Geist in uns, oder bildet etwa Jesus einen diametralen Gegensatz zu allem, was unsere Zeit will und tut?“

Hauptmann bejaht das Letztere. Der gegenwärtige Staat, die Kirche, die ganze moderne Menschheit überhaupt, sie leben ein anderes Leben, als das Leben Jesu Christi. Diese Ueberzeugung des Dichters springt auf jeder Seite des Romanes in die Augen. Jesus lebt nicht in unserer Welt; er ist mit seinem Evangelium ein Sonderling. Der wahre Jesus ist auch den Kirchen nicht bekannt. Alle sind gegen ihn, das Volk, die Obrigkeit, die Kirche. Auch der Sozialismus. Ueber die Sozialisten sagt Quint: „So gewiß ich ein Armer unter den Armen bin, diese sind ferne vom Gottesreich“, und: „Wenn der-

einst das Arbeiterparadies auf der Erde blüht, so werde ich weit davon entfernt im Reiche Gottes sein.“ Welches ist nun aber für den Dichter der Beweis dafür, daß Jesus mit unserer heutigen Welt nichts zu tun hat? Man könnte ihn kurz so formulieren: Das Jesusleben ruht auf gänzlich andern Gesetzen als das Leben dieser Welt. Diese Grundüberzeugung wird in Hauptmanns Quint nach vier Richtungen hin deutlich gemacht.

## IV.

1. Die Religion des Quint-Christus ist die reine Innerlichkeit. Die Seele und ihr Berührtwerden von Gott bildet die einzige Wirklichkeit. Wo dieses geheimnisvolle Gottesleben wogt, da ist die Heimat des Helden. Die übrige Welt, die ganze Kulturarbeit liegen seinem Denken völlig fern; er sieht sie nicht, er kennt sie nicht. Und wenn er die Natur liebt, und in dieser Hinsicht eher weltfreudig erscheint, so wäre eine solche Schlußfolgerung eine Täuschung, denn er liebt die Schöpfung nicht um ihretwillen, sondern nur als Symbol, in einziger Beziehung zu seiner innern frommen Erfahrung. Es gibt für ihn keine Wahrheit, keine Autorität, als das „innere Licht“, als den Gott im eigenen Busen. Selbst die Bibel ist ihm störend geworden, er lebt sein inneres Leben geschichtslos, weltfern. Diese Mystik bedeutet natürlich den Tod aller Geschichte, aller Weltarbeit, aller Daseinskultur.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese Schilderung des Quint-Christus als innerlicher, weltfremder Mystiker eine starke Verzeichnung des wirklichen Jesus ist. Der Jesus der Evangelien ist viel weltoffener und -freudiger. Nicht nur in seiner Seele, sondern auch in der ganzen ihn umgebenden Wirklichkeit weiß und fühlt er den himmlischen Vater. Er sieht den Satanas vom Himmel fahren wie einen Blitz, und in seinen Dämonenaustreibungen ahnt er die Vorboten des hereinbrechenden Gottesreiches.

Und doch liegt in der Betonung der reinen Innerlichkeit Jesu eine Wahrheit, eine für unsere Gegenwart doppelt notwendige Wahrheit, die man nicht straflos verwischen kann. Die künstliche Annäherung Christi an die Grundsätze moderner Kultur ist ein gefährliches Unterfangen. Die Spannung, die zwischen beiden besteht, vermag die höhern Kräfte auszulösen; denn gerade an Jesus soll unserer im Vielen zersplitterten Zeit die ernste Mahnung vors Gewissen gestellt werden, das Eine nicht zu vergessen, die Seele. Es gibt noch etwas Höheres als das Weltgewinnen, die Gemeinschaft der Menschenseele mit Gott. In ihr liegt die endgültige Erlösung von aller falschen Kulturseligkeit. Denn lebe ich in Gemeinschaft mit Gott, dann überfliegt meine Sehnsucht diese wenn auch noch so vollkommen eingerichtete Wirklichkeit, und sehnt sich nach einer jenseitigen, überirdischen Welt, nach dem Gottschauen von Angesicht zu Angesicht. Jesum verstehen heißt, diese Welt auch in ihrer höchstgesteigerten Entwicklung als etwas noch nicht End-

gültiges betrachten. Das Innerlichkeitsideal erzeugt notwendig den Jenseitsglauben und beide sind unverrückbare Bestandteile im Evangelium Jesu Christi. Es ist nötig, diese Seite an Jesus in unsern Tagen recht deutlich hervorzuheben als bedeutsames Gegengewicht zur Betonung seiner Weltoffenheit und seines Diesseitsglaubens. Dem Ausspruch „Dein Reich komme" soll man stets entgegenhalten jene beiden andern Worte, die der Persönlichkeit Christi ebenso eigen sind: „Das Reich Gottes ist inwendig in Euch" und: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt". Erst in diesen plastischen Widersprüchen, in dieser gewaltigen Paradoxie wird die Botschaft Jesu in ihrer Tiefe verstanden.

2. Der zweite Grund, weshalb nach Hauptmann Jesus unserer Zeit fremd ist und sein muß, ist seine Liebe. Quint-Christus liebt alle Menschen. Gescholten schilt er nicht, verfolgt wehrt er sich nicht, auf die Backe geschlagen hält er die andere Wange zum erneuten Schlage dar. Er liebt die Feinde; seine Feindesliebe ist jedoch nichts Erzwungenes, durch Selbstverleugnung Erkämpftes, sie ist das notwendige Ueberquellen des in ihm wohnenden Gotteslebens. So Quint-Christus. Und die Welt, in der er sich befindet? ihre Gesetze und Normen sind andere, grundandere: Gegenrecht, Vergeltung, Haß. Aller Fortschritt, alle Selbsterhaltung scheint auf diesen Gesetzen sich aufzubauen. Weil Quint-Christus den Stoß nicht durch Gegenstoß erwidert, ist er der Welt gegenüber machtlos, ein Verachteter, ein Narr vor den Leuten, denn er lebt in der Liebe, die alles trägt und alles duldet.

Diese Gegenüberstellung von Egoismus der Welt und Altruismus des Jesusevangeliums führt uns hinein in die Gedanken Friedrich Naumanns über dieses Thema, die er überaus zart und tief zugleich in seinen „Sonnenfahrten" (S. 135) ausspricht. Quint liebt wie Franziskus geliebt hat, und letzterer hat vor dem Hereinbrechen des mammonistischen Zeitalters — wie Naumann sagt — noch einmal die Botschaft Jesu ganz verstanden und ganz gelebt. („Im heiligen Franziskus hört man gleichzeitig den Diogenes seufzen und den Plato, den Jeremias und den Augustinus, alle großen Verteidiger des Menschentums gegen die egoistische Zivilisation.")

Zweifellos faßt Naumann die Persönlichkeit Jesu (ebenso Hauptmann seinen Quint Christus) einseitig, mit fast gewollter Gegensätzlichkeit zur modernen Welt und Kultur auf; er taucht ihn allzu ausschließlich ein „in die Tiefe der unformulierbaren, geldlosen, nicht mathematisch greifbaren Bruderempfindungen." In Jesus war doch nicht bloß diese passive Weichheit, sondern dem Zarten war gepaart das Strenge, dem Milden das Starke. Der Heroismus im Sinne der aktiven Tatkraft bildet ein wesentliches Stück seiner Persönlichkeit.

Doch auch hier wäre es töricht und schädlich, die Spannung zwischen dem selbstlosen Bruderevangelium Jesu und dem System der Selbstsucht, auf dem die moderne Zivilisation zum großen Teil sich aufbaut, zu vermindern oder gar aufzuheben. Es besteht eine

tiefe Kluft zwischen Beiden, ohne Zweifel. Das Sehen dieser Kluft soll uns aber nicht in die resignierende Erkenntnis Naumanns hineintreiben: Jesus und die Welt haben zur Zeit des Franziskus für immer voneinander Abschied genommen, sie können sich nie mehr verbinden. Noch weniger sollen wir mit Hauptmann gehen, der verhüllt und doch zugleich recht unverhüllt die moderne Menschheit und ihre Grundsätze bejaht (trotz gelegentlicher, erfrischender, beißender Kritik an Personen und Zuständen), und seinem Quint-Christus die Narrenkappe aufsetzt. Sondern weil wir in Jesus die Wahrheit erkennen, weil Er uns die vollkommendste Lösung des Lebensproblems bietet, so zwingen wir mit unserm Glauben und unserer Tat die Welt gleichsam „in Jesus hinein". Nicht die Kulturentwicklung ist uns das Erste, Wichtigste, sondern die Liebe. Das Größte, was die soziale Bewegung zu leisten vermag und zugleich die tiefste Sehnsucht, die dieser Bewegung zu Grunde liegt, ist der Sieg der starken Bruderempfindungen, der Liebe Jesu über den Egoismus und Mammonismus unserer Tage. In welcher Weise eine Verbindung der modernen Welt mit der Liebe Jesu im Sinne der Unterordnung ersterer zu Stande kommen kann, ist uns durchaus nicht klar; aber daß sie zu Stande kommen muß, diesen Glauben schöpfen wir aus der Gewißheit, daß das Bruderevangelium Jesu die Wahrheit ist und daß die Wahrheit siegen muß. Das Wie überlassen wir Gott. Wir tun unsere Pflicht, indem wir in unsere selbstsüchtige Zeit hinein den einen Ton rufen: Liebe deinen Nächsten, ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon.

3. Im Mammon nimmt der Geist dieser Welt seine greifbarste Gestalt an. Deshalb läßt Hauptmann seinen Quint vor allem gegen den Mammon kämpfen. Wie ein entsetzlicher Gerichtsprophet tritt der „weiche" Quint-Christus gegen die heuchlerischen Mammonsdiener auf. Er selber trägt nie Geld auf sich, nimmt von niemandem eine Münze an, er geißelt eine Sünde, von der er gänzlich — innerlich und äußerlich — frei ist. Umso wuchtiger ist die Wirkung seiner Worte, umso brennender die Glut seiner Rede. An einer Stelle ruft er den Weltmenschen zu, unter denen viele Kirchliche sich befinden: „Jeder Span meines Kreuzes! jeder Flicken meines Gewandes! alles und alles habt ihr zehntausendemal . . . . . dem Mammon geopfert." Dieses Zitat zeigt zwar deutlich, daß Quint-Christus auch hier übertreibt, besonders in der Form; er spricht in heiliger Raserei, er berauscht sich an Hyperbeln. Doch abgerechnet diese Extravaganzen, ist er auch in diesem leidenschaftlichen Kampf gegen den Mammonismus der direkte Fortsetzer der Propheten und Jesu, ein Vorbild aller, die aus der Wahrheit und in der Liebe sind. Es gilt nur, gerade in unsern Tagen, den Begriff Mammon recht weit, oder besser recht tief zu verstehen. Nicht das Geldstück ist der Teufel, sondern seine seelenknechtende Wirkung. Der Mammon objektiv der Geist und Fürst dieser Welt, der Gegengott gegen den wahren Gott, und subjektiv die

fleischliche, irdische Gesinnung, der seelische Tod, die Vernichtung alles reinen Menschentums. Einem so tief und weit gefaßten, in seinen Quellen und innersten Wirkungen aufgespürten Mammonismus soll unser Kampf gelten.

4. Der Aeußerlichkeit stellt Quint-Christus die Innerlichkeit, dem Haß die Liebe, dem Mammon Gott gegenüber. Und die Kirche? Wie beurteilt er sie? Er bildet den schroffsten Gegensatz zu ihr. Sie sollte den Geist Jesu unverfälscht behaupten gegen den Geist dieser Welt. Statt dessen stellt sie einen jämmerlichen Kompromiß dar. Ihre eigentliche Gestalt ist Welt, und diese Gestalt drapiert sie mit einigen Fetzen vom Gewande Christi; sie ist das „Golgatha Jesu Christi“; sie ist äußerlich, schützt den Egoismus und Mammonismus.

Die Einseitigkeiten und Uebertreibungen, die in diesen Anklagen liegen und die in der antikirchlichen Literatur der Gegenwart ihre Analogien haben, sind evident. Und sie mögen erst dann ins richtige Licht gestellt und in den Dienst der Wahrheit gebracht werden, wenn man sich die gegenteilige Tatsache immer wieder vergegenwärtigt: daß die Kirche doch die einzige Institution ist, in der seit zwei Jahrtausenden der Wille herrscht, Jesus zu dienen, der Wille, die Tendenz sage ich, noch lange nicht immer die Verwirklichung. Aber auch dieser Wille ist schon ein Großes und berechtigt zu dem Vertrauen, daß Gott seine unvollkommene Kirche zurückholen und mit neuem, mit seinem Geist erfüllen wird, wie er es in den Tagen der Reformation getan hat. Und sollte es sein Wille sein, die bestehenden Kirchen zu zerstören, nun gut. Sein Wirken ist nicht an ein einziges Strombett gebunden, es kann sich neue, eigene Wege bahnen.

Die tiefste Kluft aber, die Quint-Christus von der Kirche trennt, besteht darin, daß Quint der Träger des Lebens, die Kirche die Hüterin der Lehre ist. Alle Vertreter der Kirche, vor denen Quint sich verantwortet, prüfen ihn auf die Reinheit und Korrektheit der Lehre. Er kann ihren Fragen nur ein eigentümliches, unaussprechliches inneres Leben entgegenstellen; er besitzt den Frieden, der höher ist „als alle menschliche Vernunft“, er liebt Freund und Feind. Das alles verstehen sie nicht. Der Eifer um die rechte Theologie verhindert sie an jeglicher Möglichkeit zu verstehen und zu würdigen. Ebensowenig Verständnis hat Quint-Christus für die Theologie seiner Richter, nicht weil er eine andere Dogmatik hat, er hat überhaupt keine. Subjektives Erleben und objektive Lehrnorm, Gesinnung und Dogma, Religion und Theologie stoßen hier ohne Versöhnung zusammen.

Kompromisse mit der Welt statt Reich Gottes und Lehre statt Leben, das sind die beiden großen Gefahren, die der Kirche drohen, abschüssige Wege, auf die sie stets wieder und nicht zum mindesten in der Gegenwart, ihren Fuß gesetzt hat. Eine Entwicklung zum Bessern, zu Gott hin, ist für unser menschliches Beobachten

in der Auflösung des Landes- und Staatskirchentums einerseits, und in der Entstehung von Laienkirchen anderseits zu erblicken; ist doch den Sekten und Gemeinschaften bei all' ihren Engherzigkeiten und Schrullen von jeher eigentümlich einmal eine entschiedene Stellungnahme gegen die Weltmäßigkeit und dann ein kräftigeres Betonen des Lebens gegenüber bloßer Lehre, der innern Erfahrung, der Gesinnung. Professor Ragaz formuliert diese mögliche Entwicklung in seiner Besprechung des Falles Jatho (Neue Wege, Juli 1911) folgendermassen: „Es ist der Durchbruch einer über Orthodoxie und Liberalismus, Kirchentum und Theologie hinausgehenden Gottesreichsbewegung."

* * *

Wir sind am Ende unserer Aeußerungen über Hauptmanns „Emanuel Quint" angelangt. Der Leser wird mir vielleicht den Vorwurf machen, ich hätte viel hineingelesen und herausgelesen, was gar nicht in dem Buche steht, was vor allem den Intentionen des Dichters nicht entspreche; aus dem unfruchtbaren Erdreich sei auf künstliche Weise ein fruchttragender Acker geworden. Ich kann diesen Vorwurf nicht gelten lassen. Dem Leser sei mein früher gebrauchtes Bild vom Kellerraum, vom ersten und zweiten Stockwerk ins Gedächtnis zurückgerufen. Hauptmanns Werk hat Niederungen, Sumpf und Nebel, aber auch seine bedeutenden Höhen und erhabenen Warten. Sein Werk zwingt uns, alle Oberflächlichkeit, alles selbstzufriedene Sattsein und Fertigsein dem Problem Jesus gegenüber abzuwerfen und uns mit erneuter Kraft die Frage vorzulegen: Lebt der Geist Christi in uns, in unserer Zeit, in unserer Kirche? Und wenn man sich in das Licht dieser Fragen hineinstellt, dann muß man im Anschauen des Helden der Erzählung zu der tragischen, aber zugleich heilsamen Erkenntnis kommen: Noch immer ist Gottes Sohn vereinzelt, versteckt, verfolgt. Aus dieser Erkenntnis jedoch ziehen wir nicht — wie es Hauptmann ohne Zweifel tut — die Folgerung: Er bleibe vereinzelt, versteckt, verfolgt. Auch nicht mit Naumann seufzen wir resignierend: Er ist ein Einsamer und muß es zu Gunsten der modernen Welt bleiben. Sondern freudig, zuversichtlich jubeln wir — und setzen unsere ganze Lebenskraft für diesen Glauben ein —: Die Welt muß immer mehr Gottes werden und seines Christus. Benj. Pfister.

---

# Wahre und falsche Rücksicht.

Es ist unser ernstes Bemühen, unsere Zeit und die Forderungen Gottes an sie zu verstehen. Wir möchten unsere Feinfühligkeit für das, was wider Gott ist, unsere Aufgeschlossenheit für sein Reden zu uns steigern. Aber wenn wir nun hier den Finger auf

eine Wunde legen, dort auf einen Weg hinweisen, wenn wir zum Kampf gegen unsere soziale Not, die Alkoholnot, die sexuelle oder irgend eine andere Not aufrufen und sagen: „Das ist Gottes Sache, das ist Christenpflicht, und wer vor dieser Aufgabe versagt, wird trotz aller „Religion" als einer erfunden, der wider Gott streitet" — wenn wir so reden, so antworten uns beleidigte Stimmen: Ihr tut gerade, als habet erst ihr das wahre Christentum entdeckt, als seien vor euch überhaupt nur Mietlinge und Heuchler dagewesen. Ihr geratet so in unerträglichen Hochmut und schreiende Ungerechtigkeit und verkennt alle unsere treuen Bemühungen um Pflege wahrhaft christlichen Lebens.

Diejenigen, die bloß aus gekränkter Eitelkeit so reden, brauchen wir nicht zu schonen. Aber unter denen, die solche Vorwürfe aus unsern Reden heraushören, sind auch schlechthin ehrenwerte Menschen und treue Christen, die nicht das Ihre gesucht haben, an denen wir ohne Zweifel emporschauen müssen. Sie möchten wir um keinen Preis verletzen.

Aber es wäre nun verhängnisvoll, wenn wir uns in dem entschiedenen Aussprechen unserer Erkenntnis des göttlichen Willens durch solche Rücksichten hemmen ließen, wenn wir jeden Gedanken mit hundert Zwar und Allerdings verklausulierten und jedem Bußruf verbindliche Komplimente vorausschickten. Wenn sich uns die Einsicht aufdrängt, daß eine Aufgabe bisher vernachlässigt worden ist, so haben wir vor Gott die Pflicht, es offen zu sagen. Und wenn sich eine neue Aufgabe vor unser Gewissen stellt, so haben wir wieder vor Gott die heilige Pflicht, sie anzugreifen und auch die Andern dazu aufzurufen. Der Gehorsam gegen Gott geht der Pietät gegen die Menschen vor. Es wäre unrecht, wenn wir unsere Ueberzeugung verschwiegen, um ja jedem gerecht zu werden und ja niemandes Ansichten ins Unrecht zu setzen. Bei solcher Rücksichtnahme hätte es nie einen Fortschritt in der Erkenntnis des göttlichen Willens, hätte es kein Evangelium und keine Reformation gegeben.

Wenn wir unserer Gewissensüberzeugung Ausdruck geben, daß dies und jenes anders gemacht werden müsse als bisher, daß es da und dort ein Versäumnis gut zu machen gelte, ist es da nötig, daß wir zuerst viele Worte darüber machen, was wir an der bisherigen Art anerkennen, worin wir einverstanden sind? Es wirkt matt und langweilig, wenn wir zuerst immer Selbstverständlichkeiten breittreten, bevor wir an unsern Widerspruch kommen. Wenn uns klar geworden ist: „Das will Gott, und wenn wir's nicht tun, so laden wir Schuld auf uns," so m ü s s e n wir es sagen; und wenn wir dabei auch im Irrtum sein sollten, so ist Irrtum weniger schlimm als Untreue gegen das, was uns das Gewissen eingibt. Wenn Andere, die nicht einverstanden sind, sich dann verletzt fühlen, so ist das ihre und nicht unsere Schuld. Wir sind überhaupt in den geistigen Kämpfen heutzutage von allzu großer Behutsamkeit angekränkelt; wir fragen viel zu viel

danach, wie diese und jene Gruppe auf unsere Worte reagieren werde, wie sie auch mißverstanden werden könnten und ob sie nicht am Ende jemand übel nehmen könnte. Wenn wir wirklich etwas zu sagen haben, etwas sagen **müssen**, so sollen wir es auch frisch und fröhlich heraussagen, ohne ängstlich die Wirkung zu berechnen. Und wenn wir dabei Menschen angreifen müssen, die wir verehren, so wird es uns selbst nicht minder leid tun als ihnen.

Es ist selbstverständlich: man muß der unvermeidlichen Kritik und Polemik anmerken können, daß uns der positive Teil dessen, was wir zu sagen haben, die Forderung und Sehnsucht, am meisten am Herzen liegt und daß wir uns nicht von der Freude am wohlsitzenden Hieb leiten lassen, daß es uns nicht darum zu tun ist, den Gegner schlecht oder lächerlich zu machen. So werden wir uns vor dem Unterschieben niederer Motive, dieser Grundsünde aller Polemik, gewissenhaft hüten. Und wir werden auch Unterschiede zu machen wissen, die ehrenwerte Opposition gegen unsere Bestrebungen mit aller Achtung behandeln, aber da, wo wir uns unverkennbar dem Mangel an gutem Willen gegenübersehen, uns auch keine Reserve auferlegen.

Ferner müssen wir zwischen den Einfällen unserer eigenen Weisheit und dem echten Gewissenszwang, wo ein Müssen von oben her uns treibt, wohl unterscheiden. Wenn wir da, wo es sich nicht um Grundsätze, Forderungen und Ziele, sondern bloß um Mittel und Wege, nicht um Gottes Sache und Ehre, sondern um unser persönliches Ansehen oder Rechthaberei handelt — wenn wir uns da gleich darauf berufen, es sei so Gottes Wille, so hat dieser Mißbrauch bloß zur Folge, daß dann in den entscheidenden Fällen das religiöse Pathos seine Wirkung eingebüßt hat. Diese Gefahr, den Namen Gottes zur eigenen Ehre zu misbrauchen, droht aber nicht etwa bloß den Verfechtern neuer Erkenntnisse, sondern ebenso sehr den Verteidigern der Tradition.

Wenn wir uns wohl bewußt bleiben, daß unsere Erkenntnis nicht eigene Erfindung, sondern Gottes Geschenk ist, so wird uns bei aller Entschiedenheit der Sprache doch die Demut bleiben, welche auch der Kritik, dem Bußruf und Appell das Verletzende nimmt, wenigstens für die, welche wirklich guten Willens sind. Wenn wir uns sagen, daß mit der Erkenntnis, die uns gegeben ist, auch größere Verantwortung auf uns liegt, so werden wir bescheiden bleiben, auch wo wir Vorwürfe erheben müssen. Und wenn wir uns dabei selbst Vorwürfe zuziehen, so werden wir die eigentliche Probe auf die Selbstlosigkeit unseres Redens und Strebens dadurch ablegen, daß wir nicht tun, als geschehe uns etwas Sonderliches und als dürften wir nichts auf uns sitzen lassen. Wenn wir vor Gott ein gutes Gewissen haben, so brauchen wir uns vor den Menschen nicht rein zu waschen. Und wenn wir uns selbst nicht schonen, dürfen wir auch ohne falsche Rücksicht aussprechen, was uns das Gewissen als Gottes Weg und Willen erkennen läßt.

R. Liechtenhan.

---

# Bauer und Arbeiter.

In der Januar-Nummer der Neuen Wege erschien eine Arbeit von Pfarrer Aeschlimann über das aktuell gewordene Thema: Bauer und Arbeiter. Es mußte auffallen, daß sie weder hüben noch drüben zu weitern Bemerkungen Anlaß gegeben hat; denn die Art und Weise, wie Pfarrer Aeschlimann die für so manchen sozialgesinnten Landpfarrer brennend gewordene Frage behandelt hat, verdient volle Anerkennung. Wer den Verfasser näher kennt, der weiß, daß nicht leicht ein reformierter Geistlicher gefunden werden könnte, der diese Frage mit größerer Kompetenz zu behandeln imstande wäre. Seine mehrjährige Wirksamkeit in einer größern Industriegemeinde des Berner Jura sowie in einer typischen Bauerngemeinde des Emmentals gab ihm Gelegenheit zu seinen trefflichen Beobachtungen. Doch es käme wohl noch mancher in die gleiche Lage, geht aber achtlos an den Nöten unseres Landvolkes vorüber, oder, wenn er sie sieht — sie sind so groß, daß sie jedem Menschen mit hellen Augen auffallen müssen — so nimmt er sich doch nicht die Mühe, nach ihren Ursachen zu forschen. Es stehen für ihn andere Interessen im Vordergrund. Schreiber dieser Zeilen lebt seit einigen Jahren in einer Landgemeinde, die nicht die geringste Industrie aufweist. Nur die Nachbarschaft einer größern Stadt hat zur Folge, daß einige Arbeiterfamilien in ihren Grenzen Wohnsitz genommen haben. In seinen Studienjahren haben ihn die Anstrengungen der Arbeiterschaft begeistert und er galt unter seinen Kollegen als fertiger Sozialdemokrat.

Sein Amt hat ihn nach und nach dem Bauernstande näher gebracht und — wie es doch wohl sein soll — dessen Kämpfe und Sorgen verdrängten frühere Sympathien aus ihrer bevorzugten Stellung. Er hat sich gesagt: Das Schicksal hat dich nun einmal auf diesen Posten gestellt; stelle deinen Mann, wo du stehst. Du siehst, wie hart der Kampf deine Schuldenbauern ankommt; zeige ihnen, daß du ihre Sorgen verstehst und zu ihnen gehörst. So habe ich in den Augen meiner Kollegen eine Schwenkung vollzogen und bin doch der Gleiche geblieben: trotz allem ein sozialer Pfarrer, ein Mann, dessen Herz dem leidenden, seufzenden Teil unseres Volkes gehört.

Darum hat mir die fragliche Arbeit in der Januar-Nummer eine wahre Freude bereitet und war mir zugleich eine große Genugtuung. Als alter Abonnent des mir lieb gewordenen Blattes für religiöse Arbeit, der weiß, was er den Neuen Wegen zu verdanken hat, konnte ich einen gelinden Jubel nicht zurückhalten: endlich etwas von deinen Bauern, die man bisher so stiefmütterlich behandelt hat, als hätten sie nicht zu kämpfen, zu sorgen so gut oder so schlimm wie das Proletariat der Städte. Und wie lebenswahr diese Schilderungen sind! Lebenswahr, sachlich? Streckt nicht bald hier bald dort

der Sozialdemokrat den Pferdefuß hervor? Sind es nicht Vorurteile, sobald der Verfasser auf den bessergestellten Teil der Bauernsame zu sprechen kommt und dessen günstige Lage in rosigen Farben schildert? Prüfe nach, so sagte ich mir. Ich begab mich der Reihe nach zu dreien meiner intelligentesten, aufgewecktesten Gemeindebürgern, die zugleich drei verschiedenen Klassen des Bauernstandes angehörten oder wenigstens vor kurzer Zeit noch angehörten: Der Eine wohnt wie ein Fürst auf ausbezahltem Hof. Als trefflicher Landwirt hat er im Verlaufe von drei Jahrzehnten die Schulden getilgt und besitzt heute eines der besten Geschäfte in der Gemeinde. Der Andere, ein junger Mann mit einer für einen Bauern seltenen Schulung bewirtschaftete bis vor einem Jahre als Pächter einen großen Hof, der nun in seinen Besitz übergegangen ist; der Dritte gilt unter seinen Mitbürgern als das Haupt der Schuldenbauern. Ob er heute noch mit Recht dazu gezählt wird ist mir unbekannt, jedenfalls hatte er in vergangenen Jahren mit bedeutenden Schwierigkeiten zu kämpfen. Diesen Männern gab ich das Heftchen mit der Arbeit von Pfarrer Aeschlimann in die Hände mit der Bitte, den Artikel, der sie gewiß interessieren werde, zu studieren und lud sie ein, nachher zu einem Plauderstündchen ins Pfarrhaus zu kommen, damit wir Punkt für Punkt miteinander besprechen könnten. Mit Freuden ging man auf meinen Vorschlag ein. Letzte Woche endlich war der Dritte bei mir. Und was haben diese Männer gesagt, deren Anschauungen für mich maßgebend sein müssen? Wo von den Schattenseiten des landwirtschaftlichen Berufes die Rede ist, stimmten sie dem Verfasser ausnahmslos bei. Uebertrieben fanden sie die Schilderung der ländlichen Kost auf Seite 18. Ziemlich energisch standen sie für die Frauen ein, denen jegliche Kochkunst abgesprochen wird; doch das sind Kleinigkeiten. Der Bestgestellte fand heraus, der Verfasser halte es trotz allem mit den Arbeitern, er schildere die Lage der Gutgestellten zu rosig. Alle gaben zu, daß der kleinere Bauer bei der Verteilung der Millionen, die alljährlich zur Hebung der Landwirtschaft ausgeworfen werden, so gut wie leer ausgeht. Ganz offen bestätigt der Schuldenbauer, daß der kleine Mann mit zahlreicher Familie von den Schutzzöllen mehr Nachteile als Vorteile hat, was die beiden andern entschieden in Abrede stellen. Einmütig haben alle drei die Forderungen der Sozialdemokratie, wie sie der Programmentwurf vom August 1904 aufstellt, als undurchführbar, unpraktisch verworfen.

Pfarrer Aeschlimann schreibt Seite 22: Ich bin auch überzeugt, daß einzig und allein in der hier bezeichneten Richtung der Weg zur dauernden Befreiung des Bauernstandes vom Zinsjoche liegt. So sehr ich allem freudig beipflichte, was in seiner Arbeit über die Lage des Bauernstandes geschrieben steht, hier kann ich ihm nicht folgen; nicht etwa deshalb, weil diese Vorschläge von Seite der Sozialdemokratie kommen — ich weiß mich wahrlich frei von Vorurteilen — sondern weil sie auch mir bei genauer Prüfung der Verhältnisse zum guten

Teil als höchst unpraktisch und aus diesem Grunde undurchführbar erscheinen. Die Männer, die diese Forderungen aufgestellt haben, waren sicher vom besten Willen beseelt, aber es fehlt ihnen der Einblick in die Verhältnisse. Mit Recht bemerkt Pfarrer Aeschlimann: Offenbar besitzen die Sozialisten bis heute auch keine oder nur ganz wenige Wortführer, die mit den Gewohnheiten, Anschauungen und Bedürfnissen des Bauernvolkes völlig vertraut wären. Das merkt man nirgends besser, als wenn man ihre Vorschläge etwas näher betrachtet. Einige derselben, wie „gemeinsame Viehhaltung, Verwendung von Kraft-Arbeitsmaschinen“ haben bei den drei „Mannen“ ein gelindes Lächeln hervorgerufen. Ihnen schwebten gleich die unzähligen Schwierigkeiten vor Augen, denen ein Versuch in dieser Richtung begegnen müßte. Für emmentalische Verhältnisse fallen diese Forderungen zum vornherein außer Betracht. Etwas anderes ist es mit der Verstaatlichung der Hypotheken. Darüber ließe sich reden, meinten zwei meiner Freunde. Als eine krasse Ungerechtigkeit, die zu allererst aus der Welt geschafft werden sollte, bezeichnete der Schuldenbauer die Steuerpflicht des verschuldeten Grundbesitzers gegenüber der Gemeinde, wie sie im Kanton Bern besteht. Ein verschuldetes Heimwesen muß nach dem Wert der Grundsteuerschatzung versteuert werden als wäre es vollständig „ausbezahlt“. Hier liegt offenkundig eine Härte des Gesetzes vor, die bei einer bevorstehenden Revision ausgemerzt werden sollte. Doch ist es nicht meine Absicht, hier näher auf solche Fragen einzutreten. Zweck meiner Zeilen war, der Redaktion der Neuen Wege für die Veröffentlichung der besprochenen Arbeit zu danken und zugleich den Wunsch auszusprechen, sie möchte auch fernerhin der Arbeit für den notleidenden Teil unserer Bauernsame das gleiche Interesse entgegen bringen, wie sie die Kämpfe und Bestrebungen des Proletariates bei ihr stets gefunden haben.

Mancher religiös-soziale Pfarrer, der, eben von der Hochschule gekommen und nun auf dem Lande, mitten unter Bauern ein Amt erhalten hat, befindet sich in eigentümlicher Lage. In der Stadt aufgewachsen sind ihm die Nöte des Arbeiterstandes bekannt, den Sozialismus und seine Bestrebungen hat er studiert; er würde sich freudigen Herzens mitten in den Kampf stürzen; aber nun fehlt ihm die Gelegenheit. Er fühlt sich in eine ganz fremde Welt versetzt. Er sieht, daß das Bild, das er sich durch belletristische Lektüre von unserem schweizerischen Bauernstand gemacht hat, bedeutender Korrekturen bedarf. Es kommt ihm eine Ahnung, wie schwer das Zinsjoch auf dem Großteil seiner Gemeindegenossen lastet. Eine gewisse Unsicherheit kommt über ihn. Der Boden weicht ihm unter den Füßen. Sozialist will er bleiben; das ist für ihn Herzenssache. Da heißt es sich neu orientieren, mit seinen Bauern fühlen und denken, kämpfen und leiden. Ist er nun noch Sozialist? Viele sagen: nein. Ich meine doch. Der verschuldete Bauernstand bildet einen großen Teil unseres Volkes und nicht den schlechtesten. Ihn stiefmütterlich beiseite lassen: „schau für

dich selbst" heißt seinen religiösen und sozialen Grundsätzen untreu werden. —

W. Hämmerli.

**Redaktionelle Bemerkung.** Es ist uns sehr lieb, daß der wertvolle Aufsatz von Pfarrer Aeschlimann nachträglich doch auch in den Neuen Wegen noch ein Echo findet, und wir erklären uns mit den prinzipiellen Ausführungen des Verfassers durchaus einverstanden. Wir möchten der Bauernfrage gern ebensoviel Aufmerksamkeit schenken als der Arbeiterfrage. Denn wir haben für die Not des Bauern so gut ein Herz, wie für die des Arbeiters. Der Schreiber dieser Zeilen ist aus dem Bauernstande hervorgegangen, hat lange seine Arbeit getan (und zwar intensiv und nicht bloß zum Vergnügen) und auch seine Not gründlich kennen gelernt. Die zunehmende Verschärfung des Gegensatzes zwischen beiden ist ein nationales Unglück. Daran ist nicht in erster Linie der Arbeiter und seine Presse schuld, sondern die bürgerliche Presse im Ganzen und im besonderen die vom Bauernsekretär und seinen Gesinnungsgenossen geleitete. Man mag in Arbeiterkreisen wohl auch über die Bauern schimpfen, aber man findet hier niemals jenen verblendeten Haß und jene absolute Verständnislosigkeit, wie ihn der größte Teil unserer Bauern und besonders ihre Berufspresse der sozialistischen Arbeiterschaft gegenüber zeigt. Hier liegt sicher eine große Aufgabe für die kirchliche Arbeit vor; wie auf der andern Seite der vorhandene Zustand einen Vorwurf gegen die Kirche bedeutet; denn wie kann vom Christentum geredet werden, wenn ein Volksteil gegen den Andern nur Geringschätzung und Haß empfindet?

Wir denken aber nicht bloß an eine patriotische, oder politisch-soziale, sondern an eine religiöse Arbeit. Es gilt, auch den Bauern den sozialen Sinn des Evangeliums auf neue Weise nahe zu bringen. Er hat es dringend nötig. Das muß natürlich auf eine völlig andere Weise geschehen als in der städtischen oder industriellen Gemeinde. Aber die Wahrheiten, auf die es ankommt, sind die gleichen. Sie müssen nur ins Bäuerliche übersetzt werden. Der religiöse Sozialismus gehört auf die Dorfkanzel so gut als auf die Stadtkanzel — freilich nicht nur auf die Kanzel!

Die Neuen Wege stellen sich sehr gern in den Dienst dieser Aufgabe. Wir bitten die vielen Landpfarrer, die mehr oder weniger unsere soziale Gesinnung teilen, uns darin weiterhin und kräftiger als bisher zu helfen. Die völlige Freiheit der Aussprache ist auch in dieser Sache, wie in allen andern, jedem gesichert. L. R.

---

# Ein Frauenschicksal.

Dulden, „Aus der Lebensbeschreibung einer Armen", betitelt sich ein Büchlein, das vor einigen Monaten von Professor Bleuler in Zürich bei Ernst Reinhardt in München herausgegeben worden ist. Es ist ein kleines Heftchen von etwas über fünfzig Seiten; aber diese wenigen Seiten umfassen so viel Leid, Schmerz und Elend — Proletarierelend, Kinderelend, Trinkerelend, Frauenelend. —

Es ist die Geschichte, leider die wahre Geschichte, eines Mädchens aus dem Arbeiterstand, wie sie sich aus seinen eigenen Aufzeichnungen ergibt. Man möchte wünschen, es wäre bloß die Geschichte dieser einen Frau; aber das ist noch das allerergreifendste an dieser Lebensbeschreibung, daß Tatsachen und Zustände, Gedankengänge und Anschauungen, die uns mit Abscheu und Schauder erfüllen, ganz kurz und sachgemäß und beinahe gleichgültig als etwas Selbstverständliches hingestellt werden. Wir haben es, wie die Vorrede sagt, mit einer

begabten Idiotin zu tun, die ohne Reflexion und Ausschmückung einfach die in sich aufgenommenen Eindrücke und Ereignisse in chronologischer Reihenfolge reproduziert. Gerade dieses unreflektierte Aufzählen innerer und äußerer Erlebnisse gibt uns aber ein Bild der Lebensverhältnisse, Vorstellungen, Moralbegriffe einer ganzen Volksschicht, wie es uns in dieser nackten Realistik nicht leicht sonstwo entgegentritt.

Nicht die Brotnot ist es, die das Leben des Kindes oder des jungen Mädchens am meisten drückt, obgleich es auch Zeiten knappen Verdienstes gibt, wo die Stückchen Brot den Kindern karg zugemessen werden und obgleich oft der Trunksucht des Vaters nicht nur dessen eigener Verdienst, sondern auch noch ein Teil der Löhne von Frau und Kind geopfert werden muß. Nicht die Arbeit ist es, die die Kindheit des Mädchens verbittert und seine Jugendzeit verkümmert, so hart es uns scheinen mag, wenn dem vierjährigen Kind schon die Pflege seiner zwei jüngeren Geschwister übertragen wird; wenn das noch nicht schulpflichtige Kind dem Vater Handleistungen am Webstuhl leisten muß, wenn es später neben der Schule zum Weben und Holzen verwendet wird und endlich, wenn das zur Frau herangewachsene Mädchen trotz einer offenbar zarten Gesundheit zweimal die Mühsale von Schwangerschaft und Geburt durchmacht, ohne deswegen die Arbeit in der Fabrik mehr als einen oder zwei Tag auszusetzen. Ja, nicht einmal das unstäte Herumziehen von einem Arbeitsort zum andern, von einer Wohnung in die andere, diese Heimatlosigkeit des Proletarierlebens empfindet sie in ihrer ganzen Trostlosigkeit. Das Gespenst ihrer Kindheit ist die Brutalität und Rohheit des Vaters, von der Mutter und Kinder gleich zittern und vor denen die mütterliche Liebe sie nur hie und da zu bewahren vermag. Noch schlimmer aber wird es, wenn die Mutter die eine Tochter vor den unnatürlichen, blutschänderischen Zumutungen des Vaters schützen und es über sich ergehen lassen muß, daß die andere jüngere Tochter sich nicht schützen lassen will. Ganz unbegreiflich ist es einem, daß diese rechtschaffene, brave Frau, die in allem Elend doch noch die guten Grundsätze ihres offenbar ehrbaren Elternhauses hoch hält, die ihre Kinder zur Ordnung, Reinlichkeit, anständigem Lebenswandel erziehen möchte, nicht die Kraft findet, sich von diesem Manne zu trennen, der, wohl von Hause aus leichtsinnig veranlagt, durch die Trunksucht immer tiefer in alle Laster hineingekommen ist und dessen Jähzorn, durch das Trinken bis zur Tobsucht gesteigert, die Angehörigen und Hausgenossen mehr als einmal aufs äußerste gefährdet. Die ökonomische Abhängigkeit ist es nicht, die die Frau an den Mann fesselt; die Rücksicht auf die Kinder würde eine Scheidung dringend gebieten; und doch scheint weder der Frau noch den Kindern kaum ernsthaft der Gedanke an eine Trennung gekommen zu sein. Ist es Liebe, ist es kindische Anhänglichkeit, ist es Sklaventum oder ist es dieselbe resignierte Annahme „das Weibervolk gelte nichts vor dem Gericht“,

die auch die Tochter später einmal daran abhält, einen der sie bis zum Blutbrechen mißhandelt hat, zu verklagen?

Ebenfalls aus mißverstandener Liebe heraus begeht die Mutter ein zweites Unrecht an ihrer Tochter, indem sie ihr auf dem Todbette das Versprechen abnimmt, ein Verhältnis, das sich zwischen ihr und einem jungen Verwandten angebahnt hat, abzubrechen. Sie fürchtet die zu nahe Blutverwandschaft und die nachteilige Einwirkung, die dieselbe auf die Nachkommenschaft ausüben könnte. Sie schließt damit aus dem Leben der Tochter denjenigen Mann aus, der es am treuesten und uneigennützigsten mit ihr gemeint hat und liefert sie, das zwanzigjährige, lebenslustige, unbeschützte, widerstandsschwache junge Ding der rohen Begehrlichkeit ihrer Kameraden aus. Freilich hatte auch schon zwischen diesen beiden jungen Leuten ohne Wissen der Mutter ein geschlechtlicher Verkehr stattgefunden: aber nur so lange als die beiden an die Möglichkeit einer spätern ehelichen Vereinigung glauben durften; als sie wußten, daß daraus nichts werden könnte, kamen sie beide überein, „das andere nütze nichts mehr, wenn sie doch nicht zusammen kommen."

Die Trauer um die Mutter, der sie gewissenhaft auch durch Fernbleiben von Tanzplätzen und andern Belustigungen Ausdruck gibt, hält sie zuerst vor den Versuchungen ihres Alters und ihrer Klasse fern. Aber dann erwacht die Freude an Tanz und Vergnügen wieder, und sofort stellt sich auch ein neuer Verehrer ein. Ein halbes Jahr lang bleibt es ein mehr kameradschaftliches Verhältnis; dann aber kommt es auch hier zu einem geschlechtlichen Verkehr. Bald muß sie feststellen, daß er nicht ohne Folgen geblieben ist und von nun an ist in ihrem Leben nichts anderes mehr als Jammer, Kummer, rohe Vergewaltigung und Knechtschaft zu verzeichnen. Sie selbst sähe dem Kind mit Freuden entgegen, wenn ihr auch etwas von der Verantwortlichkeit der Mutterschaft bangt, aber der brutale Kerl, dem sie sich hingegeben hat, bedroht sie auf die schrecklichste Weise, wenn sie die Frucht ihres unerlaubten Verkehrs nicht vernichte. Aus Furcht gibt sie vor, ihm zu willfahren und muß darum vor ihm und aller Welt ihren Zustand verbergen. An einem Sonntag Morgen bringt sie ein totgeborenes Kind zur Welt; sie könnte es mit Leichtigkeit auf die Seite schaffen, aber die leidenschaftliche Zärtlichkeit, die für das trotz Kummer und wahnsinniger Angst doch ersehnten Kindes in ihr erwacht ist, trägt sich nun auf die kleine Leiche über, von der sie sich nicht zu trennen vermag. Etwa zwei Monate lebt sie dieses heimliche Leben mit dem toten Kind, das sie in einem Schopf verborgen hat und nach dem sie immer und immer wieder sieht, wie nach einem kostbaren Schatz. Endlich führt sie selbst halb absichtlich die Entdeckung herbei, sie kommt vor Gericht und wird zu drei Monaten Gefängnis verurteilt. Nach dem Gefängnis beginnt wieder eine Zeit des Herumziehens und Wechselns von Arbeitsplatz und Kostort, und vor allem gerät das Mädchen jetzt erst recht in die Gewalt der

wüstesten Gesellen. An einem schlechten Kostorte ist es ganz der rohen Gier und den schlimmsten Mißhandlungen betrunkener Hausgenossen ausgesetzt. Zwar lernt sie einen Mann kennen, der ein tieferes Wohlgefallen an ihr findet und ihr die Ehe verspricht, „auch wenn ihr Verkehr Folgen habe!“ Sie will aber von einer Ehe nichts wissen, so lange er vom Trinken nicht lasse und sogar als sie schon merkt, daß sie ein Kind erwartet, sagt sie ihm, er solle nicht mehr kommen, „sie wolle das Kind lieber allein haben, wenn er doch immer nur so fortfahre.“ Mit Freuden konstatiert sie dann, daß ihre Festigkeit nützt und er, um sie zur Frau zu gewinnen, von seinem Trinken läßt. Nun sparen sie gemeinsam auf den neuen Haushalt und auf das erwartete Kind hin; hart ist das Los des Mädchens auch jetzt, wo es trotz körperlicher Leiden und vollständiger Erschöpfung tagsüber die Arbeit in der Fabrik verrichten muß und Abends dem Manne ausgeliefert ist, dem es keinen Widerstand zu leisten vermag. Aber die schlimmste Qual steht ihm noch bevor; allmählich geht ihm die Erkenntnis auf, daß das Kind früher als es erwartet wurde, eintreffen wird, und somit nicht das Kind des Verlobten sein könne. Die Entdeckung ist umso entsetzlicher, als der Verlobte, durch Sticheleien von Kameraden aufmerksam gemacht, ihr mit Selbstmord und allen möglichen Schrecknissen droht, wenn es sich herausstellen sollte, daß sie nicht sein Kind erwarte. Wenige Tage vor der Hochzeit gebiert sie das Kind, wieder ganz allein ohne allen Beistand und wieder muß sie die Geburt verheimlichen. Auch dieses Kind kommt tot zur Welt und wieder muß die Unglückliche den ganzen Schatz ihrer mütterlichen Liebe und Zärtlichkeit an eine kleine Leiche verschwenden. Welche Mutter, die ein lebendes Kind an ihre Brust hat drücken dürfen, wird nicht von Mitleid erfaßt für sie, die das tote Kindlein heimlich unter der Decke an ihre Brust legt und deren erster Gedanke sein Erwachen ist, ob doch auch das Kindlein noch da sei, das Kindlein, das sie ihr mühsam errungenes Lebensglück, ihr Heim kosten wird. Denn natürlich kann sie auf die Dauer das Geschehene nicht verheimlichen und die hilflose Angst vor der sicheren Entdeckung der wahren Tatsache begleitet sie von der ersten Stunde an in die Ehe und verdirbt ihr die paar wenigen Monate, in denen sie sich einmal einer freundlicheren, geordneten Häuslichkeit freuen könnte. Als der Mann zuletzt auf eine ärztliche Untersuchung dringt, steigert sich diese Seelenqual zu einem solchen Grade, daß eine Internierung ins Irrenhaus nötig wird. Dort findet die junge Frau langsam ihr seelisches Gleichgewicht wieder und dort ist es auch, wo sie auf Anraten des Arztes ihr schweres Lebensschicksal niederschreibt, dieses Schicksal, in dem sich alle Liebe in Leid und Bitternis verwandelt. Die Liebe zur Mutter kostet sie den Verzicht auf die erste Jugendliebe; die Liebe zum Mann bringt sie in das elende, schmähliche Abhängigkeitsverhältnis, in dem sie aus Furcht vor seiner Ungnade wider besseres Wissen und Gewissen die Wahrheit verbirgt: die Liebe zu den unter tausend Aengsten

und Nöten mit banger Freude erwarteten Kindern muß sich in heimlichem, scheuem Betrachten und Liebkosen der kleinen Leichen Genüge tun. Wohl kann man, wenn man will, von einer Schuld reden, die all das Unglück auf sie herab beschworen hat; aber ich glaube, daß niemand sich dem Eindruck entziehen kann, wie viel schwerere Schuld an ihr begangen worden ist. Die Alkoholseuche, die sozialen Verhältnisse, vor allem aber die ungleiche Stellung von Mann und Frau, sind viel mehr als die eigene Schuld die Faktoren, die in diesem Lebensdrama zur Katastrophe führen.

Clara Ragaz.

---

# „Mit Kirchengeschichte, was hab ich zu schaffen?"

So hat bekanntlich Goethe ausgerufen. Der von seinem Geiste stark beeinflußte Jenenser Kirchenhistoriker Hase hat ein halbes Jahrhundert später im Vorwort zu sein'er großen Kirchengeschichte geschrieben: „Wir gehen einer Zeit entgegen, in der man die Kirchengeschichte zur allgemeinen höhern Bildung rechnen wird." Dieses Wort hat unser Zürcher Kirchenhistoriker Professor Walther Köhler an die Spitze seiner Antrittsvorlesung gestellt. Diese ist inzwischen als Broschüre erschienen*) und ist in der Tat geeignet, dem Laien zu zeigen, wie hochinteressant diese Wissenschaft ist, deren Name schon manchen erschreckt, und wie eigentlich alle Grundfragen unseres Geisteslebens mit ihr aufs Engste zusammenhängen. Jeder Leser dieser geistvollen, schön geschriebenen, von umfassender Gelehrsamkeit zeugenden und doch in der Hauptsache für jeden Gebildeten verständlichen Schrift wird denn auch den Eindruck haben, daß Kirchengeschichte, in diesem Sinne vorgetragen, eine sehr interessante Sache sein müßte. Sie sei denn auch nicht bloß den Theologen, sondern auch den Historikern und Philosophen unter unsern Lesern warm empfohlen. Nicht nur berührt der Text eine Fülle von Problemen und Gesichtspunkten, sondern es kommt dazu noch eine in Anmerkungen untergebrachte, sehr reiche Fracht von Gelehrsamkeit und anregender Diskussion.

Die Neuen Wege wollen kein Theologenblatt, überhaupt keine wissenschaftliche Zeitschrift im engeren Sinne des Wortes sein. Darum muß ich es mir versagen, an dieser Stelle mit dem Verfasser auf eine ausführliche Diskussion über die Hauptthese seiner Schrift einzutreten. Nur einige Andeutungen darf ich mir wohl erlauben. Es ist des Verfassers Bemühen, gegen die in der Kirchengeschichte wie in der

*) Idee und Persönlichkeit in der Kirchengeschichte. Tübingen. J. B. C. Mohr. 1910. Preis 2 Mark.

sonstigen Geschichtswissenschaft lange vorherrschende starke, ja ausschließliche Betonung der schöpferischen großen Persönlichkeit als geschichtsbildender Macht das ihr ebenbürtige Recht der sogenannten Idee zu verteidigen. Ich stehe darin insofern auf seiner Seite, als auch ich diesen Carlyle-Treitschkeschen Heroenkultus für eine starke Einseitigkeit halte und gegenüber einer atomisierenden Geschichtsauffassung, für die die Geschichte mehr oder weniger chaotisch und willkürlich aussieht, eine mehr geschichtsphilosophisch, besser: spekulativ orientierte, großzügigere Auffassung der Geschichte wünschte, eine Auffassung, die wirklich ein wenig von dem Hegelschen Worte inspiriert wäre, daß alles Wirkliche vernünftig sei. Wenn man das „Rückgang auf Hegel" nennen will, so mache ich diesen mit und habe diese Auffassung schon lange vertreten. Aber es ist mir sehr fraglich, ob man das Rückkehr zu Hegel nennen darf. Das Charakteristische des Hegelschen Systems zum Unterschied von anderen, verwandten, ist doch wohl sein Intellektualismus (Logismus) d. h. seine Grundüberzeugung, daß der ganze Weltprozeß zu verstehen sei nach Analogie eines seinen Sinn allmählich erschließenden Begriffes. Der Intellekt, die Logik („das logische Sein") ist die Substanz der Dinge und wenn man Wahrheit haben will, so muß man sie in logische Formen fassen. Nur was logisch geklärt ist, ist wahr, ist wirklich, es gibt nichts Irrationelles. Die Weltentwicklung ist ein dialektischer Prozeß, der mit logischer Notwendigkeit sich vollzieht. Die Tat einer schöpferischen Persönlichkeit spielt hier keine wesentliche Rolle, die Persönlichkeit ist nur Symbol oder Konzentrationspunkt der Idee, nicht eine eigene, rationell unableitbare, also irrationelle Wirklichkeit und selbstschöpferische Kraft. Das ist der Sinn der „Idee", wie er in der Geschichte des spekulativen religiösen Denkens uns entgegentritt. Nur so gefaßt, tritt sie in Gegensatz zur Persönlichkeit. Diese hinwieder ist das letzte Wort einer sittlichen Weltanschauung, die nicht in einem logischen Prozeß, sondern in der Tat das letzte Wort der Weltentwicklung, also auf der Geschichte, findet. Diese zwei Denkweisen ringen mit einander von alters her und dieser Ringkampf macht vielleicht den bedeutsamsten Teil der Geschichte des Denkens aus. Da muß man sich nun auf die eine oder andere Seite stellen: Entweder — Oder, entweder Idee oder Persönlichkeit!

Das tut Köhler nicht. Er sagt: Sowohl Idee, als auch Persönlichkeit. Aber dann macht er entweder den Versuch, zwei sich völlig widersprechende Denkweisen zu vereinigen oder er versteht den Begriff „Idee" in einem andern, als dem oben bezeichneten Sinne. Das Letztere ist nun wirklich der Fall. Köhler versteht unter der „Idee" einmal gewisse konstante Ausdrucksformen des religiösen Lebens, die zu allen Zeiten wiederkehren, sodann gewisse „Ideen" d. h. Bestrebungen, die immer wieder die Geister fesseln und deren Träger große Persönlichkeiten werden. Aber so wird das Problem verschoben. Auch wer die Persönlichkeit als die zentrale schöpferische Macht der Geschichte

betrachtet, leugnet nicht, daß diese sich gewisser schon vorhandener Ausdrucksformen bedient, ebensowenig, daß gewisse Bestrebungen stets von neuem durch große Geister aufgenommen, daß diese davon ergriffen werden. Aber sie versteht diesen Tatbestand nicht so, als ob diese Großen nun von einer intellektuellen Wahrheit erfaßt würden, sondern so, daß sie ein praktisches Ziel wollen (z. B. das Gottesreich), also vom Willen her bewegt werden. Dieses Ziel kann man freilich „Idee" nennen, aber das ist dann eben nicht mehr Hegelsche Art. „Idee" ist dann nur die intellektuelle Fassung einer Willenssache, einer praktischen Bewegung, und die Macht, von der sie ergriffen sind, ist der schaffende persönliche Gott. Köhler aber möchte doch auch wieder etwas Anderes. Er ist doch ein wenig durch Hegelschen Wein berauscht. Seine Hoffnung ist, daß es gelinge, die religiöse Wahrheit von der Geschichte unabhängig zu machen dadurch, daß sie auf eine aus den Tiefen der Vernunft stammende, rationale oder spekulative Konstruktion gegründet würde, also auf die „Idee" im Sinne des spekulativen Intellektualismus. Dann ist er freilich auf einen andern Boden getreten, dann aber geht es nicht an, der Persönlichkeit ein so großes Recht zuzubilligen, wie er es tut, und zu sagen: „Persönlichkeiten machen die Geschichte." (S. 44). Köhler muß sich zu einem Entweder — Oder entschließen. Entweder Kant und Fichte — oder Hegel. So will er Beide verbinden und kommt ins Unklare hinein. Er ist Intellektualist und kann darum eine Argumentation, wie ich sie in meinen Aufsätzen über „Der Kampf um Jesus Christus" anwende, nicht in ihrem wahren Sinne verstehen, und doch ist er zu sehr Realist und moderner Mensch, um die Rolle der Persönlichkeit in der Geschichte zu übersehen. Daher sein Schwanken zwischen zwei verschiedenen Denkweisen.

Aber freilich ist dies nun kein schwerer Vorwurf. Denn es handelt sich hier, wie schon angedeutet worden ist, um einen uralten Gegensatz, den tiefsten vielleicht, den es gibt: Was ist die wahre Wirklichkeit; das Sein oder das Sollen, der Begriff oder die Tat, die Sache oder die Person, die Idee oder die Geschichte, Christus oder Jesus, das Prinzip oder die Persönlichkeit? Ich für meine Person stelle mich entschlossen auf die zweite Seite dieses Gegensatzes und tue das, weil mir nur so eine sittliche Weltanschauung möglich scheint. Ich glaube, daß die Substanz der Dinge irrationell ist (nicht unvernünftig!), nicht in die Formen der Logik zu fassen, daß Anfang und Ende der Dinge die Tat ist, daß es also eine wirkliche Geschichte gibt und in ihr Freiheit und Schuld, nicht bloß logisch notwendige Entwicklung, und daß die Persönlichkeit, in der die schöpferische Tat sich konzentriert, das Zentrum der Geschichte ist, und die „Idee" nur die intellektuelle Form, worin wir nachträglich eine Wirklichkeit fassen, die in ihrem Kerne als Willen und Tat verstanden werden muß.

Diese meine eigene Auffassung kann ich freilich hier nicht begründen. Ich sage nur: man muß zwischen ihr und ihrem Gegenteil

wählen, prinzipiell wenigstens. Nachdem man sich entschieden hat, mag man, ja muß man allerdings versuchen, das teilweise Recht des Gegners zu Ehren zu bringen. Mir ist es nicht zweifelhaft, welches der künftige Weg des Denkens sein wird: er wird nicht zu Hegel zurück führen, sondern zu Kant und Fichte und von ihnen weiter vorwärts, aber auf ihrer Bahn.

Der Leser sieht, wie wertvoll die Schrift von Köhler ist. Denn das ist doch wohl der Maßstab für den Wert einer Schrift, daß sie ernsthaft und lebhaft zu denken gibt. L. Ragaz.

---

# Was kostet der Frühstücksweck?

Wenn der Zentner Mehl so und so viel Gulden kostet, und zu einem Weck so und so viel Lot Mehl verwendet werden — was kostet dann der Kreuzerweck? So frug man früher wohl im Spaß nnd freute sich, wenn der Gefragte ernsthaft die Sache auszurechnen begann.

Was kostet ein Weck — ein frischgebackener, knuspriger Frühstücksweck? Die Frage ist nicht so leicht zu lösen, wie es scheint, und hat mir schon manches Kopfzerbrechen verursacht.

In den letzten Jahren hatte ich Gelegenheit, nähere Bekanntschaft mit Lehrlingen der verschiedensten Handwerke zu machen — Schreiner, Schlosser, Schneider, Schuster, Bäcker, Metzger — u. s. w. Die meisten noch halbe Kinder, klein und schmächtig, aber doch schon voll Zuversicht in die Zukunft blickend, mit jugendlicher Sicherheit über die Ereignisse der Gegenwart urteilend. Es ist eine Freude, die frischen Buben zu hören und zu sehen, und das Leben, das viele von ihnen führen, ist trotz schwerer Arbeit doch reich an schönen und freudigen Stunden. In unserer Zeit wird der Jugend ja so viel Gelegenheit geboten, die freie Zeit in fröhlichem Verkehr mit Altersgenossen zu verbringen und dabei Gesundheit und Geist zu fördern. Lehrlingsheime und Jugendvereine öffnen ihre Pforten, und wenn man einen Blick hineinwirft in das heitere Treiben, so muß man sich mitfreuen. Da wird gelesen aus dem reichen Bücherschatz der Bibliothek, gute Vorträge werden geboten, Turnunterricht, Chorgesang, Spiele und Beschäftigungen aller Art füllen die Abende aus, und bei den Vorständen dieser Vereine finden die jungen Leute jederzeit teilnehmendes Eingehen auf ihre Fragen, Rat in ihren Angelegenheiten. Im Sommer werden die Abendstunden oft im Garten verbracht, der dem jeweiligen Verein gehört, und die Sonntage zu einem gemeinsamen Ausflug benützt. Bei dem fröhlichen Verkehr der Lehrlinge untereinander wird manche Freundschaft fürs Leben geknüpft und durch die nähere Bekanntschaft mit Angehörigen anderer Berufe und Handwerker wird der Blick und das Verständnis erweitert. Wenn dann der Feierabend in heiterer Gemeinschaft verflossen ist, schläft sich's doppelt so gut, um am nächsten Morgen wieder frisch an die Arbeit zu gehen.

Leider aber sind viele junge Burschen durch die Art ihres Berufes von vornherein von solchen, Leib und Seele fördernden Genüssen ausgeschlossen, so u. a. die Bäcker.

Wenn anderen Lehrlingen nach fleißig vollbrachtem Tagewerk der Feierabend winkt — dann fängt bei ihnen die Arbeit erst an. Nur die Abende der Woche, an denen sie die Fortbildungsschule besuchen müssen, beginnt ihr Tagewerk — oder richtiger „Nachtwerk" — später. Da wird dann Teig gemacht und geknetet, Brot, Wecken, Bretzeln geformt und gebacken in der dumpfen, heißen Luft der Backstube, dann noch aufgeräumt, geputzt; das Brot in den Laden geschafft und auch zur Kundschaft ausgetragen. Ein Bäckerbüble, ein lieber, kleiner Kerl, der meinte, als ich ihn über die Nachtarbeit frug — im Winter sei es doch meist auch am Tag

dunkel, und im Sommer, da sei auch die Nacht ein bisle hell; der genügsame Kleine gab aber doch zu: das Brotaustragen, darauf freue er sich während der ganzen Arbeit, das sei gar so schön, wenn er aus der dumpfigen Backstube in die klare Morgenluft hinaustrete, die Sonne scheine und die Vögelein singen: da vergesse er die ganze Arbeit der Nacht!

Wenn die übrige Menschheit mit frischen Kräften fröhlich an die Arbeit geht, dann kommt für die Bäcker die Ruhezeit. Bei hellichtem Tage schlafen ist aber nicht so leicht, wie man meinen könnte. Eine Bäckerstochter hat mir erzählt, welche Mühe ihr Vater oft mit den Lehrbuben gehabt hätte, bis sie sich ordentlich ins Bett legten, statt, wie sie es lieber wollten, sich nur müde herumzuräkeln. Auch den Sonntag braucht der Bäcker zur Ruhe — kein Frühspaziergang in den knospenden Wald, kein fröhliches Spiel im Freien, ebenso wenig, wie der anregende und erheiternde Feierabend am Werktag ist ihm erreichbar. Kein Wunder, daß die Bäcker nicht im Rufe stehen, geistig rege und vielseitige Menschen zu sein. Schon bei Bäckerlehrlingen, die ich im Spital kennen lernte, habe ich es zu meinem Leidwesen beobachtet, daß sie viel seltener nach einem Buch oder einer Beschäftigung verlangen, als ihre Kameraden, die anderen Berufen angehören. Und wenn ich über dieses alles nachdenke, schmeckt mir mein frischer Wecken zum Frühkaffee gar nimmer so recht, und ich denke, ein Stück Brot, das bei Tageslicht und vor Feierabend hergestellt wäre, würde mir besser munden. Ich muß dann unwillkürlich denken, wenn alle die Menschen, denen ohne ihren frischen knusprigen Frühstückswecken die ganze Morgenstimmung verdorben ist, einmal einen Blick in das Leben und Treiben der Bäckerzunft werfen könnten — und damit auch auf die Entbehrungen, denen die Lehrlinge unterworfen sind in eben dem Alter, wo Körper und Geist am schonungsbedürftigsten sind und zugleich am empfänglichsten für das Heitere, Gute und Schöne — dann würden diese Menschen vielleicht auch die Sache anders ansehen und die Frage erwägen: was kostet ein Weck — was kostet er den jungen Menschen, die eben so wie die andern ein Anrecht haben an die Möglichkeit, die Freizeit zu benutzen, um mit Altersgenossen zu verkehren, fröhlich zu sein und sich weiterzubilden? — Was kostet der Weck?

O. von Adelung.

---

# Rundschau.

**Der weibliche Pfarrer.** Es ist also Ereignis geworden: ein weiblicher Pfarrer ist auf einer schweizerischen Kanzel gestanden, meines Wissens zum ersten Male. Am 23. Juli hielt Fräulein Gertrud v. Petzold in der Kreuzkirche zu Zürich eine Abendpredigt.*) Es hatten sich dazu trotz der Ferien und der großen Hitze eine beträchtliche Zahl von Zuhörern eingefunden, die diesen geschichtlichen Moment nicht versäumen wollten. Das Ueberraschende war wohl für Viele, daß es gar nicht als etwas so Besonderes erschien, eine Frau auf der Kanzel zu sehen, sondern als eine ganz natürliche Sache. Der Schreiber dieser Zeilen hatte freilich Fräulein von Petzold schon früher einmal predigen hören, aber in einem ganz andern Milieu, und so war es ihm doch auffallend, wie wenig ihm die Frau auf der Kanzel als Sensation erschien. Kommt dies wohl daher, daß wir allmählich gegen das Neue stumpf geworden sind, weil wir zuviel davon erleben? Nach dem lenkbaren Luftschiff kommt der Flieger, nach dem Flieger — der weibliche

*) Ebenso am 30. Juli in der Pauluskirche in Basel.

Pfarrer! Oder fällt uns die Frau auf der Kanzel weniger auf, weil wir an öffentlich redende Frauen nun schon gewöhnt sind und die Kanzel nicht mehr von jener priesterlichen Unnahbarkeit umgeben ist, wie einst?

Ich für meine Person freue mich dieser Eroberung der Kanzel durch das weibliche Geschlecht. Es ist die Rückeroberung des alten priesterlichen Rechtes der Frau. Mir scheint, man könne dagegen noch viel weniger etwas einwenden, als gegen das kirchliche und politische Stimm- und Wahlrecht der Frau. Wir dürfen hoffen, daß davon Segen und Kraft der Erneuerung auf die Kirche ausgehen werde.

Freilich wird das nur unter bestimmten Bedingungen geschehen. Die erste und wichtigste derselben scheint mir zu sein, daß die Frau auch als Pfarrer *Frau* sei, d. h. daß sie nicht bewußt oder unbewußt eine Nachahmerin des Mannes werde, sondern uns von der Kanzel aus das biete, was gerade eine Frau geben kann, zum Unterschied vom Manne. Denn das allein verleiht dem weiblichen Pfarrer sein Existenzrecht. Nichts wäre bedauerlicher und der Sache der Frau, aber auch der Kirche und dem Pfarramt, schädlicher, als wenn die Frau als Pfarrer, um ja nicht als minderwertig gegenüber dem Manne zu erscheinen, die Fehler repetieren wollte, die wir Männer nun glücklich abgelegt haben oder an uns selbst bekämpfen, wenn sie meinte, sich recht „modern" oder „liberal" gebärden, ihre theologische Gelehrsamkeit entfalten zu müssen, um ihren Wert zu zeigen. Gerade von solchen Dingen sollten die Frauen uns vielmehr befreien helfen. Höchst beklagenswert wäre auch, wenn vielleicht durch Schuld solcher Frauen eine falsche Konkurrenz zwischen männlichen und weiblichen Pfarrern aufkäme, weil sie sich nicht begnügten, durch ihr Wirken die Ebenbürtigkeit mit dem Manne zu beweisen, sondern sich darauf verlegten, ihm mehr oder weniger zart anzudeuten, daß sie ihm in allen Stücken *überlegen* seien. Ein starker Rückschlag wäre die Folge. Die Sache wäre rasch unheilbar kompromittiert. Es ist dringend zu wünschen, daß als Pioniere nur *berufene* Frauen auftreten, nur solche, die auch etwas zu sagen haben, solche, bei denen das Bewußtsein einer großen und ernsten Sache alle eitle Menschlichkeit besiegt hat. Diese Pioniere haben viel Weisheit und viel Frömmigkeit nötig, mehr als der männliche Durchschnittspfarrer. Denn die Frau als Pfarrer wird für lange Zeit einer äußerst scharfen Kritik ausgesetzt sein und zwar gerade von weiblicher Seite her. Und — *das Pfarramt hat seine großen Gefahren, sittliche* Gefahren vor allem, Gefahren für den Mann und erst recht für die Frau! Das möge nicht vergessen werden.

Damit habe ich schon angedeutet, daß ich es nicht für eitel Freude halte, wenn die Frauen Pfarrer werden. Es wird für die feineren Frauen eine sehr schwere Aufgabe sein; sie werden sich oft genug daran aufreiben. Die größere Sensitivität der Frau wird all den Nöten des Pfarramtes, den von außen und den noch schwereren von innen kommenden, noch mehr Zugang zum Herzen eröffnen als die

Natur des durchschnittlichen Mannes Auch darum ist zu wünschen, daß nur berufene kommen. Ein weiblicher Zudrang zum Pfarramt wäre also schwerlich von Gutem. Man soll der Frau auch diesen Weg öffnen, aber in der Erwartung, daß nur solche ihn gehen, die darauf von innen her gedrängt werden. Ein geistliches Handwerkertum der Frau hätte so wenig Wert als ein männliches. Es ist deßhalb auch die Meinung zu bekämpfen, als ob eine Frau nur als Pfarrerin ihren Beitrag an den Aufbau des religiösen Lebens leisten könnte. Das ist m. E. katholisch gedacht und entspricht auch den Verhältnissen nicht. Abgesehen von der häuslichen Priesterschaft, die der Frau offen steht und die sie leider wenig genug ausübt, kann sie als Schriftstellerin, Lehrerin, Rednerin an allerlei Versammlungen zu Worte kommen. Und schließlich dienen wir alle Gott wohl noch besser durch Schweigen als durch Reden.

Kurz, es ist eine schöne Sache um das weibliche Pfarramt, aber auch eine ernste und schwierige Sache. Mögen die Frauen, die diesen Weg gehen, sich dessen bewußt sein. Nur dann bedeutet die Eroberung der Kanzel durch die Frau einen Fortschritt der Sache Gottes und des Menschen, dann aber gewiß! L. Ragaz.

**Nochmals zum Fall Jatho.** In unserer letzten Nummer schrieb Professor Ragaz, daß sich die Führer des kirchlichen Liberalismus in Deutschland zu einem Bruch mit ihrer Kirche, zum Teil aus Respekt vor dem Staatskirchentum, nicht entschließen können. Es wäre über die Motive, die sie trotz allem an der Kirche festhalten, allerlei zu sagen; doch will ich mich darüber nicht verbreiten. Aber es dürfte die Leser interessieren, daß eine Vertrauensmänner-Versammlung der Freunde der „Christlichen Welt" über die Konsequenzen aus dem Fall Jatho beraten, das Staatskirchentum als den Feind erkannt und folgenden Antrag an ihre Mitgliederversammlung beschlossen hat:

„Die Amtsentsetzung des Pfarrers Jatho durch das Spruchkollegium der Preußischen Landeskirche hat die Aufgabe, die das von Gott gesegnete Wirken dieses Mannes der evangelischen Kirche gestellt hat, nicht erledigt. Sie hat vielmehr nur die Unhaltbarkeit unsrer religionspolitischen Lage aufs neue und besonders deutlich offenbart, — auf die bereits die neueren Vorgänge in der Römischen Kirche, die anhaltenden Beschwerden von Dissidenten und Juden, die verschärften Streitigkeiten um den Religionsunterricht in der Schule, die Austrittsbewegung, die Gemeinschaftsbewegung und die tiefe Beunruhigung aufrichtig altgläubiger Kreise hingewiesen haben.

Der Ruf nach „Trennung von Staat und Kirche" wird laut und lauter.

Zur Herbeiführung erträglicher Zustände fordern wir:

1. Die Entstaatlichung der Kirchen, die volle Zurückziehung der Staatsgewalt und der landesherrlichen Gewalt aus den religiösen Kämpfen der Gegenwart. Eine Einheit und eine Norm in Lehre und Gottesdienst innerhalb einer Religionsgesellschaft zu erhalten, ist nicht Aufgabe des Staates, noch darf es von dem Landesherrn erwartet oder unternommen werden.

Zugleich damit fordern wir:

2. eine grundsätzliche Reform der Verfassung der evangelischen Landeskirchen, dahin daß

deren gemeinsame Aufgabe und Gewalt auf die äußere Fürsorge für Erhaltung und Förderung kirchlicher Aemter und Einrichtungen beschränkt,

das Recht der Einzelgemeinde, über die Bekenntnisverpflichtung ihrer Geistlichen und über Ordnung ihres Gottesdienstes zu befinden, erweitert,

das Recht der Minderheiten, gleichviel welcher Richtung, gesetzlich festgestellt,

die kirchlichen Vertretungen durch ein freies Wahlverfahren zu Ansehen gebracht werden.

Wir hoffen für diese Forderungen auf die Zustimmung allerweitester Kreise unsres Volkes, auch außerhalb unsrer näheren Freunde und Gesinnungsgenossen, ja auch außerhalb der Glieder unsrer evangelischen Kirche, und bitten, mit uns auf dies Ziel hin ernstlich zu arbeiten."

Es ist bemerkenswert, daß bisherige Freunde der Staatskirche wie Professor Baumgarten, Pfarrer Foerster in Frankfurt in dieser Richtung arbeiten. Auch Professor Tröltsch schreibt in Nr. 29 der „Christlichen Welt" sehr temperamentvoll und interessant im selben Sinne. Er betont, daß Gewissensfreiheit nicht nur im Staat (die läßt in Deutschland ja auch noch zu wünschen übrig), sondern auch in der Kirche nach schweizerischem Muster, der gebotene Weg sei. Wenn die Freunde der „Christlichen Welt" kraftvoll ihre Parole geltend zu machen wissen, dann wird die Absetzung Jathos keine bloße Episode, kein Ende, sondern ein Anfang sein. L.

**Der Fall Stier.** Kaum hat sich die erste Aufregung über den Fall Jatho einigermaßen gelegt, so dringt ein neuer Fall in die Oeffentlichkeit, der recht eigentlich geeignet ist, als Probe auf das zu dienen, was Prof. Ragaz über den Fall Jatho gesagt hat. Es handelt sich hier nämlich nicht um dogmatische Differenzen, sondern um eine praktische Frage. In dem Dorfe Motzen im Kreis Teltow (Umgebung von Berlin) steigt infolge der Anlegung eines Schießplatzes in der Nähe der Boden rasch im Preise, und natürlich sind sofort Spekulanten auf der Stelle, welche den Motzener Bauern das Land billig abkaufen, um es bald mit großem Gewinne wieder loszuschlagen. Pfarrer Stier in Motzen bemüht sich, der Gemeinde einen Anteil an diesen Profiten wieder zufließen zu lassen und petitioniert an die Behörden um Gewährung der Wertzuwachssteuer, die nach den bestehenden Gesetzen mit behördlicher Bewilligung kann eingeführt werden. Der zuständige Landrat von Achenbach verschleppt die Angelegenheit, bis es zu spät ist. Darauf kocht Pfarrer Stiers Zorn über und er beschuldigt den Landrat der Verschleppung und der Bodenspekulation. Der Staatsanwalt war für eine Verfolgung von Stier wegen Beamtenbeleidigung nicht zu haben. Dafür die vorgesetze Kirchenbehörde, das königliche Konsistorium. Sie hat die Disziplinaruntersuchung mit dem Zweck der Amtsentsetzung gegen Pfarrer Stier eingeleitet, da er sich durch sein Auftreten in dieser Angelegenheit der Achtung, des Ansehens und des Vertrauens, welche sein Beruf erfordern, unwürdig gezeigt habe; er habe sich als unkluger, nicht umsichtiger Politiker erwiesen. Das Schönste aber ist, daß ihm das Konsistorium verboten hat, seine Sache durch Zeitungsartikel oder persönliches Auftreten in der Oeffentlichkeit weiter zu verfolgen. Pfarrer Kötzschke, einer der seinerzeit wegen Beteiligung an der Naumannschen Bewegung aus dem Pfarramt Geschiedenen, war als Zeuge in die Sache verwickelt und hat sie ausgebracht. Selbst bei der Annahme, daß Pfarrer Stier seine Sache ungeschickt angefaßt habe, was durchaus nicht erwiesen ist, *bleibt dieser Fall zum mindesten so empörend wie der Fall Jatho.* Stier hat doch sicher das Beste seiner Gemeinde gewollt und hat gegen den Staatsbeamten Rückgrat gezeigt *Dafür belangt ihn nun ausgerechnet seine Kirchenbehörde.* Das Schweigegebot redet laut für das schlechte Gewissen des Konsistoriums. Könnte dem Vorwurf, die Kirche sei eine Schutzmacht des Mammons, besser Nahrung zugeführt werden, als durch diesen Fall Stier? Der Apparat der Protestkundgebungen ist ja freilich erst in Funktion gesetzt worden; aber wenn sich jetzt kein Sturm der Entrüstung über diesen neuen unerhörten Fall, *gegen diese praktische Verleugnung des Christentums* erhebt, so gebe ich auf den ganzen Sturm gegen das Spruchgericht gar nichts. Wenn aber der Fall dazu hilft, der Trennung der Kirche vom Staat weitern Boden zu bereiten, wenn er manchen Leuten die Augen öffnet über die Erniedrigung der Kirche, über die traurige soziale Rolle, zu der sie nach dem Willen Vieler verurteilt bleiben soll, so ist er doch nicht ganz umsonst. L.

---

*Redaktion:* Liz. **R. Liechtenhan**, Pfarrer in Basel; **L. Ragaz**, Professor in Zürich. — *Manuskripte* sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — *Druck und Expedition* von **R. G. Zbinden** in Basel.




# Christentum und Vaterland.*)

Wenn wir mit einander über das Verhältnis von Christentum und Vaterland reden wollen, so kann es sich nicht darum handeln, daß wir allerlei Tiefes und Schönes aussprechen, was darüber zu sagen wäre, etwa jene Gedanken, die den Inhalt der Bettagspredigt zu bilden pflegen. Diese verstehen sich für uns von selbst oder mögen ein andermal ausgesprochen werden. Uns beschäftigt das Problem, das in diesem Verhältnis liegt, das religiöse und das patriotische Problem, das uns schon lange drückt und wohl mit jedem Jahr akuter werden wird.

I.

Ich darf gewiß voraussetzen, daß dieses Problem Ihnen Allen in der Hauptsache bekannt sei und will es darum nur so weit skizzieren, als zur Verständigung notwendig ist.

Was für Faktoren sind es denn, die die alte schöne und friedliche Verbindung von Religion und Patriotismus, die für unser Volkswesen so charakteristische, zersetzt haben und wohl noch weiter zersetzen werden? Es sind einige neue Tatsachen und damit zusammenhängende Theorien oder Stimmungen, die das bewirkt haben. Wir bezeichnen sie wohl am besten, wenn wir sie in das Wort „Internationalismus“ zusammenfassen, trotzdem es, wie ich sofort zeigen werde, nicht weit und tief genug reicht. Der Internationalismus ist, wie wir Alle wissen, nicht etwa bloß eine von den Sozialdemokraten aufgebrachte Theorie, eine Ausgeburt der „vaterlandslosen Gesinnung“, von der auch bei uns schon die Festredner phantasieren, er ist vielmehr die durch die ganze neuere Entwicklung des geistigen und materiellen Weltverkehrs geschaffene Situation, der sich die bürgerliche Welt so wenig entziehen kann, wie die proletarische. Kapitalismus und Sozialismus sind internationale Zwillingsbrüder, oder Stiefbrüder, wenn Sie lieber wollen. Beide sind auch in dieser Beziehung das notwendige Produkt der heutigen Situation. Bewegungen aber, die durch die ganze

*) Vortrag, gehalten an der religiös-sozialen Konferenz in Bern, Oktober 1910.

Welt gehen, müssen die nationalen Schranken sprengen. Keiner von uns kann diesen Tatsachen ausweichen. Es mag Einer ein noch so glühender Patriot sein, sobald er einen Eisenbahnzug besteigt oder in seiner Zeitung von Indien oder Japan liest — und das tut er ja fast täglich — bejaht er den Internationalismus. Er ist die Atmosphäre, in der wir heute Alle leben, nur die Einen bewußter als die Andern. Aber freilich, akut wird das dadurch geschaffene Problem vorwiegend durch den Sozialismus, in concreto die Sozialdemokratie. Nun ist es zwar entweder Unwissenheit oder auch bloße Parteitaktik, wenn der sozialdemokratischen Arbeiterschaft schlankweg Mangel an nationalem Sinn vorgeworfen wird; es ist vielmehr zu betonen, daß der einfache Mann von Natur weniger international ist, als der Gebildete, daß er an der Scholle klebt, wenn er eine solche sein eigen nennt; aber auf der andern Seite ist freilich zuzugeben, einmal, daß der Proletarier sich in den heutigen Vaterländern vielfach noch wurzellos und minderen Rechtes vorkommt — sicher nicht ohne Grund —, sodann, daß für ihn der Internationalismus nicht bloß eine mehr oder weniger willig angenommene Tatsache, sondern eine Art Ideal, ja ein Stück Religion ist. Denn er ist die Hoffnung, die ihn tröstet in Druck und Not der heutigen Weltzeit, er ist das neue Reich, auf das er wartet. Der Ruf, aus dem die Internationale entstand: „Proletarier aller Länder, vereinigt euch", hat für ihn gleichsam etwas von dem Klange, den einst die Losung hatte: „Das Reich Gottes ist herbeigekommen". Der Mitproletarier des fremden Volkes ist sein Bruder, sein Genosse und er fühlt sich ihm näher, als dem Angehörigen der bürgerlichen Welt im eigenen Volke. Es ist falsch, ihn darob zu schelten, denn das sind sehr natürliche und sittlich unanfechtbare Gefühle, um das Mindeste zu sagen. Es werden wohl gerade die edelsten Vertreter des Sozialismus sein, die am stärksten so fühlen.

Aber mit diesem gefühlsmäßigen, fast möchte ich sagen: religiösen Internationalismus sind wir schon über diesen Begriff, wie wir ihn gewöhnlich brauchen, hinausgekommen. Dieser ist gleichsam nur die Oberfläche einer viel tieferen Veränderung, die heute in der Menschenwelt vorgeht, einer Veränderung, die bis auf den Grund reicht und deren Tragweite noch nicht abzusehen ist. Ich möchte sie etwa so zu bezeichnen versuchen: Es ist ein neuer Sinn für den Menschen, der die alte Form des Patriotismus zersetzt. Es ist sozusagen die Leidenschaft im Verhältnis von Mensch zu Mensch an eine andere Stelle gerückt. Einst galt diese dem Bürger des gleichen Gemeinwesens und dem Stammes- und Volkesgenossen; international wurde sie höchstens etwa, wo man dem bedrängten Glaubensgenossen zu Hilfe kommen mußte; jetzt gilt sie dem Menschen als solchem. Wir haben die Entdeckung des Menschen gemacht. Wir verstehen ihn als solchen immer besser und Verstehen heißt Lieben. Natürlich sind es nur verhältnismäßig Wenige, bei denen dies Gefülh ganz stark, ja leiden-

schaftlich und dazu bewußt wird, aber als eine Unterstimmung ist es fast überall mehr oder weniger da. Diese Leidenschaft für den Menschen kann sozialistische Gestalt annehmen, Zug zum Bruder werden, nach der Weise des heiligen Franz oder Leo Tolstois, oder sie kann sich individualistisch äußern, als trotzige und pathetische Behauptung der freien Persönlichkeit, nach dem Typus Ibsens oder auch Zarathustra-Nietzsches, aber in beiden Fällen wendet sie sich leicht gegen den Staat, den Staat, von dem sie meint, daß er mit seinen Ansprüchen das Ich und den Bruder beenge oder erdrossele, den sie als eine Art Moloch empfindet, dem nicht nur die Leiber, sondern auch die Seelen der Menschen geopfert werden sollen. So entsteht der Anarchismus, ich meine: jener ideale Anarchismus eines Tolstoi oder Guyau, dem der Staat bloß der Träger des Prinzips der Gewalt oder ausbeuterischen Selbstsucht, jedenfalls des Zwanges und so des Untermenschlichen ist. Ist es nicht merkwürdig: auf der einen Seite der Sozialismus, der namentlich in früheren Tagen, aber zum guten Teil auch heute noch den Staat (allerdings den sozialistischen) als eine Art Messias betrachtet und daneben der Anarchismus, der ihn als eine Art Antichristen haßt, beide aber die bisherigen staatlichen und nationalen Lebensformen sprengend und der Politik schwere Verlegenheiten schaffend! Wie qualvoll zerrissen ist doch unsere Zeit! Aber dieser scheinbare Widerspruch führt doch auf eine Wurzel zurück: der Sozialismus, die Betonung der Solidarität, und der Anarchismus, die extreme Steigerung der Freiheitsforderung, stammen beide aus der neuen Leidenschaft für den Menschen, für sein Recht, sein Glück, seine Freiheit. Darum verfließen sie auch so oft in einander.

Aus diesem Motiv sind auch die Erscheinungen entsprungen, die Vielen unter uns als bloße Torheit, Anderen als reiner Frevel vorkommen: der Antimilitarismus und der Antipatriotismus. Die neue Leidenschaft wendet sich, wie es stets zu geschehen pflegt, gegen die alte, die ihr im Wege zu stehen scheint. Man haßt das Vaterland — wenigstens meint man es zu tun — weil man das Menschentum liebt; man empfindet jede Aeußerung des Patriotismus, jede militärische Uniform als lächerlich oder brutal. Darob entsteht auf der andern Seite starke sittliche Empörung. Solche Gesinnung erscheint als einfache Gemeinheit. Es soll auch nicht geleugnet werden, daß all diese Dinge: Anarchismus, Antimilitarismus, Antipatriotismus, zum Vorwand der Gemeinheit werden können — welche Dinge können das nicht? — noch weniger, daß sie oft törichte und verworrene Gestalt annehmen. Sie sind oft nichts anderes als Formen der Auflehnung gegen eine Gesellschaft, mit der man aus guten oder schlechten Gründen zerfallen ist. Aber trotzdem wird man besonders im Hinblick auf den sogenannten Edelanarchismus wohl sagen müssen, daß hier einfach neue Ideale auftauchen, besser: ein neues Ideal. Solche erscheinen ja in den Augen der Vertreter der alten Ideale leicht als Torheit oder Lästerung. Natür-

lich erheben sich dagegen die alten Ideale mit neuer Leidenschaft und so haben wir heute neben dem Internationalismus den Nationalismus, neben den antimilitaristischen und antipatriotischen Tendenzen eine militaristische und chauvinistische Strömung in den meisten Völkern. Der Patriotismus ist gereizt, weil er sich bedroht fühlt.

Und wie stellt sich nun unser Christentum dazu? Auf welche Seite tritt es? Wenn ich die Lage, die für uns durch die geschilderte Entwicklung geschaffen ist, kurz bezeichnen soll, so muß ich sie eine der Unbehaglichkeit und Unklarheit nennen. Man fühlt es ziemlich allgemein, daß die christliche und die patriotische Forderung sich nicht mehr in der alten Weise decken wollen. Auch unser Christentum ist von den gleichen Momenten beeinflußt, die den alten Patriotismus zersetzen. Es ist auf der einen Seite universalistischer und sozialistischer, auf der andern Seite persönlicher, subjektiver geworden. Ein tiefgreifendes Umdenken und Umfühlen hat stattgefunden. Einige von uns sind vielleicht von den neuen Hoffnungen und Stimmungen aufs stärkste bewegt; dabei aber sind sie doch wieder Patrioten, vielleicht leidenschaftliche, auch wenn der offizielle Patriotismus sie gelegentlich fast zu Vaterlandsverrätern machen möchte. So kommt ein Zwiespalt in uns hinein, der uns viel zu schaffen macht. Schauen wir aber auf die allgemeine Haltung unseres offiziellen Christentums! Hat es eine klare Stellung zu diesen Dingen? Wir fahren meistens im alten Wesen fort, machen den üblichen religiösen Patriotismus mit — aber tun wir es stets mit gutem Gewissen? Können wir mit fröhlichem Herzen und ungeteilter Seele Feldpredigten halten und hören? Ist es uns dann nicht, als ob uns die Friedensworte des Evangeliums anklagend entgegentönten, ja, kommen wir uns nicht fast als charakterlos vor? Kommt dann nicht auch zu uns die Gottesstimme, die fragt: „Was hast du hier zu schaffen?" Müssen nicht die Anhänger des Alten, die uns gern zur Stärkung ihrer Sache benutzen, und die des Neuen, die uns nur als Gegner betrachten, gleichmäßig das Gefühl haben, daß wir solche seien, die man immer haben könne wo es gelte, das zu segnen und zu weihen, was jeweilen die Mehrheit zu tun für gut halte? Ist es nicht dringend nötig, für das Christentum wie für den Patriotismus, daß wir in dieser Sache bald zu einer klaren Orientierung und charaktervollen Haltung gelangen?

## II.

Wie gewinnen wir beides? -- Fürchten Sie nicht, daß nun eine weitläufige akademische Erörterung beginne. Eine erschöpfende Beweisführung und akademisch-theologische Behandlung des Themas ist nicht Sache eines derartigen Vortrages. Es kann sich für mich nur darum handeln, das Problem in das Licht zu setzen, worin ich es sehe und Ihnen dann das Urteil zu überlassen. Ich tue das durch eine historische und eine prinzipielle Betrachtung.

Eine historische Betrachtung! Fürchten Sie auch hier nicht, daß

ich mit Adam und Eva beginne und mit Harnack, Naumann und Tolstoi schließe. Auch will ich Sie nicht mit Selbstverständlichkeiten quälen, wie etwa der: daß das Christentum ein Ziel im Auge habe, das über das Vaterland hinausreiche. Nein, ich will die Geschichte in Gegenwart zu verwandeln und mit aller Kraft, die mir zur Verfügung steht, zu zeigen versuchen, daß sich in dem Problem, das uns heute beschäftigt, eines der zentralen Probleme der Geschichte überhaupt spiegelt, daß es nur ein Ausschnitt oder eine Phase des großen Entwicklungskampfes ist, der die Menschengeschichte bewegt und zur Höhe führt.

Wenn ich parador sein wollte, so könnte ich sagen, die heutige Krise im Verhältnis von Christentum und Vaterland sei nur eine Episode im Kampfe zwischen dem christlichen und dem heidnischen Prinzip, wobei ich Sie freilich bitten müßte, das „heidnisch" ja nicht etwa als Schimpf zu betrachten.

Es ist für das Heidentum nämlich charakteristisch, daß ihm Religion und Volkstum einfach zusammenfallen. Der griechische Stadtstaat ist als solcher eine Religionsgemeinde. Die Polis*) ist des Griechen Religion. Die Gottheit ist für das Heidentum eine Wiederspiegelung des Volkstums. Mit dem Volk steigt, fällt, stirbt der Gott. Die Religion ist Patriotismus und der Patriotismus Religion — Religion mit all der Unbedingtheit, Opferfreudigkeit und auch dem Fanatismus und der Ausschließlichkeit, die dieser öfters eigen ist. Wir sehen, daß diese Verbindung von Religion und Patriotismus nur im Polytheismus möglich ist. Gott und Volk schließen sich zusammen und dadurch gegen andere Götter und Völker ab. Die grandiose, ewig typische Verkörperung dieser Anschauung ist das Römerreich, das Imperium Romanum. Den Erdkreis Rom zu unterwerfen, ist Dienst des Juppiter, der auf dem Kapitol seinen Tempel hat. Religion ist Politik und Politik Religion. Der Bürger gehört mit Leib und Seele dem Staat. Denn der Staat ist das Unbedingte. List, Gewalt, Blutvergießen, wilde Brutalität sind religiös geweiht, wenn sie das Imperium bauen. Es ist eine notwendige Konsequenz dieser Entwicklung, daß zuletzt der Cäsar zum Gotte wird. Er repräsentiert damit das ganze Prinzip: daß der Staat, der aus natürlichen Wurzeln gewachsene, auf Blut und Gewalt gegründete, göttlicher Art sei. Rom ist das Reich der Welt, das religiösen Glanz annimmt, es ist der Staat, der absolut ist, der Leib und Seele des Menschen fordert, weil er eigentlich Religion ist und sein Gesetz mit der Absolutheit der Religion bekleidet.

Mit diesem Römerreich ist das Christentum zusammengestoßen. Wir wissen es von unseren Kindertagen an. Was aber bis jetzt nur Wenige gesehen haben, ist die ungeheure prinzipielle Bedeutung dieses Kampfes. Sie leuchtet an einem Punkte besonders deutlich

*) d. h.: der Stadtstaat.

auf: Das Hauptverbrechen der Christen ist bekanntlich, daß sie dem Kaiserbild nicht opfern wollen. Sie werden vor das Kaiserbild geführt und vor die Wahl gestellt — weigern sie den Kultus, so sind sie gerichtet. Hierin also spitzt sich der Kampf zu und hier wird seine ganze, so selten verstandene Tragweite klar: hier stoßen Christentum und absoluter Staat, Gottesreich und Weltreich zusammen. Cäsar oder Christus — das ist die Losung, die seither die Geschichte erschüttert.

Diesen Kampf wollen wir ein wenig rückwärts und vorwärts verfolgen, bloß mit rasch andeutenden Zügen. Es wird uns auch daran der Sinn und die ungeheure Bedeutung dessen klar, was von Israel her in die Welt gekommen ist, ja, es zeigt sich auch hier wieder, daß über Israel die zentrale Linie des göttlichen Schaffens in der Menschengeschichte führt. Denn während das Heidentum das Natürliche vergöttlicht und das Göttliche in die Natur herabzieht, dadurch die natürlichen Leidenschaften der Menschennatur entfesselt und doch wieder das echt Menschliche knechtet, öffnet sich in Israel der umgekehrte Weg: vor dem Gott, der der Eine und zugleich der Heilige ist, muß das Naturhafte zurücktreten, dafür aber wird das Menschliche frei. Gott allein in seiner heiligen Majestät gilt; sein Gesetz allein hat ein Recht — davor müssen alle rein nationalen Ansprüche, aller patriotische Dünkel schweigen. Nicht hat Gott dem Volk zu dienen, sondern das Volk muß Gott dienen; das allein gibt ihm Existenzrecht und große Hoffnung. Diese Erkenntnis durchzusetzen, ist der leidenschaftliche Kampf der Größten der Propheten. Sie kämpfen im Namen des Einen, heiligen, lebendigen Gottes gegen den religiösen Nationalismus der Masse, der Politiker, der Priester und falschen Propheten. Sie werden dafür als Lästerer Gottes und Verräter des Vaterlandes gehaßt und mißhandelt; aber während der religiöse Nationalismus es in den Abgrund stößt, sind sie es, die es retten und groß machen — weil sie Gott für größer halten als Israel. Nicht als bloß natürliches Volk hat Israel seine wunderbare Bestimmung, sondern als Träger des göttlichen Planes mit der Menschenwelt. Die Hoffnung der Propheten geht zwar von Israel aus, aber sie wird international, besser gesagt: universell. Israel wird zum Mittelpunkt des Gottesreiches auf Erden. Dieses aber ist ein Menschenreich, ein Reich der Gerechtigkeit und Güte auf Grund der endlich allem Volk sonnenhaft klaren Wahrheit Gottes. Gott selbst nimmt in diesem Reiche Wohnung unter den Menschen. Denn auf Erden will er seine Stätte haben, im Menschen seine Herrlichkeit offenbaren. Der Mensch ist gefunden und hat sein Recht bekommen. Das Zeichen davon ist, daß alle Gewalt und Ausbeutung, also auch aller Krieg, aufhört und daß der Mensch geheiligt wird im Aermsten und Geringsten, dem Fremdling, der Waise und Witwe. Nicht vornehmlich vom Griechentum her, wie man fälschlich meint, sondern viel mehr von Israel her ist Freiheit und Recht des Menschen

der Welt aufgeleuchtet. Gegenüber den Volksstaaten und Weltmächten, dem gottgleichen Staat, der doch noch ein Stück Naturbann war, ist hier das Reich des Menschen erschienen, von Gott herkommend. Da ist die stärkste Wurzel alles gesunden Sozialismus und Individualismus. Man weiß das, glaubt das heute noch nicht, aber man wird es einst, wenn man die Geschichte in ihren großen Entwicklungen besser überschaut als heute, sehen und glauben!

Das Reich nun, das die Propheten schauten, hieß später das Gottesreich. Es wurde aber durch einen Menschen, den Menschensohn, symbolisiert und so dem Weltreich, dem durch das Tier repräsentierten, gegenübergestellt. Der Mensch, in dem es Gestalt annehmen, in dem sich die Einheit von Gott und Mensch vollziehen und wahrhaft göttliches Wesen unter den Menschen erscheinen sollte, hieß der Messias, der Christus. Israel wurde eine auf den Christus und sein Reich harrende Gemeinde und die Kehrseite seiner Hoffnung war der Haß gegen die Reiche der Welt.

Es kam dann die Erfüllung, die aber die Juden verwarfen. Warum verwarfen? Gerade weil sie so rein menschlich war. Sie war aber rein menschlich, weil sie rein göttlich war. Jesus hat Israels Erwartung unendlich vertieft und überboten — wovon hier nicht ausführlich geredet werden kann — aber er hat ihre Richtung beibehalten. Wie bei den Propheten aus der Erkenntnis des Einen heiligen Gottes der Mensch und sein Reich geboren wird, so bei Jesus aus der Erkenntnis des Vaters der Sohn und der Bruder. Es scheint mir ganz klar, daß die Botschaft Jesu vom Reiche Gottes eine Welt im Auge hat, die das Weltreich aufhebt und über alle politischen Ordnungen hinausliegt. Jesus kämpft zwar nicht gegen den Staat, gerade weil er selbst nicht, wie die Juden, politische Hoffnung hegt, sondern zuversichtlich der neuen Ordnung von Gott her wartet, aber er sieht die staatlichen Ordnungen tief unter der Ordnung des Gottesreiches liegen. Sein viel mißdeutetes Wort: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers und Gott, was Gottes ist“ ist weit davon entfernt, staatsfreundlichen Sinn zu haben; im Gegenteil betont es mit starker, verhaltener Leidenschaft, daß Gottes Sache etwas unvergleichlich viel Größeres sei als alle politischen Aspirationen. Dem Kaiser das Geld, das Symbol des Weltlichen, Gott das Größere! Vor allem aber leuchtet in einem Worte Jesu Meinung unmißverständlich hell auf, in jenem Worte, das überhaupt zu den zentralsten des Evangeliums gehört: „Ihr wisset, daß die Herrscher der Völker sie unterjochen und ihre Großen sie vergewaltigen. Nicht also soll es bei euch sein, sondern, wer unter euch groß sein will, der soll euer Diener sein, und wer unter euch der Erste werden will, der soll aller Knecht sein, wie auch des Menschen Sohn nicht gekommen ist, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene und sein Leben gebe als Lösegeld für Viele.“ (Matth. 20, 25—28.) Es scheint mir unwidersprechlich, daß Jesus hier die ganze Umwertung der Werte ausdrückt, die mit ihm erschienen ist: dem

Prinzip der Macht und Gewalt stellt er entgegen das Prinzip des Dienens, dem Weltreich, das der Staat repräsentiert, die Ordnung der aus Gott geborenen neuen Menschheit. Im Kampf dieser beiden Prinzipien, beide bis zu ihrer größten Tiefe geführt, ist er gestorben. Der Staat, der Religion war, und die Religion, die Staat geworden, haben einträchtig ihn gekreuzigt. Dies Kreuz aber wurde zum Zeichen der Weltwende. Wir haben es auch hierin bis heute nicht genug verstanden.

Das Herz der seitherigen Geschichte des Abendlandes, die sich heute zur Geschichte der Menschheit ausgestaltet, ist das Fortwirken des Anstoßes, den Jesus gegeben, und das Ringen seines Reiches mit dem Weltreich. Die Jünger Jesu, die man bald Christen nennt, wissen sich als Anfänger einer neuen Menschheit, als tertium genus, Glieder des dritten Reiches, das das Römerreich verdrängen wird. Während die Andern Cäsar ihren Herrn nennen, halten sie zu Christus. Auch sie bekämpfen das Weltreich nicht, bemühen sich im Gegenteil, tadellose Bürger zu sein, zahlen Steuern und beten für den Kaiser. Aber sie erwarten den Untergang dieses Reiches und zwar mit glühender Spannung. Das Imperium spürt, daß hier eine ihm feindliche Macht erschienen ist. Es ist sonst so tolerant, aber diesen Leuten gegenüber sagt ihm sein sicherer Machtinstinkt, daß sie seine Existenz an der Wurzel bedrohen. Sie gelten als Anarchisten, wie sie als Atheisten gelten. Sie sind Antimilitaristen schärfster Observanz. Sobald die Frage ernstlich aufkommt, ob ein Christ Waffen tragen dürfe, wird daraus das stärkste Problem. Jahrhunderte dauert der Kampf. Christus siegt über Cäsar, äußerlich wenigstens. Die katholische Kirche stellt diese Wendung dar. Das ist ihr tiefstes, von den Protestanten meist verkanntes Recht, daß sie die Ueberlegenheit des Gottesreiches über die natürlichen Mächte des Weltwesens, auch über Staat und Volkstum, vertreten hat und auf ihre Weise noch heute vertritt. Sie ist dadurch eine Vormacht der Freiheit und Menschlichkeit gewesen. Noch heute ist es diese Wahrheit, die dem Ultramontanismus seine Kraft gibt. Aber freilich wurde die Kirche selbst Staat und Weltreich und verlor so zum guten Teil wieder ihr Recht, ja wurde in der Mischung von Weltreich und Gottesreich, das sie darstellte, für dieses zuletzt eine schlimmere Gefahr als einst das Imperium mit seiner offenen Feindschaft. Darum erhob sich der Protestantismus gegen die Kirche, gegen den religiösen Staat, und wollte damit dem Gottesreich Freiheit schaffen. Aber er kam auf seinem Wege dazu, den Staat so wie er ist, zu heiligen und auch seine antichristlichen Momente direkt oder indirekt zu weihen. Er ist vielfach eine Art Staatsreligion geworden. Aber zu allen Zeiten hat es christliche Bewegungen und Gemeinschaften gegeben, die die Staatskirche und den Kirchenstaat gleichmäßig verwarfen und die ursprüngliche Bewegung des Christentums erneuerten. Wenn nun heute gerade diese Tendenzen in weltlicher und religiöser Form wieder hervorbrechen,

sollte das nicht ein Zeichen sein, daß der alte Kampf von neuem akut wird, daß Weltreich und Gottesreich sich in neuen Formen wieder zu Entscheidungsschlachten gegenübertreten?

Diese geschichtliche Erwägung*) scheint mir also deutlich zu zeigen, daß das Christentum, von der Seite unseres Problems aus betrachtet, eine Bewegung ist, die über Staat und Volkstum weg, ja zum Teil gegen sie, auf ein universelles Reich göttlicher Menschlichkeit geht.

Freilich aber muß zu dieser historischen Ueberlegung noch eine Ergänzung angebracht werden. Wenn wir wissen, daß Rom das Christentum bekämpft, so auch, daß es dasselbe vorbereitet hat. Ohne das Imperium ist die Ausbreitung des Christentums nicht wohl zu denken. Es gehörte zur Erfüllung der Zeiten. Israel selbst, der Träger des Gottesreiches, bietet ein einzigartiges Beispiel zähen Volkstums; ohne diese nationale Kraft hätte es seine religiöse Mission nicht erfüllen können. Und so sind auch national selbstbewußte und kraftvolle Völker die Träger der Reformation geworden. Wir sehen: das Gottesreich geht über das Volkstum hinaus, aber es bedarf gesunder und starker Völker zu seinen Trägern.

Es liegt in dieser Tatsache ein Rätsel, eine Antinomie, aber jedenfalls tun wir gut, ihre beiden Seiten zu beachten. Vielleicht erschließt sich uns darin ein Verständnis für die Art, wie Gott in der Menschengeschichte schafft.

Doch nun zur prinzipiellen Erwägung, die die geschichtliche ergänzt und erläutert. Wenn wir uns bemühen, das Verhältnis des Christentums, oder genauer gesagt: der Gottesreichsbotschaft Jesu, zur Welt überhaupt zu verstehen, so stoßen wir wieder auf eine seltsame Antinomie, eine der vielen, die das Evangelium enthält und die ihm seine Tiefe und Lebendigkeit geben: Das Gottesreich tritt auf der einen Seite in den schärfsten Gegensatz zum Weltwesen, hebt den Menschen völlig aus der Welt heraus, auf der andern Seite aber gibt es ihm gerade dadurch eine große Freiheit und Sicherheit ihr gegenüber. Lassen Sie mich das in Kürze zu zeigen versuchen.

Ich erinnere wieder an eine der vielsagendsten Stellen des Evangeliums. Es ist das Wort, das Jesus spricht, da seine Mutter und seine Brüder ihn von Kapernaum heimholen wollen: „Wer ist meine Mutter und wer mein Bruder? Wer den Willen meines Vaters im Himmel tut, der ist mein Bruder und meine Schwester und meine Mutter.“ (Mark. 3, 33—35.) In der schmerzlichen Leidenschaft dieses Wortes glüht das Pathos, mit dem die Botschaft Jesu die Welt überwunden hat. Es will den Menschen seelisch hinausheben über all die naturhaften Verstrickungen, die ihn oft so stark binden, daß sie

*) Vgl. dazu: Weinel: die Stellung des Urchristentums zu Staat und Gesellschaft. — Harnack: Militia Christi.

das Höhere in ihm bedrohen: aus dem Familienverband, dem Volkstum, der sozialen Stellung. Denn alle diese Dinge können Knechtschaft bedeuten. Sie können dem Egoismus, der sinnlichen Trägheit, dem Hochmut des natürlichen Herzens zum bequemen Vorwand werden, können ihn von Gott und seiner Seele abführen so gut als Sinnlichkeit und Mammon, ja, sie sind um so gefährlicher, weil sie leicht eine ideale Verklärung annehmen. Das Evangelium weiß, welche ungeheure Macht über den Menschen diese Dinge besitzen. Darum wendet es sich, wo es not tut, mit dem Pathos des Absoluten, mit göttlicher Leidenschaft, gegen sie. Die Seele soll völlig frei sein von der Welt; sie soll Gott allein gehören und dadurch erst sich selbst. Da heißt es Entweder — Oder. Wenn der Ruf Gottes an die Seele ergeht, der Ruf zur Freiheit, dann gilt auch das teuerste natürliche Band nicht mehr und hat die Stimme falscher Pietät zu schweigen. „Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, der ist meiner nicht wert.“ „Lasset die Toten ihre Toten begraben, du aber gehe hin und verkündige das Evangelium.“

Das ist wieder eine Umwertung der Werte, die Jesus gewirkt. Von Natur läßt sich der Mensch gern binden durch das Natürliche, durch Familie, Volkstum, soziale Lage und anderes mehr. Man braucht ihm im allgemeinen nicht zu sagen, daß er diesen anhangen soll; im Gegenteil: es braucht ungeheure Kraft, um ihn davon los zu machen. Darum geht das Pathos des Evangeliums überall gegen das naturhafte Wesen. Das ist geradezu das Unterscheidende an ihm. Es ist ein sehr großes Mißverständnis, zu meinen, das Christentum sei eine Anweisung zu bravem Familiensinn und Staatsbürgertum. Das besorgten Israel und das Heidentum und besorgt stets der natürliche Hang des Menschen und die soziale Notwendigkeit. Die erlösende Macht des Christentums aber muß sich darin zeigen, daß es den Menschen auch über diese Dinge noch innerlich hinausführt auf eine letzte Höhe. Gerade dadurch ist es die größte Befreiung des Menschen geworden. Wie band das Altertum den Menschen an die Familien-, Sippen- und Staatsgemeinschaft! Nicht nur äußerlich tat es das, sondern auch innerlich. Wer es stark empfinden will, was für einen Zwang das bedeutete, wie die Seelen dagegen aufstöhnten und furchtbare Leidenschaften sich daran entzündeten, der lese nur etwa in Jakob Burckhardts griechischer Kulturgeschichte den Abschnitt über den griechischen Staat. Jesus hat den Menschen eine Zuflucht an einem weltüberlegenen Ort geschaffen und damit aller Freiheit ein unbesiegliches Bollwerk errichtet. Hier leuchtet ob allem Bann der Welt auf das Göttliche im Menschen, die „herrliche Freiheit der Kinder Gottes“, die fortan Losung und Siegeslied aller größten Träger seines Geistes bleibt, hier ist die Höhe gezeigt, von der uns Freiheitsodem kommt, wenn die Welt die Seele ersticken will. Der Mensch ist Herr geworden, Herr aller Dinge;

über den Familien, Stammes-Volksmenschen erhebt sich der Gottesmensch, der nach dem Bilde des Christus gestaltet ist.

Aber die Antinomie besteht nun darin, daß das Evangelium dem Menschen in dieser Welt, die er innerlich überwunden haben soll, doch wieder eine freie, vertrauensvolle Stellung anweist, daß es dieses Weltwesen doch auch wieder heiligt. Es vernichtet das Familienleben nicht — nein, es hebt es eine Stufe höher. Der Mensch, der auch vom Familienzwang frei ist, wird auf seine Art der allerbeste Gatte, Vater, Sohn, Bruder sein. Es hält nicht von der Weltarbeit ab — ein der Welt überlegener Mensch wird der Welt am besten durch Arbeit dienen. Auch die Freude, die natürliche Sinnlichkeit sind nicht verboten — sie können rein und schön, können Gottesdienst sein. In voller Freiheit, Natürlichkeit und Kindlichkeit lebt der Bürger des Gottesreiches in dieser Welt, über der er innerlich steht; denn sie ist die Welt seines Vaters, der Ort, wo sein Reich sich entfalten soll.

Auch darin welche Umwertung der Werte! Das Heidentum vergöttlicht die Welt, aber erschrickt dann wieder und flieht sie in bangem, knechtendem Wechselspiel. Auch im Christentum ist der Ruf der Weltüberwindung teilweise zur Weltflucht geworden. Die Askese bemächtigt sich der Worte Jesu über Familie, Volkstum; die Natur in jeder Gestalt gilt als böse oder doch von der Sünde vergiftet. Der rechte Jünger Jesu flieht sie. Aber diese Angst macht sie wieder anziehend und so wird die Askese zum Stachel der heißen Weltgier.

Aus all dieser Knechtschaft reißt die in Jesus erschienene Wahrheit Gottes und des Menschen uns heraus. Sie macht frei von der Welt, aber zugleich für die Welt. Der Mensch, der durch den Anschluß an den Vater, durch die Erfahrung seines Lebens, reich und groß geworden, von dem Unendlichen berührt ist, weiß, daß die Welt ihn nicht mehr knechten kann. Er darf sich in ihr rüstig bewegen. Er darf Gatte, Bürger sein; darf auch das Natürliche in Reinheit genießen. Das Gottesreich ist nicht Gesetz, sondern Befreiung und nur Befreiung. Es macht nicht ängstliche und griesgrämige Menschen, sondern Herrenmenschen Gottes, Helden und Kinder. Es fordert sogar eine starke Naturgrundlage, damit auch der Geist desto stärker sein könne.

Und nun leuchtet uns wohl die Erkenntnis auf, daß das Christentum zwar das natürliche Leben nicht unterdrückt, aber darüber hinausführt und gerade so den Weg des Menschen zur Höhe, zur Freiheit und Macht, zu göttlichem Leben und göttlicher Art und dabei völliger Natürlichkeit bedeutet, daß es gerade damit zu Zielen weist, die wir auch heute erst hoch über uns in den ersten Strahlen der Morgensonne glänzen sehen: zum Christusmenschen und zur Christuswelt.

## III.

Sollte damit aber nicht die Orientierung gefunden sein, die wir suchen?

Lassen Sie uns nun aus dem Gesagten die Konsequenzen für unsere theoretische und praktische Stellung zu dem Problem des Verhältnisses von Christentum und Vaterland ziehen und uns dabei auf einige Hauptpunkte beschränken. Wir wenden uns zuerst der Kritik zu, die es für unsere bisher vorwiegende Haltung bedeutet.

1. Es ist wohl klar, daß wir, diese neue Orientierung vor Augen und im Herzen, das Recht erkennen und anerkennen, das in den zu Anfang dieser Erörterung gekennzeichneten neuen Ideen und Stimmungen liegt. Von ihnen muß das Christentum einfach sagen, daß sie ihm wohlverwandt sind, wenigstens in ihren edlen Formen. Was könnte an sich christlicher sein als der Internationalismus? Steht das Wort von dem Einen Hirten und der Einen Herde nicht im Neuen Testament? Was christlicher als der Antimilitarismus, d. h. die Opposition gegen den König? Oder erinnern wir uns nicht mehr daran, daß Jesus zu Einem, der das Schwert zog, gesprochen hat: „Stecke dein Schwert in die Scheide; denn wer das Schwert nimmt, soll durchs Schwert umkommen?“ Aber der Anarchismus? Natürlich ist er unchristlich, wenn er Terrorismus wird, aber der ideale Anarchismus, den wir geschildert haben, sollte er nicht eine Aeußerungsform des Dranges der Seele nach der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes sein? Und sollte nicht auch der verirrte, wilde Anarchismus zum Teil darin seine Wurzel haben, daß jene Freiheitsbotschaft in unserer Welt noch so wenig verwirklicht und der bloßen Gewalt- und Machtherrschaft darin noch so viel ist? Und auch der ideale Antipatriotismus — wie sehr man ihn als bloßer Patriot verurteilen mag, muß man als Christ nicht sagen, daß er mit echter christlicher Denkart nahe verwandt ist, daß er jene Leidenschaft für das Menschliche ist, die auch dem Christentum eignet und es einst auch antipatriotisch gemacht hat?

Es ist höchste Zeit, daß das Christentum sich auf diese Wahrheiten besinnt und darnach seine Haltung ändert. Es darf nicht mehr im Namen des Christentums über die Vaterlandslosigkeit der international Gesinnten gescholten werden, sonst läuft man Gefahr, daß Heidentum an Stelle des Christentums tritt. Es darf nicht mehr der Krieg religiös verherrlicht werden; es darf überhaupt nicht mehr Christentum und Patriotismus ohne weiteres identifiziert werden, am wenigsten Evangelium und Staat. Das Christentum muß erkennen und es laut sagen, daß es höher und weiter zielt als alles staatliche und nationale Wesen. Es muß seine Kinder, die es nicht kannten und die bisher auch von ihm nicht erkannt wurden, zu sich rufen und sie segnen.

Freilich sie so segnen, daß sie sich selbst erst recht finden! Denn das muß ich nun noch einmal nachdrücklich sagen: es ist nicht meine Meinung, daß Internationalismus, Antimilitarismus, Anarchismus, Antipatriotismus, so wie sie heute sich darstellen, ohne weiteres schon das wahre Christentum seien. Es sind oft auch in den edleren Formen

noch verworrene und wilde Bestrebungen, ihr Wollen hat vielfach nicht die rechte Begründung und die rechte sittliche Reife. Sie müssen aber dadurch erlöst werden, daß das Christentum sie aufnimmt und gereinigt als Teil seiner höheren Wahrheit verkündigt. Es muß den rechten Universalismus vertreten, nicht nur durch die Mission, wie bisher, sondern noch auf manche andere Weise. Es muß die Friedensbewegung auf sein Programm nehmen, sie freilich möglichst vertiefend. Es ist einfach eine Schande, daß die offizielle Christenheit sich immer noch nicht zum Krieg gegen den Krieg aufgerafft hat, sondern ihn vielfach noch verherrlicht. Es muß zugleich die herrliche Freiheit der Kinder Gottes mit neuen Zungen so eindringlich und tapfer verkünden, daß aller Anarchismus darin auf- und untergeht. Es muß erkennen, daß in oder über all diesen Regungen der Geister, auch den wilden und verworrenen, wie in den Gestaltungen der Welt, denen sie parallel gehen, der Gott arbeitet, der sein Reich baut und uns auch aus Lebensformen heraus, die uns bisher als die heiligsten und definitivsten erschienen, noch in größere Höhe und Weite führen will.

2. Eine Konsequenz der grundsätzlichen Einsicht, die wir gewonnen haben, scheint mir sodann zu sein: eine Umkehrung der auch unter uns noch üblichen Auffassung des Verhältnisses von Religion und Patriotismus. Auch unter uns lebt ja ein Patriotismus, der sich mit der Religion in dem Sinne verbindet, daß diese einfach in den Dienst seiner Zwecke tritt. Sie weiht die nationalen Zwecke, auch wenn diese sehr menschlicher, egoistischer Art sind. Man betrachtet es fast als selbstverständlich, daß Gott mit dem sei, was man patriotisch für richtig hält. Dagegen läßt sich nun nichts sagen, so lange dieses Gefühl sich in bestimmten Grenzen hält. Es liegt ein gewisses Recht darin, daß der Mensch das Beste, was sich in seinem Herzen regt, auch als Gottes Stimme und Wille empfindet. Aber es ist ein gefährlicher Weg; man kann auf ihm dazu gelangen, auch nationalen Machthunger und Egoismus für Gottes Willen zu halten. Dadurch, daß diese sich mit religiösen Gedanken verbinden, bekommen sie eine ideale Verklärung und wirken erst recht berauschend. Dann muß die Religion zu patriotischer Selbstverblendung verführen und das Ende ist — das Gericht! Denn Gott der Heilige, läßt sich nicht zum Diener menschlicher Selbstsucht machen, der nationalen so wenig als der individuellen. Nicht dient Gott dem Volke — wenigstens nicht im Sinne des geschilderten religiösen Nationalismus —, sondern das Volk soll Gott dienen. Es soll sich von ihm richten lassen, soll seine Zwecke in Gottes Licht stellen, Gottes Zwecke zu den seinigen machen, so gut es sie versteht. Das ist dann sein bester Schutz, besser als „Roß und Reiter", Kanonen und Bajonette. Dadurch allein wird ein Volk dauernd groß. Denn auch für die Völker gilt die ebenfalls paradoxe Grundordnung der Welt Gottes: „Wer sein Leben liebt, der wird es

verlieren, wer es aber verlieret um meinetwillen, der wird es finden.“ Das heißt: Wo ein Volk in erster Linie seine nationale Größe sucht und darob die höchsten menschlichen und sittlichen, also auch göttlichen Zwecke aus den Augen verliert, da wird eines Tages auch seine nationale Größe sinken, vielleicht in jähem Sturz; wo aber ein Volk sich entschlossen in den Dienst dessen stellt, was größer ist als das Volk, da wird ihm eines Tages auch Ehre und Macht zufallen. Den Beweis dafür liefert die Geschichte reichlich. Israel ist groß geworden nicht durch seine Heere und Politiker, sondern durch diejenigen seiner Kinder, die seinem hohen Beruf Treue hielten in Not und Finsternis. England verdankt seine Weltmacht jenem Geist, der mit den religiösen Bewegungen des 17. Jahrhunderts in ihm aufbrach; Deutschland seine Größe dem Umstand, daß es einst sein Leben einsetzte für die Tat der Reformation; ebenso Genf seine weltgeschichtliche Bedeutung jener Selbstüberwindung, worin es sich von Calvin führen ließ. Ich darf wohl noch einmal ein Jesuswort anführen, das mir auch die tiefste Wahrheit für alle Politik zu enthalten scheint: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen.“

Man hat das in der Christenheit sehr vergessen. Ein Friedrich Naumann hat vielleicht gerade darum nicht das Allerhöchste geleistet, was er seinem Volke hätte leisten können, daß er sein religiöses Wollen sich an seines Volkes Größe orientieren ließ, statt umgekehrt sein nationales Wollen von seiner religiösen führen zu lassen. Er hat damit aber nur eine Sinnesweise zu starkem Ausdruck gebracht, die lange Zeit gerade in der deutschen Christenheit und Theologie sehr stark vertreten war. Ich meine, daß wir dem gegenüber wieder auf die Bahn der Propheten treten müssen: nicht soll der Patriotismus die Religion benützen, sondern diese soll ihm den Weg zeigen. Dafür müssen wir vielleicht auch den Kampf der Propheten kämpfen, müssen uns als schlechte Patrioten und Schlimmeres ansehen lassen, wie Jeremias und wie Jesus selbst, aber dafür tun wir unserem Volke den größten Dienst, den wir ihm tun können, freilich einen schweren Dienst, zu dem nicht jeder Lust hat. Wenn für irgend ein Volk, so ist es für das Schweizervolk wahr: nur wenn es den Willen und die Kraft hat, sich von Gott richten zu lassen, seine höhere Mission zu ergreifen und ihr alles andere unterzuordnen, wird es bestehen und groß sein. Also machen wir nicht das Christentum klein um des Volkes willen, sondern das Volk größer durch das Christentum.

3. Es ist klar, daß damit ein großer Teil des landläufigen Patriotismus abgetan ist. Ein Mensch, der so denkt, kann einfach eine Menge Dinge nicht mehr mitmachen, die zum Apparat dieses Patriotismus gehören. Er mag die patriotische Selbstverherrlichung nicht mehr hören, die fast immer eine Herabsetzung der Menschen jenseits der Grenze bedeutet; zum mindesten kann er sie

nicht mehr ernst nehmen. Er mag die großsprecherischen nationalen Anmaßungen der großen Völker nicht mehr leiden, denn er sieht dahinter nur die ideal verbrämte Selbstsucht und Roheit. So kann er auch auf die bloßen patriotischen Gefühle dieser Art nicht viel geben. Sie sind billig. Nur wo die Tat der Selbstverleugnung dahinter steht, ehrt er sie. Aber er findet im übrigen patriotisches Fühlen ebenso natürlich wie Liebe und Leid, Freundschaft, Familienfreude, also auch nicht besonders verdienstlich. Er mag nicht mehr hören, wie der Krieg verherrlicht wird. Mag er auch seine vorläufige Unvermeidlichkeit einsehen und auch die Waffen tragen, so kann er sich doch nicht mehr dafür *begeistern*; denn er empfindet in dem Angehörigen des andern Volkes, der getötet, verstümmelt, mißhandelt werden soll, den Menschen, den Bruder. Der Krieg und was zu ihm gehört erscheint ihm, wie diese ganze Art von Patriotismus, als ethische Rückständigkeit. Was früher vom Glanz des Heroismus umgeben war, erscheint nun klein, zum Teil brutal, unmenschlich, *weil ein höheres Ideal des Menschentums endlich Kraft und Leben gewonnen hat*. Biblisch gesprochen: wir wenden uns vom Reich des Tieres ab zum Reich des Menschensohnes. Das ist christlicher „Antipatriotismus".

So wendet sich unser religiöses, besser: unser christliches Fühlen zunächst gegen vieles, was man landläufiger Weise unter Patriotismus versteht. Hierin also steht das Christentum gleichsam gegen die Natur. *Und diese Seite muß besonders betont werden.* Denn die Gefühle des natürlichen Patriotismus werden sich unter normalen Verhältnissen von selbst kräftig entwickeln. *Sie haben es nicht nötig, durch die Religion noch verstärkt zu werden, sondern bedürfen eines Gegengewichtes, bedürfen einer Reinigung durch eine höhere Wahrheit, damit sie nicht sich selbst verzehren.* Die Religion soll die Natur nicht einfach als solche segnen und steigern, sondern sie erlösen, und das kann sie nur dadurch, daß sie bis zu einem gewissen Grade sie zurückdämmt. So soll sie auch nicht den natürlichen Patriotismus durch die Leidenschaft, die in ihr wohnt, zur Berauschung steigern, sondern ihn nüchtern machen und damit erst recht gesund.

Mit dieser letzten Bemerkung habe ich auch schon die Antwort auf die Frage angedeutet, die Ihnen wohl schon lange auf den Lippen schwebt: „Sollen wir denn, um Christen zu sein, wirklich schlechtere Patrioten werden; um Gottes Willen die Liebe zu Volk und Vaterland, wenn nicht aus dem Herzen reißen, so doch dämpfen?" Darüber möchte ich nun noch Einiges sagen, das ich Sie recht zu unterstreichen bitte, da ich es nur in Kürze sagen will und kann.

Es tritt nun die andere Seite jener Antinomie in Kraft, von der wir geredet haben. Indem das Christentum, oder besser gesagt: die Gottesreichsbotschaft Jesu, den Menschen aus dem Bann des

Weltwesens erlöst, gibt es ihm, wie wir gezeigt haben, diesem gegenüber erst recht die volle Freiheit und Unbefangenheit. Auch diese Wahrheit wollen wir nun noch auf unser Problem anwenden.

Es ergibt sich daraus, daß ein Mensch, der diese Befreiung durchgemacht hat, auch ein besserer Bürger sein wird, als vorher, freilich in einem andern als dem gewöhnlichen Sinne. Es ist ein neuer, ein wiedergeborener Patriotismus, wenn ich so sagen darf, der sich aus dieser Stellung ergibt. Folgendes werden seine Grundzüge sein.

1. Der Christ weiß, daß das Gottesreich, das über die nationalen Schranken übergreift, doch in den Nationen anbricht und daß, je edler und stärker eine Nation ist, sie eine desto bessere Trägerin desselben werden kann. Er wird also alles tun, was er kann, daß sie edel und stark werde. Noch mehr: Auch der Christ wird sich seines Vaterlandes freuen. Er wird sein Vaterland als eine Gabe Gottes betrachten, es als solche ehren und lieben. Ja, er darf darauf auch stolz sein, genau so, wie er auf seine Familie stolz sein darf, wenn sie es verdient. Er braucht sich in all diesen natürlichen Gefühlen, die nun einmal mit unserer Zugehörigkeit zu Volk und Vaterland verbunden sind, nicht Zwang anzutun. Wie ich schon gesagt habe: das Gottesreich ist kein Gesetz, will keine Pedanterie, sondern ist überall Freiheit und Natürlichkeit. Wer einmal innerlich über die Natur hinausgekommen ist, darf sich auch in diesem Stück Natur unbefangen bewegen. Auch nationale Schwärmerei ist dann nicht einfach verwerflich. Ich finde es insbesondere natürlich, wenn gegen einen falschen Internationalismus sich das nationale Gefühl erhebt. Die Völker der Erde sollen sich als einen Bund von Familien betrachten, gewiß. Aber jede Familie will und soll dabei auch etwas für sich sein. Jede hat das Recht, in ihrem Hause Herrin zu sein. Sie wird die andern gern als Gäste empfangen, aber nicht als anmaßende Eindringlinge. Ich unterschreibe, was der Kongreß von Besançon erklärt hat: „Jedes Vaterland ist ein Gedanke Gottes". An den Gedanken Gottes aber sollen wir uns freuen — auch wenn wir selbst darin eingeschlossen sind.

2. Empfängt so der Patriotismus gerade durch die Ueberwindung des bloß Naturhaften an ihm echte Heiligung und reinen Glanz, so kommt ihm vollends von einer andern Seite her eine mächtige Vertiefung, nämlich von der christlichen Grundempfindung der Solidarität her, der Solidarität mit unseren Mitmenschen in Freude und Leid, besonders in der Schuld. An diesem Punkte muß der Patriotismus des Christen seine Größe zeigen, hier sich rechtfertigen. Gerade als Christen wissen wir ja, daß Gott uns in dieses Volk hineingestellt hat, daß wir mit ihm verbunden sind durch eine tiefe und heilige Verantwortlichkeit. Wir wissen, daß wir nur dann ein sittliches Recht haben, in diesem Volk zu leben, wenn wir für es arbeiten. Alle Not und alle Sünde,

die wir rings um uns herum schauen, müssen wir als unsere eigene empfinden, müssen unsere Kraft, unseren materiellen und geistigen Besitz, unsere Seele dafür einsetzen, daß sie getilgt werden. Die Losung: „Patriae inserviendo consumor“*) muß also auch für uns gelten, auch wenn wir sie lieber in die apostolische übersetzen: „Einer trage des Andern Last; so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen.“ Gerade weil wir manche Formen des Patriotismus nicht mehr mitmachen können, müssen wir uns auszeichnen durch den Patriotismus des Dienens, und nur in dem Grade, als wir dies tun, hat unsere christliche Opposition gegen jenen ein Recht. Unser Christentum muß uns insbesondere befähigen, unserem Volke jenen größten Dienst zu leisten, der ihm getan werden kann: daß wir um der Wahrheit und Gerechtigkeit willen das Leiden auf uns nehmen. Es gibt einen Patriotismus des Kreuzes — zu ihm bekennt sich der Jünger Jesu. Wir haben in unserem Volke dazustehen als solche, die, jeder an seinem Orte, arbeitend, hoffend, kämpfend, leidend die helfenden und erlösenden Kräfte des Gottesreiches erschließen. Von diesen lebt im Grunde jedes Vaterland und von da aus strömen sie weiter.

3. Endlich dürfen wir wohl gerade als Christen an eine göttliche Mission unseres Volkes glauben. Wenn doch, wie wir glauben, jeder Einzelne seine Mission hat, wie viel mehr die Völker? Ein solcher Auftrag Gottes braucht ja nicht auf Kosten anderer Völker erfüllt zu werden, er kann ein Dienst an ihnen sein. So haben die Propheten, gerade indem sie Israels falschen religiösen Patriotismus richteten, es dafür hingewiesen auf seine wahre und größere Bestimmung, und so wäre es die Aufgabe derjenigen Menschen in einem Volke, die etwas von Gottes Wegen verstehen, ihrem Volke diese göttliche Mission zu zeigen, so die Aufgabe eines echten religiösen Patriotismus, auf die Winke und Führungen Gottes zu achten und damit die Politik zu einem Gottesdienst zu machen. Auch von solchen Menschen lebt ein Volk; es werden die gleichen sein, die ihm dienend, für es leidend sich verzehren. Das ist ihr Patriotismus, daß sie ihr Volk zur Höhe des Gottesreiches und damit zu sich selbst rufen und so ihm alles andere Heil schaffen helfen.

Hat auch unser Schweizervolk noch eine solche Mission? Wenn ich nicht so rasch zum Schlusse eilen müßte, dann möchte auch ich ein hohes Lied anstimmen von den Taten Gottes durch das Schweizervolk und an ihm. Ich möchte zeigen, wie die Schlachten der alten Schweizer den Grund gelegt haben zu der Tat der schweizerischen Reformation, die ohne die durch so viel Blut erkaufte schweizerische Volksfreiheit nicht hätte bestehen und gedeihen können; ich möchte zeigen, wie von dieser Tat gewaltige Kräfte ausgegangen sind in alle

*) d. h.: Im Dienst des Vaterlandes verzehre ich mich.

Welt, Kräfte, die auch heute noch lebendig sind, und wie darin begründet ist, was von der Schweiz in späteren Tagen ausgegangen ist an Anregung und Beispiel zum Wachstum des Guten und der Freiheit auf Erden. Und heute nun, da eine neue Zeit gekommen ist mit neuen Möglichkeiten — sollte nicht auch für dieses unser Volk, das ins Herz Europas gestellte, eine neue große Aufgabe da sein, eine, die mit seiner bisherigen im Zusammenhang steht, ihre Fortsetzung bildet? Darf ich in aller Bescheidenheit aussprechen, was mir als solche Aufgabe, als religiöses Ideal des Schweizertums erscheint? Daß unser Land ein Vorbild werde in der Lösung der Fragen und Aufgaben der Gegenwart, die in der sozialen sich konzentrieren, und daß ihm dies gelinge durch eine neue Verbindung von Christentum und Vaterland. Ich füge noch hinzu: je besser ihm das gelingt, desto weniger hat es von Innen und von Außen her etwas zu fürchten.

## IV.

Damit scheint mir eine Lösung unseres Problems gegeben, die den strengsten Forderungen des christlichen Gewissens entspricht und das Vaterland nicht zerstört, sondern es im Gegenteil schützt, segnet und befreit. Aber so richtig diese Lösung theoretisch sein mag, so weiß ich wohl, daß sie praktisch schwer genug ist. Es erheben sich hinter unserer Lösung sofort neue, noch schwerere Probleme. Ich kann sie nur noch andeuten, um Ihnen zu zeigen, daß ich sie kenne. Sie fassen sich zusammen in die Frage: Ist denn aber das Christentum in unserer Welt möglich? Ist es im besonderen in der Politik möglich? Die Politik soll dem Gottesreiche dienen, sagten wir. Aber kann sie das? Das Gottesreich fordert Verzicht auf das eigene Interesse, fordert das Hinhalten des linken Backens, wenn der rechte geschlagen worden ist, aber die Politik fordert, daß ein Volk sein eigenes Interesse wahrnimmt, wenn nötig auf Kosten der Andern, sie fordert Abwehr jedes Angriffs, wenn nötig durch Gewalt, d. h. den Krieg. Weil aber politische Tätigkeit es zum guten Teil mit diesen Dingen zu tun hat, so scheint es, als ob man unmöglich solche aktiv mitmachen und doch ein Bürger des Reiches Christi sein könne. Also stehen wir scheinbar nach gefundener theoretischer Lösung unseres Problems vor deren praktischer Unmöglichkeit. Oder gibt es doch eine Lösung?

Auf zwei Arten hat man sich von jeher zu helfen gesucht: Entweder man versuchte, eine sogenannte christliche Politik zu machen, indem man sich bemühte, auch in der Politik nur die höchsten christlichen Maßstäbe anzuwenden. So z. B. die katholische Kirche, Zwingli, Calvin und das England Cromwells. Dabei aber kam man gar leicht dazu, daß man weltliche Motive religiös maskierte, also zu einer Art Unwahrheit. Oder man verzweifelte an der Mög-

lichkeit, Politik und Gottesreich zusammenzubringen und zog sich von aller Politik zurück. So die pietistischen und asketischen Strömungen, vor allem, wie wir gesehen, das Urchristentum. Luther steht in der Mitte. Er glaubt nicht an eine christliche Politik, aber er hält die Christen an, gleichsam als halbe Heiden doch Politik mitzumachen, Krieg zu führen, wo es not tue und so fort. Aber auch diese Stellung läßt sich nicht ohne eine gewisse Unwahrhaftigkeit festhalten. Denn der Christ muß doch in dieser Welt leben, wo die Politik eine so große Rolle spielt, er kann nicht anders, als ihre Früchte genießen oder ihre schlimmen Folgen mit ansehen. Er kann sich nicht in zwei Hälften teilen. Wir können es heute nicht mehr fassen, daß ein Christ sich um eine so wichtige Lebensbetätigung einfach nicht kümmern sollte.

Was ist denn zu tun? Ich meine, die Lösung liege in Folgendem: *Das Reich Gottes ist nicht irgend ein Gesetz, das schablonenhaft auf die vorhandenen Weltzustände anzuwenden wäre, sondern die Hoffnung auf eine Welt, die im Kommen ist.* Es kommt in dem Maße, als Kräfte göttlichen Lebens in der Menschenwelt erschlossen werden, aber braucht dazu *Zeit* und fordert daher von denen, die seiner harren, *Geduld*. Es gibt gewisse Ordnungen des Weltwesens, aus denen wir vorläufig nicht heraus können, die wir ertragen müssen. Freilich *mit Schmerzen* ertragen, mit der Hoffnung auf das Bessere im Herzen. So kann ein Christ, ja *soll* er, mittragen, was in der heute möglichen Politik noch an Egoismus und Gewalt ist, freilich mit *Leid* im Herzen, als Einer, der gegen diese Weltmächte in seiner Seele und so viel als möglich auch durch die *Tat* des Glaubens und der Liebe ringt. Je mehr solche Menschen erstehen, desto rascher werden die Ordnungen des Weltreiches von innen her zersetzt und Siege des Gottesreiches vorbereitet. Also nicht meinen, wir könnten von heute auf morgen eine ideale Politik des Gottesreiches machen, aber auch nicht die Politik lassen, *sondern in der heutigen Welt für die kommende arbeiten.*

Aber freilich entstehen auch so Schwierigkeiten und Konflikte. Um solche kommen wir nicht herum. Sie werden am Beispiel des *Krieges* besonders deutlich. Es könnte speziell die Frage gestellt werden, wie es denn einem Volke ginge, in dem die spezifisch christliche Stimmung gegen den Krieg überhandnähme. Sie müßte ja zu einem christlichen Antimilitarismus führen, d. h. dazu, daß immer mehr Militärdienstpflichtige im Namen ihrer religiösen Ueberzeugung den Dienst überhaupt oder doch zum mindesten das Waffentragen verweigerten. Was dann? Würde dann das betreffende Volk nicht Gefahr laufen, von einem andern, das weniger christlich skrupulös wäre, überfallen und vergewaltigt zu werden? Also würde das konsequent durchgeführte Christentum der Untergang, wenn nicht des Volkes, so doch seiner Freiheit. Wären dann nicht Viele geneigt, lieber das Christentum zu lassen, als nationale Ehre und Freiheit? Müßten

dann diese Christen nicht wie einst im Römerreiche als nationale Schädlinge betrachtet werden?

Verehrte Versammlung! In Bezug auf den Krieg kann ein Christ als solcher es, wie mir scheint, auf zweierlei Weise halten: Er mag nach dem soeben entwickelten Prinzip Militärdienst tun, auch Kriegsdienst, wenn es nötig ist, aber dann muß er es tun mit Leid im Herzen darüber, daß noch Krieg nötig sei und mit der Sehnsucht nach einer höheren Ordnung der Dinge. Er kann aber auch, wenn sein Gewissen es fordert, sich weigern und muß dann freilich willig die Strafe auf sich nehmen, die der Staat ihm aufzulegen gezwungen ist und darnach trachten, seinem Volk auf andere Weise so viel als möglich zu nützen durch eifriges Dienen. Jedenfalls können wir vom christlichen Standpunkt aus Keinem, der dies tut, einen Vorwurf machen. — Aber noch einmal tritt uns der Einwand entgegen: „Müßte dieses letztere Verhalten nicht die Volkskraft zersetzen und das Vaterland dem Untergang entgegenführen?“ Ich antworte: Einmal ist keine Aussicht, daß dieses Verhalten so rasch häufig werde. Sodann ist zu bedenken, daß es, allgemein geworden, nicht nur die kriegerische Kraft eines *einzigen* Volkes, sondern auch die der andern zersetzen würde. *Dann wäre aber allen zum Frieden geholfen.* Und das ist klar: *wenn dieser christliche Antimilitarismus alle Völker ergriffe, so wäre das gerade für die kleinern unter ihnen der beste Schutz, ein besserer als ihre Kriegsheere. Dieser Antimilitarismus, der uns jetzt im Kleinen Verlegenheiten bereitet, ist also im Großen unsere nationale Hoffnung.* Wir hoffen auf einen neuen Geist im ganzen Völkerleben. Er allein ist der Weg zum Völkerfrieden. Einen andern gibt es nicht.

Wenn aber dieser neue Geist nach und nach über die Menschen, über alle Völker, kommen soll, dann gibt es dafür nur *einen* Weg, den alten: den Weg des Opfers, des Kreuzes. *Es müssen Menschen vorangehen, die die alte Denkweise durchbrechen, die für die neue Menschheit Gut, Ehre und Leben einsetzen.* So allein kommen wir *Alle* eine Stufe höher. Freiwillige Gottes müssen voran, Menschen, die Dornenkronen zu tragen vermögen.

Allerdings wird an dieser Stelle besonders klar, was für unsere ganze Erörterung gilt: *Es handelt sich zuletzt um eine Sache des Glaubens.* Wer der Ansicht ist, daß rein materielle Faktoren, daß List und Gewalt und Egoismus die Welt regieren und auch im Ringen der Völker den Ausschlag geben, der wird diese Gedanken ablehnen, ja verhöhnen. Aber ich betone, daß ich als *Christ* zu *Christen* rede. Als solche glauben wir, daß über dem Weltgetriebe eine Macht stehe, die stärker ist als alle Weltgrößen und daß der den Sieg behalte, der mit ihr im Bunde sei; wir glauben, daß in der Erscheinung Christi uns der Wille dieser Macht deutlich werde.

Darum dürfen wir auch glauben, daß ein Volk, das die Zwecke des Gottesreiches ergreift so gut es sie versteht, und es mit ihnen wagt, dadurch auch seine Existenz am besten schütze und daß die Menschen in einem Volke, die diesen Weg reinen Herzens voran gehen, der edelste Segen und die beste Sicherheit dieses Volkes sind. Nur in diesem Glauben dürfen sie ihn gehen, als solche, die es mit Gott und für Gott wagen.

Aus solchem Glauben rede auch ich. Er ist der Hintergrund meiner Gedanken. Daß die neue, höhere Menschenwelt kommt, das ist meine feste Zuversicht. Ich glaube daran so fest, als ich an Gott und den Menschen, an Christus und die Wahrheit seines Kreuzes glaube. Die so denken und gestimmt sind, bilden heute freilich noch eine kleine Minorität. Einst, vor hundert Jahren, hat ein Kant den Blick auf diese höhere Menschenwelt eröffnet und alle Großen jener Zeit stimmten ihm zu. Dann kam eine lange Periode des Aufschwungs nationalen Lebens und Ströme von Blut haben seither wieder die Erde getränkt. Aber im Blut liegt ein starker Zauber. Ich glaube, daß nach dieser Zeit des Nationalismus, die auch ihr Recht gehabt hat, nun wieder die Zeit des Universalismus kommt, daß die Gesichte der Propheten der Realität näher rücken; ich glaube, daß über allen gewaltigen und furchtbaren Gährungen und Stürmen der Gegenwart Christus steht und die Gotteswelt, die in ihm erschienen ist, die Gotteswelt, die zugleich auch erst eine rechte Menschenwelt ist. L. Ragaz.

---

# Ehre.

Tausendfach schon hat die öffentliche Meinung, das Geschwätz der Leute, nicht zum mindesten dasjenige in der Zeitung, an edlen Entschlüssen das Verbrechen wider das keimende Leben begangen. Wie oft schon hat eine Aktion mit warmer Begeisterung, mit großzügigen Plänen still in unserem Innern begonnen, ist aber schließlich matt und schmählich im Sande verlaufen, weil das Geschwätz losging und wir fürchteten, es könnte unserer Ehre Eintrag tun.

Jesus hat den Pharisäern einmal gesagt: „Wie könnt ihr glauben, da ihr Ehre von einander nehmet?“ Da mag sich bei dem und jenem einmal eine leise Stimme geregt haben: „Dieser Jesus hat eigentlich recht,“ aber die Frage: „Was würde der Rabbi X. für Augen machen, wenn ich so etwas ausspräche?“ hat sie schnell wieder zum Schweigen gebracht. Das Schielen nach menschlicher Ehre hat immer blind gemacht für das wahrhaft Große, für Gottes Offenbarungen. Wo es vorwärts gehen sollte, da waren stets diejenigen das große Hindernis, die nicht auf die Ehre vor denen verzichten wollten, die bisher etwas galten. Trifft man heute nicht auch etwa Menschen, die wohl ein=

sehen, was unserm herkömmlichen Christentum fehlt, wie es ganz anders eine Kraft der Erneuerung für das Leben des Einzelnen und der Gesamtheit sein sollte — man wundert sich, wie radikal sie reden; aber wenn sie wieder ihrem Gesellschaftskreis gegenüberstehen, so fallen sie wieder um; sie wollen eben die Ehre vor ihresgleichen nicht fahren lassen.

Haben wir nicht schon mit Schrecken entdeckt, wie unser bestes Streben durch eine Beimischung von Ehrgeiz getrübt war? Sahen wir nicht auch hinter den schönen Reden, dem großen Eifer der Andern die Eitelkeit hervorgucken? Ja, wie manches gute und notwendige Werk wäre unausgeführt geblieben, wie oft wäre den Schaffenden die Ausdauer erlahmt, wenn sie nicht für ihre Ehre gefürchtet hätten! Wie sehr wird aber dadurch die Leistung in ihrem Werte beeinträchtigt! Und ließ uns nicht der Ehrgeiz mehr als einmal in den Mitteln fehlgreifen? War er nicht oft an der Wirkungslosigkeit unserer Bemühungen schuld? Wie viel Schaden hat schon die Streberei angerichtet!

Leicht ließe sich noch das Sündenregister des Ehrgeizes und der Angst vor dem Ehrverlust vergrößern. Doch wir wollen nun dem Verteidiger das Wort geben.

Wenn die Griechen unsterblichen Ruhm für das höchste Gut ansahen, so kann das nicht bloß törichte Eitelkeit sein. Es liegt darin das Verlangen, den höchsten Wert des Daseins zu erringen. Ein Mensch ohne Ehrgefühl ist innerlich tot, es ist das vorwärtstreibende Element aus seinem Leben gewichen, es fehlt der Anknüpfungspunkt für jeden Versuch, ihn zu heben. Ohne Appell an das Ehrgefühl ist keine Erziehung möglich. Wir müssen es unsern Kindern einpflanzen, daß sie es als Schande empfinden, sich gehen zu lassen und dem Gemeinen Gewalt über ihre Seele einzuräumen. Sie müssen ihre Ehre drein setzen, etwas zu werden, etwas zu können, etwas zu leisten. Wie oft würden wir unsern Kindern, aber auch unseren Erwachsenen wünschen, daß sie mehr „Ehre im Leibe" hätten! Pfuscherei, Alkoholismus, Prostitution und so manche andere traurige Erfahrung würde schnell zurückgehen. Ja, wenn wir bei unsern Bestrebungen unsicher werden wollen, ob wir unsere Aufgabe recht angefaßt haben, wenn unser Beginnen uns aussichtslos erscheint, wenn wir uns vereinsamt fühlen, ist es da unrecht, wenn wir nach Anerkennung seufzen, wenn irgend ein Anzeichen, daß wir nicht allein stehen, daß wir jemandem helfen und Freude bereiten können, einen Lichtstrahl in das verzagende Gemüt bedeutet und es mit neuem Mut und Freudigkeit erfüllt? Nur ganz eingebildete Menschen empfinden dieses Bedürfnis nicht.

So bringt uns das bisher Erörterte zu dem Schluß, daß die Ehre, wie z. B. Macht, Besitz, zu den neutralen Dingen gehört, die erst durch den Gebrauch gut oder schlecht werden. Es kommt drauf an, worin und vor wem wir Ehre suchen. Ist der Ehrtrieb das Verlangen nach einem Wert des Daseins, so fragt es sich, mit welchem Maßstab wir diesen Wert messen, für welchen Zweck, im Blick auf welches Ziel wir etwas wert sein möchten.

Wie viele Menschen wollen die Ehre, die sie suchen, auf den Schein statt auf das Sein gründen! Wer wäre dieser Versuchung nicht ausgesetzt! Solche Ehre ist verderblich, sie beruht auf einem eingebildeten Wert, der Zusammenbruch kann nicht ausbleiben, und je größer die Einbildung darauf war, umso grausamer wird dann die Enttäuschung sein.

Vom Uebel ist es, wenn der Ehrtrieb in Ehrgeiz und Ruhmsucht ausartet. Denn das ist bloß das Verlangen nach Auszeichnung, nach Ueberlegenheit, nach dem Genuß des Herunterschauenkönnens auf Andere, und die Frucht ist Hochmut, ist etwas Verletzendes. Die Ehre, die auf den Vergleich mit andern Menschen gegründet ist, ist vom Uebel.

Von wem und vor wem wollen wir denn geehrt sein? Sind die, an deren Urteil uns so gelegen ist, Leute mit klarerem Urteil, mit reiferer Erfahrung, mit tieferer Weisheit, mit feinerm Gewissen? Sind es nicht vielleicht Leute, die uns gar keine Ehre spenden können, weil sie keine zu vergeben haben?

Den Menschen, zu denen wir emporschauen müssen, gehen wir meist lieber aus dem Wege. Wir müßten uns so, wie wir sind, vor ihnen schämen. Aber entgehen wir dieser Schande, wenn wir die Augen davor schließen? Nein, nur wenn wir von dem Wesen, dessen wir uns schämen müssen, loskommen. Einzig die, zu denen wir emporschauen müssen, vermögen uns zu ehren; erst ihre Anerkennung ist das Zeichen, daß wir etwas wert sind. Und weil wir diese Ehre erst erringen müssen, kann sie uns auch emporheben.

Das Verlangen nach Ehre vor den Ehrenwerten ist eine notwendige Stufe in der Entwicklung des Charakters, aber nicht die letzte Stufe; wir müssen drüber hinauskommen. Das beständige Fragen nach der Anerkennung auch der Besten macht unsicher, befangen, unentschlossen. Und auch sie können irren, sie haben ihre unberechenbaren Zu- und Abneigungen. Sie könnten uns auf eine falsche Bahn reißen. Die Größten sind immer Einsame gewesen, die sich von denen, die bisher am meisten galten, bekämpfen, verachten, verleumden und verfolgen ließen. Ihre Einsamkeit war ihr herbstes Leiden, und doch wollten sie nichts von Anpassung wissen und ertrugen es. Nicht dasselbe Maß von Einsamkeit haben wir kleine Durchschnittsmenschen auf uns zu nehmen. Aber wir sollen auch einmal einsam sein können. Deshalb kann auch die Ehre vor den besten Menschen nicht der Maßstab unseres Wertes sein.

Der Wert unseres Lebens läßt sich nur messen an seiner Bestimmung, am Sinn des Daseins, am Ziel des Geschehens. Der wahre und höchste Ehrbegriff läßt sich bloß religiös begründen; die einzige Ehre, die wirklich Wert des Lebens bedeutet, ist Ehre vor Gott. Deshalb konnten jene Größten ihre Einsamkeit aushalten, weil ihnen die Ehre vor Gott über Alles ging.

Weil sich uns die Aufgabe unseres Daseins in der Stimme des

Gewissens enthüllt, so ist wahre Ehre die Treue gegen das Gewissen. Freilich haben wieder bloß die Größten in ihrem Gewissen neue, weltbewegende Offenbarungen Gottes vernommen. Für uns Andere äußert es sich als ehrfurchtsvolle Beugung unter die Größten, die ihm Anerkennung ihrer Autorität abnötigen, vor allem unter den, dem keiner mehr gleich kommt. In der Gebundenheit an ihn, im Vertrauen, daß hier die Macht über die Wirklichkeit den Sinn und das Ziel ihres Waltens offenbart habe, liegt das Geheimnis der Ueberlegenheit über menschliches Urteil, der Kraft des Verzichtes auf menschliche Ehre. Wenn so die Ehre vor Gott unser Höchstes geworden wäre, wie anders sähe es in unserm Leben aus! Wie viel sicherer wäre unser Urteil, wie viel gewinnender und begeisternder würden wir unsere Ueberzeugung aussprechen, wie viel entschlossener würden wir „dem absagen, was aufhält und beschwert", wie viel mutiger und hoffnungsfreudiger würden wir für das als gut und notwendig Erkannte uns einsetzen! Wie viel frischer, kräftiger, freudiger, hinreißender würde Alles in unserm Leben! Wie viel tüchtiger würden wir dann, der Ehre Gottes selbst zu dienen!

R. Liechtenhan.

---

# Auch ein Frauenlos.

Von einem evangelischen Pfarrer.



Rike hieß sie, die alte Frau, von der ich jetzt erzählen will: Rike? Ja, wie denn noch? Es hat doch jeder Mensch zum wenigsten noch einen Namen! Laß es bei „Rike" mal bewenden: im ganzen Dorf, in dem sie siebzig Jahre gewohnt, sind kaum zehn Menschen gewesen, die ihren Mädchen- und späteren Frauennamen gewußt haben, ich selbst habe ihn nur gelegentlich erfahren. Wenn aber einer auf der Straße ein Kind nach der alten Rike oder gar — wie ihr Uebername hieß — nach der „Kluppenrike" gefragt hätte, da wäre jedes mit ihm gesprungen ins alte Strohdachhaus, davon ein dürftiges Zimmer, wenn du es Zimmer nennen willst, ihre Heimstätte war.

Was ist's mit ihr, warum von einer alten armen Frau nach ihrem Tod noch so viel Wesens machen? Gewiß, sie war nie eine Größe, auch nie, was man Original sonst nennt, und doch verlohnt es sich, von ihrem Leben zu erzählen für den, der teilnehmend den Blick in Not und Armut vergangener Tage richtet und sich des ehrlichen, harten Kampfes bewußt werden will, den ein Mensch mit Not und Armut zu kämpfen hat — und wäre es nur, um sich der besseren heutigen Zeit zu freuen und im Blick auf anderer Menschen hartes Los des eigenen besseren Loses dankbar sich zu freuen und Teilnahme zu gewinnen für Brüder und Schwestern von uns im niedrigsten Stand.

Wem aber Armut von vornherein anrüchig ist, weil sie nicht parfümiert daherkommt, der lege jetzt schon das Blatt beiseite: für ihn ist meine Geschichte nichts und für ihn schreibe ich auch nicht.

Oben im Schwarzwald ist sie geboren, die alte Rike, natürlich ein vaterloses, heimatloses Kind, dessen Mutter als Magd in fremdem Hause ihr das Leben gab, in einer Zeit, da der Bursch sein Mädchen nicht heiraten durfte, wenn er nicht ein Häuschen oder Vermögen nachweisen konnte, in einer Zeit, da die strenge Heiratsmoral doch zuließ, daß Knechte und Mägde ungetrennt die gleiche Schlafstätte hatten, da Kirchenstrafen die unverheiratete Mutter trafen, aber keine Kirche die Ehre des armen heimatlosen Mädchens vorher zu beschützen sich verpflichtet fühlte.

So lange unsere Rike noch die ersten Röckchen trug, mag sie glückliche Stunden gehabt haben, die einzigen ihres langen Lebens, aber das Kind auf dem Land, auf dem Schwarzwald kann bald mitschaffen helfen, — da hörte Rikes Freude auch schon wieder auf. Wie bitter muß die Kindheit gewesen sein, wenn ein Mensch mit weißem Haar und zahnlosem Mund, müde vor sich hinschauend, diese Kindheit uns wie folgt erzählt:

„Ich war bei einem reichen Bauersmann als Armenkostkind in Pflege gegeben, ach nein, bei einer reichen harten Bauersfrau, denn sie allein hatte etwas zu sagen im Haus. Da ging ich mit wenig Bissen im Magen zur Schule, barfuß, obwohl es noch Frühjahr war, die Beine vom dünnen Röcklein umweht, in frierendem Händchen die alten, von einem früheren Geschlecht schon zerrissenen Schulbücher tragend. Der alte Lehrer zankte, weil ich meine Aufgabe nicht gelernt, der Pfarrer hatte mich gern gehabt, weil ich gut Antwort geben konnte; ach, daß auch er mich meine Armut fühlen lassen mußte an dem Tage, auf den ich mich gefreut, wie nur ein Kind sich freuen kann! Kaum war die Schule aus, bekam ich ein Brotstück, das für meinen Hunger viel zu klein, in die Hand, und fort gings, die Geißen am Berg zu hüten. Noch heute weiß ich es, wie ich so manchmal, wenn eine Geiß ihr Brünnlein auf die Erde machte, mit meinen nackten Füßen auf diesen dadurch warm gewordenen Fleck mich gestellt habe, um die Füße zu wärmen für einen kurzen schönen Augenblick! Damals hatte ich einen Beschützer: das war mein Schulkamerad, des Pfarrers Hans. Der steckte mir nach der Schulzeit ein großes Stück Brot tagtäglich zu, daß ich nicht hungern sollte. O weh, die Bauersfrau hat es entdeckt und mir es weggenommen trotz meines tränenlosen Kinderblickes, mit dem ich bittend sie angeschaut. Aber mein Brot bekam ich doch, wenn auch mit List und heimlichem Trug: Pfarrers Hans hat es mir täglich unter den Dachkanal gelegt; dort holt' ich's mir, wenn ich mit den Geißen durchs Dorf gezogen bin. Was aus dem Bub geworden ist, ich weiß es nicht, Gott lohn' es ihm, was er am armen Hirtenkind getan!

Rasch kam das Ende der Schulzeit und mit ihm die Konfirmation.

Ich war die erste unter den Mädchen während des ganzen Unterrichts, und will es gern gestehen, ich war auch stolz darauf. Damals war's noch nicht Mode, die Konfirmanden nach dem Alter zu setzen, wir saßen nach unsern Leistungen, unsern Gaben, unserm Verständnis. So dachte ich nicht anders, als daß ich als erste auch in der Kirche sitzen werde, ich, das arme Hütekind, und als erste auch vor den Altar treten werde zur Einsegnung. Da hat am Tag vor Judika der alte Pfarrer mich beiseite genommen und mir erklärt, daß er des Großbauern Barbara, das „Bäbeli", als erste in der Reihe haben wollte. Stumm habe ich als zweites mich in die Reihe gestellt, auf meinen zweiten Platz in der Kirche mich gesetzt, aber, ob ich auch vieles später an Zurücksetzung schweigend hab' tragen müssen, nichts hat mir so weh getan, als dieses Runtersetzen am Ort, wo alle Menschenrücksichten doch schweigen sollten. Das hab' ich nicht vergessen, das kann ich nicht vergessen, so alt ich jetzt auch bin! Man klagt darob so viel, daß arme Taglöhner, die doch den lieben Gott zum Trost am meisten brauchen, so wenig in die Kirche gehen: aber niemand spricht davon, daß auch die Kirche uns weh tut aus Menschenfurcht, mehr als wir sagen. Wer fragt auch der Klage einer Ortsarmen viel nach, wer will's verderben mit den Mächtigen im Dorf um eines alten Weibleins, um eines armen Gemeindekindes willen! Gut, daß es über Menschen noch einen Gott im Himmel gibt."

Dann hat die alte Rike weiter erzählt von allem, was ihr begegnet ist, nur von der Mutter nicht. Die hat an einem Ort gedient, die Tochter am andern, war sonst das eine nicht fürs andre da. O armes Menschenschicksal! Wo sonst die Mutter mit sorgender Liebe ihres Kindes sich annimmt, da fragt die Mutter hier nicht nach dem Kind, das Kind nach der Mutter nicht, weil jedes seine eigene Armut, sein eigenes geringes Erwerbsleben in fremdem Hause hat: wer will die Tochter schelten, wenn ohne Zufluchtsort und ohne Schutz, dabei mit den natürlichen Regungen des jungen Blutes und des jungen Leibes, die Tochter der Mutter einstige Wege geht!

Sie hat gedient: um was hat sie gedient? Um ein paar Gulden Jahreslohn, ein reistenes (grobleinenes) Hemd und zwei Paar schafwollene Strümpfe. Da hat sie als vollentwickelte Person aus Mangel an Platz im Bauernhaus in einer Kammer mit dem Knecht geschlafen. Willst du dich wundern, daß sie Mutter ward, daß sie zur eigenen Mutter den Weg gesucht, um in deren einzigem Raum ihrem Kind das Leben zu geben. Schweigen will ich von jenen Stunden, da die Geburt sie kommen fühlte, so tief ergreifend sie uns auch mehr als einmal in Feierabendstunde an unserm Ofen sitzend das Nähere erzählt. Nur soviel: einsam, von aller Welt, auch von der eigenen Mutter verlassen, die einzige Bewohnerin eines Hüttleins, so ist sie in ihren Schmerzen gelegen, hat ein vorübergehend Kind um Gotteswillen gebeten, die Wehmutter ihr zu rufen, die — weil's ihr nicht pressierte bei solcher armen Person, die doch den Lohn nicht zahlen konnte —,

endlich nach langer Frist sich sehen ließ und hocherstaunt war, als die junge unerfahrene Mutter ihr Kind, der Not gehorchend, in aller Form gelöst in ihren Armen hatte. Drei Kinder haben ihr später Mutter gesagt, zwei Söhne, eine Tochter. Viel Mühe, viel äußere Not, viel Kummer und viel Enttäuschung, das ist die Erfahrung, die sie mit ihren Kindern gemacht.

Sie selbst hat getaglöhnt in Bauernhäusern, nachdem sie zum Dienen zu alt geworden war und feurige Liebhaber die Fenstergitter der Magdkammer ihr nicht mehr durchgefeilt, den Bauern durch die nunmehr bloß angelehnten Fenstergitter täuschend, ist im Heuet, in der Ernte, im „Herbst" vom Walde niedergestiegen ins Rebland, dort in der dringendsten Zeit in Bauernbetrieben aushelfend und Bargeld heimbringend, das für die Bedürfnisse des Winters langen sollte. Im Winter saß sie am Spinnrad, Wolle und Hanf spinnend für die in ihrer Zeit beschränkte Bauersfrau, ging auch wohl selbst ins Rebland nieder, um einige Wochen spinnend oder aushelfend sich nützlich zu machen und so das Holz zu sparen, das sie im Walde sich ja erst notdürftig zusammenlesen gemußt.

So ward das Haar dünn, die Zähne fielen aus, und doch begann für sie ein neues Lebensstück. Sie ward mit 57 Jahren zweite Frau eines Handwerkers, um, was in ledigem Stand ihr an Not und Kummer noch nicht beschieden war, in dieser Ehe zu lernen. Er trank, war grob und roh: was wollte sie machen, sie ging von ihm und blieb von ihm und nahm von ihm nichts weiter mit, als seinen Namen, den sie nun bis ans Ende ihres Lebens führen mußte. Gut, daß sie niemand mit diesem Namen rief, daß die Rike von früher auch die alte Rike für später blieb, denn nur mit Schauder nannte sie den Namen ihres Mannes, wenn's doch einmal sein mußte.

In dieser Zeit habe ich sie kennen gelernt: ihre 80jährige Mutter war bei ihr, ohne daß Liebe oder nur Neigung die beiden alten Frauen verbunden hätte. Die Kinder einer Tochter, — ein Sohn war schwindsüchtig schon früh gestorben, ein anderer lebte im Schwabenland und hat in eigener Dürftigkeit nur einmal die Mutter aufzusuchen vermocht — die früh verstorben war, nachdem der Verlobte derselben und Vater ihres Kindes kurz vor der angesetzten Hochzeit im Spital die Augen für immer geschlossen hatte, waren von der Gemeinde ihr abgenommen und in Bauernhäusern in Kost gegeben, also so gut als wie verdingt in Kleinknechtseigenschaft, nachdem Großmutter in ihrer ersten Jugend sie an sich genommen hatte, Mutterstelle zu versehen an diesen Waisen. Da habe ich als einer, der wohl in Einfachheit aufgewachsen war, doch nie die nackte Dürftigkeit so nahe vor sich gesehen hatte, mich gefragt, ins Haus der beiden alten Frauen tretend: Ist's denn auch möglich, daß zwei Menschen so anspruchslos, so ärmlich, so beinahe ohne Möbel, so beinahe ohne Küchengerät sich durch das Leben bringen können, wie diese beiden es getan — gemußt! Und was mich niemals wieder losgelassen hat, dort hat's begonnen, das liebevolle Suchen

nach dem sozialen Verständnis der Aermsten in Land und Dorf. Und wenn ich Teilnahme fände, am liebsten tät ich Männer, Frauen ins Elend unserer Dorfeshütten führen, sie nachher fragend: Glaubst du, fühlst du nicht auch, daß du, als von des Glückes Sonne beschienen, nicht Pflichten und Aufgaben auch für diese deine Brüder und Schwestern hast?

Von da an war Rike unsere Wäscherin, Taglöhnerin in Haus und Garten und hat als alte Siebzigjährige mit ihren beiden hochausgewachsenen Brüchen noch fleißiger geschafft, als manche Junge es heute tut.

Auf diesem Weg habe ich ihre Schicksale erfahren, die trüben Schatten der Jugend, die Armut ihres ganzen Lebens, die Enttäuschung des Alters aus ihrem Mund erfahren und im Dorf Bestätigung ihrer Erzählung gehört.

Ich muß bald wieder trübe Wolken aufziehen lassen, vergönne mir der Leser, von einem Freudentag der alten Rike zu erzählen, obwohl's wie Eigenlob aussehen mag. Ich hatte aus dem Kirchenbuch ihren Geburtstag erkundet — sie selber wußte ihn nicht — er stand unmittelbar bevor und war der Siebzigste. Auf diesen Tag hat meine Frau einen Kuchen gebacken, extra und ganz allein fürs Rikele, wie meine Kinder sie nun nannten, und dazu einen neuen, frisch gekauften Unterrock gelegt. Die Kinder holten die Rike, die gar nicht wußte, daß ein besonderer Tag für sie gekommen war. Und als sie dann erfuhr, daß alles ihretwegen sei, da hat sich ihr Gesicht verzogen in einer Rührung, wie ich in Freude oder Schmerz es vorher noch nie geschaut. Ueber die alten, runzligen Backen gingen die Tränen und endlich kam's hervor: „Herrgott, Herrgott im Himmel, ist's möglich, der Rock ist mein, das ist ja der erste neue ungetragene Rock, den ich auf meinen Leib bekomme!“ Ich bin hinausgegangen: der Gedanke hat mich überwältigt, daß ein Mensch mit 70 Jahren noch nie ein neues Kleidungsstück sein eigen hat genannt!

Darüber sind nun zehn Jahre hingerauscht; vor wenig Wochen bekam ich Nachricht von ihrem Tod aus fremdem Ort. Was mag nun zwischen damals und der Todesnachricht noch an Erlebnissen wohl liegen?

Ich zog vom Schwarzwald fort, nachdem ich der alten Rike zu einer Altersrente noch verholfen, durch die sie mit einem Schlag vermöglich wurde, denn neun Mark und etwas alle Monat ist doch ein Vermögen für den, der noch nie etwas besessen hatte und nichts erhoffen durfte. Sie hatte recht lange warten müssen, bis sie die Rente erhielt; dann aber ward ihr zu ihrem größten Staunen auch auf dem Postamt verkündigt, daß sie noch mehr als 80 Mark in einer Summe ausbezahlt erhielte. Das Geld noch warm in ihrer alten Hand haltend, kam sie zu mir, ratlos, wohin sie mit diesen Goldstücken sollte, die sie wohl schon sonst, aber immer in anderer Leute Hand und Besitz gesehen hatte. Ein Teil ging an die Gemeinde zurück, die für sie in die Kasse nachbezahlt hatte, das andere bekam ich in Verwahrung, doch nur für kurze Zeit. Dann holte sie es, band es in ihren Taschen-

tuchzipfel, ging strahlend damit zum Schreiner, bei dem sie sich im Gefühl ihres Wertes und der häuslichen Unzulänglichkeit einen Schrank und eine Bettstatt bestellt hatte. Und ganz zuletzt, da brachte sie mir zur Anlage in der von mir geführten Pfennigsparkasse noch 32 Mark. Wozu? so frage ich, und als eine sie ehrende Antwort kam es zurück: Für meinen Tod, damit meinen Sarg nicht einstmals noch die Gemeinde zahlen muß. Hut ab vor solcher Armut!

Wie schon gesagt, ich ward versetzt, war schon drei Wochen auf meiner neuen Stelle, und meine Frau sprach schon davon, wie sich's in der neuen Waschküche wohl waschen ließe. Am Montag würde es sich ja zeigen. Da geht am Sonntag abend die Klingel an meiner Haustür. Mit einem Jubel bringen die Kinder die alte Rike ins Zimmer, mehr geschleift als geführt. Was war's: „Des hei i mer denkt, daß ihr ne Wösch mache wenn, drum bin i do, euch zu helfe!" Sagt, kann man mehr verlangen an Anhänglichkeit, als daß eine 76jährige Frau vier Stunden weit läuft über die höchsten Berge, dann eine Stunde auf die Bahn, um ihrer alten Taglohnherrschaft die Wäsche, die erste am fremden Orte, zu besorgen? Und noch ein paarmal kam sie, dann blieb sie weg.

Ihr Enkel hatte sie ins Haus genommen, weil sie ja Rentenempfängerin geworden war und zur Haushaltung etwas dadurch beitragen konnte. Es ging nicht gut dort zwischen alt und jung. Dann kam ein Brief, worin ein anderer Enkel den Tod der Großmutter mir anzeigte mit der Erklärung, daß sie bei ihm die letzte Zeit gewesen sei. Ob er's aus Freundschaft tat, daß er als einstiger Konfirmand, als Chinakrieger, der mir so manche Karte aus Asien geschickt, der Alten Tod mir angezeigt, ob sie's gewünscht, ich weiß es nicht. Das aber weiß ich, daß ich die Grabesworte gern selbst ihr an des Rheines Ufer gesprochen hätte. Mögen die Rheineswogen ihr, die in für sie wildfremder Erde ruht, erzählen von einem, den sie tief in ihr Schicksal schauen ließ und der beim Blick in ihre Schicksalstiefen fürs eigene Schicksal doppelt dankbar ward und heute manchem manches verzeiht, weil er durch sie gar viel verstehen lernte, und der ein Denkmal setzen wollte der Aermsten seines Dorfes, ein Denkmal, das Freunden, Reichen, Glücklichen zurufen soll: Schauet hinab, aber mit eurem Herzen; manch einer, tief unten, ist eurer Teilnahme wert!

F. Becker, Binzen (Baden).

---

# Ein Sonntag bei Paul Passy.

Es sind einige Jahre her. Unser zwei Schweizer waren für ein paar Wochen in Paris. Eine freundliche Empfehlung, die wir von daheim mitbekommen hatten, führte uns auf Umwegen schließlich zu Herrn Passy. Wir hörten, der bekannte Philologe, der

über etwa anderthalb Dutzend Sprachen verfügen soll und der damals die Stelle eines directeur adjoint des hautes études de Paris innehatte, pflege jeden Sonntag, wenn irgend das Wetter es erlaube, mit ein paar jugendlichen Freunden in den Vororten von Paris herumzuziehen und nach Art der Apostel, wo sich Gelegenheit biete, zu predigen und zu werben für Jesus Christus. Unsere Bitte, an einer solchen Evangelisationsfahrt teilnehmen zu dürfen, wurde von Herrn Passy überaus freundlich beantwortet. Nur sollten wir, schrieb er uns, wenn uns daran liege, den Vormittag schon mit ihm zu verleben, einiges Eßbare mitbringen und rechtzeitig eintreffen. Für's erste haben wir gesorgt, umso schlechter für's zweite. Wir hatten uns in der Entfernung getäuscht, auch hatte uns ein Tram im Stich gelassen, kurz, eine halbe Stunde später als wir sollten und wollten, kamen wir hinaus nach Bourg-la-Reine, einem hübsch gelegenen Orte im Süden der französischen Hauptstadt, wo Herr Passy wohnte. Wir trafen die ganze Hausgemeinde in der Stube um den Tisch versammelt, oben der Herr des Hauses, dann seine Frau, einige Angehörige und geladene Freunde. Kurz, aber herzlich wurden wir begrüßt und vorgestellt; der Hausgottesdienst aber, der eben erst begonnen hatte, wurde sofort fortgesetzt. Man sang mehrmals, frisch und lebendig, wie die Franzosen es nicht anders können; Lieder, die ich zum Teil in französischen Heilsarmeehallen schon gehört hatte. Erinnerlich ist mir heute noch der Refrain: Je suis à toi, Jésus, je suis à toi. Und frisch und einfach und froh wie die Weisen waren die Worte, die zwischenhinein gesprochen wurden. Herr Passy, vor sich die Bibel, frug, wo man aufschlagen wolle. Man einigte sich auf Römer Kap. 8. Und nun las jeder der um den Tisch Herumsitzenden ein paar Verse, dann folgte die Besprechung, bei der einige einfach und natürlich wiedergaben, was ihnen an des Paulus Worten besonders wertvoll und wichtig erschien. Nicht eine Spur von Künstelei und Ziererei, von Schönrednerei und Erbaulichseinwollen. Es fällt uns Schweizern schwer, zu sagen, was uns bei diesem Hausgottesdienste besser gefiel: die Offenheit und Herzlichkeit dieser gegenseitigen Aussprache oder die Natürlichkeit und Aechtheit alles dessen, was da gesungen, gebetet und geredet wurde oder dieses unmittelbare Sichfreuen an des Paulus Worten und das Sicheinsfühlen mit dem, der sie geschrieben.

An diesen ersten Teil, die Bibelbetrachtung, schloß sich das Abendmahl. Auf dem Tisch standen Wein und gewöhnliches Hausbrot. Vor der Austeilung desselben betonte der Vater des Hauses mit ein paar kurzen, schlichten Worten den Ernst dieser Feier, lud, wie mir auffiel, recht dringlich ein, für ein paar Minuten das Zimmer zu verlassen, wer fürchte, nicht in rechter, dem Akt entsprechender Verfassung zu sein. Niemand ging weg. Er verteilte mit den Einsetzungsworten des Paulus Brot und Wein, betete kindlich und herzlich, und mit einem Liede wurde die einfache und doch so erhebende Feier geschlossen. Nun folgte etwas recht Urchristliches, das Liebesmahl. Jeder legte

seinen mitgebrachten Proviant auf den Tisch. Madame Passy lieferte einen riesigen Topf Kürbissuppe und frisch gekochte Kartoffeln. Man tauschte aus und aß sich satt. Die Grundstimmung dieses Mahles war Freude, und waren wir Schweizer auch zum ersten Mal in diesem Kreise, wie schnell waren wir mit diesen fremden Menschen eins geworden! Die Gemeinschaft des Geistes und nicht zum wenigsten diese Tischgemeinschaft der Agape hat uns rasch einander nahe gebracht. Wir verkehrten zusammen, als ob wir längst jeden Tag beisammen säßen; dabei kannten wir von einander kaum Namen, Herkunft, Stand und Beruf, Erfahrungen, nichts, was Menschen doch sonst zusammenführt und zu Freunden macht.

Nachher begab man sich auf das Studierzimmer von Herrn Passy. Ganze Stöße von Schriften und Büchern, von Neuen Testamenten und Auszügen daraus wurden nun in allerlei Ledertaschen, in Tornister und Rucksäcke verpackt. Vor allem in großer Auflage die neueste Nummer der „Cloche d'alarme", des Monatsblattes, das Herr Passy herausgab, ferner das von ihm selbst aus dem Griechischen übersetzte und in seiner vereinfachten Orthographie geschriebene Büchlein: Les origines du christianisme, par un contemporain: Luc, médecin du premier siècle. Jeder der Teilnehmer, auch die Damen, wurden mit diesen Bücherlasten beladen. Wir Schweizer wurden noch instruiert über den Preis der einzelnen Schriften und ermahnt, daß nur in Ausnahmefällen etwas soll gratis abgegeben werden. Es wurde darauf gehalten, daß die Leute für das Angebotene auch etwas zahlten, um es ihnen selber wertvoller zu machen. Ich erinnere mich gut, wie ich anfänglich zweifelte an dem geschäftlichen Erfolg unserer Expedition, wie mich aber die Wirklichkeit eines andern belehrte. Wir brachen auf. Herr Passy voran. Und nun gings an ein Hausieren auf Straßen und Gassen, in Läden und Häusern, wie es die Heilsarmee nicht geschickter fertig bringt. Ich weiß nicht mehr, wieviel ich einnahm, doch weiß ich, wie meine Büchertasche allmählich leichter wurde. Ob es eine Freundlichkeit war gegenüber der Arbeit von Herrn Passy, den man in jener Gegend wohl kannte, oder unsere Aufdringlichkeit und Ueberredungskunst, oder aber wirkliches Interesse an dem Angebotenen und Angepriesenen: die Leute kauften und kauften viel, und kauften nicht selten auch, wenn der Preis einen Franken überstieg. Der Schriftenverkauf war aber doch nur Nebenzweck unserer Missionsreise. Wir wollten über Land, mußten gegen Abend anlangen in einer ziemlich entfernten Ortschaft, wo Herr Passy durch die Tagesblätter und durch Plakat einen Vortrag mit Diskussion angekündet hatte. Rechtzeitig erreichten wir Verrières, unser Ziel. Ein Saal war gemietet worden, die Leute erschienen, nur oder fast ausschließlich Männer. Das Lokal war gut besetzt, es mochten etwa hundert Personen sein. Rasch wurde aus der Zuhörerschaft die vorwiegend aus Arbeitern bestand, der Leiter der Verhandlungen bestellt. Dieser erteilte Herrn Passy das Wort zu dem ange-

kündigten Vortrag: La crise religieuse de la France. Noch sehe ich ihn vorn am Tische stehen, den hochgewachsenen, hagern Mann im einfachen Arbeiterkleid (er trug eine rauhe Manchesterhose, die den Gelehrten auch gar gründlich verbarg) und höre ihn noch, wie er mit seiner feinen, aber doch dem Raume gewachsenen Stimme, beginnt: „Mitbürger! Ich bin Paul Passy, geboren in Versailles dann und dann; mein Beruf: Professor an der Sorbonne; meine politische Ueberzeugung: Sozialist=Revolutionär; mein religiöses Bekenntnis: Christ, nicht Katholik, nicht Protestant, sondern Jünger Jesu, chrétien primitif.“ Und dann ging er ein auf die damals aktuelle Trennung von Kirche und Staat; sprach von einem Erwachen der Erkenntnis, daß Religion Privatsache sei, davon, wie der Einzelne zu entscheiden habe, welches die wahre Religion sei und wie der Maßstab dafür in der Bibel liege, im Neuen Testament, in Jesus. Briand habe sich eingebildet, die Lichter des Himmels ausgelöscht zu haben; er wolle lieber Lichter anzünden, statt auslöschen, daß es hell wird. Hell aber wirds in uns und um uns durch die Bekanntschaft und Berührung mit Jesus Christus. Er mochte nahezu eine halbe Stunde gesprochen haben, als die Diskussion einsetzte, lebendig, hitzig und witzig, oft stürmisch und aufgeregt, ganz dem französischen Temperament entsprechend. Ein Katholik suchte als erster Votant den Papst in Schutz zu nehmen, die Kirche zu verherrlichen und kam vor allem mit dem „Felsen Petrus“, was auch im Neuen Testament stehe. Sofort antworteten eine Reihe schroff antikirchlicher Arbeiter, die mit unerhörtem Haß und Gift gegen Rom und seine Diener loszogen. Zwischenhinein sprach auch ein Freund Passys, von Beruf Zimmermann, groß, breitschultrig, eine Hünengestalt, mit einer so gewaltigen Stimme ausgestattet, wie ich noch nie eine solche zu hören bekam. Ich konnte nicht genug staunen ob der Schlagfertigkeit dieses ungeschulten Mannes, der, wie er selber bemerkte, nicht so lang auf der Schulbank gesessen habe, wie sein Freund Passy, nicht genug mich wundern, wie gewandt er kurz und sicher auf allerlei Einwände von der und jener Seite einging und dann wuchtig und doch überaus kindlich und schlicht Zeugnis ablegte für Jesus Christus und von dem, was *er* an Jesus Christus habe. Es kann nicht auffallen, wenn mir und wohl den meisten Anwesenden dieses unmittelbare, urchige, so männlich kräftige und doch kindlich schlichte Zeugnis einen tiefern Eindruck machte, als selbst das so gediegene Referat von Herrn Passy. Zweieinhalb Stunden waren geredet und gestritten worden. Herr Passy schloß mit einem Appell, im Kampf um die Kirche nicht Jesus Christus zu verlieren und zu vergessen. Er könne helfen in dieser Krisis.

Es war schon lange Nacht, als wir die Bahn bestiegen und nach Paris zurückfuhren. Auf einer Station unterwegs nahmen wir Abschied von Herrn Passy und seinen Freunden. Der Sonntag war um. Einen schöneren haben wir in Paris nicht verlebt. Die paar Stunden in diesem von Jesus begeisterten Kreise, die paar Stunden

um diesen Menschen Paul Passy, sie sind uns unvergeßlich geblieben. Natürlich hatte der letztere bei all der Arbeit dieses Tages für uns Gäste wenig Zeit. Er interessierte sich wohl für die kirchlichen Verhältnisse in der Schweiz, erzählte uns auch einiges von seiner sonntäglichen Arbeit und auch von den Sorgen und Schwierigkeiten, die sie ihm bringt. Aber was wir sonst von ihm zu hören und zu reden bekommen hatten an diesem Tage, hatte uns zur Ueberzeugung gebracht, mit einem modernen Jesusapostel zusammen gewesen zu sein, dessen Glaubensfreudigkeit und Hingabe für seine Sache nicht nur, sondern dessen Methoden vor allem unwillkürlich erinnerten an die Urapostel. Wir waren bei den ersten Christen gewesen. Dieser Gedanke kam uns schon bei dem für uns Schweizer äußerst originalen Abendmahl in dem kleinen intimen und eben völlig geistesverwandten Familien- und Freundeskreis. Ich gestehe, daß dieses für mich der Höhepunkt des Tages war und blieb. Bei den Urchristen zu sein, meinten wir aber auch auf unserer Evangelisationsfahrt durch Gassen und Straßen und dann über Land nach Verrières, wo eine stattliche Zuhörerschaft uns erwartete und wo wir nun Zeugnis ablegten von der Hoffnung, die in uns war. Die Freudigkeit dieser Leute, die Bereitwilligkeit zu persönlichen Opfern, die Schlichtheit und Bescheidenheit ihres Auftretens und ihres Zeugnisses und endlich der völlige Mangel alles Ceremoniellen, Künstlichen, Gemachten bewiesen uns, daß wir in dem modernen Babel Menschen gefunden hatten von wunderbar echter und lebendiger Frömmigkeit. Hätten wir unsern Freunden einen Namen geben müssen, wir hätten keinen bessern finden können als den, welchen sie selbst sich gaben: Chrétiens primitifs. A. Maurer.

---

# Proletariergedichte.

Allen, die sich für die Psychologie und das geistige Leben unserer sozialistischen Arbeiterschaft interessieren — und ich bin der Meinung, dieses Interesse könne nicht groß genug sein — möchte ich ein kleines Büchlein von 80 Seiten empfehlen: *Ringen und Schwingen, Gedichte eines Proletariers, von Julius Zerfaß* (Berlin, Verlag Neues Leben; Preis Fr. 2.—). Ich darf hinzufügen, daß nicht nur der Sozialpsycholog, sondern auch der Aesthetiker auf seine Rechnung kommt. Zwar lassen Metrik und Grammatik manchmal sehr zu wünschen übrig; wir haben es also mit den Versen eines Menschen zu tun, der nach landläufiger Auffassung zu den Ungebildeten gehört. Umso bewundernswerter ist aber die Kraft des Ausdrucks, die Originalität der Bilder, die an einzelnen Stellen erreichte Formvollendung. Einige Gedichte sind von wilder Leidenschaft bewegt, andere wieder überraschen durch ihre Zartheit. Es ist ein echter Dichter, der folgendes Gedicht schaffen konnte:

In einem stillen Haus
Ging ich oft ein und aus.
So manche traute Stunde hab ich drin verbracht,
Manch ungesungnes Lied darin erdacht.
Ueber der Tür steht Friede,
Aber unten hämmern die Schmiede.

Ein trauter Freund,
Zwei Jungfraun, die den Lenz versäumt,
Sind meine Lieben, die ich oft besuche.
Hinterm Haus eine mächtige Buche
Gibt uns den Sommerfrieden,
Uns und den hämmernden Schmieden.

Auch prächtige Naturschilderungen geraten ihm bisweilen; z. B. die Schilderung eines Gewitters mit der prächtigen Strophe:

Der Wind kommt wie ein stolzer Aar,
Der Regen macht die Luft so klar!
Der Blitz hebt alle Spannung los,
Dem Donner scheint die Welt so groß.

Zum schönsten gehört ein Zyklus von drei Gedichten „Rauhe Hände" mit der Anfangsstrophe:

Deine Hände sind von Arbeit rauh,
Sind so rauh und hart und voller Schwielen,
Hände, die im Ernst des Lebens wühlen,
Und der Ernst des Lebens ist so hart und grau!

und dem Schlußgedicht:

Deine rauhen Hände
Tun mir wohl.
Laß mir diese Hände,
Wenn ich sterben soll.

Laß mir dieses Fühlen
Bis zur letzten Stunde!
Meine Hände wollen wühlen
In der heißen Wunde,

Die mir, welche Hände?
Tief ins Leben schlugen,
Und trotz Trostesspende
Nicht mehr nach mir frugen.

Aber Deine Hände
Sollen mir bereiten
Bis zum letzten Ende
Letzte Seligkeiten.

Meine letzten Thränen,
Die ich sterbend spende,
Seien Segensthränen
Auf die rauhen Hände.

Neben diesen Tönen rein menschlichen Empfindens äußert sich aber auch die spezifisch proletarische Gedanken- und Gefühlswelt. Der grimmige Zorn über die Verkümmerung des eigenen Lebens in der mechanischen Arbeit, über die unbefriedigende Freudlosigkeit der Arbeit, deren Frucht nur Andere zu genießen bekommen, über die Degradation zu bloßen Mitteln für die selbstsüchtigen Zwecke der andern, über die Unmöglichkeit, die eigene Kraft für ein großes Werk zu verwenden, über die Fesselung des unbändigen Dranges nach Entfaltung des Geistes in den Banden der brutalen Not — all das findet ergreifenden Ausdruck:

Ich schreite stumm
Und säe, säe,
Und wenn die Saat reift rings herum,
Ich schreite stumm
Und mähe, mähe.

Rings Leben und Blühen und dennoch Not,
Ich pflüge und säe und doch kein Brot.
Die Pferde wiehern, die Lerche singt
Und dennoch kein Ton der Erlösung klingt.

Zerfaß klagt:

Daß ich in Tiefen kalt verschmachten muß:
Gleich nicht dem Sklaven ich, der Steine hat zu tragen
Sein Leben lang, indeß sein Genius
Denkmäler baut, die in die Wolken ragen. —

Der bunte Vogel, der im Käfig hockt
Und Lieder trällert gegen seine Gitter,
Indeß sein Flügelpaar ihn über Sphären lockt
Durch Wolkenballen drohender Gewitter.

Ja, wir begegnen dem unverhohlenen Hasse, den wir nicht entschuldigen, aber begreifen wollen:

Ich bin ein armer Proletar
Und wohne in der engen Gasse.
Die Not treibt mich. Von Not zu Not
Pfeift vor mir her das Lied vom Hasse.

Es ist dieselbe Melodie
Tagtäglich, die ich nie verlerne,
Und hörens auch die Mächt'gen nicht,
So hörens doch bei Nacht die Sterne.

Am Morgen fängts die Lerche auf
Und trägt es in mein Land der Träume;
Ich folge ihr mit müdem Blick,
Indeß ich unterm Joch mich bäume.

Mir sind die Flügel eingestutzt,
Ich kann nur stampfen mit den Hufen.
Für uns gibts keinen Lerchenflug,
Wir sind zum Karrenziehn berufen.

Und blicke ich auch träumend mal
Und flugbeseelt zu lichten Höhen,
Die Peitsche knallt, und fort gehts, fort,
Der Wagen rollt, er bleibt nicht stehen.

Er reißt uns fort, er wirft uns hin,
Wirft manchen elend in die Gasse;
Drin liegt er flügellahm und müd
Und grollt das Lied, das Lied vom Hasse.

Wenn sich hier auch zwei verschiedene Bilder, das vom Vogel mit gestutzten Flügeln und vom Karrengaul beständig in einander verwirren, so ist das Gedicht doch ein treffender Ausdruck der trüben Stimmung des Druckes und der Sklaverei. Und ebenso bezeichnend ist der starke Wechsel zwischen Augenblicken müder Resignation und triumphierender Hoffnung. Er singt:

Eine Rose hebt keck das Haupt,
Weil sie nicht an Stürme glaubt.
. . . . . . . . . . . . . .
Fest glaubt sie an ihr Werde.
Bald darauf liegt sie zertreten,
Geknickt an der Erde.

Und er schließt:

Alles Leben will schöpfen und trinken,
Freude trinken und trunken versinken
Am Quell des Lebens.
Aber vergebens:
Die Sucht nach Stillung
Wird nie Erfüllung. —
Leben, was willst du uns geben?

Aber es überwiegen doch die hoffnungsfreudigen Klänge und die Augenblicke, wo er einfach das Leben zu genießen begehrt, werden von andern überwunden, wo er seine Freude und Würde darin findet, daß er an der Zukunft zu bauen berufen ist. Am schönsten ist Hoffnung und Resignation verbunden in dem Gedicht „Nach Schicht“, mit dem ich die Empfehlung des Büchleins beschließen will:

Mich schreckt nicht mehr der Dohlenschlag,
Der Tag hat mich so abgemürbt,
Daß ich nur um mich schauen mag
Und stille sein,
Wie Kranker, der in Sehnsucht stirbt
Im Morgenschein,

Im Morgenschein und sehnsuchtsvoll
Den Tau des neuen Tages küßt.
Ich weiß, daß ich entsagen soll.
Doch stark und schön,
Wie man den neuen Morgen grüßt
Soll meine Nacht den Morgen sehn,

Den Morgen einer neuen Zeit,
Das Frührot vor dem Sonnentag.
O Nacht, dein Schatten rückt so weit,
So fernenbang,
Wie verklingender Feierglockenschlag,
Am lichtgewesenen Tag entlang.

R. Liechtenhan.

---

# Rundschau.

**Der XXII. Evangelisch-soziale Kongress,***) der im Juni in Danzig tagte, hat den Eindruck, den die Chemnitzer Tagung hinterließ, verstärkt, daß diese Vereinigung unter Harnacks Leitung die Höhe, die zu erreichen dem Kongreß bestimmt schien, erstiegen hat und nunmehr in einer Ebene, meinetwegen in einer Hochebene, sich weiterbewegt. Einen weitern Horizont zu gewinnen, scheint ihm vorderhand versagt zu sein. Die Höhenluft, in die ihn vor zwei Jahren der damals noch begeistert verdankte Vortrag von Prof. Drews in Halle

*) Die Verhandlungen sind erschienen bei Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen. Preis Fr. 2. 70.

geführt hat, ist ihm auf die Dauer zu scharf gewesen und er hat sich rasch wieder auf die Basis des politischen und religiösen Liberalismus begeben, dem seine führenden Persönlichkeiten angehören. Daß es auf diesem Herabstieg zu einer scharfen Begegnung mit der Sozialdemokratie gekommen ist, hat die Sachlage nicht gebessert. -- Das kann nicht genug beklagt werden. Der Kongreß verzichtet, wie es scheint, endgültig auf die Aufgabe, die doch ihm gerade zugeteilt schien, rücksichtslos die letzten Konsequenzen evangelisch-sozialen Denkens zu ziehen. Man mißverstehe mich nicht. Die Schäden werden gelegentlich scharf und klar hingemalt. Aber wenn es sich um die Hauptfrage handelt: „Wie sind sie zu beseitigen?“ dann zeigt sich eine arge Unsicherheit, Unklarheit und ängstliche Zurückhaltung. Das ist hier besonders deutlich zu Tage getreten. Der Ministerialdirektor Thiel schilderte die beängstigend große Not der Flucht vom Land in die Großstadt und riet zu der freilich in ihren Resultaten sehr bescheidenen Kolonisation des Ostens. Als dann ein Sachverständiger, der Landwirt und Reichstagsabgeordnete Jan Fegter auf den Haupt- und Grundschaden hinwies, auf den Großgrundbesitz und die Abschaffung der Fideikommißgesetzgebung forderte, da wurde er unterbrochen und hernach noch von Prof. Delbrück wie ein Schuljunge abgekanzelt. Freilich hat ihn dann Naumann glänzend gerechtfertigt, aber auch sein Votum enthielt keine durchgreifenden Vorschläge, wie den Massen eigene Heimstätten verschafft werden können. —

Weiter. Das Referat von Schulrat Muthesius: „Die Schule als Faktor der sozialen Erziehung“ schilderte ausführlich die Not des Großteils der Schuljugend (mangelhafte Ernährung und Erwärmung, Wohnungselend, Auflösung der Familie, Heimatlosigkeit, 50,000 Kinder in Fürsorgeerziehung), sprach dann beredt von der verhängnisvollen Kluft zwischen niederm und höherm Volksschulwesen und verlief dann in eine Darstellung der Selbstregierung seiner Schüler und die breite Schilderung einer Ferienreise seiner Seminaristen in die Schweiz. — Was Prof. Titius zu dem Thema: „Wie lassen sich die sittlichen Ideale des Evangeliums in das gegenwärtige Leben überführen?“ sagte, war ein feiner und warmer Abriß protestantischer Ethik. Er führte sehr beredt aus: „das und das muß und sollte geschehen“, aber *wie* es geschehen kann gegenüber den materiellen und ideellen Widerständen des „gegenwärtigen Lebens“ — das blieb im Unklaren. Und nachdem vor zwei Jahren Drews in ergreifender Weise die evangelische Kirche zur Erkenntnis ihrer furchtbaren Versäumnis gegenüber den Volksmassen, auch gegenüber der Sozialdemokratie, zur Buße und Umkehr und zu einem mutigen Einstehen für die Wahrheit, auch wenn die Sozialdemokratie sie vertritt, aufgefordert hatte, beschränkte Titius die Tätigkeit der Kirche wieder auf die Familie, die Vereinstätigkeit, das Gemeindeleben und die Liebestätigkeit. — Aber das Unerträglichste scheint mir doch, daß der Vorsitzende, nachdem er eben bekannt hatte, wie sehr ihn die neueste Statistik der Wohnungs-

zustände in den Großstädten erschüttert habe, sogleich das Hoch auf den Kaiser ausbringen konnte, der Millionen für Schlösser, Dome und Denkmäler hinauswirft, während in seiner unmittelbaren Nähe eine Wohnungsnot sich findet, die mit all ihrem sittlichen und sozialen Elend zum Himmel schreit. Ich weiß, es ist Brauch an solchen Kongressen das Kaiserhoch auszubringen; aber es wäre evangelischer, es nicht zu tun; muß der Kaiser in seiner verhängnisvollen Selbstsicherheit noch gestärkt werden? Und es wäre auch sozialer, so lange sich der Kaiser als Feind der selbständig aufstrebenden Arbeiterschaft öffentlich erklärt.

So wäre dem Kongreß mehr von der wundervollen Grundsätzlichkeit, Unbefangenheit, Freiheit und Tapferkeit des historischen Evangeliums zu wünschen. Sonst wird er den Massen des arbeitenden Volkes fremd bleiben. Denn auch die wiederholt geforderte „Achtung, Höflichkeit des Herzens und der Formen“ wird doch von dem gemeinen Mann immer nur als Herablassung empfunden, wenn diese guten Gewohnheiten nicht Früchte der sozialen Gerechtigkeit sind. Fr. Sutermeister.

**Bauer und Arbeiter.** Soziale Versöhnungsarbeit tun, ist nicht so leicht, wie manche sich denken. Denn mit einigen wohlgemeinten Mahnungen und freundlichen Friedensmelodien werden tiefgehende Gegensätze nicht ausgeglichen. Darum können wir der Forderung, soziale Versöhnung zu predigen, beim besten Willen nicht nachkommen, wenigstens nicht in dem Sinne, wie sie meistens gemeint ist. Wir haben vor wenig Dingen so starke Angst, wie vor falschen Versöhnungen. Leichter wird die Aufgabe da, wo es sich mehr um die Beseitigung von Mißverständnissen handelt. Das ist der Fall bei dem Gegensatz von Bauer und Arbeiter. Freilich liegt ihm auch ein Widerstreit wirtschaftlicher Interessen zu Grunde, aber auch darin ist manches bloß Mißverständnis. Um diesen ökonomischen Gegensatz ranken sich aber eine Fülle von Vorurteilen und Verstimmungen aller Art: Antipathie gegen die Städter überhaupt, falsches Verständnis des Sozialismus u. s. w. bei den Bauern und Geringschätzung des Bauernstandes auf Seiten der Arbeiter. Vor allem aber wirkt trennend die große Unkenntnis des vermeintlichen Gegners in beiden Lagern. Hierin kann durch Aussprache viel gebessert werden. Das bewies eine Versammlung, die letzthin unsere bündnerischen Gesinnungsgenossen durchgeführt haben. Sie fand am 27. August in Thusis statt. Das Thema war: „Bauer und Arbeiter“. Es wurde von einem Pfarrer einer ausschließlich bäuerlichen Gegend (Herrn Camenisch in Flerden am Heinzenberg) als dem Vertreter der Bauern und Herrn Dr. Gamser in Chur, dem bündnerischen Arbeitersekretär, als dem Anwalt der Arbeitersache, behandelt. Etwa 70 Mann, zum größeren Teil Bauern, waren erschienen und folgten mit größter Aufmerksamkeit und Ruhe sowohl den Referaten wie der Diskussion. Das Ergebnis der Aussprache war die überraschende Entdeckung, wie wenig man eigentlich

Ursache zur Fehde habe. In vorbildlich gerechter Weise behandelte der Vertreter der Bauern die Arbeiter und ihre Sache, aber auch der temperamentvolle und radikale Arbeitersekretär, der gar nicht eine diplomatische Natur ist, ließ sich kein unfreundliches Wort gegen die Bauern zu Schulden kommen. Es kamen neben den psychologischen Gesichtspunkten (für die besonders der Aufsatz von Aeschlimann dankbar benutzt wurde) auch die bekannten ökonomischen Streitpunkte zur Sprache: Recht und Unrecht der Lebensmittelzölle, der Bundessubventionen, der hohen Preise der landwirtschaftlichen Produkte u. s. w., aber ohne alle Leidenschaft. Die wiederholte Behauptung, daß nicht der Arbeiter des Bauern Feind sei und umgekehrt, sondern sie beide den gleichen gemeinsamen Feind hätten: eine falsche Wirtschaftsordnung, schien ziemliche Zustimmung zu finden. Freilich beteiligte sich nur ein wirklicher Bauer an der Diskussion, aber an seinem Votum war der freundliche Ton gegenüber der Arbeitersache bemerkenswert, daneben allerdings auch die mangelnde Kenntnis des Sozialismus, der mit dem „Teilen" verwechselt wurde.

Es soll hier nicht ein ausführlicher Bericht über diese Versöhnungsaktion gegeben werden; ich rede davon bloß darum, weil ich die Frage aufwerfen möchte, ob dergleichen nicht auch anderwärts veranstaltet werden könnte? Wäre das nicht trotz der „weltlichen" Form religiöse Arbeit und überhaupt ein sehr wertvolles Stück Arbeit? Ich bin selten von einer Versammlung so erfreut weggegangen wie von dieser.

L. Ragaz.

**Militärische Religion.** Unsere Leser kennen den „Fall Kraatz" aus der Zeitung. Als Pfarrer Kraatz in Charlottenburg in der Predigt den Fall Jatho besprach, kommandierten die Offiziere die anwesende Garnison mitten in der Predigt ab. Wenn Offiziere an einer offenen Kritik behördlicher Maßnahmen Anstoß nehmen, wird man das aus der ganzen Geistesrichtung, in der sie erzogen oder besser gesagt gedrillt werden, verstehen. Aber nun bringt auch das schon in letzter Nummer unrühmlich erwähnte Brandenburger Konsistorium in dem nicht etwa den betreffenden Offizieren, sondern dem Pfarrer Kraatz erteilten Verweis folgenden Passus fertig:

„Sie haben nämlich . . . die Einrichtung des Spruchkollegiums als solche angegriffen und seine Wiederabschaffung gefordert, sowie die Entscheidung des Spruchkollegiums im Falle Jatho als unglücklich und als einen traurigen Vorfall bezeichnet, auch behauptet, daß diese Entscheidung einen nicht genug zu beklagenden Schaden anrichte, bezw. eine unabsehbare Schädigung der Religion der Landeskirche bedeute. Und alles dies vor einer Gemeinde, von der Sie wußten, daß sie zum Teil aus jungen Soldaten bestand, die Ihre persönliche Stellung zum Falle Jatho und Ihre daran geknüpften Ausführungen nicht interessieren konnten, die es aber empfindlich berühren mußte, wenn Sie so heftige Angriffe gegen eine autoritative Stelle — Sie haben das Spruchkollegium auf Druckseite 6 Ihrer Predigt selbst wiederholt als Behörde bezeichnet — von der Kanzel herabhören . . . Wir müssen es aber überhaupt für völlig ungehörig und als einen durch den . . . § 83, Teil 2, Titel 11 des allgemeinen Landrechts verbotenen Kanzelmißbrauch bezeichnen, daß Sie den Fall Jatho so wie geschehen ist . . . behandelt und dabei eine landes-

kirchliche Einrichtung, nämlich das Spruchkollegium ... und seine mit gesetzlicher Autorität versehene Entscheidung in herabsetzender Weise bekämpft haben."

Kurz, die militärische Auffassung der Religion, welche die Offiziere inspirierte, wird vom Konsistorium glänzend gerechtfertigt. Das Christentum, und zwar das orthodoxe, gehört zu den Dingen, die von oben herab kommandiert werden, und wer sich nicht löblich unterwirft, ist ein schlechter Christ. Die religiöse Autorität wird völlig nach Analogie derjenigen des vorgesetzten Beamten oder des Offiziers aufgefaßt. Das Spruchkollegium ist eine landeskirchliche Einrichtung, und wehe dem, der sie bemängelt! Seine Entscheidung hat gesetzliche Autorität und wehe dem, der dagegen muckst! Es ist nur ein Wunder, daß Pfarrer Kraatz nicht mit Arrest bestraft worden ist. Wer wundert sich nach solchen Erlassen noch, daß das Christentum von den Massen lediglich als eine der Stützen der bestehenden Ordnung und ihrer Gewalten angesehen wird und daß Preußen die eigentliche Heimat des leidenschaftlichen Religionshasses derer ist, die nicht gefügige Schafe sein mögen! L.

**Laienwünsche an die Landeskirche.** Am 18. und 19. Oktober dieses Jahres findet in Zürich, veranstaltet vom Kantonalverein für kirchliche Liebestätigkeit unter dem Präsidium von Herrn Kirchenrat Sutz, ein zweitägiger sogenannter Volkstag für kirchliche Arbeit statt. An demselben sollen neben einigen Pfarrern besonders auch die Laien, also die Nicht-Geistlichen, zum Worte und zum Rechte kommen. Da es aber nicht jedermanns Sache ist, in öffentlicher Versammlung zu reden, so werden Männer und Frauen im Kanton Zürich und in der reformierten Schweiz eingeladen, das, was sie inbezug auf unsere heutigen schweizerischen kirchlichen Zustände, deren Erhaltung oder Erneuerung auf dem Herzen haben, bis Anfang September schriftlich einzureichen an Herrn Pfarrer K. v. Greyerz in Winterthur. Der letztere gedenkt dann, an diesem Volkstage im Oktober in einem Referate: „Laienwünsche an unsere heutige Landeskirche" alles, was ihm diesbezüglich aus Laienkreisen zugesandt worden ist, verarbeitet vorzutragen und so einen Ueberblick zu geben über das, was unsere Laienwelt mit Bezug auf unsere heutige Landeskirche bewegt. Es wird von diesen schriftlichen Eingaben keine Namensunterschrift verlangt, wohl aber um Angabe des Alters, des Berufs und des Kantons oder Wohnorts des Verfassers oder der Verfasserin gebeten. Wer einläßlicher unterrichtet sein will, worüber man besonders eine offene Aussprache wünscht, der verlange mit Postkarte von Herrn Pfarrer von Greyerz einen orientierenden Auskunftsbogen.

Da es für die Glieder unserer Landeskirche und für den Pfarrerstand im besondern von hohem Werte ist, zu vernehmen und sich Rechenschaft zu geben, wie da und dort das Volk, junge und alte, der Kirche geneigte und abgeneigte, aber im Streben nach wahren und gesunden Zuständen auch auf kirchlichem Gebiet ähnlich gesinnte Männer und Frauen über unsere reformierte Landeskirche, ihre Aufgabe und ihre Zukunft, ihren Segen und ihre Schäden denken, so hoffen wir, daß recht viele aus allen Ständen, Berufsklassen, Parteien, Richtungen sich auf diese Einladung hin entschließen und bemühen, eine kürzere oder längere Zuschrift an genannte Adresse einzusenden, damit dieser Aufruf der Kirche zur Selbstkritik Licht und Segen schaffe und es nicht heißen müsse, die Pfarrer wollen etwas tun, aber die Laien nicht.

---

Redaktion: Liz. **R. Liechtenhan**, Pfarrer in Basel; **L. Ragaz**, Professor in Zürich. — Manuskripte sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.




# Zur gegenwärtigen Krise in Frankreich.

I.

Die ersten Frühlingstage boten heuer in Mittelfrankreich ein seltsames und ergreifendes Schauspiel. Schneestürme und ungewöhnliche, düstere Wolkengebilde umhüllten die großen, klassischen Linien der Landschaft. Hie und da zerriß die Decke, und die weiten Flächen und großlinigen Horizonte erschienen in ihrer vornehmen Würde und klaren Schönheit — ein kurzer Augenblick nur, und ein neuer Sturm verschlang die Herrlichkeit.

Es mag sein, daß sich in einem Land, wo Volkscharakter und Landschaft in so enger Beziehung zu stehen scheinen, leichter Träumereien über Natur und Menschenwelt einstellen. Wie ein Sinnbild der gegenwärtigen Lage erschien der Kampf zwischen den stürmischen Mächten und der vornehmen Schönheit der Linien.

Ob nicht in der modernen Krise, die jetzt Frankreich zerreißt, Chaos und Sturm und die höchsten Werte der Franzosen, Weite des Horizontes, Großzügigkeit der Weltauffassung und des Lebensstils mit einander ringen, ohne daß man den Ausgang voraussagen kann?

Mehr, als man es zunächst meinen könnte, darf diese Frage unser Interesse beanspruchen. Suchen wir (bei einer so verwickelten und schwierigen Sachlage ist schon ein Versuch gewagt), zur Beurteilung dieser Krise einige Richtlinien zu gewinnen.

Was im heutigen Frankreich auffällt, wenn man die Aufmerksamkeit weniger dem offiziellen Kurs als den Unterströmungen zuwendet, ist die Unbefriedigtheit mit den herrschenden Werten. Und wenn irgendwo, so sind in Frankreich die Unterströmungen nicht außer acht zu lassen. Was sich dort hinter den Kulissen abspielt, ist meist wichtiger, als was die Bühne uns bietet.

Die Gärung hat große Dimensionen angenommen. Sie könnte — früher oder später — starke Erschütterungen hervorrufen. Zur Beurteilung und Erklärung der Krise muß man sich somit großer Maßstäbe bedienen. Weit zurück liegen die Keime der Anschauungen und

Strömungen, die sich hier zum Kampfe gegenüberstehen. Begriffe, die von ganzen Generationen geschmiedet worden sind, stoßen zusammen. Die Heftigkeit der Krise, ihre Ausdehnung, die Erschütterungen, die sie verursacht, rühren daher, daß im Zentrum des Kampfes Ideale und Kulturkomplexe stehen, deren Entstehung und Entwicklung mit dem ganzen Werdegang des Volkes aufs engste verknüpft ist. So ist die gegenwärtige Krise ein erstklassiges Dokument zur Psychologie nicht nur des modernen Frankreich, sondern des französischen Geistes überhaupt. In der Entwicklung dieses seltsamen Geistes ist ein Wendepunkt eingetreten, der an tragischer Spannung und an Schärfe der Gegensätze den frühern kaum nachsteht.

Dürfen wir noch weiter gehen? Hat diese Krise etwas von einem Weltcharakter?

So sehr auf diesem Gebiet Vorsicht geboten ist, so sehr scheint mir doch eine solche Frage berechtigt. Wie schon oft, sind auch heute auf diesem vulkanischen Boden zeitgenössische Probleme ganz besonders brennend geworden. Zum großen Teil sind zwar das französische Temperament, seine Eigenart, seine Mängel und Schwächen schuld daran. Und doch läßt sich die Frage nicht abweisen, ob nicht neben diesem partikularistischen Moment allgemein menschliche Werte am Kampf beteiligt sind. Ob sich nicht aus einer Analyse der französischen Krise wertvolle Gesichtspunkte zur Beurteilung moderner Probleme ergeben? Ob wir nicht bei dieser Krise von akuter Zuspitzung zeitgenössischer Fragen und vielleicht in gewissem Sinn von einer Präformation allgemeiner zukünftiger Kämpfe zu reden befugt sind? Es wäre nicht das erste Mal, daß Frankreichs Stürme auch unsern Horizont verdüstern und die Blitze seiner Gewitter auch durch unsere Kultur zucken.

Gleich beim ersten Versuch einer solchen Würdigung der französischen Krise eröffnet sich uns eine weite Perspektive. Wir sehen, wie hier nicht nur nationale, sondern allgemein kulturelle Momente im Spiele sind.

Der Kampf hat, auf theoretischem wie auf praktischem Gebiete, die engsten Beziehungen zu einer Kultur, die in Frankreich mit der Zündkraft einer neuen Religion auftrat und durch alle Reaktionen hindurch den Triumph der offiziell anerkannten Wertung feierte. Ich meine die Gesamtauffassung des Lebens, die seit der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts in Frankreich festen Fuß gefaßt und als neuer Glaube die alten Dogmen zu verdrängen sucht. Es liegt auf der Hand, daß eine Krise, die zur französischen Aufklärungskultur in Beziehung steht, in der modernen Welt eine hervorragende Stellung einnimmt. Denn die französische Aufklärung hat Europas Entwicklung stark beeinflußt. Trotz ihrer spezifischen Eigenart reicht sie weit über die Grenzen des Nationalen hinaus. Sie erstrebt eine allgemeine prinzipielle Umgestaltung des Lebens; sie will ein neuer Menschheitsglaube sein.

Glaube gegen Glaube. Und hier Glaube an die Möglichkeit eines rationellen Erfassens der Welt und ihrer tiefsten Fragen; Glaube an die Fähigkeit der Vernunft, ihre qualvollsten Probleme und tragischsten Konflikte zu lösen; Glaube an die unbegrenzte Fähigkeit des Menschen, durch Wissen und Können die Welt einem Zustand der Vollendung entgegen zu führen. Somit ein rationalistischer Monismus, vom stärksten Optimismus getragen, im Zeichen des unbegrenzten Fortschritts. Abwendung von einer tragischen, dualistischen Weltanschauung, die dem Weltproblem eine tiefere Antinomie zugrunde legt. Weder in der Seele des Menschen noch in dem Urgrund der Welt gibt es Konflikte und Gegensätze, die, nach dem Kanon der Vernunft behandelt, nicht leicht zu beseitigen wären. So wenig wie in der Psychologie des Einzelnen bestehen auf dem Gebiete der Gesellschaft schwierigere Probleme, die eine rationelle Technik nicht lösen könnte. Die Lösung wird vielleicht mit Gewalt, mit Hilfe der Guillotine durchgeführt werden müssen; aber sie ist einfach.

Durchgeführt werden. In Frankreich tritt die Theorie schneller und unmittelbarer in Beziehung zur Praxis als anderswo. Der Barrikadenkampf drängt rasch die metaphysischen Streitigkeiten in den Hintergrund. So ging es mit dem modernen Postulat der Freiheit, so ging es mit den großen Grundgedanken der Aufklärungsphilosophie. Die ganze Anschauungsweise verkörperte sich in der großen roten Laienkirche, die seit dem Revolutionszeitalter zu ihrer schwarzen Schwester im Gegensatz steht.

* * *

Dieser Kulturkomplex steht im engsten Verhältnis zu der heutigen Krise. Ja, diese Krise kommt zum Teil daher, daß nun gewisse Strömungen dem Leben eine andere theoretische Begründung und praktische Ausgestaltung geben möchten, als diejenige, die sich aus den Leitgedanken der Aufklärung ergibt. Verwickelt sind hier die Beziehungen. Wir gehen vom nächstliegenden, von den praktischen Motiven aus.

Auch eine oberflächliche Betrachtung des politischen und sozialen Lebens zeigt, daß dasselbe an einem verhängnisvollen Widerspruch krankt. Allzu tief ist die Kluft zwischen dem Ideal, das man oft so bombastisch, großtuerisch verkündet, das man aller Realität zum Trotz aufrecht erhalten möchte, und der Wirklichkeit, an der man leidet oder gar zugrunde geht. Und je tiefer man blickt, desto tragischer wird der Dualismus zwischen Idee und Wirklichkeit, Programm und Leistungen.

Als eins der schlimmsten Symptome des Konfliktes, der jetzt Frankreich zerreißt, sei die Intoleranz (unter der Maske der Freiheit) erwähnt, die leider zu den Erbstücken gehört, welche das rote Frankreich vom schwarzen übernommen hat. Der antiklerikale Glaube an die alleinseligmachende Vernunft hat neben großen, begeisterten Aposteln die ärgsten und kleinlichsten Ketzerrichter hervorgebracht. Je mehr ihr

Fanatismus sich in den Dienst der reinen Negation gestellt, desto rabiater und pathologischer ist er geworden. Leider hat sich die Stimmung auch vieler Arbeiterkreise bemächtigt. Die Mahnung des Syndikalisten Berth, den antireligiösen Fanatismus der antiklerikalen Bourgeoisie zu überlassen, ist fruchtlos geblieben.*)

Noch schroffer ist die Kluft zwischen dem Dogma des Fortschrittes und der Verlotterung auf ganzen großen Gebieten des sozialen, politischen und individuellen Lebens. All die Sphären, auf denen dieser Widerspruch greifbare Gestalt angenommen hat, einzeln beschreiben, hieße die Kulturgeschichte oder vielmehr die Pathologie des modernen Frankreich schreiben.**)

Ich weiß nicht, ob es in der Völkerpathologie viele so ergreifende Bilder gibt, wie diese Kämpfe zwischen der groß angelegten französischen Seele und den Krebsschäden, die sie verderben. Je mehr man hier die landläufige „moralische" Beurteilung Frankreichs beiseite läßt und den Franzosen das Recht zuerkennt, eine originelle, aus der Tiefe ihres eigensten Wesens entspringende Stellung zu den großen Fragen einzunehmen, desto ergreifender wird das Bild.

Ergreifend, wie das generöse Volk im Banne von Strebertum und Cliquewesen steht. Ergreifend, wie das Volk des klaren, großzügigen Schauens nun im Chaos wild hin- und hergetrieben oder offiziell zur Flachheit und Banalität verurteilt wird, wie hier Phrase und Bombast herrschen. Die Freiheit, der revolutionäre Drang, durch die Frankreich so oft ein mächtiges Ferment der europäischen Kultur geworden, werden ihm selber zum Verhängnis. Eine wilde Entfesselung der Leidenschaften, eine fast psychopathisch zu nennende Ueberspannung des Individualismus — im Grunde die Negierung der wahren Persönlichkeit — feiern hier ihren Triumph. Ich denke vor allem an die Politik mit ihrer Korruption, an die Geldspekulation und an das Sexualleben. Die Haltlosigkeit, die Vergötterung des Ich, seiner Flachheit, ja, seiner Entartungen treten vielfach an die Stelle der Freiheit, die in der innern Zucht ein starkes Gegengewicht gegen allen revolutionären Drang besitzt.

Konflikte auf sämtlichen großen Gebieten des praktischen Lebens. Und diese Widersprüche des praktischen Lebens müssen — dies spüren wir wohl — mit dem ganzen geistigen Leben des Volkes, mit seiner ganzen Stellung in der Welt, ja mit seiner Bewertung derselben, zusammenhängen.

---

*) Ein Arbeiter, der sich im Genossenschafts- und Gewerkschaftswesen höchst verdient gemacht hat und hier anerkannte Autorität ist, sagte mir, die Stunde, da er einem religiös-sozialen Verein beitreten würde (was seiner Neigung entsprechend wäre), wäre die Todesstunde seines Einflusses.

**) In Frankreich selber ist diese Pathologie Gegenstand eifriger und aufrichtiger Studien. Am besten bei Bureau „La crise morale" und bei Deherme „La crise sociale", Werken, die eine allgemeine Beachtung beanspruchen dürfen. Treffend und scharf, wenn auch oft einseitig und parteiisch, ist die Kritik der herrschenden Zustände von reaktionärer und syndikalistischer Seite.

Der Mangel an Gleichgewicht, die Dissonanzen zwischen Ideal und Wirklichkeit, der maßlose Individualismus auf der einen, der starre Dogmatismus auf der andern Seite, die Desorganisation — es sind alles Zeichen, daß die Kultur in ihren Tiefen den Keim des Zwiespalts trägt.

Woher dieser Zwiespalt? Es ist dies eines der schwierigsten Probleme der heutigen Zeit, bei dem keine vollkommenen Lösungen und definitiven Antworten gegeben werden können. Womit selbstverständlich auch gesagt ist, daß es sich hier nur um Angabe einiger Richtlinien und Gesichtspunkte handelt.

Sicher ist, daß hier sehr verschiedene Ursachen mitgewirkt haben. Rein materielle, ökonomische und physiologische Momente sind im Spiel. Mit einer gewissen Naturnotwendigkeit scheint jede Ueberkultur Dekadenzerscheinungen zur Folge zu haben. Man erblickt sogar vielfach in der heutigen Krise den Verfall nach der Blütezeit. Wie schon für so manches Volk soll für das französische die Stunde geschlagen haben, da die Hauptrolle ausgespielt ist. Mit Notwendigkeit geht es jetzt durch Nebenrollen zur Bedeutungslosigkeit.

Es ist schwer zu sagen, wie weit diese Ansicht berechtigt ist. Auf alle Fälle erscheinen mir neben diesen allgemeinen historischen Faktoren psychologische Momente und Wertprobleme besonderer Art hier mitzuspielen. Sie machen die Sache viel komplizierter, — handelt es sich doch nicht um einen notwendigen Naturprozeß — verleihen ihr aber eben darum mehr Spannung und tragischen Ernst. Vielleicht gibt es hier nicht nur ein Muß, sondern ein Entweder — Oder.

Wir kommen hiermit auf die geistige Wertung zurück, von der wir schon behaupteten, sie stehe in engster Beziehung zur heutigen Krise.

Die französische Aufklärung hat den Kulturen, die unter ihrem Einfluß stehen, schwere Probleme, qualvolle Konflikte hinterlassen. Die schwersten stecken vielleicht in den Formeln, die sie für glatte, harmonische Lösungen ausgab. Sie ist selber im Grund bei scheinbarer Geschlossenheit und Harmonie ein riesiger Konflikt, daher auch der kritische Charakter der Kulturen, in deren Zentrum sie steht.

Groß und kühn ist der Zug, weltumspannend das Streben. Aber wenn wir von der Betrachtung der äußeren Form zur Analyse des Inhalts übergehen, gewahren wir einen seltsamen Widerspruch. Bei aller Kühnheit des Wurfes, allem großen Zug fehlt die innere Kraft, der innere Halt. Dem stolzen Wagnis, eine alte, überlebte, zum Teil faule Kultur zu stürzen und eine neue Aera zu eröffnen, die den berechtigten Ansprüchen einer neuen Zeit Rechnung trägt, entsprechen nicht die Kräfte, die zur Durchführung nötig wären. Diese Weltkultur ist ohne Beziehung zu den Tiefen des Lebens. Wir haben hier eine sentimentale, weiche Auffassung und abstrakte Theorie, keine Lebensauffassung, die bis zum tiefsten Wesen des Lebens durchdringt,

um von hier, von der Quelle aus, mit voller Expansionskraft, an die Gestaltung des äußeren Daseins zu treten. Nietzsches hartes Wort „Kultur der Oper“ mag einseitig erscheinen. Ganz unberechtigt und unwahr ist es nicht. Die größten Gegner und Ueberwinder der Aufklärungskultur, allen voran Marx und Proudhon, mögen sich anders ausgedrückt haben, in der Sache stimmen sie Nietzsche bei.

Daraus erklärt sich der eigentümliche Charakter der französischen Aufklärung, daher ihre Grenzen, daher auch die Reaktionserscheinungen und die Wiederaufnahme der Probleme, da, wo die Moderne sich nicht aufgibt.

Eine solche Strömung kann weltbefreiend wirken, sie kann alte Werte stürzen; sie kann — wie sie es getan hat — mit alter Fäulnis und unnötigem Ballast aufräumen; sie kann — auch das hat sie getan — mächtige Anregungen zu einer neuen Stellungnahme geben; aber wenn es an das Aufbauen, an das Ausfüllen des Rahmens geht, stellen sich die Schwierigkeiten ein. Groß und kühn ist das Problem aufgestellt worden. Aber eine Lösung zu geben, die der Größe der Fragestellung entspricht — dies wird durch den Mangel an Beziehungen zu den Tiefen des Lebens unmöglich. Der alte Stil ist gestürzt; kein neuer tritt an seine Stelle. Bei diesem Mangel an positivem Ersatz und starker innerer Kraft kann sich all das Faule, Flache und Starre des Alten wieder einschleichen. Proudhons großes Wort: „Echte Revolution bedeutet Schöpfung“ ist als Urteil über die Aufklärungskultur zu verstehen.

So kann auch dieser scheinbar so großstilige und sicher großzügige Versuch, eine neue Kultur zu begründen, in eine trostlose Stillosigkeit ausarten, wenn sein Mangel an Unmittelbarkeit und Tiefe ohne Gegengewicht und Korrektur bleibt. Noch Schlimmeres entsteht, wenn die Zügellosigkeit und die Oberflächlichkeit der Vertreter das Auflösende, das ein solcher Versuch mit sich bringt, noch verstärken.

Daher im modernen Frankreich die Anarchie der Werte und als Gegenstück dazu Dogmatismus und Intoleranz. Wo der große Stil und die rechte Unmittelbarkeit, das Sprudeln der schaffenden Kraft, fehlen, haben wir sofort ihre traurigen Surrogate, die Auswüchse des abstrakten Individualismus und die Intoleranz in irgend einer Gestalt. Wo sich das Individuum nicht im großen Lebensstil seiner Stellung zum Ganzen bewußt wird, den tieferen Lebenskonflikt im eigenen Innern überwindet, da wird der Boden bereitet für die tollsten Auswüchse des Individualismus und die Tyrannei der Majorität, die vom Stil nur das einengende, überordnende behält.

Dies scheinen mir einige Gesichtspunkte zu sein, die beim Versuch, zu einer prinzipiellen, die verschiedene Momente zusammenfassenden Ansicht der französischen Krise zu gelangen, in Betracht kommen dürften.

Aufgabe des Folgenden ist es nun, zu zeigen, wie aus der durch

diese Fermente hervorgerufenen Gärung Reaktionen und neue Gebilde entstehen.

Bezeichneud scheint mir zunächst das Streben, die Tragik des Lebens stärker zu betonen, als es der harmonistische Rationalismus tut und seinem ganzen Wesen nach tun kann. Im Zeichen des Dualismus sucht man auf den verschiedensten Gebieten in ein engeres Verhältnis zu den Konflikten und Antinomien des Daseins zu treten. Es ist, als ob die ganze Welt des Disharmonischen, Widersprüche, Gegensätze Schaffenden, der man den Abschied gegeben zu haben glaubte, wieder Einlaß verlangte und Herrenrechte forderte. In akuter, konzentrierter Form der wesentliche Zug der Entwicklung, welche allgemein auf die Aufklärungszeit folgt.

Dualismus zwischen dem Wissen und den andern großen Gebieten des geistigen Lebens. Dualismus im sozialen Leben, besonders zwischen den Forderungen des Individuums und den Ansprüchen der Gesellschaft — ein Konflikt, den die Aufklärung mit Hilfe ihrer rationalistischen Soziologie so leicht löste. Es ist, als ob Nietzsches Parole „Weg von der Kultur der Oper" hier greifbare Gestalt annähme und bei führenden Geistern zu einem Motto würde. Von verschiedenen Seiten hat man meine eigene Beobachtung, daß bei der Jugend eine Renaissance des Verantwortungsgefühls stattfindet, bestätigt. Der leichtsinnige Optimismus weicht einer männlicheren Stimmung. Man nimmt viel ernster Stellung zu den großen Lebensfragen.

In der Literatur haben wir deutliche Kennzeichen davon, daß das Leben als Entweder — Oder, als ein Stück Weltüberwindung aufgefaßt wird. Es sind sogar, wenn auch noch schwach, Symptome eines Wiedererwachens der Tragödie vorhanden. In der Philosophie ein stärkerer Dualismus, die Abwendung vom rationalistischen Monismus, das Hervorheben des Irrationalen, dessen, was die Grenzen des Wissens übersteigt (Bergson, Boutroux, Poincaré). Bezeichnend ist die eifrige Beschäftigung mit Pascal, dem französischen Denker, bei dem der tragische Ernst des Lebens und die Antinomien des menschlichen Gemüts den ergreifendsten Ausdruck gefunden haben. Stark von Pascal beeinflußt ist auch einer der kühnsten und originellsten Denker des modernen Frankreich, — neben Bergson wohl der selbständigste — Georges Sorel. Sorels ganzes Werk ist ein großer Versuch, der modernen Seele Sinn für die Tragik des Lebens und die Erhabenheit seiner Konflikte einzuflößen, ein Kampf gegen die moderne Verflachung der Werte.

Tragik und Stil stehen im engsten Zusammenhang. Es ist eine der seltsamsten Eigentümlichkeiten der menschlichen Seele, daß sie, gerade indem sie den Gegensatz, das Disharmonische in seiner vollen Schärfe empfindet, den großen Stil, das Einigende, Halt Gewährende erzeugt: je schärfer empfunden, desto großzügiger, weitliniger. Kein Wunder, wenn man sich in Frankreich, zum Teil im engsten Zusammenhang mit einem tragischeren Empfinden des Lebens, aus der

modernen Stillosigkeit heraussehnt, und bestrebt ist, durch einen großen Lebensstil wieder eine organische Einheit herzustellen.*)

J. Matthieu.

(Fortsetzung folgt.)

---

# Schuld und Sühne.

Denen, die jeden Fortschritt leugnen und mit tragischen Seufzern davon reden, in was für einer schrecklichen Welt wir nachgerade leben und wie es immer schlimmer komme, kann man kein besseres Beispiel als das der Strafjustiz vorhalten, um zu zeigen, daß es doch nicht so schlimm steht. Auf diesem Gebiet sind wir ganz unzweifelhaft aus der schauerlichsten Barbarei auf eine höhere Stufe emporgestiegen. Man denke nur einmal an die Schrecken der Folter, an die schauerliche Hinrichtung auf dem Rad, an die Zustände in den Gefängnissen, welche die Wohltäter der Gefangenenwelt, ein John Howard, eine Elisabeth Fry noch angetroffen haben, an das Schicksal der Galeerensträflinge, und man vergleiche unsere heutigen Strafmittel, so läßt sich nicht mehr daran zweifeln, daß es vorwärts geht. Und wenn wir vor Willkür der Rechtsprechung, vor Klassenjustiz und Justizirrtümern nichts weniger als geschützt sind, so haben wir doch sicher auch im Rechtsschutz und in der Rechtsgleichheit Fortschritte gemacht. Man denke zum Beispiel, daß noch König Friedrich Wilhelm III. von Preußen 1838 bestimmte, daß die Prügelstrafe „nur auf Personen aus den untersten Volksklassen zu beschränken sei". Daß man heute praktisch in der Behandlung der Gefangenen nach ihrer sozialen Stellung Unterschiede macht, möchte ich nicht bestreiten; aber in welchem zivilisierten Land — Rußland rechne ich natürlich nicht dazu — würde man ohne Erröten heute noch einen solchen Befehl ausgehen lassen?

Damit ist aber nicht gesagt, daß wir es heute herrlich weit gebracht hätten. In immer weitere Kreise dringt die Einsicht, daß auch die heutigen Zustände viel zu wünschen übrig lassen. Man kann von einer gegenwärtigen Krisis der Strafjustiz sprechen; man fängt an, ihre grundlegenden Voraussetzungen in Zweifel zu ziehen. Man ruft nach einer gründlichen Reform des Strafvollzuges. Dabei stehen besonders zwei Forderungen im Vordergrund: Jugendgerichte und bedingter Strafvollzug. Eine ausführliche und dankenswerte Uebersicht über die Entwicklung des Jugendstrafrechts in den verschiedenen Staaten, eine mit reichem Tatsachenmaterial belegte Begründung des Jugendgerichts und eine sachkundige Erörterung der Frage für unsere schweize-

---

*) Hiemit hängt es auch zusammen, daß der Katholizismus auf viele tief angelegte, intellektuell hochstehende Menschen eine so starke Anziehungskraft ausübt. Man sucht bei ihm, was man bei den herrschenden Werten so schmerzlich vermißt: großen Lebensstil bei tieferer Erfassung der tragischen Probleme des Daseins.

rischen, speziell die bernischen Verhältnisse gibt das jüngst in zweiter Auflage erschienene Buch von E. Fawer, Jugendkriminalität und Strafrechtsreform (Aarau, Sauerländer & Co., 141 Seiten).

Es sind, so viel ich sehe, drei Motive, denen die Kritik unserer Strafjustiz und die Forderung ihrer Reform entspringt.

Zunächst ist es eine prinzipielle Erwägung über den Charakter der Strafe, eine Kritik an dem Strafprinzip der Vergeltung, ausgehend in der Hauptsache von der modernen Kriminalistenschule unter der Führung von Prof. von Liszt in Berlin. Der Ursprung der Strafe liegt in dem Verlangen nach Rache. Ein Strafrecht entsteht nun in dem Augenblick, wo Recht und Pflicht der Rache dem Einzelnen und seiner Sippe abgenommen und der Gesamtheit, der verantwortlichen Leitung des sozialen Organismus übertragen wird. In dieser Uebertragung liegt ja allerdings eine Abschwächung des Racheprinzips; es wird der Willkür und der Herrschaft des individuellen Affektes entzogen, einer sachlichen Ordnung unterstellt. Das „wie du mir, so ich dir" wird zurückgedrängt, aber es bleibt doch ein „wie du mir, so man dir", ein Vergeltungsprinzip. Das kommt auch darin zur Geltung, daß die Größe des Strafübels möglichst der Schwere der Tat entsprechen soll; die Rangordnung der Strafen soll möglichst eine Wertordnung der Delikte wiederspiegeln; Dauer und Schwere der Strafe ist sozusagen die Münze, in der die Furchtbarkeit des Verbrechens abgeschätzt wird. Das Rachemotiv spielt auch immer wieder mit, wo irgend ein das Volksgemüt erregender Vorfall passiert ist. Da erhebt sich mit elementarer Gewalt der Schrei nach Strafe, und alle Zeitungen schreiben, diese Tat dürfe nicht ungesühnt bleiben; wird der Täter nicht erwischt, so wird das als großes Unglück empfunden, ein Bedürfnis des Volksempfindens ist eben unbefriedigt geblieben.

Die klassische Kriminalistenschule, die an dem jus talionis, dem Vergeltungsprinzip festhält, bemüht sich zwar, das Strafrecht noch weiter dem untersittlichen Rachegefühl zu entrücken. Sie setzt an Stelle der Rache ein ideales Sühnebedürfnis. Es ist die Rechtsordnung, die als Grundlage des sozialen Lebens sich den Gliedern der Gemeinschaft als geheiligte Autorität auferlegt, so daß ihre freyle Nichtachtung Vergeltung erheischt. So wird das Recht als ideale Größe über den Widerstreit der Interessen emporgehoben. Aber damit wird doch die Tatsache nicht aus der Welt geschafft, daß Böses mit Bösem vergolten wird, und daran beginnt das Empfinden immer weiterer Kreise Anstoß zu nehmen, aus sittlichen und religiösen Gründen. Wenn man sich auch nicht entschließen kann, für sich persönlich mit den von Jesus proklamierten Grundsätzen im einzelnen Fall ernst zu machen, so bringt man es doch nicht über sich, bei gründlicher prinzipieller Erwägung dem Grundsatz der Vergeltung ruhigen Gewissens zuzustimmen. Man sagt sich auch, daß die Tat nicht gesühnt ist, wenn man dem, der einem Andern ein Uebel zufügte, wieder ein

entsprechendes zufügt; das Unrecht ist damit nicht wieder gut gemacht, sondern verdoppelt.

In dieser Abneigung gegen die Vergeltung haben wir sicher nicht bloß „Humanitätsduselei“, sondern eine mehr oder weniger bewußte Abhängigkeit von christlichem Einfluß zu erblicken. Um so beschämender ist die Tatsache, daß diese Lossage vom Vergeltungsprinzip nicht etwa von den offiziellen Vertretern und Hütern des Christentums ausgegangen ist, sondern daß diese eher unter den Verteidigern des bisherigen Strafsystems zu suchen sind; wieder ein Beispiel vom Hintennachhinken und Zuspätkommen der Christen. Ist es doch neulich sogar vorgekommen, daß ein kirchliches Blatt das Argument gegen die Todesstrafe, man dürfe dem Täter die Frist zur Buße nicht abkürzen, mit der Begründung zurückwies, der Mörder habe ja seinem Opfer auch die Gelegenheit zur Buße geraubt; da sei die Gesellschaft doch großmütiger und lasse dem Delinquenten noch eine Möglichkeit der Buße, schiebe es aber auf sein Gewissen, ob er sie benutze.

Eine zweite Quelle der Kritik und der Reformvorschläge ist eine tiefere Psychologie des Verbrechers und des Verbrechens. Um die Größe der Schuld, um die ethische Qualität der Tat richtig abzuschätzen, mußte man den Begriff der größern oder geringeren Zurechnungsfähigkeit aufstellen. Man fragte: Wie ist der Täter zu seiner Tat gekommen? Das Auge wurde geschärft für die mitwirkenden Faktoren: erbliche Belastung, psychische Veranlagung, Erziehung und Umgebung, Lebensschicksale, soziale Verhältnisse. Eine naive Psychologie hatte unbefangen die Tat als Ausfluß der Willkür des Täters aufgefaßt. Schon die Moralstatistik, die eine gewisse Regelmäßigkeit, ja Gesetzmäßigkeit der moralischen, resp. unmoralischen Erscheinungen feststellte, mußte stutzig machen. Man lernte die Tat als notwendiges Produkt der innern Verfassung des Täters und diese wieder als Ergebnis des Zusammenwirkens der verschiedensten Faktoren verstehen. Auch wer nicht einem konsequenten Determinismus huldigte, welcher den Menschen schließlich zu einem passiven Mechanismus, zu einem bloßen Durchgangspunkt der verschiedensten Einflüsse macht, der gab doch zu, daß nicht jeder Mensch gleich frei ist, und daß derselbe Mensch nicht in allen Augenblicken seines Lebens gleich frei ist; ja sind Verbrecher in der Regel nicht besonders unfreie Menschen? Es gibt Menschen mit angeborner Willensschwäche, mit einem völligen Mangel an Widerstandskraft gegen die augenblicklichen Impulse. Das muß man zugeben, auch wenn man der Lehre vom geborenen Verbrecher nicht zustimmt und nicht jedes Verbrechen auf moral insanity (moralischen Schwachsinn) zurückführt. Gerade als das psychologische Interesse dazu führte, die Gefangenen ihre Lebensschicksale aufzeichnen zu lassen, sprang die mannigfache Bedingtheit ihrer Tat besonders in die Augen, sie erschienen oft mehr als Opfer denn als Bösewichte. Die Psychiatrie lehrte manche Erscheinungen wie gewisse geschlechtliche Perversitäten u. a. als Krankheit behandeln und nicht mehr einfach aus Bosheit ableiten. Die Schuld

der Gesellschaft, die diese Unglücklichen selbst großgezogen, welche die ihnen zum Verderben gewordenen Zustände, Sitten, Anschauungen geduldet und gefördert hat, erscheint so größer als die Schuld dieses Einzelnen; und so empfindet man die Härte, mit der man die Delinquenten behandelt, die Verachtung, der man sie preisgibt, je länger je mehr als Ungerechtigkeit. Also auch hier hat nicht Weichlichkeit, sondern ein verfeinertes Empfinden zur Opposition gegen das herkömmliche Strafwesen geführt.

Dazu kamen als drittes Moment die Erfahrungen, die man mit dem Strafvollzug gemacht hat; er war in sehr vielen Fällen gerade der Weg, die erste Gesetzesübertretung, vielleicht ohne Ueberlegung und besondere Bosheit begangen, zum bleibenden moralischen Ruin werden zu lassen. Besonders für die Jugendlichen wurde der Aufenthalt im Gefängnis direkt zum Verderben. Die Folge der Strafe, die Aechtung der Gesellschaft, tut das Uebrige, dem Entlassenen den Weg zu einer brauchbaren Stellung im sozialen Organismus unsäglich zu erschweren. Die Haft hat die Energie gebrochen, und doch hätte der Entlassene besondere Energie nötig; so aber wird er rückfällig und schließlich die Beute des Gewohnheitsverbrechertums. Die Strafe bedeutet Entehrung und weckt im Sträfling den Haß gegen die Gesellschaft, die ihn ausgestoßen hat. Dazu kommt, daß der Staat die gefährlichen Elemente, nachdem er sie eine Zeit lang verwahrt, aufs Neue gegen die Gesellschaft losläßt. Und sind nicht gerade diejenigen mit verminderter Zurechnungsfähigkeit, deren Schuld also geringer eingeschätzt und deren Strafe deshalb milder zugemessen wird, die Allergefährlichsten?

Man lese einmal die vernichtende Kritik, die Hans Leuß in der Schilderung seiner Erlebnisse im Zuchthaus („Aus dem Zuchthaus, Band VII der Kulturprobleme der Gegenwart. Berlin, Johannes Räde) an unserem gegenwärtigen Strafvollzug, an seiner faktischen Wirkung ausübt, und man wird einsehen, daß sie nicht allein die Fehler in der Ausführung der Strafe, sondern auch die prinzipiellen Grundlagen trifft. Manches ist einfach Ausgeburt persönlicher „Schneidigkeit" und Verständnislosigkeit der Zuchthausbeamten; aber manches ist auch von Grund aus verkehrt; das wird auch der zugeben, der mit der radikalen Verwerfung unseres gesamten Strafwesens, bei der Leuß anlangt, nicht einig geht. Man mag mitleidig lächeln über die Versuche, den Verbrecher zu bessern; aber daß es nicht richtig ist, wenn der Rechtsbrecher seine Haft in gefährlicherem Gemüts- und Charakterzustand verläßt, als wie er sie angetreten hat; das muß doch schon der platte gesunde Menschenverstand einsehen. Aber eben die Einsicht bricht sich immer mehr Bahn, daß die Gesamtheit gegenüber ihren Gliedern, auch den gesunkensten, eine Verantwortung hat und, gerade wenn sie ihr als Delinquenten in die Hände fallen, ihr Möglichstes tun soll, sie geistig und moralisch zu fördern. Das wäre der höchste Triumph, wenn es gelänge, den Schädling im sozialen Organismus in ein nützliches Glied umzuwandeln. Das hieße erst, das Böse durch das Gute überwinden.

Die praktischen Früchte dieser neuen Auffassung sind bei uns noch äußerst bescheiden; wir wollen uns nicht rühmen, daß wir in unserem tatsächlichen Verhalten gegen die Verbrecher in letzter Zeit viel weiter gekommen seien. Aber ein deutlicher Fortschritt liegt doch in der Verfeinerung des Gewissens. Man nimmt an Einrichtungen und Gepflogenheiten Anstoß, die man früher für selbstverständlich gehalten hat. Und deshalb wird auch die ganze Bewegung nicht zur Ruhe kommen, bis sie ihre Früchte in der Praxis gezeitigt hat.

Aber sind wir nicht vielleicht auf dem Wege, mit diesen Bestrebungen über das Ziel hinauszuschießen? Könnte es nicht sein, daß wir ideale Faktoren, die bei der alten Auffassung mitspielten und zu den unentbehrlichen Grundlagen des sittlichen Lebens gehören, in wohlgemeintem Eifer preisgeben? Es wäre ja nicht das erste Mal, daß das geschehen ist. Jedenfalls ist es sehr zu begrüßen, daß ein Buch erschienen ist, das uns zu solcher Besinnung zwingt. F. W. Förster leistet uns mit seinen Darlegungen über „Schuld und Sühne" (München, Beck. 216 S., Preis Fr. 4. 80) diesen Dienst. Sein Buch ist der Auseinandersetzung wert, weil Förster absolut nicht zu jenen robusten Reaktionären gehört, die im Brustton der tiefsten Ueberzeugung gegen den Humanitätsdusel zu Felde ziehen, ihrem sittlichen Pathos dadurch Genüge tun, daß sie das ehrbare Publikum gegen die Verbrecherwelt scharf machen und die „gesunden Volksinstinkte" der Racheforderung vor dem Untergang retten wollen. Als Pädagoge kommt Förster zu seinem Interesse für das ganze Problem — das sagt schon deutlich, daß ihm das erziehende Moment der Strafe am Herzen liegt. Und bei einem solchen Reaktionär bekämen wir sicher keine Polemik gegen Prügel- und Todesstrafe zu lesen, wie sie in diesem Buche steht.

Förster hätte freilich mehr Eindruck gemacht, wenn er seine Position nicht so breit und voll ermüdender Wiederholungen vorgebracht hätte. Was er will, weiß man eigentlich schon, wenn man die ersten paar Seiten gelesen hat: der Gedanke, daß die böse Tat ihre Sühne erheische, darf nicht preisgegeben werden; diesen Fehler begeht aber bei allen Verdiensten, die ihr zuzubilligen sind, die moderne kriminalistische Richtung. Der Täter selbst empfindet das Bedürfnis nach einer Sühne, einer Läuterung, die nur durch ein Leiden herbeigeführt werden kann. Wir brauchen eine feste Sühneordnung, durch welche die Gesellschaft dem Individuum die Heiligkeit der Rechtsordnung, die Majestät der sozialen Interessen, die es verletzt hat, zu Gemüte führt. Durch allzugroße Milde könnte der Delinquent dazu gebracht werden, seine Tat allzuleicht zu nehmen. Die bedingte Verurteilung hat zum Beispiel in Massachusets dazu geführt, daß die Spitzbuben sagen: „Ein Delikt ist frei." Gerade der Jugendliche, der die abschüssige Bahn betritt, muß einen nachhaltigen Eindruck von der Heiligkeit der Ordnung erhalten, die er übertreten hat. Auch leichteren psychischen Abnormitäten, den Willensschwachen, krankhaft Impulsiven, vermindert Zurechnungsfähigen gegenüber ist eine wirkungsvolle Einprägung der Forderung

durch die Strafe, die Einschärfung ihrer geheiligten Autorität eine unentbehrliche und heilsame Gegenwirkung gegen die antisozialen Instinkte. Das Auferlegen einer Strafe bedeutet für solche Naturen ein Anknüpfen an das Normale, und es ist gerade ein Heilmittel, wenn man sie nicht als das behandelt, was sie sind, sondern als Normale. Die Strafe zwingt den Täter, seine Tat nicht mehr bloß vom Standpunkte seiner Illusionen, Begierden, krankhaften Reize, sondern mit den Augen des ganzen sozialen Organismus anzusehen. Wenn man alle Verbrecher bloß als Unglückliche, als Opfer behandelt, so bedeutet das eine Erniedrigung zu bloßen psychischen Mechanismen, eine Zerstörung ihres Schuldgefühls und Verantwortungsbewußtseins, ohne das eine Heilung unmöglich ist. Wenn man sagt, nicht die Tat, sondern der Täter müsse gestraft werden, so würde das zu der Konsequenz führen, daß die antisoziale Gesinnung schon bestraft resp. unschädlich gemacht, in pädagogische Behandlung genommen werden müßte, ehe sie zur Tat geführt hat. Und wenn man individuelle Behandlung des Täters fordert, so vergißt man, daß eine Strafordnung mit festen Normen gerade einen Schutz des Täters vor der Willkür des Richters bedeutet. Es zerstört den Charakter der Strafe, wenn sie als Erziehungsmaßregel gefaßt wird und es nimmt den pädagogischen Bemühungen, z. B. der Anstaltsbehandlung jugendlicher Verbrecher die wohltätige Wirkung, wenn sie als Strafübel empfunden wird. Darum sind die als Sühne festzuhaltende Strafe und die pädagogische Behandlung des Täters auseinanderzuhalten. Der Einwendung, daß das sühnende Strafleiden doch nicht immer der Schwere der Tat genau entsprechen könne, hält Förster entgegen, daß die Strafe allerdings nicht ein vollkommenes Aequivalent der Tat sein könne, sondern bloß ein Symbol der idealen Sühneforderung, das eben den Täter die richtige Einschätzung seiner Uebertretung zum Bewußtsein bringen, die innere Loslösung von der falschen Willensrichtnng, der die Tat entsprang, darstellen und bewirken solle. In dieser symbolischen Weise soll die Strafe Sühne sein und davon darf im Interesse der richtigen Selbstbeurteilung des Täters, aber auch im Interesse eines ernsten sittlichen Volksempfindens nicht abgegangen werden. Man darf nicht durch allzu bereitwilliges Entschuldigen, durch zu weitgehende Milde den Ernst der Tat abschwächen, die Geltung der sittlichen Maßstäbe untergraben, sonst schädigt man bei den besten Absichten, indem man den Einzelnen retten will, in unheilvoller Weise das sittliche Leben der Gesamtheit. Darum haben die pädagogischen und seelsorgerlichen Motive erst beim Strafvollzug einzusetzen. Und der Art und Weise, wie das zu bewerkstelligen sei, ist der ganze zweite Teil von Försters Buch gewidmet. Insbesondere werden uns da die in Amerika ausgebildeten Methoden vorgeführt. Wir können hier nicht auf diese Details eintreten, sondern möchten uns mit den Grundgedanken Försters auseinandersetzen.

Es standen von jeher zwei Tendenzen im Christentum einander mit einer gewissen Spannung gegenüber, die am kürzesten mit den

beiden Worten: Gerechtigkeit und Gnade gekennzeichnet werden. Schon bei Jesus selbst geht ja beides neben einander her: der heilige Ernst, der Zorn über das Schlechte, die Forderung der bessern Gerechtigkeit, die Betonung des Gerichtsgedankens, und anderseits die Freundlichkeit gegen die Gefallenen, das Wort, daß im Himmel mehr Freude sei über einen Sünder, der Buße tut, als über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen. Jesu Seele umspannt beides, den Ernst und die Milde, ohne das Verhältnis zwischen beiden auf eine logisch glatte Formel zu bringen. Dasselbe finden wir bei Paulus, und die ganze christliche Versöhnungslehre ist ein immer neu unternommener und nie befriedigend gelöster Versuch, beide Momente so auszugleichen, daß sie beide voll zur Geltung kommen. Ebenso wenig läßt sich praktisch beides jemals befriedigend ausgleichen. Stets bewegte sich die Christenheit hin und her zwischen einer Strenge, die das zerstoßene Rohr zerknickt und den glimmenden Docht auslöscht, auf der einen, und einer Milde, die in falsche Weichlichkeit und Duldung ausartet, auf der andern Seite. Försters Gedanken bedeuten nun einfach eine Reaktion dieses Momentes der Strenge, der Gerechtigkeit gegen eine drohende Ueberspannung der Milde. Und damit verdient er durchaus gehört zu werden.

Insbesondere stehen wir ganz auf seiner Seite in dem Kampf gegen eine naturalistische Auflösung des Gegensatzes von Gut und Böse, gegen ein Abschieben der Schuld vom Täter auf die mitwirkenden Faktoren, wodurch er selbst zum bloßen Automaten, seine Tat zum blinden Verhängnis gestempelt wird. Wir sind mit ihm der Meinung, daß wenn durch die Entschuldigung die Verantwortlichkeit aufgehoben wird, dem Täter damit keine Wohltat, sondern eine tiefe Schädigung zugefügt wird. Gerade der Schwache wird durch die Entschuldigung noch mehr geschwächt; er bedarf viel mehr des Appells an seinen Rest von Willenskraft. Wir stimmen Försters Verteidigung der Willensfreiheit zu. Wir wissen uns im Einklang mit seiner ganzen ethischen Tendenz.

Aber der Widerspruch setzt bei der Frage ein, ob das Strafrecht seiner Natur nach geeignet ist, die Aufgaben zu erfüllen, die ihm Förster zuweist. Es muß dem aufmerksamen Leser sofort eine gewisse Unklarheit auffallen. Unermüdlich plädiert Förster für ein strenges Auseinanderhalten der eigentlichen Strafe und der pädagogischen Maßnahmen, die nach Tragung der Sühne getroffen werden sollen. Ihm selbst gelingt aber eine genaue Scheidung nicht. Gerade um ihres pädagogischen Wertes willen hält er an der Sühne fest, die ethischen Wirkungen auf den Täter und auf das sittliche Volksempfinden müssen sie rechtfertigen. Sobald er fragt, wie denn die Strafe gestaltet werden soll, ist nicht mehr die Vergeltung der Tat, sondern die moralische Rettung und Hebung des Täters der leitende Gesichtspunkt. Die Strafe soll so gewählt werden, daß sie den Täter nicht entehrt. Sie soll so weit als möglich ein Wiedergutmachen des angerichteten Schadens sein. So führt Förster den Fall an, wo ein roher Knabe einem kleinen Mädchen

seinen Puppenwagen, ohne irgendwie gereizt worden zu sein, aus reiner Zerstörungswut mit den Füßen zertritt. Der erste Gedanke ist natürlich, dem Knaben würde am besten eine tüchtige Tracht Prügel verabfolgt. Doch nun führt Förster aus, damit werde seine Roheit nicht aus-, sondern eher noch tiefer hineingetrieben. Man müsse den Knaben anhalten, durch irgendwelche besondere Arbeit so viel zu verdienen, daß er dem Mädchen das Zerstörte wieder ersetzen oder ihm sonst eine Freude bereiten könne. Wenn nicht alles Gefühl in ihm erstorben sei, so werde er dafür zu haben sein, und diese positive Leistung, zu der man ihn anhält, wirke heilsam auf seinen Charakter. Das jugendliche Verbrechertum sei oft die einfache Auswirkung eines irregeleiteten Tätigkeitsdranges, und gerade durch derartige Leitung auf positive Aufgaben, die als Sühne auferlegt werden, trete die Läuterung und Heilung ein. Das sind ganz vortreffliche Vorschläge. Aber die geforderte Scheidung von Sühne und Erziehung hat der Verfasser selbst verlassen. Sobald er an die Frage der Ausführung herantritt, geht der Ethiker und Pädagoge mit ihm durch. Das ist natürlich kein Vorwurf, es ehrt ihn. Es ist aber ein Zeichen, daß er der modernen Auffassung des Strafproblems praktisch näher steht, als er es theoretisch Wort haben will.

Förster möchte durch die Strafe den Täter zu der religiösen Beurteilung seiner Tat als Schuld führen. Da darf aber nicht vergessen werden, wie wenig das Strafrecht Alles mit Strafe bedroht, was irgendwie sittlich verwerflich, was religiös als Sünde und Schuld zu beurteilen ist; zum Beispiel Faulheit, Geiz ist sittlich zwar verwerflich, wird aber von keinem Gesetz mit Strafe bedroht. Das geschieht erst, wo die Grundlagen des sozialen Lebens gefährdet sind, wo Leib, Leben, Gesundheit, Besitz, Ehre, Ruhe, Familienleben der Menschen beeinträchtigt wird.*) Es ist schon oft darauf hingewiesen worden, daß ein Verhältnis, das vor dem Gesetz als Konkubinat gilt, sittlich viel wertvoller sein kann als manche legitime Ehe. Oder der arme Teufel, der in seinem Hunger aus der Auslage eines Fleischerladens ein paar Würste stiehlt, wird einem hochnotpeinlichen Verfahren unterworfen, während der Spekulant, der sich aus der Not seiner Mitmenschen bereichert, alle Ehren und Rechte eines Gentleman weiter genießt. Wer ungeschickt mit einem Gewehr hantiert oder eine Jauchegrube ungedeckt läßt, und dadurch einen Todesfall verschuldet, wird wegen fahrläßiger Tötung belangt; wer in seinem Betriebe durch Unterlassung von Sicherheitsmaßregeln das Leben seiner Angestellten gefährdet, kommt im schlimmsten Falle mit einer Polizeibuße weg, und wer jahrelang seine Mitmenschen systematisch mit Alkohol vergiftet, wird in die Behörden gewählt. Wenn aus der großen Menge von unmoralischen Handlungen die paar, die vom Gesetz verboten sind, herausgegriffen und mit einer Sühne belegt werden, die andern aber werden nicht

*) Ich habe diese Frage im Jahrgang 1908, Seite 321 ff. in einem Aufsatz: „Recht und Sittlichkeit“ ausführlich besprochen.

so tragisch genommen, werden nicht in das Licht einer religiösen Beurteilung gestellt, so befürchte ich davon nichts Geringeres als Fortdauer der Verwechslung des gesetzlich Erlaubten und des moralisch Guten, als eine unheilvolle Herabminderung des Ideals im Sinne der bekannten Rede: ich bin ein braver Mann, ich bin noch nie im Zuchthaus gewesen. Ich befürchte nicht nur, nein ich konstatiere und beklage eine Kultur der Selbstgenügsamkeit, die hinter diesem Satze steckt, ein Leichtnehmen der nicht gesetzlich verbotenen Schlechtigkeit, eine Privilegierung der Schlauen, die raffiniert die Konflikte mit dem Gesetze umgehen, vor den harmloseren Unüberlegten und Unkundigen, eine unheilvolle Verwirrung der sittlichen Begriffe im Volksbewußtsein. Wohl rafft man sich etwa zu der Einsicht auf, daß die schlimmsten Menschen nicht die sind, die hinter Kerkermauern sitzen, aber das ist nur ein vorübergehendes Aufblitzen einer bessern Erkenntnis, ernst wird damit nicht gemacht. Es ist das leidenschaftliche Bestreben von Leuß, diese falsche Beurteilung der Verbrecherwelt, diese Verwechslung des strafrechtlichen und des moralischen Urteils auszurotten. So sagt er Seite 113 f.:

„Das waren die Leute, mit denen ich ein Semester in beständigerer Gemeinschaft gelebt habe als man sonst mit Menschen zusammen ist. Der eine hatte dies und der andere das getan, aber wenn man das einen Augenblick vergaß, waren sie ganz wie andere Menschen auch; vielmehr: sie waren liebenswürdiger und besser als sonst Menschen im Durchschnitt. Wenn ich zurückdenke und das Leben jener sechs Monate mit den Erfahrungen aus andern Umgebungen vergleiche, so neigt sich die Schale stark zu Gunsten der sieben Verbrecher. Fast jeder von ihnen hatte große Vorzüge, die man nicht bei jedermann findet. Daß sie auf den bloßen Schein, der bei den Menschen der Welt so viel ausmacht, verzichten mußten, gab diesen Leuten, die den redlichsten Willen hatten, die Klippen zu meiden, an welchen sie einmal gescheitert waren, eine größere Echtheit, einen besondern Wert, dessen Mangel ich seitdem im Leben oft bemerke."

So eignet sich das Strafrecht, weil es eben nur einen bestimmten Kreis von moralisch verwerflichen Handlungen aus ihrer Gesamtheit herausgreift, herausgreifen muß, nicht zum Vehikel der ernsten sittlich religiösen Bewertung der Tat, an der es Förster und auch mir so sehr gelegen ist. Man wird mir einwenden, ich folge da einer falschen Logik, die ich sonst bekämpfe, einem ganz übel angebrachten Alles oder Nichts. Wenn man nicht alle Schlechtigkeit mit Sühne belegen könne, so sei es doch immerhin ein Gewinn, es da zu tun, wo es möglich sei. Das wäre aber schön und gut, wenn nicht eben das übrige sittlich Verwerfliche in ein harmloses Licht gerückt würde, und vor allem wenn wirklich die moralisch schlimmsten Handlungsweisen vom Strafgesetz ausgezeichnet und am härtesten bedroht würden. Das ist aber nicht der Fall.

Noch eine weitere Erwägung mag hier Platz finden. Wenn die Strafe ein Aequivalent der Tat sein, sozusagen dem Volksbewußtsein den Maßstab der ethischen Werte, wenn auch bloß in symbolischer Weise einprägen soll, so wird dabei vergessen, daß dieselbe Strafe für die verschiedenen Menschen durchaus nicht dasselbe Uebel und Leiden bedeutet. Das Empfindungsleben reagiert ja so ungeheuer verschieden

gegen die auferlegten Strafübel; dem einen bedeutet dieselbe Behandlung seelische Marter, dem andern eine Bagatelle. So sagt Leuß von der Einzelhaft: „Je wüster und zynischer ein Mensch ist, desto weniger erschüttert ihn die Haft; je stärker sein Gefühlsleben ist, desto mehr bedroht ihn die Isolierung mit Bewegungen erdrückender Wucht. Dies Strafmittel trifft in demselben Maße härter, in dem sein Opfer sympathisch ist.“ Auch an dieser Klippe scheitern Försters Theorien.

Da genügt auch eine Strafrechtsreform im Sinne einer Umwertung der Delikte, vor allem einer geringern Einschätzung der Vergehen wider das Eigentum, einer höhern derjenigen wider die geschlechtliche Ehre und Integrität, so warm wir dafür eintreten, noch nicht, um unsern Anstoß aus der Welt zu schaffen. Gerade wenn man eine so ernste sittliche und religiöse Reaktion des Täters gegen seine Tat herbeiführen will, wie sie Förster erstrebt, wenn die Sühne das richtige Werturteil über die Tat, wenn auch bloß symbolisch, darstellen und beibringen soll, so müßte man eben alle Verumständungen ganz genau kennen. Da muß daran erinnert werden, wie schwierig es in sehr vielen Fällen ist, das Tatsächliche festzustellen — davon ist bei Förster kaum die Rede — geschweige denn in alle Motive, Reize, Hemmungen und sonstigen mitwirkenden Faktoren einzudringen. Leuß kommt auf Grund seines eigenen Prozesses und dessen, was er von seinen Mitgefangenen vernahm, zu dem temperamentvollen Satz, der Mensch sei überhaupt unfähig, Zeuge und Richter zu sein. Man braucht das noch nicht in dieser apodiktischen Form zu unterschreiben, um doch dieser Aufgabe des Richters sehr skeptisch gegenüberzustehen.

Ferner müssen wir fragen, ob Försters psychologische Voraussetzungen für seine Theorie von der Wirkung der Strafe wirklich zutreffen. Gewiß ist es der Fall bei allen denen, die der von ihm erstrebten sittlichen und religiösen Beurteilung und physischen Reaktion überhaupt zugänglich sind, die Schuld eingestehen, sich selbst zurechnen, nach einer Läuterung verlangen. Aber eben erst, wenn diese religiöse Seelenverfassung vorhanden ist, vermögen sie die Strafe so aufzufassen, und zu tragen; dann ist aber auch die ganze strafrechtliche Repression nicht mehr nötig, um diese Urteilsweise und innere Abwendung von der Tat herbeizuführen. Die andern aber, welche die Schuld von sich abschieben oder auf dem Recht ihrer Tat beharren, welche deshalb auch dieses von Förster behauptete Sühnebedürfnis nicht empfinden, fassen die Strafe einfach als Chikane der Glücklicheren und Selbstgerechten auf. Ich leugne damit selbstverständlich nicht, daß schon mancher verstockte Sünder während seiner Strafe zu der läuternden Auffassung seiner Tat gekommen ist; aber das bewirkte dann noch nicht die Tatsache, daß ihm die Gesellschaft eine Sühne auferlegte, sondern die seelsorgerliche Beeinflussung, die ihm dabei zu teil wurde.

Auch läßt mir der Gedanke an die Mitschuld der Gesellschaft keine Ruhe. Natürlich hat sich der Täter mit seiner eigenen Schuld,

nicht mit der fremden Mitschuld zu befassen. Das soll sich aber eben die Gesellschaft auch sagen. Wenn die Schuld ihre Sühne erheischt, warum dann nur diejenige des Täters, warum nicht auch diejenige der Gesellschaft? So wenig der Täter die Schuld von sich auf die Gesellschaft abwälzen darf, so wenig darf diese ihre Schuld ganz auf den Täter abwälzen, ihm Sühne auferlegen, und ihn am Ende gar ächten und ausstoßen; sie selbst aber zeigt mit gar nichts, daß sie auch Sühne leisten zu müssen sich bewußt ist, sie selbst erhebt sich zum Richter und Vergelter. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich auf dieses Verhältnis, das der Delinquent leicht empfindet, die so oft verbitternde Wirkung der Strafe zurückführe. Nun kann ja freilich die Gesamtheit nicht im selben Sinne Sühne leisten wie der Einzelne, weil sie keinen persönlichen Willen hat. Ich glaube aber, sie sei es doch im Stande, indem sie alle die Mühen, Lasten und Kosten trägt, welche die Pflege, die Sorge für das leibliche und geistige Wohl, die pädagogische und seelsorgerliche Behandlung der Sträflinge erfordert, indem sie den heiligen Kampf gegen die Zustände, die den Armen schuldig werden ließen, rücksichtslos aufnimmt. Auch das ist natürlich kein volles Aequivalent, sondern auch ein „symbolisches" Aufsichnehmen der Sühne, wie sie Förster dem Delinquenten zumutet.

Ich will mit alledem den Gedanken der Sühne, wie man sieht, nicht überhaupt abweisen. Sie soll aber nicht in einer Vergeltung des Bösen mit Bösem, sondern in einem Wiedergutmachen, in einer Ueberwindung des Bösen durch das Gute bestehen. Gerade dafür macht Förster treffliche Vorschläge. Aber gesühnt wird doch nur dann wirklich, wenn die Last, die als Sühne aufgelegt wird, mit innerer Zustimmung und Bereitwilligkeit getragen wird, wenn sie eigene Tat und nicht bloß Widerfahrnis ist. Nur so ist sie auch eine Loslösung von der Tat, ein Sieg über das böse Wesen, das sich im Delikt ausgewirkt hatte. Wer sich ihr bloß zwangsweise, mit innerem Widerstreben unterzieht, der sühnt in Wirklichkeit gar nicht. Denn Sühne im richtigen Sinn des Wortes kann man nicht l e i d e n, sondern nur l e i s t e n. Die gerichtliche Strafe ist Sühne, wenn sie der Gestrafte selbst als solche nimmt, sonst nicht. Die Gesellschaft kann ihn dazu nicht zwingen, sondern sie kann ihn bloß durch ihr Beispiel dazu veranlassen, indem sie selbst in der oben bezeichneten Weise ihre Mitschuld sühnt. Und besteht nicht gerade darin die große Entdeckung Jesu, daß die unverdiente, entgegenkommende und erbarmende Liebe in dem Fehlbaren am allermeisten das Schuldgefühl und den Ernst zum Guten weckt? Wird man ihn nicht am meisten heben durch eine Pädagogik des Vertrauens, wie sie Förster selbst empfiehlt, dadurch daß man ihn als das behandelt, was er sein sollte und werden möchte?

Die Stärkung des sittlichen Ernstes erwarten wir nicht von der Strafjustiz, sondern von einem neuen sozialen und religiösen Empfinden. Und der von „heilpädagogischen" Gesichtspunkten geleitete Strafvollzug soll dann die nötigen Hilfsfaktoren darbieten. Förster wirft den modernen

Kriminalisten vor, daß ihre Auffassung das Strafrecht im strengen Sinn überhaupt aufhebe. Das ist allerdings richtig, aber was tuts? Der Mensch ist nicht um des Strafrechts willen da, sondern das Strafrecht um des Menschen willen. Es steht nirgends geschrieben, daß ein Strafrecht im alten Sinne ewig existieren müsse. Ich vermute allerdings, daß wir die Konsequenzen aus dieser eben entwickelten Auffassung erst zu ziehen beginnen und noch manches anders ansehen lernen werden. Aber all das kann doch kein durchschlagendes Gegenargument sein.

Wenn wir so mit dem Strafrecht im eigentlichen strengen Sinn brechen, so heißt das noch nicht, daß wir mit Leuß (und Tolstoi) sofort der Aufhebung des gesamten Strafwesens beistimmen. Ich glaube, daß die Gesellschaft zur Sicherung ihres Bestandes sie nicht entbehren kann, daß es die Aeußerungen der unsozialen Gesinnung mit Gewalt unterdrücken muß. Es ist ein schlechtes Zeichen für sie, daß sie ohne das nicht auskommt, gerade wie es für uns Eltern, wenn wir unsere Kinder züchtigen müssen, immer ein Zeichen ist, daß wir einen Erziehungsfehler begangen haben. Sie kann diese Ordnung der Gewalt nicht ganz entbehren, und es kann sein, daß für einzelne Naturen, wie Förster sagt, der Katechismus des Strafrechts eindrücklicher ist als der religiöse Katechismus. Aber die Aufgaben der Justiz bleiben bloß negative; sie soll hindern, abschrecken, unschädlich machen. Während also Förster den Gesichtspunkt des Schutzes der Gesellschaft aus der Strafe ganz entfernen will, um ihren ethischen Charakter nicht zu zerstören, denke ich von diesem ethischen Charakter sehr gering und kenne zur Rechtfertigung der gewaltsamen Repression des Verbrechens bloß das Motiv: Schutz der Gesellschaft und ihrer Rechtsordnung. Das Strafrecht beruht auf der Gewalt. Sittlichen Fortschritt schafft aber niemals die Gewalt; er gedeiht einzig und allein auf dem Boden der Freiheit. R. Liechtenhan.

---

# Bauernfragen.

Die Geister beginnen sich zu regen. Der Appell an die Religiös-Sozialen zur Herbeiführung einer Verständigung zwischen Bauer und Arbeiter hat bereits seine Früchte getragen. Sonntag, den 27. August tagte in Thusis eine soziale Konferenz, an der Vertreter des Bauernstandes und der Arbeiterschaft das Wort ergriffen. Den Anwesenden — beide Lager waren recht zahlreich vertreten — ist es an dieser Tagung klar geworden, daß eine Verständigung kein Ding der Unmöglichkeit ist. („Der Freie Rätier", Nr. 202.*) Das ist auch meine Ueberzeugung geworden, und je mehr ich mich in all die ver-

*) Vgl. auch Nr. 9 (Rundschau).

schiedenen Fragen vertiefe, mit um so größerer Zuversicht kann ich in die Zukunft blicken. Wo ehrliches Wollen vorhanden, jeder parteipolitische Hintergedanke ausgeschlossen ist, da wird die Erkenntnis Platz greifen, daß man sich gar nicht so ferne steht, wie es scheint, daß die Kluft nicht nur überbrückt werden kann, sondern daß beide Stände einen gemeinsamen Feind haben, gegen den man mit vereinten Kräften marschieren muß: das arbeitslose Einkommen, den Kapitalismus. Für Arbeiter und Bauer soll die Losung gelten: Jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert; jeder Nichtarbeiter aber ist keines Lohnes wert.

Es sei einem warmen Bauernfreund gestattet, heute eingehender als es ihm früher möglich war, allerlei Fragen zu besprechen, die vor allem den Landmann, aber auch den Arbeiter, den Städter überhaupt interessieren dürften. Da muß er denn zuerst für seine Bauern eine Lanze brechen. Es gilt Vorwürfe zurückzuweisen, deren Berechtigung er nicht gelten lassen kann. Es ist ihm nicht um Kampf zu tun; damit würde er wenig zur Aussöhnung beitragen. Was not tut, ist Aufklärung über viele Punkte, in denen den Bauern bitter Unrecht geschieht. Erlittene Unbill wurmt und ist ein böses Hindernis zur gegenseitigen Verständigung. Dasselbe aus dem Wege zu räumen, betrachten wir als unsere erste Aufgabe, darum zuerst ein Wort zu ruhiger Ueberlegung an das gesamte Städtertum, das sich im Kampfe gegen die unersättlichen Agrarier einig weiß.

Wir halten es, wie wir eben angedeutet haben, für richtiger, von einer tiefen Kluft zwischen Stadt und Land zu reden, als von dem Gegensatz zwischen Arbeiter und Bauer auszugehen. Der Arbeiter ist derjenige Vertreter des Städtertums, der infolge der Lohnverhältnisse am meisten unter der Lebensmittelteuerung leidet. Die Organisation hat ihn nicht nur zu vorbildlicher Solidarität erzogen, sie hat ihm auch das Gefühl seiner Macht zum Bewußtsein gebracht. Der Proletarier redet heute von der Leber weg; er scheut niemandem mehr; er sagt's jedem, der es wissen will, wo ihn der Schuh drückt. Es hindern ihn keine politischen Rücksichten, zu sagen, was er denkt; und wenn er redet, so redet er deutlich; er nimmt den Mund gern etwas voll; in seinen Kreisen ist das Wort vom Lebensmittelwucher geprägt worden. Das verzeiht ihm der Bauer nicht so schnell, denn die Unbill ist zu offenkundig.

Der eigentliche Bourgeois denkt über diese Sache genau gleich wie sein politischer Feind, der Sozi; aber er ist klüger; er will's nicht mit den Bauern verderben. Krämer, Handwerker, Wirte u. s. w. sind auf ihn angewiesen. Die Landkundschaft ist gut. Das kann man überall zu hören bekommen. Aber es ist noch ein anderer, ein wichtigerer Grund, der vorsichtiges Zurückhalten seiner Gefühle zur Pflicht macht. In den protestantischen Kantonen hat der Bauernstand in den letzten Jahrzehnten fast geschlossen mit der freisinnig-demokratischen Partei gestimmt. Ihn vor den Kopf stoßen, heißt seine besten Truppen verlieren; darum lautet die Parole für die freisinnige Presse: Stille,

stille, kein Geräusch gemacht. Wie es aber in Wirklichkeit in den Herzen des freisinnigen Städtertums aussieht, davon kann der erzählen, der gelegentlich mit Bürgern und Burgern am Biertisch zusammenkommt, allwo einem der „Stoff“ die Zunge löst, und man aus seinem Herzen keine Mördergrube macht. Wer da über die unersättlichen Agrarier loszieht, findet dankbare Zuhörer, und mancher, der sich sonst vor dem roten Gespenst bekreuzt, nickt dem Sozi lebhaft Beifall, der seinem Zorn über die Teuerung Luft macht und seine Tiraden über den Lebensmittelwucher losläßt. Das gesamte Städtertum beginnt nachgerade gegen den Bauernstand mobil zu machen. Das beweist auch eine Notiz, die in der Juli-Nummer des „Schweizerischen Bankverein“, dem Blatt der Großindustriellen und Kapitalisten, erschienen ist. Eine Kassandrastimme prophezeit dort den Ruin der schweizerischen Industrie. Wer trägt die Schuld, wenn früher oder später diese düstere Weissagung in Erfüllung geht? Niemand anders als der Bauernstand. Er treibt die Lebensmittelpreise in die Höhe, die den Arbeiter zwingen, immer größere Lohnforderungen zu stellen. Es kommt schließlich so weit, daß infolge der hohen Löhne und einer übertriebenen sozialen Gesetzgebung die elementarsten Existenzbedingungen der schweizerischen Industrie zerstört werden. Die Zeit ist nicht mehr ferne, wo unsere unersättlichen Agrarier konstatieren können, daß es ihnen gelungen ist, die Henne, die goldene Eier legt, zu töten.

So der Vertreter der Großindustriellen.

Mit gutem Recht reden wir deshalb heute nicht von einem Gegensatz zwischen Bauer und Arbeiter. Es besteht eine bedenkliche Kluft zwischen Stadt und Land. In dem Kampf über den Gefrierfleischzoll haben einige große bürgerliche Preßorgane offen Farbe bekannt und den Beifall ihrer Abonnenten gefunden.

Es ist gewiß alles nur zu wahr, was Pfarrer Aeschlimann und Prof. Ragaz von den Vorurteilen des Bauern gegen den Industriearbeiter schreiben. Manches kann man — wenn nicht billigen, — so doch begreifen. Das ganze leichtlebige Wesen und Treiben eines noch nicht durch jahrelang bestehende Organisation erzogenen Industriearbeiterstandes fordert scharfe Mißbilligung des Bauern heraus. Für allerlei minderwertige Vergnügungen, bei denen der Alkohol eine bedeutende Rolle spielt, hat man Geld in Hülle und Fülle. Leute, die Bäcker und Krämer lange vergeblich warten lassen, bis sie endlich ihre Schulden bezahlen, sind überall dabei, wo es lustig zugeht. Das kann unser Bauer nun einmal nicht fassen. Ohne sich ein Gewissen daraus zu machen, nimmt man dann Staat und Gemeinde in Anspruch, wenn's nicht mehr weiter geht. Das sind so Vorkommnisse, die ein rechter Bauer nicht mit Charakter in Einklang bringen kann. Er kennt vielleicht ein paar solcher Fälle, verallgemeinert, und sein Urteil über die Arbeiterschaft ist gemacht. Sein Horizont ist eben eng. Er kommt nicht zu oft über die Grenzen seiner Gemeinde hinaus. Was weiß er von dem traurigen Berufsleben eines Fabriklers?! Wir geben gerne

zu: hier steht es schlimm; Aufklärung tut bitter not! Verständnislosigkeit ist nun aber nicht ein Uebel, das nicht getilgt werden könnte. Hier warten unser noch große Aufgaben; doch wir haben keinen Grund, an der Möglichkeit einer Stimmungsänderung zu zweifeln. Unsere gute Hoffnung stützt sich auf die Geschichte: In der Umgebung der kleinen Stadt B. im Kanton Bern herrschte vor hundert und mehr Jahren ein glühender Haß gegen die Städter mit ihren Vorrechten. Wie lange mußte die große Bauerngemeinde H. mit der Burgerschaft von B. prozedieren, bis die gnädigen Herren in Bern ihr endlich den Bau einer Dorfschmiede bewilligten! Das sind interessante Akten! Die Hartnäckigkeit, mit der die Städter ihre mittelalterlichen Rechte verfochten, machte böses Blut, und es gab eine Zeit, wo die Bürger von B. besser daran taten, den Boden der Gemeinde H. nicht zu betreten. Sie setzten sich argen Beschimpfungen, ja Schlimmerem aus. Dieser Haß hat sich von Generation auf Generation vererbt. Erst in den letzten drei Jahrzehnten ist eine gründliche Aenderung der Gesinnung eingetreten. Heute weiß man nichts mehr von jenem alten Städterhaß. Die Vorrechte sind gefallen; man ist sich näher getreten, hat sich kennen gelernt, und der alte Unfriede hat einem freundlichen Verhältnis weichen müssen. Wie viel schwerwiegender und ernster waren einstigen die Ursachen der Feindschaft zwischen Stadt und Land als der heutigen Animosität zwischen Bauer und Arbeiter. Vergessen wir nicht: Der Bauer entwickelt sich erst, sein Horizont beginnt sich zu weiten; er wird manches verstehen lernen, was er heute nicht fassen kann; zudem schreitet die Erziehung des Proletariates durch die Organisation stetig vorwärts; dem Alkoholismus wird der Kampf erklärt und siehe da: der Bauer bekommt Respekt und geht beim Arbeiterstand in die Schule. Er lernt schon heute von ihm, ja er beneidet ihn offen um seine Einigkeit. Wir wären auf dem besten Wege zur Verständigung, wenn nicht die Lebensmittelteuerung unsere schönsten Hoffnungen zu vernichten drohte. Alles, was von Prof. Ragaz, Pfarrer Aeschlimann und andern über die Ursachen des schroffen Gegensatzes zwischen Bauer und Arbeiter geschrieben worden ist, hat seine Berechtigung; aber das persönliche, das stimmungsmäßige Moment scheint mir kein unüberwindliches Hindernis zu sein; noch mehr solcher Konferenzen wie zu Thusis und alles käme gut, wenn nicht die Steigerung der Lebensmittelpreise ihren bedenklichen Fortgang nähme. Man ist nun einmal überzeugt, daß die Schuld den Bauernstand trifft. „Lebensmittelwucher treiben sie, die Agrarier“, so hat es am 1. Mai geheißen. „Nieder mit dem Lebensmittelwucher“, mit dieser Losung wurden unzählige Protestversammlungen geschlossen, denen sich noch einmal unzählige anreihen werden. So lange auf Seiten der Arbeiter eine solche Stimmung herrscht, kann nicht Friede werden. Hier muß heute die Aufklärungsarbeit einsetzen und dem Arbeiterstand zeigen, daß unsere Landwirtschaft und deren Vertreter keine Schuld trifft, daß wir es vielmehr mit einer Krisis zu tun haben, unter der die

ganze Kulturwelt leidet. Immer und immer wieder wird gegen den Bundesrat, der sich von Dr. Laur ins Schlepptau habe nehmen lassen, der Vorwurf erhoben, die Teuerung sei die traurige Folge unserer Zollpolitik. Das wird partei-politisch ausgeschlachtet und ist mit ein Grund, der die Bauern gegen die Arbeiter einnimmt. Tatsächlich läßt sich dieser Vorwurf bei genauerem Zusehen nicht aufrecht erhalten. Ich habe die Enquete zur Vorbereitung der künftigen Handelsverträge in den Händen, wie sie zurzeit auf Wunsch des Bundesrates vom Bauernsekretariate ausgearbeitet worden ist. Daß der Bauernverband damals die Losung ausgegeben hat: „ohne landwirtschaftliche Schutzzölle keine industriellen Schutzzölle" kann man ihm wahrlich nicht übel nehmen. Was dem einen recht, das ist dem andern billig. Schon zur Zeit der großen Volksabstimmung über den neuen Zolltarif ließ man das Gespenst der Lebensmittelteuerung zu wirksamem Spiel auf der Bühne erscheinen, aber mit einem Mehr von zirka 100,000 Stimmen hat sich das Schweizervolk auf Seiten seiner Behörden gestellt. Die Teuerung ist gekommen, und es ist gar wohl begreiflich, daß heute die einstigen Gegner des neuen Tarifs fast triumphierend dem Volke zurufen: Da habt ihr nun das Unglück; doch ihr habt's so gewollt! Wie sieht es aber in Wirklichkeit aus? Von all den Schutzzöllen, welche die Landwirtschaft verlangte, sind diejenigen auf Mastvieh und Fleisch die wichtigsten. Die andern spielen in der Lebenshaltung keine Rolle. Getreide, Molkereiprodukte, Milch, Kartoffeln und andere wichtige Nahrungsmittel fielen für den Bauernverband als Zollobjekte außer Betracht. Was Mastvieh und Fleisch anbetrifft, äußerte sich Dr. Laur in seiner Enquete: Wir beabsichtigen keineswegs so hohe Zölle vorzuschlagen, daß eine wesentliche Verteuerung der Preise zu befürchten wäre. Ein Aufschlag von 1 bis 1½ Rappen per Pfund Ochsenfleisch wäre das höchste, was zu befürchten wäre. Die Gründe, warum gerade auf diesen Zoll so großes Gewicht gelegt wurde, leuchten dem Kenner des landwirtschaftlichen Betriebes gar wohl ein. Er läßt sich mit guten Gründen rechtfertigen und hätte, wenn es bei der von Dr. Laur angeführten Preissteigerung geblieben wäre, gar nie als drückend empfunden werden können.

Es ist anders gekommen. Wir leiden unter einer richtigen Fleischteuerung, zu der sich nun noch eine Milchteuerung gesellen wird, um das Maß voll zu machen; doch nicht nur wir leiden darunter. Unsere Nachbarstaaten teilen mit uns das gleiche Los. Wo liegt die Schuld? „Eine Krisis in der Kulturwelt", so lautet der Titel einer sehr beachtenswerten Arbeit von Karl Jentsch, die im Dezember 1910 im „Türmer" veröffentlicht wurde. Was dort gesagt wird, kommt einer Lösung des Rätsels gleich und ist dazu angetan, ein mächtiges Hindernis der Aussöhnung zwischen Bauer und Arbeiter, Stadt und Land aus dem Wege zu räumen. Jentsch geht der Sache auf den Grund. Wenn seine Erklärung der Teuerungserscheinungen Gemeingut des Städtertums geworden ist, dann wird man einsehen, wie unbegründet und unge-

recht gewisse Vorwürfe gegen die „unersättlichen“ Agrarier sind, wird das unfruchtbare verhetzende Gezänke abstellen und den Hebel anderswo ansetzen. Hier kurz einige Leitsätze aus der angeführten Arbeit von Karl Jentsch. „Der Streit der Städter mit den Landwirten um den Fleischpreis (ergänze: und Milchpreis) wird für Parteizwecke ausgebeutet, die mit den Lebensinteressen der beteiligten Stände nichts zu schaffen haben, und niemand scheint daran zu denken, daß der hohe Fleischpreis (ergänze: und Milchpreis) Symptom eines kritischen Stadiums ist, das die Bevölkerung der gesamten Kulturwelt erreicht hat. Während zunehmende Volksdichtigkeit und fortschreitende Technik die Industrierzeugnisse stetig vermehren und verbilligen, bleibt die Erdoberfläche unveränderlich und muß darum desto höher im Preise steigen, je mehr Menschen sich darein zu teilen haben. Dasselbe gilt von den Bodenerzeugnissen mit der Einschränkung, daß auch sie zwar durch fortschreitende Technik vermehrt werden können, aber nicht in demselben Maße vermehrt werden können, wie die gewerblichen, daß also der preissteigernden Ursache eine verbilligende entgegenwirkt, ohne jene völlig unwirksam zu machen. Dazu kommt, daß nach vollständiger Besiedelung eines Landes, dessen Landwirtschaft einen weiteren Bevölkerungszufluß nicht mehr aufzunehmen vermag, der Zuwachs demnach in die Gewerbe und die freien Berufe strömen, so daß die landwirtschaftliche einen immer kleineren Prozentsatz der Gesamtbevölkerung ausmacht.“ Kommen dazu der Zug nach der Stadt oder den Hotels und andere Gründe, die den Bauernstand dezimieren, und so wird das Verhältnis immer ungünstiger. „Im Mittelalter ernährten zehn Bauern außer sich einen Städter, heute soll eine landwirtschaftliche Familie für zwei städtische sorgen. Der heutige Reichtum kann demnach nicht in einer mit der früheren verglichen größeren Nahrungsmittelmenge bestehen — höchste Achtung gebührt der Landwirtschaft schon, wenn sie so viel liefert, daß die Masse der industriellen Bevölkerung nicht geradezu hungert — sondern nur in der größern Menge von gewerblichen Erzeugnisse, Bequemlichkeiten und Kulturgütern. Es versteht sich also von selbst, daß die Nahrungsmittel mindestens in demselben Maße teurer werden wie die Wohnung und solche gewerbliche Erzeugnisse, bei deren Preisbestimmung der Rohstoff eine bedeutende Rolle spielt, wie Schuhe und Tuchkleider.“ Daß die Lebensmittelteuerung einem erbitterten Kampf gerufen hat, ist begreiflich. Es wehrt sich eben jeder für seine Haut. Wenn aber das Städtertum in einem unersättlichen Bauernstand die alleinige Ursache dieser Krisis erblickt, ihn mit Vorwürfen überhäuft und befehdet, so beweist es damit nur seine Kurzsichtigkeit und Verständnislosigkeit. Wer den Bauernstand auf gesetzlichem Wege zwingen wollte, uns die notwendigsten Lebensmittel unter allen Umständen wohlfeil zu liefern, der müßte ihn aus unserer individualistisch-kapitalistischen Wirtschaftsordnung herausstreben, die den Gutsbesitzer so gut wie den Fabrikanten und Kaufmann zum Bankrott verurteilt, wenn seine Ausgaben

die Einnahmen übersteigen. Was der Landwirt nicht selbst produzieren kann und doch zum Leben und zum Betrieb seines Geschäftes bedarf, hat eben eine beträchtliche Preissteigerung durchgemacht; die Arbeitslöhne haben sich seit dem Jahre 1860 verfünffacht. Karl Jentsch meint: „Wohnung, ein Maßanzug aus Tuch und Stiefel kosten auch doppelt so viel wie vor vierzig Jahren und der Landwirt muß sowohl die menschlichen Arbeitskräfte wie die Maschinen und alle Kulturbedürfnisse höher bezahlen; wie kommt er dazu, allein von allen an der Steigerung des Nationalreichtums nicht teilzunehmen, sondern darunter zu leiden?!" Leben und leben lassen! Ich meine, dieser Argumentation kann sich kein vernünftig denkender Mensch verschließen. Eine Notlage zwingt den Bauernstand so gut wie jede andere Interessengruppe sich für seine Haut zu wehren. Wer hat die Stirn, ihm im Tone moralischer Entrüstung einen Vorwurf daraus zu machen, daß er auch gerne noch länger leben möchte!? Oder sollten die Bauern allein nicht das Recht haben, sich zu organisieren, oder ist es gerade von ihnen eine unerhörte Frechheit, sich einen tüchtigen schlagfertigen Verbandssekretär zu halten? Ja, dieser Dr. Laur! Was hat der schon für Unheil angerichtet! Was hat er schon hören müssen! Ich bitte, man zeige mir in ganz Europa einen einzigen Syndikatssekretär, der nicht die Lebensinteressen seiner Gruppe oder Organisation bis aufs äußerste vertritt!

Das wäre ein Unikum! Man wird ihn nicht finden, aus gutem Grund. Jeder Verbandssekretär, sei er nun Arbeiter-, Bauern-, Metzgermeister-, Unternehmer- oder gar Lehrersekretär, weiß ganz genau, wozu man ihn gewählt hat und wofür er besoldet ist. Er wird seinen Auftraggebern und Brotherren zu beweisen suchen, daß ihr Geld gut angewendet ist. Solch ein Sekretär ist der periodischen Wiederwahl unterworfen. Der Mohr, der seine Pflicht nicht getan, kann gehen! Sein Beruf birgt allerlei moralische Gefahren in sich. Man hat es schon erlebt, daß Verbandssekretäre mit groben Unwahrheiten und Entstellungen umgegangen sind, um ihre Leistungen in ein möglichst günstiges Licht zu rücken und den vielen Zahlern zu zeigen: seht, welche Erfolge euer Stand dank meiner Arbeit erzielt! Ich sage das nur, damit man dem Bauernsekretariat Gerechtigkeit widerfahren läßt. Seine Waffen sind jedenfalls blank geblieben. Wer übrigens etwas erreichen will, muß gelegentlich die Offensive ergreifen. Man darf den mannigfachen Ausschreitungen der verschiedenen Verbandssekretäre kein zu großes Gewicht beilegen. Es geht mancher im Eifer des Gefechtes zu weit, heiße er nun Bauern- oder Arbeitersekretär.

Im übrigen hat der Landmann allen Grund, die Anstrengungen und Erfolge seines Verbandssekretärs Dr. E. Laur in Brugg dankbar anzuerkennen. Schreiber dieser Zeilen hat verschiedene grundlegende Arbeiten und Vorträge dieses Mannes gründlich studiert und eine gute Meinung von seiner Arbeitskraft und seinem durchaus loyalen Vorgehen erhalten. Die scharfen Ausfälle und Hiebe, wie sie gelegent-

lich die Hitze des Gefechtes zeitigt, können für die Beurteilung dieses Mannes nicht maßgebend sein.

Wie mir scheint, lassen sich die Bestrebungen des Bauernverbandes, dessen Führung ganz in den Händen des gewandten Sekretärs liegt, folgendermaßen charakterisieren:

1. So lange unsere kapitalistisch-individualistische Wirtschaftsordnung besteht, muß dafür gekämpft werden, daß die Steigerung der landwirtschaftlichen Produktenpreise zum mindesten Schritt hält mit der Preissteigerung solcher gewerblicher Erzeugnisse, bei deren Preisbestimmung der Rohstoff eine bedeutende Rolle spielt, Schritt hält mit der Verteuerung der menschlichen Arbeitskraft, der Maschinen und aller Kulturbedürfnisse. Ein Zurückbleiben müßte den Bankerott der ganzen Landwirtschaft nach sich ziehen, da die Einnahmen die Ausgaben auf die Länge nicht mehr decken könnten. Dem Ruin unseres Bauernstandes vorzubeugen, ist ein im hohen Grade verdienstliches Werk. Es bedeutet gesunde Blutauffrischung für die gesamte übrige Bevölkerung unseres Landes. „Wo noch in einem Volke dieser Jungbrunnen abgegraben wurde, war der intellektuelle, physische und moralische Verfall unvermeidlich.“ Im Interesse der Erhaltung unseres alten, freien Volkes pflichten wir deshalb Dr. Laur freudig bei, wenn er sagt*): „Wir treten dafür ein, daß das landwirtschaftliche Gedeihen den Grundton unserer Wirtschaftspolitik gebe.“

Aber was sagt nun der Arbeiterstand zu einer solchen Politik? Widerspricht sie nicht seinen Interessen? Liegt nicht gerade in ihr der Grund jenes Antagonismus zwischen Bauer und Arbeiter, dem wir entgegentreten möchten?

Hier müssen wir zuerst dem Bauernverband Gerechtigkeit widerfahren lassen. Das Los der arbeitenden Klasse ist ihm nicht gleichgültig. Er ist sich ganz klar über die Folgen seiner Politik und weiß, was die Lebensmittelteuerung für den Arbeiterstand bedeutet. Sein Grundsatz lautet aber: Leben und leben lassen! Dem Arbeiterstande muß in der Weise geholfen werden, daß er bei dieser Entwicklung der Dinge nicht zu Schaden kommt. „Den erhöhten Lebensmittelpreisen muß sich die übrige Volkswirtschaft anpassen, die *Löhne* der Arbeiter haben sich nach *ihnen zu richten*. Exportindustrien, welche ihren Arbeitern einen den inländischen Produktionsverhältnissen entsprechenden *Lohn nicht* zu zahlen vermögen, haben in einem Lande keine Existenzberechtigung. Niedrige Löhne für die Arbeiter und billige Preise für die Produkte der heimischen Landwirtschaft liegen vor allem im Interesse der ausländischen Bezüger unserer Erzeugnisse“ **) und im Interesse der Industriellen und Großkapitalisten, die natürlich auch hier den Rahm oben abschöpfen möchten. Der Notschrei in der Julinummer des „Schweiz. Bankvereins“ ist recht bezeichnend. Man ahnt, wer bei dieser Politik

*) Volkswirtschaftliche Zeitgedanken. Vortrag 1906

**) Dr. Laur: Volkswirtschaftliche Leitgedanken.

des Bauernverbandes die Zeche zu bezahlen hat und jammert in erbärmlichen Tönen von dem Ende der Henne, die goldene Eier legt. Wir aber meinen mit Dr. Laur, es gebe keine verkehrtere Politik als diejenige, welche von allfälligen Schwierigkeiten des Großkapitals ausgeht und nun verlangt, daß zu Gunsten einiger wenigen die Löhne herabgedrückt und die Lebensmittelpreise tief gehalten werden müßten. Nach Dr. Laur kann allerdings kein Zweifel darüber bestehen, daß, wenn die landwirtschaftlichen Produkte eine höhere Preislage aufweisen werden, auch die Löhne und Gehälter ihre aufsteigende Tendenz beibehalten müssen. Wir möchten diesen Satz zweimal unterstreichen, ja wir möchten ihn gerne jedem Arbeiter unter die Augen halten. Solche Worte wirken versöhnend. Der Arbeiter muß sich sagen: Wer so reden kann, ist nicht unser Feind. Gehören wir nicht am Ende gar zusammen? Dämmert einem da nicht der Gedanke an eine Verbündung des gesamten arbeitenden Volkes? Die Losung, unter der es marschieren würde, könnte lauten: Jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert; jeder Nichtarbeiter ist keines Lohnes wert. Der Kapitalismus ist unser gemeinsamer Feind. Der Arbeiter muß im Bauer den mühsam seine Scholle bearbeitenden Menschen, also in ihm einen Arbeiter erblicken, der allerdings unter ganz andern Verhältnissen lebt als er. Er soll ihm neidlos jene idealen Vorteile gönnen, die Pfarrer Aeschlimann in seiner Arbeit so schön geschildert hat. Er muß einsehen lernen, daß sich bei der heutigen kapitalistischen Wirtschaftsordnung der Bauernstand nur über Wasser halten kann, wenn die landwirtschaftlichen Produktenpreise mit der übrigen Preissteigerung schritthalten. Ueberaus segensreich wird auch die Erkenntnis wirken, daß nach der Meinung des Bauern nicht der Arbeiter, sondern das Kapital den Schaden tragen soll. Wie viele Vorurteile auf Seiten der Landbevölkerung noch schwinden müssen, haben wir früher dargetan und können nur noch einmal feststellen, daß wir dem beipflichten, was Pfarrer Aeschlimann und Professor Ragaz über diesen Punkt geschrieben haben.

Wie gefährlich ein Zusammengehen des arbeitenden Volkes, des Bauern- und Arbeiterstandes, für den Kapitalismus werden müßte, mögen uns nachfolgende Ausführungen zeigen.

2. Gegen die Besserstellung der Landwirtschaft durch Erhöhung ihrer Produktenpreise werden allerlei Einwände erhoben. Pfarrer Aeschlimann schreibt mir: Das Fatale ist — und darauf muß man immer hinweisen — daß die hohen Lebensmittelpreise dem Bauer nicht lange nützen, sondern den Landpreis hinauftreiben und so die Verschuldung vermehren. Hier ist der Kernpunkt der ganzen Frage: Wie kann die unheimlich wachsende Bodenverschuldung gehemmt werden? Solange hier keine Lösung kommt ist alles umsonst. Darum haben die Sozialisten doch recht, wenn sie gerade diese Frage im Programm voranstellen.

Ein anderer Einwand besteht in der Behauptung, daß wenn die höhern Lebensmittelpreise höhere Löhne zur Folge haben, die Landwirtschaft auch die industriellen Produkte teurer bezahlen müsse

und ihr so mit der einen Hand wieder genommen werde, was man ihr mit der andern gab. Diese beiden Einwände sind so ernster Natur, daß wir sie einer eingehenden Besprechung unterziehen müssen.

Die Frage der steigenden Bodenverschuldung wird uns länger beschäftigen, darum wollen wir zuerst den zweiten Einwand besprechen. Wir wollen hören, was Dr. Laur dazu sagt: „Zum Teil erscheint er zutreffend, aber nur zum Teil. Bekanntlich muß der Landwirt von den Erträgnissen des Landes auch die Schuldzinsen zahlen. Zirka ein Siebentel des landwirtschaftlichen Rohertrages muß zu diesem Zweck verkauft werden. Je niedriger die Produktenpreise sind, ein umso größerer Teil des Ertrages muß zur Deckung der Schuldzinse verkauft werden und umgekehrt. Hohe Produktenpreise schmälern also in erster Linie das arbeitslose Einkommen, den Anteil der Gläubiger aus der Landwirtschaft. Der Zins folgt den Preisgesetzen des internationalen Geldmarktes. Für ihn gibt es keine Schutzzölle. Er kann deshalb nicht wie die Preise in Industrie und Gewerbe durch Schutzzoll künstlich gesteigert werden. So muß der eigentlich Leidtragende bei der von uns vertretenen Wirtschaftspolitik der Kapitalist sein. Der Wert des Geldes wird durch die allgemeine Preiserhöhung der landwirtschaftlichen und gewerblichen Erzeugnisse herabgedrückt, der Zinsfuß bleibt und so braucht man, um die Freuden eines Rentiers genießen zu können, ein immer größeres Kapital. Auch diese Folge unserer Wirtschaftspolitik wird man im Ernste nicht beklagen können. Für den Schuldenbauer bedeutet sie aber eine erhebliche Besserstellung." Diese Folgen wären wirklich nur zu begrüßen. Ich glaube, auch der sozialistische Arbeiter wird nichts dagegen einzuwenden haben, wenn schon das arbeitslose Einkommen den Schaden zu tragen hat.

Aber nun die Bodenpreissteigerung! Hohe Lebensmittelpreise nutzen dem Bauer doch nicht lange; sie treiben nur die Landpreise hinauf und vermehren die Bodenverschuldung, schreibt mir ein Freund. Ohne nähere Prüfung leuchtet diese Behauptung ein. Also, wozu der ganze erbitterte Kampf um Erhöhung der landwirtschaftlichen Produktenpreise! Nehmen wir an, diese Ueberlegung sei durchaus richtig. Soll nun etwa der Bauernstand aus lauter Gutmütigkeit freiwillig auf jede zeitgemäße Verteuerung seiner Produkte verzichten? Das hieße Selbstmord begehen. Bei der heutigen individualistisch-kapitalistischen Wirtschaftsordnung, die wir allerdings nicht als ideal, als unübertrefflich betrachten, bleibt dem Bauernverband nichts anderes übrig, als sich gerade mit den Mitteln seiner Haut zu wehren, die er bisher zur Anwendung gebracht hat.

Uebrigens dürfen wir die Lage des Landvolkes doch nicht ganz so pessimistisch auffassen, wie Pfarrer Aeschlimann es in seiner privaten Mitteilung tut. Dr. Laur schildert sie folgendermaßen: Der Bauer hat höhere Preise, dafür mehr Schulden, der Kapitalist hat weniger wertvolles Geld, dafür größere Kapitalien, und wir kommen so zu einem

circulus vitiosus, bei dem die Preise und Löhne immer mehr steigen, die Einkommensverteilung aber schließlich immer dieselbe bleibt. Praktisch ist diese Gefahr allerdings nicht so groß, wie sie scheint. In den letzten Jahren sind die Milchpreise um zwei Rappen gestiegen (Beispiel aus einem Vortrag Dr. Laur's vom Jahre 1906. Seither sind die Milchpreise bekanntermaßen noch einmal um zwei bis drei Rappen gestiegen). Das dürfte der schweizerischen Landwirtschaft allein für verkaufte Milch zirka 32,000,000 Franken ausmachen. Das genügt, um 800,000,000 Franken zu vier Prozent zu verzinsen. Es braucht Jahrzehnte, bis die Schuldenlast der Landwirtschaft wirklich um 800,000,000 Franken angewachsen und dieses Geld durch die Erbteilung aus der Landwirtschaft heraus in andere Bevölkerungskreise geflossen ist. Wenn es gelingt, die Milchpreiserhöhung unserer Landwirtschaft dauernd zu sichern, so dürfte die Besserstellung der bäuerlichen Bevölkerung auf Jahrzehnte hinaus garantiert sein. Das soll uns allerdings nicht hindern, mit aller Energie die törichten Bodenpreissteigerungen zu bekämpfen. So Dr. Laur. Er hat kein Interesse, die Lage des Bauernstandes zu rosig zu schildern.

Das steht für uns allerdings fest: Jener circulus vitiosus ist vorhanden. Es sind auf jeden Fall ungesunde Verhältnisse, in denen wir heute leben. Die neuesten Unruhen in Frankreich und Wien geben zu denken. Das Wort von Karl Jentsch: „Eine Krisis der Kulturwelt" gewinnt erhöhte Bedeutung. Wir treiben einer Katastrophe entgegen, wenn die Lebensmittelteuerung — wohlverstanden gezwungenermaßen — noch weitere Fortschritte macht. Und was den Bauernstand anbetrifft, so gibt ja Dr. Laur schließlich selber zu, daß es höchste Zeit sei, der törichten Bodenpreissteigerung entgegenzuarbeiten. Auch er muß den Zeitpunkt kommen sehen, wo der Bauernstand vor einer furchtbaren Krisis steht. Es braucht nur irgend ein weltgeschichtliches Ereignis einzutreffen und wir können über Nacht vor Zuständen stehen, wie sie vor dem Bauernkrieg des siebenzehnten Jahrhunderts herrschten. Wir müssen aus diesen gefährlichen Zuständen herauskommen; das steht auch für mich fest. Ich erblickte einen Teil meiner Aufgabe darin, darzutun, daß eine Notlage den Bauernstand zwingt, für Erhöhung der landwirtschaftlichen Produkte zu kämpfen, daß wir ihm daraus keinen Vorwurf machen können. Aber ich meine nun nicht, wir lebten in der besten aller Welten, es könne nicht anders werden und sei auch nicht nötig. Ich betone ausdrücklich die Gefährlichkeit der heutigen Zustände, die unbedingt überwunden werden sollten. Die Führer des Bauernverbandes scheinen das auch einzusehen. Man schaut sich nach einem Heilmittel um und redet von allerlei Vorkehren, die getroffen werden müßten, um die unheilvolle Entwicklung zu hemmen; aber ich habe das Gefühl, gerade hier liege der schwache Punkt des Bauernprogramms. Es scheint mir, als dürfe man nicht recht mit der Sprache herausrücken, als seien die Zielpunkte noch nicht ganz klar erfaßt. Wie die Arbeiter, so erwarten auch die Bauernpolitiker Großes von der

Zukunft. Sagt doch Dr. Laur selbst: Vorschläge, die uns heute unpraktisch und utopistisch erscheinen, werden vielleicht in kommenden Jahrzehnten Gegenstand der praktischen Bauernpolitik sein; vielleicht reift dann inzwischen die Heimstättenidee mit ihrer Beschränkung der Verschuldungs- und Teilungsfreiheit doch heran. Und an anderer Stelle heißt es sogar: Ich persönlich gestehe ihnen offen, daß ich auch vor sehr radikalen Vorschlägen zur Unterbindung der Spekulationsprofite (bei Güterschlächterei ꝛc.) nicht zurückschrecken würde. Es kann aber nicht meine Sache sein, die Lösung dieses Problems hier näher zu untersuchen. Wir sehen, Dr. Laur begnügt sich mit Andeutungen, wo wir gerne mehr wüßten. Jedenfalls sollten gerade diese Fragen vom Bauernverbande energischer in Angriff genommen werden, denn von hier aus allein ist eine gründliche Besserung der Verhältnisse für den kleinen Mann, den Schuldenbauer zu erwarten. Die bisherige landwirtschaftliche Preispolitik hat bei der heutigen Wirtschaftsordnung ihre Berechtigung, aber sie darf nicht das letzte Wort des Bauernverbandes sein, sonst müßten die Schuldenbauern an ihm schließlich bittere Enttäuschungen erleben. Halbe Maßregeln helfen nichts. Die bäuerliche Bevölkerung „in Wort und Schrift über den wahren Wert des Bodens und über die Folgen des zu teuren Bodenerwerbes aufzuklären", was heute in der landwirtschaftlichen Presse und in Vorträgen geschieht, nützt nicht das geringste. Gewisse bedauerliche Vorfälle im Kanton Bern beweisen dies zur Genüge. Man gibt sich bei großartigen Güterschlächtereien das Wort, keinen Quadratmeter Land zu kaufen und siehe da, an der Steigerung wird kein einziges Angebot gemacht. Die Freunde des Bauernstandes triumphieren: Endlich ein sichtbarer Erfolg der Aufklärung und Organisation! Aber siehe da, das Land wird dennoch stückweise zu hohen Preisen losgeschlagen. Diejenigen, die an der Steigerung Wort hielten, reisen im geheimen den Juden nach, machen unsinnige Angebote und der reiche Spekulant streicht schmunzelnd seinen Profit ein. Der Bauer hat vom Arbeiter noch viel zu lernen! Die Organisation ist noch mangelhaft; die Solidarität versagt, wo man einen guten Handel zu machen glaubt. Dr. Laur sagt irgendwo: Wenn es gelingt, den Erbfehler der Bauern, Mißgunst und Uneinigkeit dauernd zu unterdrücken, so wird die schweizerische Landwirtschaft auch in den kommenden Jahrzehnten sich halten und vorwärts kommen. Diese Worte enthalten ein schlimmes Zeugnis für unsere Bauern. Wir sehen: ihr Führer kennt sie. Da bieten die kämpfenden Arbeiter allerdings ein erbaulicheres Schauspiel. Unser Landvolk kann bei ihnen in die Lehre gehen. Vielleicht daß auch hier die Organisation erzieherisch wirkt. Zu begrüßen wäre es im Interesse unseres Bauernstandes.

Etwas mehr als von der erwähnten Aufklärung in Wort und Schrift ist wohl von unserem neuen Civilgesetzbuch zu erwarten. Das Bauernsekretariat wurde zur Mitarbeit bei der Vorbereitung der Rechtseinheit aufgefordert und es ist ihm gelungen, ein bäuerliches Erbrecht

zu erhalten, welches die das Gut übernehmenden Söhne vor Ausbeutung durch die Miterben schützt. Des Fernern wird es sich der Bauernverband angelegen sein lassen, den Bauern Betriebskredit zu verschaffen. Er wird sich die Förderung der genossenschaftlichen Kreditvermittlung besonders angelegen sein lassen und die Spekulation im Liegenschaftsverkehr bekämpfen. Gewiß warten hier dem Verbande noch große Aufgaben. Mehr Beachtung als diese prophylaktischen Maßregeln verdient bei uns die sogenannte Heimstättenidee. Wir finden da Gedanken, die uns das sozialdemokratische Programm und die Bestrebungen der Bodenreform „Freiland" in Erinnerung rufen. In Frage kommen die §§ 349—359 des neuen schweizerischen Civilgesetzbuches. § 349 sagt: Zur Heimstätte kann ein landwirtschaftliches Gut erklärt werden. Das Gut darf nicht größer sein, als erforderlich ist, um einer Familie ohne Rücksicht auf die grundpfändliche Belastung oder auf das sonstige Vermögen des Eigentümers ihren ordentlichen Unterhalt zu gewähren. Der Eigentümer oder dessen Familie muß selbst das Gut bewirtschaften, sofern nicht aus wichtigen Gründen die zuständige Behörde vorübergehend nicht eine Ausnahme gestattet. — § 353: Rechtsgültig wird die Errichtung einer Heimstätte durch Eintragung in das Grundbuch. § 354: Auf ein Gut, das zur Heimstätte geworden ist, dürfen keine Grundpfänder gelegt werden. Der Eigentümer darf es weder vermieten noch verpachten. — Der folgende Paragraph zeigt uns, daß der Eigentümer verpflichtet werden kann, Blutsverwandte, die der Aufnahme dringend bedürfen, in die Heimstätte aufzunehmen.

Zu diesen Paragraphen bemerkt das Bauernsekretariat: „Solche Heimstätten würden nur dann bei uns Eingang finden, wenn denjenigen, die sich dem Heimstättenrecht unterwerfen, gleichzeitig eine finanzielle Hilfe zuteil würden, wenn der Staat die Gläubiger ablöste und dem Schuldner möglichstbilligen Kredit gewähren würde unter der Bedingung, daß er seinen Sitz in eine Heimstätte verwandle, so dürfte die Begründung von Heimstätten allerdings rasch Eingang finden. Heute ist diese Seite der Frage noch nicht spruchreif. Wenn aber der Rückgang des Bauernstandes weiter fortschreitet, und sich die Lage der Landwirtschaft noch mehr verschärfen sollte, so dürfte die Erkenntnis, daß nach der Richtung etwas geschehen muß, doch kommen. Anderswo heißt es: Vielleicht kommt in spätern Jahrzehnten . . . die Zeit, da der Staat den überschuldeten Kleinbauern Hilfe bringt, ihnen die Verzinsung und Amortisation der Schulden erleichtert, dafür aber verlangt, daß sie sich der Heimstättengesetzgebung unterstellen. Mag das auch Zukunftsmusik sein, so schadet es doch nichts, wenn man mindestens die Möglichkeit eröffnet, auf diesem Gebiete Erfahrungen zu sammeln."

Das ist ja fast die gleiche Zukunftsmusik, wie wir sie auf Seiten der Sozialdemokraten vernehmen: „Um den Druck der hohen Verschuldung zu beseitigen, erstrebt die Sozialdemokratie

die Verstaatlichung der Hypotheken und deren planmäßige Tilgung, so daß das Gemeinwesen an die Stelle der Hypothekgläubiger tritt. Der Zins wird durch allmählich abnehmende Annuitäten ersetzt, die mit der Zeit in eine mäßige Abgabe an Staat und Gemeinde übergehen. Der Bauer, von der Zinsknechtschaft erlöst und der Frucht seiner Arbeit sicher, wird den heimischen Boden zu seinem Nutzen wie zum Nutzen der Gesamtheit bewirtschaften." Hier haben wir auch wieder ein Beispiel, das deutlich genug zeigt, daß Bauer und Arbeiter einander nicht so fern stehen, als es heute oft scheint. Es klingt auch wie Zukunftsmusik, wenn Pfarrer Aeschlimann schreibt: Es ist möglich, daß die Sozialdemokratie sich zu einer alle kleinen und abhängigen Leuten umschließenden Volkspartei entwickelt.

Wenn wir alle unsere bisherigen Ausführungen reden lassen, dann können wir diese Hoffnung nicht mehr als rosenroten Optimismus belächeln. Zwar stellen wir uns die Entwicklung etwas anders vor als Pfarrer Aeschlimann. Wir können uns den Bauernstand nicht zersplittert denken. Die Bauern gehören zusammen. Sie haben aber noch viel zu lernen, böse Vorurteile abzulegen. Wenn sich ihr Stand in der heute angedeuteten Richtung weiter entwickelt, so könnte im Verlaufe der Zeit eine große Partei des arbeitenden Volkes entstehen, eine wirkliche Volkspartei, die für den Grundsatz eintritt: „Jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert", die dem arbeitslosen Einkommen, dem Kapitalismus den Krieg erklärt, die einer Zukunft vorarbeitet, die den Mühseligen und Beladenen in unserem Bauernstande wie ein Himmelreich auf Erden vorkommen müßte.

Freudig kann sich der Landpfarrer seinen Bauern im Kampf zur Seite stellen, wenn sie ernst machen mit den Worten ihres Führers: Wir wollen die Bauernpartei ausbauen zu einer Partei aller derer, welche den Elenden, Schwachen und Armen Hilfe bringen wollen, zu einer Partei, welche die Ausbeutung der menschlichen Arbeitskraft in jeder Form bekämpft und die von jedem gesunden Menschen verlangt, daß er für das, was er genießt und verzehrt, auch durch körperliche und geistige Tätigkeit zur Wohlfahrt und Einkommensvermehrung der Volkswirtschaft beitrage.

---

# Bauernkraft und Bauernstolz.

Es ist vielleicht nicht passend, in den Neuen Wegen die Worte Kraft und Stolz auszusprechen. Bisher war in dieser Zeitschrift von andern Dingen die Rede: von Not und Elend, von sozialem Kampf und religiösem Suchen. Und gar von Bauernkraft und Bauern-stolz zu reden, scheint nicht bloß unangebracht, sondern auch undiploma-tisch zu sein in einer Zeit, wo der Gegensatz zwischen Bauer und Arbeiter

eine bedenkliche Schärfe angenommen hat. Wenden sich durch solches Reden nicht die Herzen vom Bauernstande ab und den geplagten, seufzenden Arbeitern zu?

Wenn ich es dennoch wage, den Bauernstolz in Erinnerung zu bringen, geschieht es in der Erkenntnis, daß dieses edle Gut in Gefahr steht, unserem Bauernstande abhanden zu kommen. Mit Leidenschaft arbeitet der Zeitgeist an seiner Beseitigung und es muß zugegeben werden, daß er es nicht ohne Geschick und auch nicht ohne Erfolg tut. Man braucht nicht speziell Bauer zu sein, um diese Tatsache tief zu bedauern und die Gefühle, die in der Richtung von Heimatliebe und Heimatschutz wirken, zum Kampf gegen dieses Beginnen aufzubieten.

Warum soll der Bauernstolz gepflegt werden? Einmal deswegen, weil er ein Vätererbstück ist. Wir haben gewiß nicht nur Gutes von unseren Vorfahren empfangen, aber, wie jeder eingestehen muß, viel Gutes — wir sagen es mit Dank und Freude — und der Bauernstolz ist etwas vom Wertvollsten.

Aus wie viel edeln Komponenten setzt sich derselbe zusammen! In ihm findet sich jene Bodenständigkeit, die das seßhafte Leben im Gegensatz zum ruhelosen Nomadentum verleiht. In ihm ist jene Kraft und Gesundheit vorhanden, die durch den Aufenthalt im Freien, in Flur und Wald entsteht. In ihm kommt jenes Selbstgefühl zum Ausdruck, das der Besitz einer eigenen Scholle erzeugt. In ihm ist jener edle Trotz zu finden, der sich wider Kriecherei und Servilismus aufbäumt, wo immer er sich findet. In ihm endlich ist jene unmittelbare Religiosität verborgen, die sich von Gott abhängig, zugleich aber von ihm geschützt und getragen weiß.

Wenn ich zur Wahrung dieses nationalen Schatzes auffordere, so hoffe ich in den Neuen Wegen kräftige Unterstützung zu finden. Es haben sich in ihnen in letzter Zeit einige Stimmen für den Bauernstand erhoben und es ist zu wünschen, daß dieselben nicht die einzigen bleiben werden.

Gefahr droht dem Bauernstolz durch den überstarken Zug vom Land in die Stadt, durch die Flucht aus der Stille und Solidität der Bauernarbeit in den physisch und moralisch gefährlichen Trubel des Hoteldienstes. Das vom seßhaften Landleben verdrängte Nomadentum ist in neuer Form wieder da und droht nun seinerseits das Landleben zu vernichten. An Hand der Statistik kann nachgewiesen werden, daß die Menschenwanderung in der Gegenwart, sowohl was die Länge des Weges, als die Zahl der Wanderer anbelangt, die Völkerwanderung an der Schwelle des Mittelalters weit übertrifft.*)

Es ist einleuchtend, daß der Bauernstand durch diese Verschiebung geschädigt wird. Die Blutauffrischung, die die Stadt und die dort vertretenen Erwerbsklassen durch diese Menschenabgabe empfangen, muß

---

*) Vgl. hierzu das Landwirtschaftliche Jahrbuch der Schweiz, 15. Jahrgang 1901, Heft 8, S. 269 ff.

das Land durch allmähliche Entvölkerung und offensichtlichen Kräfterückgang in unersetzlicher Weise bezahlen. Geschlechter, die durch Jahrhunderte die Zierde unserer Dörfer waren, verschwinden. Alte Bauerngüter werden zerstückelt oder geraten in Hände, die mit ihnen herzlose Spekulation treiben, während sie früher liebevoll gepflegt wurden. Solches mitanzusehen, greift dem Bauernstolz ans Mark.

Gefahr droht ferner dem Bauernstolz durch den Niedergang der bäuerlichen Kunst, durch das Aussterben des Dorfhandwerkes und die Ueberschwemmung des Landes mit den in den Fabriken angefertigten Massenartikeln. Man lächle nicht, wenn ich von bäuerlicher Kunst rede. Wer keine Gelegenheit hat, sich persönlich von dem Vorhandensein einer solchen zu überzeugen, der lese die betreffenden Kapitel in dem Buche von Sohnrey: „Wegweiser für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege" nach. Was da für Deutschland nachgewiesen wird, gilt nicht minder für unsere schweizerischen Verhältnisse. Leider haben die Antiquitätensammler viele Erzeugnisse unserer bäuerlichen Kunst von ihrer Werde- und Heimstätte weggeführt; manches alte Möbel, das nur in eine ganz bestimmte Stube und dort nur an einen ganz bestimmten Platz paßte, ist verschwunden und durch ein die Zimmerharmonie und Wohnlichkeit störendes Stück aus einer städtischen Möbelhalle ersetzt worden. Und leider liegt das Dorfhandwerk so darnieder, daß es das Verlorene nicht ersetzen kann. Durch die Fabriken und das Stadthandwerk ist es so ausgehungert und dezimiert worden, daß ihm die Kraft mangelt, die alten bäuerlichen Kunstmotive neu zu beleben und weiter auszubilden oder die in der Stadt blühende Kunst für bäuerliche Verhältnisse angemessen zu reduzieren und dem ländlichen Geschmack und decet anzupassen. Ich wage es zu behaupten, daß mit jedem fortgeschleppten originellen Stück ländlicher Schreiner-, Schnitzer- und Schmiedekunst ein Stück Bauernstolz verloren gegangen ist und fühle ganz mit meinem Amtsbruder aus dem benachbarten Alpentale Safien, dem die Tränen in die Augen traten, als er durch einen der oberwähnten Altertumssammler einen Wagen voll geschnitzter Tische, Stühle, Skäfchen 2c. aus dem Tale wegführen sah.

Gefahr droht endlich dem Bauernstolz durch das Verschwinden der alten ländlichen Feste und Vergnügungen, sowie durch die Verflachung des religiösen Lebens. Diese zwei Punkte nehme ich zusammen, da Religion und Festsinn, Kultus und fröhliches Vergnügen stets Hand in Hand miteinander gingen. Ich hoffe, nicht etwas Befremdliches zu sagen. Ich hoffe, daß niemand es bestreiten wird, daß der Bauernstolz einen großen Teil seiner Kraft aus den Volksvergnügungen und aus der religiösen Betätigung gewinnt. Es ist eine Freude für jeden unverdorbenen Bauer, an einer mit der Ernte, mit dem Dreschen, mit dem Einschlachten verbundenen Festlichkeit etwas zu Ehren seiner Dienstboten und Taglöhner zu leisten oder an einer „Chilbi" seinen Wohlstand nicht hinter dem Busche zu verbergen. Und nicht minder gehört

es zum Bauernstolz, sich vom Dorfpfarrer geehrt zu sehen, und den Kindern vor der Kirche Respekt einzupflanzen. Es mag sich vielleicht über die religiöse Wurzel des Bauernstolzes selbst unter guten Kennern des Landlebens Meinungsgleichheit nicht erreichen lassen, allein das ist zweifellos, daß wahrer Bauernstolz und echte Bauernwürde mit Religionsverachtung und Gottesleugnung sich nicht vereinen lassen. Der Schaden ist groß, der unserem Landvolk und seinem Selbstgefühl zugefügt wird, wenn Feriengäste und Sommerfrischler nie den Dorfgottesdienst besuchen und die Volksvergnügungen mit herablassendem Lächeln sich besehen.

Soll ich auf geeignete Mittel hinweisen, um den Bauernstolz und die Bauernkraft vor der drohenden Zersetzung zu schützen? Ich tue es nicht, wenigstens diesmal nicht. Vielleicht tut es ein Anderer, dem die Erhaltung dieser alten Volksgüter ebenfalls am Herzen liegt. Das aber sollte jedem Schweizer ein heiliges Anliegen sein, dem Bauernstolz mit seiner alten Kraft und überlegenen Ruhe neue Nahrung zuzuführen. Vor dem Bauernstolz haben sich die burgundischen Lanzen gesenkt, vor dem Bauernstolz sind die österreichischen Ritter in den Staub gesunken. Im Bauernstolz ist die Schatzkammer jener Nervenkraft zu suchen, die für den modernen Existenzkampf notwendig ist. Wir leben im Zeitalter der Heimatschutzbestrebungen. Man schützt heute viel Trautes, Altehrwürdiges. Wenn irgend etwas Heimatschutz verdient, so ist es der Bauernstolz.

Emil Camenisch, Flerden.

---

# Rundschau.

**Ein Fall in der katholischen Kirche.** Zur Rezension ist uns ein merkwürdiges Buch zugegangen: Sozialdemokratie und Weltgericht von Otto Feuerstein, Stadtpfarrverweser in Gaildorf, Württemberg. (Verlag von Karl Rohm in Lorch, Württemberg, Preis Fr. 2.—.) Es ist das Bekenntnis eines katholischen Priesters zum Sozialismus. Ein Begleitschreiben des Verlags meldet, der Verfasser sei zur persönlichen Verantwortung vor das Domkapitel von Rottenburg geladen und seines Amtes entsetzt worden. Er lebe jetzt in Degerloch bei Stuttgart.

Wir werden freilich durch das Buch nicht um viel neue Einsichten bereichert. Die Beweisführung, daß der Kommunismus den Grundsätzen des Christentums entspreche, ihre Konsequenz bilde, finden wir packender und geistvoller in den Büchern von Kutter, von dem sich der Verfasser stark abhängig zeigt. Seine Art, aus der Bibel ein sozialpolitisches Programm abzuleiten, entspricht einer hinter uns liegenden Phase des religiösen Sozialismus. Auch operiert er mit einem ausgeführten Bild des kommunistischen Zukunftsstaates, von dem jeder

geschulte Sozialist sagen wird, daß wir nicht so genau wissen können, wie es sein wird. Die Frage, wie die gegenwärtige Wirtschaftsordnung in die sozialistische übergeführt werden könne, beunruhigt den Verfasser wenig. Wir erfahren bald, warum: er ist Chiliast reinen Wassers. Ja, er gibt sich mit apokalyptischen Berechnungen ab und prophezeit die Wende der Zeiten auf 1932/33. Furchtbare Revolutionen werden vorangehen. Die Sozialdemokraten werden die Aasgeier sein, die an der „Hure“, das heißt der katholischen Kirche, und dem „Tier“, das heißt dem Staat, das Gericht vollziehen. Aber auch die Sozialdemokraten werden das Reich nicht herbeiführen. Die Hälse von Aasgeiern sind dünn; weil sie den Kommunismus durch Politik und Gewalt herbeiführen wollen, werden auch sie zu Grunde gehen. Christus wird wiederkommen, wird an der Spitze des Judenvolkes, das inzwischen nach Palästina zurückkehrt, seine absolute Monarchie aufrichten und in ihr den Kommunismus verwirklichen. Das wird der Anfang des tausendjährigen Reiches sein.

Trotz diesen phantastischen Ausführungen verdient das Buch Beachtung als Symptom. Leider erzählt der Verfasser nicht von den innern Kämpfen, in denen er sich vom katholischen Priester zum sozialistischen Chiliasten entwickelt hat. Vielleicht geschieht das in einem folgenden Buche. Aber schon die Tatsache ist interessant, daß trotz allen Maßregeln gegen den Modernismus hier ein Priester eifrig sozialistische und protestantische Literatur studiert und plötzlich als einer hervortritt, der mit dem katholischen System vollständig gebrochen hat, bei dem auch jene Gebundenheit an die katholische Kirche verschwunden ist, die uns sonst an den Modernisten so fremdartig anmutet. Feuerstein wird allerdings einzig in seiner Art sein; aber wie viele geheime Ketzer mag es sonst wohl geben! Wäre nicht vielleicht in manchem katholischen Pfarrhaus ein Geheimfach zu entdecken, das allerlei verbotene Literatur enthält?

Vor allem ist es bemerkenswert, wie sich hier ein christliches Gewissen gegen die kapitalistische Kultur auflehnt, und in Folge davon auch gegen die Kirche und das Christentum, das mit ihr seinen Frieden, ja seinen Bund geschlossen hat. Es ist wieder einmal ein Beleg davon, wie sich die sozialistischen Ideen überall Köpfe und Herzen erobern, wie das Feuer verborgen unter der Decke glimmt und plötzlich an einer Stelle, wo man es niemals vermutet hätte, hervorbricht. Die Ungerechtigkeit, die Lieblosigkeit der kapitalistischen Ordnung hat den Verfasser gepackt, und nun sind ihm plötzlich die Augen aufgegangen, daß ihm das, was ihm bisher als selbstverständlich, ja als heilig gegolten hatte, im Lichte der vollendeten Gottlosigkeit erscheint. Die Sprache der Tatsachen dröhnt mit elementarer Wucht an sein Ohr, die Kruste, die frommer Drill um sein Herz gelegt, zerbricht, und mit ungebändigter Heftigkeit ergießt sich die Anklage gegen Staat und Kirche, und keine Ausrede, keine Verteidigung vermag den Eindruck zu verwischen, daß Gerechtigkeit und Liebe nicht zu ihrem Rechte

kommen. Feuersteins Kritik ist freilich von keinem historischen Verständnis getrübt; aber wir suchen ja bei ihm keine Bereicherung unserer nationalökonomischen Einsicht, sondern wir wollen den Schrei des Herzens und Gewissens vernehmen, der sich in diesem Buche Luft macht. Ist das hier geschehen, so kann es sich da und dort wiederholen, und das Aufwachen des Gewissens ist immer das Hoffnungsvollste für wirklichen Fortschritt. L.

**Sozialpolitik und Konkurrenzfähigkeit.** Die Gegner unserer Sozialpolitik glauben immer ihren besten Trumpf auszuspielen, wenn sie erklären, daß die Belastung, welche ihnen die Versicherungsvorlage und die Revision des Fabrikgesetzes auferlege, unsere Industrie gegenüber dem Ausland konkurrenzunfähig mache und sie zur Auswanderung über die Grenze zwinge. Und damit wird das Gespenst der Arbeitslosigkeit und der abnehmenden Kaufkraft an die Wand gemalt. Diese Drohung wird leider ihre Wirkung bei einem großen Teil der Bevölkerung nicht verfehlen.

Angesichts dieser Argumentation ist ein Artikel in Nr. 37 der „Christlichen Welt“ von Interesse. Harnack hatte in seiner Eröffnungsrede auf dem evangelisch-sozialen Kongreß seine große Freude darüber ausgesprochen, daß England im Begriffe sei, eine Arbeiterversicherung nach deutschem Muster einzuführen; das sei erfreulich nicht allein um der Sache selbst willen, sondern auch, weil es nun unter den Kulturnationen nicht mehr Deutschland allein sei, das so die eigene Arbeitsleistung verteure und sich im Wettbewerb der Arbeit selbst belaste. Dieser letztern Behauptung tritt nun in dem genannten Artikel der Reichstagsabgeordnete Potthoff entgegen. Er beruft sich auf den Ausspruch des ehemaligen Ministers Graf Posadowsky, also eines Mannes, der es wissen kann, daß Deutschlands Industrie ihre gegenwärtige Stellung auf dem Weltmarkt ohne die deutsche Sozialpolitik nicht erreicht hätte. Es sei noch nicht endgültig untersucht, woher genau genommen die Versicherungssummen aufgebracht werden, wie sie auf Löhne, Geschäftsgewinn und Preis einwirken. Aber jetzt schon könne gesagt werden, daß die Auffassung Posadowkys richtig sei und nicht diejenige Harnacks, die er von den Antisozialen übernommen habe. Erstens kommen die Versicherungsprämien wohl im Allgemeinen auf eine Lohnerhöhung hinaus; aber das ist gar nicht ohne Weiteres eine Verteuerung der Arbeitsleistung; denn gutbezahlte Arbeit ist in sehr vielen Fällen rentablere Arbeit und in einer Reihe der wichtigsten Industrien sind die stärksten Konkurrenten diejenigen, welche die höchsten Löhne zahlen. Zweitens bedeuten die Leistungen der Versicherung gar nicht die ganz neue Uebernahme einer Last, sondern bloß ein Verschiebung, eine Ablösung der schon bestehenden Haftpflicht oder eine Entlastung der öffentlichen und privaten Wohltätigkeit. Verunglückte, Kranke, Invalide mußten ja früher auch schon erhalten werden. Volkswirtschaftlich liegt also mehr eine Verschiebung als eine Mehrbelastung vor. Drittens verfolgt die Versicherung auch den Zweck,

durch rechtzeitige Behandlung Verunglückter und Kranker den entstandenen Schaden klein zu halten, Gesundheit und Arbeitskraft länger zu bewahren. Das bedeutet aber ohne Zweifel eine Erhöhung der Konkurrenzfähigkeit. Endlich wird auch ein Teil der durch die Versicherung erwachsenden Kosten auf die Konsumenten abgewälzt. Kurz, die Versicherung bedeutet keine Verringerung, sondern eine Erhöhung der Leistung und Konkurrenzfähigkeit der deutschen Industrie; wenn die andern Völker folgen, so bedeutet das eine Vergrößerung der Konkurrenz, weil eben dabei diese andern leistungsfähiger werden. — Für unsere Schweiz sind die Konsequenzen leicht zu ziehen. Auch wir müssen in der Sozialpolitik voran und nicht zurück, wenn wir konkurrenzfähig bleiben wollen. Auch unsere Losung muß, da wir arm sind an Rohstoffen, die Verarbeitung, die Qualitätsindustrie sein; ihre Voraussetzung ist aber eine gut gelohnte und versicherte Arbeiterschaft. Die Drohung mit der Auswanderung der Industrie könnte aber nur dann ehrlich gemeint sein, wenn sie jenseits der Grenze nicht durch Sozialpolitik und Versicherungen belastet wäre. Da sie es aber ist, handelt es sich offenbar nur um eine Ausrede. Und daß die Versicherung der Nichtbetriebsunfälle unserer Industrie wirklich den Hals breche, wird doch im Ernst niemand glauben. Es wird bei dem bleiben, was Potthoff in dem angeführten Artikel sagt: Ein Teil des Konkurrenzstreites unter den Nationen muß ein Wetteifer in gesunder Sozialpolitik sein. L.

**Volkstag für kirchliche Arbeit.** Am 18. und 19. Oktober findet in Zürich eine Versammlung statt, auf die wir unsere Leser gern aufmerksam machen möchten. Der „Instruktionskursus für kirchliche Liebestätigkeit“, dessen Name schon abschreckend klang, hat sich in einen „kirchlichen Volkstag“ verwandelt. Wie schon der neue Name andeutet, möchten die Veranstalter dazu gern das „Volk“ d. h. die Laien, in größerer Anzahl herbeiziehen, ja, es sollte nach ihrer Meinung eigentlich eine durchaus laienhafte Tagung sein. Die Pfarrer werden genötigt sein, für die Verhandlung sozialethischer, philantropischer und seelsorgerlicher Fragen von ihrem speziellen Berufsstandpunkt aus und für die Weiterbildung in diesem Zweig ihrer Amtstätigkeit andere, bessere Formen zu suchen, als der „Instruktionskursus“ eine war. Der „Volkstag“ soll der Besprechung von religiösen, sozialen, ethischen, pädagogischen Fragen dienen, die in der Gegenwart brennend sind und zentrale Angelegenheiten der Kirchen bilden müßten. Danach hat sich die Auswahl der Themen gerichtet. Sie lauten:

Mittwoch, 18. Oktober:

1. Unsere Aufgabe gegenüber der erwachsenen Jugend. Referate der Herren W. Classen, Hamburg und O. Lauterburg, Bern. Beginn vormittags 9 Uhr.
2. Ueber religiösen Bilderschmuck. Vortrag des Herrn Pfarrer Dr. Buß, Glarus, in der Bilderausstellung. Nachmittags 3 Uhr in der Turnhalle des Hirschengrabenschulhaus.

3. Volksabend, im Schwurgerichtssaal, abends 8 Uhr. Ansprachen der Herren Prof. Dr. Ludwig Köhler, Langnau, und Armeninspektor Scherz, Bern, über: Welche praktische Bedeutung hat die Religion?

Donnerstag, 19. Oktober:

1. Laienwünsche an die heutige Landeskirche. Referat des Herrn Pfarrer O. v. Greyerz, Winterthur. Morgens 9 Uhr.
2. Laientätigkeit in der evangelischen Kirche. Referat des Herrn Lehrer Sigg, Zürich. Nachmittags 3 Uhr.

Der Volksabend findet im Schwurgerichtssaal statt, die Vorträge im Hirschengrabenschulhaus. Beginn: 18. Oktober, morgens 9 Uhr.

Wir wünschen dieser Veranstaltung, die wir für ein erfreuliches Zeichen kirchlichen Erwachens halten, ein schönes Gelingen. Sie bedeutet eine Tat des Vertrauens und sollte schon darum lebhaft unterstützt werden. Das Komite der religiös-sozialen Konferenz hat zum Teil aus diesem Grunde die geplante Herbsttagung auf den Frühling verlegt und hofft dafür, daß ihre Freunde sich zahlreich in Zürich einfinden. L. R.

**Religiös-soziale Konferenz.** Im Zusammenhang mit dieser Mitteilung betreffend unsere Konferenz halten wir es für geboten, ein Mißverständnis zu beseitigen. Unser Beschluß, eine feste Mitgliedschaft zu gewinnen, wurde in dem Sinne ausgelegt, als ob die „Religiös-Sozialen“, nachdem sie wiederholt das Gegenteil versichert, nun doch eine Parteiorganisation gründen wollten. Aber diese Auffassung beruht auf einem völligen Irrtum. Das Komitee, das die Konferenz bisher einberief, hatte sich in freundschaftlicher Weise zusammengefunden und ergänzt. Infolgedessen erschien sie als Sache eines kleinen Kreises, dessen Ansichten man teilen müsse, wenn man „dazu gehören“ wolle. Gerade diesen Schein möchten wir zerstreuen. Wir möchten jedem, der an der Sache Interesse hat, Gelegenheit geben, an ihrer Leitung teilzunehmen. Diejenigen, die ihren Jahresbeitrag zahlen, erhalten auch das Recht, das Komitee mitzuwählen. Die Konferenz soll so die nötigen finanziellen Mittel erhalten, und ruht nicht mehr auf einem so kleinen Kreis wie bisher. Dieses bischen Organisation ist uns durch die Verhältnisse, namentlich durch den Anschluß an den internationalen Kongreß für soziales Christentum aufgedrängt worden; es ist eine Organisation wie sie z. B. auch die Aarauer Studenten-Konferenz, der Evangelisch-soziale Kongreß u. a. besitzen. Von einer Parteiorganisation der „Religiös-Sozialen“ ist also so wenig wie bisher eine Rede. Wir haben unsern Kreis damit nicht abschließen, sondern öffnen wollen. Wer wünscht, daß in der religiös-sozialen Konferenz diese jedermann zugängliche Gelegenheit zur Behandlung des wahrscheinlich größten Problems der Gegenwart, des Verhältnisses von Christentum und Sozialismus, erhalten und weiter ausgebaut werde, der hilft uns mit seinem Beitrag, ohne sich deshalb auf eine bestimmte Ansicht oder

Parteiparole zu verpflichten. Natürlich sind die Unterzeichner die Mitglieder des bisherigen Komitees. Es ist deshalb töricht, daraus Schlüsse zu ziehen, wer nicht dabei sei. L.

# Büchertisch.

**Die Kirche im Gerichte ihrer Gegner.** Frankfurt a./M. Moritz Diesterweg. 1911.

Es handelt sich um vier Vorträge, von Oberlehrer Schuster, Pfarrer E. Foerster, Pfarrer Bornemann und Pfarrer Veit in Frankfurt a. M. zur Verteidigung der Kirche gehalten. Die Themen lauten: Unwahrhaftig? Unsozial? Unnatürlich? Irreligiös? und bezeichnen eben so viele Vorwürfe, die der Kirche gemacht werden. Die vier Redner sind nun freilich geschickte Anwälte der Kirche. Aber damit ist auch schon die Kehrseite dieser Vorträge angedeutet: Sie machen zu stark den Eindruck von Plaidoyers. Es fehlt mir daran zweierlei: sie sollten auf der einen Seite die Wahrheit, die in diesen Vorwürfen liegt, noch viel stärker zugeben, ja, sie sollten sie nicht bloß zugeben, sondern selber vertreten, als eigenes Erlebnis, auf der andern Seite aber sie überbieten durch eine stärkere religiöse Position. Beides hängt ja zusammen. Die Kritik kommt, wenn sie religiöser Art ist, aus religiöser Tiefe und Leidenschaft und darum kann ihr Genüge getan werden nur durch noch größere Tiefe und Leidenschaft. So sind mir diese Vorträge zu apologetisch, zu defensiv, zu wenig von einem positiven, großen und einheitlichen Gesichtspunkt beherrscht. Auch ist mir diese Art moderner Theologie zu stark intellektuell gereinigt und geschult.

Die hervorragenden Männer, die diese Vorträge gehalten haben, hören sicher gern auf eine solche Stimme der Kritik. Empfehlen kann ich das Büchlein trotzdem von Herzen. Wie man sich auch zu den darin entrollten Problemen stellen mag, so wird man doch vortrefflich in sie eingeführt und hat das Gefühl, mit geistvollen und feinen Männern zu diskutieren. Besonders die Vorträge von Foerster über die Kirche und das soziale Problem und von Veit über die religiöse Kritik der Kirche werden schweizerischen Lesern interessant sein. L. R.

**Die Bedeutung der Religionspsychologie für die Praxis in Kirche und Schule.** Von Prof. Lic. Fr. Niebergall (Aus der „Zeitschrift für Theologie und Kirche“). J. C. B. Mohr. 1909. Tübingen.

Eine Anwendung der religionspsychologischen Methode auf die wichtigsten Aufgaben der sogenannten praktischen Theologie. Fein und lehrreich, wie alles, was Niebergall schreibt. Aber ob solches psychologische Raffinement nicht das Gegenteil von dem bewirkte, was Niebergall will: nämlich Tod statt Leben? Was er selbst über die Gefahren dieses Psychologismus schreibt, möchte ich dreifach unterstreichen. L. R.

## Redaktionelle Bemerkung.

Auf die beiden Aufsätze über die Bauernfrage möchten wir ganz besonders hinweisen, mit der Bitte an alle dazu Kompetenten, auf die Diskussion dieses wichtigen Themas einzutreten. Wir erklären nochmals, daß die Neuen Wege jeder Meinung offen stehen. Es kommt der Redaktion lediglich darauf an, daß das Problem in seiner Wichtigkeit und seinem wahren Sinn erkannt und durch ehrliche und gediegene Geistesarbeit soweit als möglich geklärt werde. Daß uns dabei die geistigen Momente im Vordergrund stehen, brauchen wir wohl nicht besonders zu bemerken; aber Geistiges und Materielles dürfen nicht getrennt werden.

Redaktion: Liz. **R. Liechtenhan,** Pfarrer in Basel; **L. Ragaz,** Professor in Zürich. — Manuskripte sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.




# Autorität und Pietät im Bereich der Maschine.

Es ist auch in den Neuen Wegen gelegentlich das Problem der Autorität gestreift worden; in folgendem soll der Versuch gemacht werden, dasselbe nach seiner sozialen Bedeutung hin zu beleuchten.

Unter Autorität und deren Correlat, der Pietät verstehen wir die geistigen Beziehungen zwischen Menschen, die, auf verschiedener Stufe stehend, irgendwie auf einander angewiesen, von einander abhängig sind. Es ist der unentbehrliche Kitt, der das, was zusammengehört, auch innerlich zu einem Ganzen verbindet. Dies Bindemittel ist für das Bestehen und Gedeihen der menschlichen Gesellschaft von grundlegender Bedeutung, denn ohne dasselbe hätten wir entweder völlige Auflösung und Anarchie oder einen gefühllosen Mechanismus; sie, die menschliche Gesellschaft, ist aber vielmehr ein Organismus, dessen Teile nicht nur durch Naturnotwendigkeit, sondern durch mehr oder weniger freiwillige Anerkennung der Ueber- und Unterordnung zusammengehalten wird: es erhält sich das Getriebe durch Hunger und durch Liebe. Es ist nun eine schon oft erwähnte Tatsache, daß diese Beziehungen der Autorität und Pietät in allen Teilen menschlichen Lebens in auffallendem Maße im Schwinden begriffen seien, überall, in Staat und Kirche, Familie und Erwerbsleben ertönt die Klage: „Nichts Heiliges ist mehr, es lösen sich alle Bande frommer Scheu.“ Wir stehen im Zeichen der Emanzipation, der bewußten Ablehnung irgendwelcher Instanzen mit autoritativem Charakter, ein Umstand, der namentlich bei der Erziehung schwer ins Gewicht fällt (Neue Wege, Februar und März 1909). Wir wollen über diese allgemein bekannte Tatsache keine weiteren Worte verlieren, wohl aber uns klar zu machen suchen, wo die Hauptwurzeln dieser Zeiterscheinung liegen.

Es ließen sich hiefür allerhand Ursachen zweiten und dritten Grades namhaft machen, die aber nicht befriedigende Erklärung geben, weil sie auch in anderen Zeitläuften vorhanden waren, wie Selbstsucht, Zügellosigkeit u. s. w.

Die eine Hauptquelle der gegenwärtigen autoritätswidrigen Strömung ist in der Naturwissenschaft zu suchen, vielmehr in der von ihr beherrschten Geistesrichtnng. Die Naturwissenschaft anerkennt prinzipiell keine Autoritäten, sie will voraussetzungslos sein, sie lehrt den Menschen experimentieren, d. h. sie stellt ihn über alle Persönlichkeiten hinweg in unmittelbare Beziehung zum Objekt, zum Ding in seinen Erscheinungen und Wirkungen. Das ist die letzte Instanz, die eigentliche Autorität — eine Sache, nicht ein Mensch; und weil im Prinzip jedem Menschen der Weg dahin offen steht, wird das Verhältnis von Mensch zu Mensch gelöst und der Einzelne direkt mit der Materie in Beziehung gesetzt. Das gilt auch dann, wenn sich in einem Menschen, dem Gelehrten oder dem Vater, ein gewisses Maß von Erfahrung und Beobachtung aufgespeichert hat und er dadurch für andere zur „Autorität" wird, er ist es nur gleichsam provisorisch und kann, wenn es nötig wird, ersetzt oder ausgeschaltet werden. Das ist nun auch, so weit es sich um wissenschaftliche Erkenntnis handelt, ganz in der Ordnung und wird so bleiben, da gibt es kein Markten.

Nun aber besteht eine große Gefahr, nämlich die, dieses experimentelle Erkennen als das allein mögliche anzusehen, das auf alles und jedes, was in der Welt existiert, angewendet werden könne. Aber gerade das wichtigste Phänomen, der Mensch selbst in seiner individuellen Eigentümlichkeit, der Mensch in seiner Einheit als Persönlichkeit entzieht sich der wissenschaftlichen Zergliederung, er will seinem geistigen Gehalt nach als Ganzes aufgefaßt sein, er darf, er muß als solcher respektiert werden. Die Persönlichkeit und damit auch alles geistige Leben gebietet der Wissenschaft ein Halt; hier gibt es kein Erklären und Begreifen, sondern ein Ahnen, Achten und Ehren. Hier ist das Reich der Autorität und Pietät und es wäre einfach eine rohe Grenzverletzung, wollte man, von der Naturwissenschaft herkommend, auch das persönliche Leben nach den gleichen wissenschaftlichen Grundsätzen wie den Stoff gleichsam in seine Atome zerlegen, wollte man im Geistesleben keine Persönlichkeiten als Autoritäten anerkennen, sondern sie in ihre geschichtliche Bedingtheit restlos auflösen. Mag das wissenschaftliche Erkennen noch so sehr fortschreiten, es wird von Rechtswegen nie die Ehrfurcht vor dem persönlichen Leben verdrängen und aufheben können. Und weil in der Religion und in der Familie das persönliche Leben eine besonders große Rolle spielt, wird man auch hier nie um die Autorität und Pietät herumkommen.

Die andere wichtige, ja die wichtigste Ursache der antiautoritären, pietätslosen Haltung des modernen Menschen liegt in dem dominierenden Einfluß der Technik und in dem von ihr hervorgerufenen und beherrschten Erwerbsleben, vor allem in den Großbetrieben unserer Industrie. Wir haben hier auf dem Gebiet des technischen Könnens dieselbe Erscheinung wie auf dem Gebiet des wissenschaftlichen Forschens und Erkennens: die Bedeutung der Persönlichkeit tritt immer mehr hinter dem Stoff und seinen chemischen und physikalischen Wechsel-

wirkungen zurück. Wohl ragen die Namen einiger Erfinder und Bahnbrecher eine zeitlang hervor; was sich aber schließlich behauptet, ist die Erfindung, die Maschine, die Elektrizität, das Luftschiff 2c. Frühere Epochen der Geschichte bezeichnet man als das Zeitalter des Perikles, der Elisabeth, man redet von einem Stil Louis XV., von einer fredericianischen, einer napoleonischen Zeit — unsere Zeit wird das papierene, das eiserne Jahrhundert genannt. Nicht die markanten Persönlichkeiten, die ja auch in der Gegenwart vorhanden sind, geben derselben das Gepräge, sondern die von ihnen ins Leben gerufenen technischen Errungenschaften, die ihre eigene Geschichte haben, und diese Geschichte besteht nicht etwa in einer Entfaltung persönlicher Eigenschaften, sondern in der Vervollkommnung technischer Vorteile und Neuerungen, letztere sind es, für die man sich hauptsächlich interessiert und begeistert; da ist für Pietät und Heldenverehrung kein Platz mehr.

Das wäre schließlich kein so großes Unglück, wenn sich nicht die eben geschilderte Tatsache in den breiten Schichten der mit der Technik und Industrie beschäftigten Bevölkerung in gesteigertem Maß wiederholen würde; hier im industriellen Großbetrieb der Neuzeit wird der Mensch mit Ausschaltung aller Persönlichkeitswerte unbarmherzig an den Stoff gekettet und so all jener auf Autorität und Pietät ruhenden Beziehungen beraubt — eine große Gefahr für unsere gesamte Kultur.

Man vergegenwärtige sich einmal die Stellung eines Arbeiters in einer großen Fabrik.

Derselbe hat es hier nun zunächst mit der Maschine zu tun; man glaubt vielfach, sie sei nur ein vervollkommnetes Werkzeug, allein sie ist mehr als das, sie ist ein zu Eisen gewordener Arbeiter, sie liefert die Kraft, die Schnelligkeit, die Präzision der Ausführung, der Arbeiter wird zu ihrem Handlanger, zum automatischen Bestandteil derselben, der aber jederzeit ausgewechselt werden kann, wenn er nicht mehr genügt. Die Maschine, dieser herzlose Rival des Arbeiters, hat sich zwischen ihn und den Arbeitgeber hineingeschoben, genießt als rentables Eigentum des letzteren dessen besondere Aufmerksamkeit und hat den Arbeiter als Persönlichkeit, in seiner persönlichen Qualifikation entwertet.

Auch im Verhältnis der Arbeiter unter sich und zu ihren Aufsehern und Werkmeistern wirkt der maschinelle Betrieb zersetzend. Von weitem betrachtet sieht das massenhafte Zusammenarbeiten beinahe ideal aus: „Tausend fleißige Hände regen, helfen sich in munterm Bund“. Wer aber mitten drin steckt, der weiß von endlosen Schikanen und Feindseligkeiten zu erzählen. Klappt irgend etwas nicht ganz genau, so wird die Schuld, eben weil das bearbeitete Stück durch so viele Hände gehen mußte, von einem auf den andern geschoben, von einem Arbeiter auf den andern und von einem Werkmeister auf den andern; denn auch hier hat die Arbeitsteilung eingesetzt und an Stelle eines Werkmeisters deren mehrere gestellt, die sich und die Arbeiter gegenseitig im Schach halten. Es ist klar, daß die Oberleitung

aus diesem gespannten, unerquicklichen Verhältnis den größten Gewinn zieht und es darum nicht zu beseitigen, sondern zu fördern sucht, indem die einzelnen Arbeitnehmer systematisch als gegenseitige Kontrolleure aufeinander gehetzt werden. Dazu kommt noch in Form von allerhand raffinierten Apparaten und Systemen eine automatisch wirkende, haarscharfe Kontrolle von Arbeitszeit und Arbeitstempo, alles im Interesse einer möglichst ergiebigen Ausnützung der allmächtigen Maschine. Man wird bei einem solchen Industriebetrieb kaum noch von sittlichen Beziehungen der Menschen unter einander reden können. Es muß gut gehen, wenn der an ein solch starres System gebundene und gewöhnte Arbeiter nicht auch alle übrigen menschlichen Beziehungen, zumal den eigenen Haushalt, die Familie unter demselben Gesichtswinkel betrachtet. Dieser Gefahr der Verflachung ist ganz besonders die jugendliche Arbeiterschaft ausgesetzt, sie verliert in dem mechanischen Getrieb den Maßstab für die geistigen Faktoren im Leben, so auch das Gefühl des Abstandes zwischen Eltern und Kinder. In der Fabrik ist der Sohn dem Vater, die Mutter der Tochter gleichgestellt. Wenn nun gar bei geringen Lohnansätzen die Eltern auf die Verdienste der Kinder angewiesen sind, ist es da für solche Eltern nicht eine fast unlösbare Aufgabe, ihre Autorität zu wahren? Und wenn sie es nicht können, sind sie dann wohl willig, die Autorität anzuerkennen, die ihnen gegenüber von oben herab mit allem Nachdruck geltend gemacht wird? Bekanntlich ist es hier, in den Beziehungen zwischen dem Arbeiter und dem Unternehmer mit der Autorität am schlimmsten bestellt. Es mag ja unter den letzteren hie und da, aber je länger je weniger, solche Persönlichkeiten geben, die einen gewissen Anspruch auf eine autoritative Stellung im Gesamtbetrieb erheben können, wie sie der Meister in seiner Werkstatt beanspruchen muß, Leute, die ihrem Geschäft den Stempel ihrer Persönlichkeit aufdrücken und durch ihre technische und wissenschaftliche Tüchtigkeit imponieren, wie z. B. der alte Siemens. In den meisten Fällen steht eben nicht der Techniker als der erste Arbeiter an der Spitze des Unternehmens, sondern der technisch manchmal ganz ungebildete Spekulant als erster Aktionär, ein Repräsentationsmensch, der als Vertreter und Agent des Kapitals zum vornherein in direktem Gegensatz zum Arbeiter und zur Arbeitskraft steht. Die beidseitigen Interessen: Rendite des Kapitals einesteils und Erhaltung der Arbeitskraft anderseits gehen diametral auseinander und verharren zwangsläufig auf ihrem eigenen Geleise; es kann dem Unternehmer gleichgültig sein, wer an der Maschine steht und wird auch in der Regel dem Arbeiter gleichgültig sein, wer als Direktor funktioniert. Das persönliche Verhältnis ist aufgehoben.*) Unter solchen Umständen ist es eine gewaltige Verblendung, wenn sich die

*) Der alte Krupp hat diesen Zustand zum Geschäftsprinzip erhoben, indem er einmal an seine Prokura schreibt: „Was ich erstreben will, ist, daß nichts abhängig sein soll von dem Leben oder Dasein einer bestimmten Person, daß mit derselben kein Wissen und keine Funktion entweiche“.

Unternehmer immer noch als „Herren im eigenen Hause“ fühlen und gebärden.

Es ist nur eine Konsequenz des angedeuteten Sachverhalts, wenn bei dieser Auflösung der persönlichen Beziehungen im Industriebetrieb der Arbeitswechsel sich ungeheuer gesteigert hat; es sind nicht nur sanguinische, unstete Elemente, welche gelegentlich die Stelle wechseln und herumziehen, auch besonnene, bewährte Arbeiter können von dem Wirbel erfaßt und herumgeworfen werden; dazu kommt noch der häufige unfreiwillige Wohnungswechsel. Und so fehlt es dann an jeglicher Voraussetzung für das Gedeihen tieferer persönlicher Beziehungen zur Umgebung, insbesondere zu den Menschen.

## II.

Man muß sich das vergegenwärtigen, um es ein für alle Mal aufzugeben, in dieses Chaos modernen Erwerbslebens mit bloßer moralischer Entrüstung über Respektlosigkeit und mit moralischen Forderungen der ehrfurchtsvollen Unterwerfung hineinstürmen zu wollen. Es gliche dem Kampf des Don Quichote mit den Windmühlenflügeln. Noch gefährlicher wäre es, die ins Schwanken geratene Autorität mit äußern Machtmitteln wiederherstellen zu wollen; möchte es auch scheinbar gelingen, die äußere Autorität auf eine gewisse Zeit zu wahren, so würden solche Gewaltakte über kurz oder lang zu verhängnisvollen Katastrophen führen, wie die Geschichte beweist.

Ebenso aussichtslos ist der andere Weg, durch Nachgiebigkeit, durch Konzessionen und Vergünstigungen sich wieder ins Vertrauen setzen zu wollen. Es ist schon oft ausgesprochen worden, daß mit humanen Bestrebungen und Wohlfahrtseinrichtungen der unheilvolle soziale Gegensatz nicht überbrückt wird; den gleichen Mißerfolg haben nach und nach auch viel tiefergehende, ernsthafte Versuche, Kapital und Arbeitskraft einander näher zu bringen. Der Plan des konstitutionellen Systems im Fabrikbetriebe, für den besonders Heinrich Freese als Arbeitgeber mit einem selbstlosen, redlichen Eifer kämpft, ist großartig und ideal, der Ausdruck einer neuen Weltanschauung; das Rezept der Ausführung, das Freese selbst gibt, fällt aber bedeutend dagegen ab und in der Wirklichkeit nimmt sich die Sache, wie es scheint, erst recht dürftig aus. Richard Woldt*) nennt die These von der konstitutionellen Fabrik eine glatte Utopie und sagt: „der kapitalistische Unternehmer hat ein schrankenloses Erwerbsinteresse, er müßte also seine ganze innere Wesensart aufgeben, wollte er sich durch eine noch so zahme Fabrikverfassung Schranken auferlegen lassen. Der Mißerfolg der ganzen sozialreformerischen Bewegung um das konstitutionelle Fabriksystem hat seine letzten Ursachen in den inneren Bewegungsgesetzen der heutigen kapitalistischen Wirtschaftsverfassung“.

Aehnlich verhält es sich mit der Gewinnbeteiligung, die selbst

*) Richard Woldt: Der industrielle Großbetrieb, 1911.

ein Mann wie Ernst Abbe, der Urheber der Karl Zeiß-Stiftung in Jena, als „Illusion, als eine schöne Dekoration und nichts weiter" bezeichnet. Dieser von den alleredelsten Motiven und geläutertsten Grundsätzen beseelte, aufrichtige Freund der Arbeiter, der all seine geistigen und finanziellen Kräfte daran setzte, ein besseres Verhältnis zwischen Unternehmer und Arbeiter herbeizuführen, konnte die Schwierigkeiten, die sich hier entgegenstellen, auch in seinem eigenen Bereich nur abschwächen, aber nicht bezwingen. Er führte großartige Neuerungen in dem von ihm geleiteten Betriebe durch, er forderte nicht nur die Gewinnbeteiligung, sondern auch stete Lohnauszahlung, auch während der Feiertage und jeder Art unfreiwilliger Unterbrechung der Arbeit. Sehr weitausgreifend ist die Abgangsentschädigung, d. h. die Weiterzahlung des Lohnes oder Gehaltes, der dem Betreffenden zuletzt gezahlt worden ist, und zwar für den sechsten Teil der Dienstzeit, die er hinter sich hat, falls dieselbe mindestens ein halbes Jahr beträgt und der Arbeiter in seiner Person keinen Grund zur Entlassung gegeben hat. Wer also ein Jahr nach der Einstellung ohne Selbstverschuldung entlassen wird, hat noch für zwei Monate Anspruch auf seinen Lohn! Abbe trat auch für den Achtstundentag ein in der Ueberzeugung, daß bei achtstündiger Arbeitszeit die Grenze der höchsten Leistungsfähigkeit erreicht sei; er statuiert vollkommene politische Freiheit für alle Angestellten außerhalb des Dienstverhältnisses; er macht überhaupt das Unternehmertum verantwortlich für die Erhaltung der innerhalb des Arbeitsverhältnisses verbrauchten Volkskraft. Von diesem Grundsatz aus sind auch die obgenannten praktischen Einrichtungen zu verstehen.

Aber wichtiger als die Hebung der wirtschaftlichen Lage des Arbeiters war ihm bei alledem die Regelung des Arbeitsverhältnisses nach der persönlichen Seite hin, eine Aufgabe, von der Gustav Schmoller sagt, es gebe keine wichtigere wirtschaftliche und soziale Frage als die des Arbeitsverhältnisses, von ihr hänge die Zukunft unserer Gesellschaft ab.

Wenn einer dieses Problem bei der gegenwärtigen Lage der Dinge zu lösen im Stande war, so war es Ernst Abbe, er vereinigte die Stellung eines technisch hochgebildeten Arbeitgebers mit dem Denken und Fühlen des untergeordnetsten Arbeiters, aber trotzdem konnte er den in den Verhältnissen liegenden Gegensatz von Kapital und Arbeit und die damit zusammenhängenden Anstöße und Widersprüche nicht aus der Welt schaffen. Diese beiden Mächte stehen in einem prinzipiell unversöhnlichen Gegensatz zu einander. Der Kapitalismus ist eine unpersönliche Macht, die Arbeit ist das Persönlichste, was es gibt, und so lange das Unpersönliche über das Persönliche dominiert, kann von sittlichen Beziehungen keine Rede sein. Selbst Abbe gesteht zu, daß ein sittliches Verhältnis weder zwischen Unternehmer und Arbeiter noch auch zwischen den Arbeitern unter sich vorhanden sein könne; in ersterem Fall erschöpfe sich das Verhältnis in Arbeitsleistung und Ver-

gütung derselben und in letzterem Fall sei es gleich der Beziehung von Personen, die zufällig zusammen eine Eisenbahnfahrt machen und darum höchstens eine gewisse Rücksicht gegen einander schuldig sind. Auch zu einem intimeren Verhältnis zur Arbeit selbst kann es in der Regel nicht kommen. Wenn auch gelegentlich während der Arbeit namentlich bei Erstellung größerer Werke etwas von spontanem Eifer und von Begeisterung sich einstellt, so wirkt die darauf folgende Auslöhnung mit den unvermeidlichen Abzügen recht ernüchternd und erinnert lebhaft daran, daß es neben der Werkstätte eine Börse und einen Geldmarkt gibt, wo so wie so alle Gemüts- und Persönlichkeitswerte aufhören zu existieren.

## III.

Was tun? Können wir uns mit den bestehenden Zuständen zufrieden geben, während doch 80 % aller Erwerbstätigen in Deutschland in solchem abhängigen Arbeitsverhältnis stehen? Sollen wir auf sittliche Ideale verzichten und denken, Jesus habe ja auch zugegeben, Aergernisse müßten kommen, ohne daß wir auch den tiefen Schmerz fühlen, der in dem darauffolgenden „Wehedem“ zum Ausdruck kommt? Es wäre ein unermeßlicher Verlust an gesundem Empfinden, wenn man einem großen Teil des Volkes statt der natürlichen Beziehungen von Autorität und Pietät brutale Willkür auf der einen und blinde Unterwerfung auf der andern Seite als das Gegebene beibringen wollte. Es wäre ein unerträglicher Zustand, wenn Aussperrungen, schwarze Listen und Streiks als letztes Auskunftsmittel gelten müßten, wenn es bei der beidseitig noch immer wachsenden Erbitterung sein Bewenden haben sollte, wenn die vorhandene Kluft zu den unabänderlichen Lebensbedingungen zu rechnen wäre. Das hieße doch einfach mit unserem Glauben an eine höhere gerechte Ordnung, wie sie dem Reich Gottes entspricht, kapitulieren und große Massen des Volkes endgültig dem trostlosen Materialismus preisgeben.

Es ist ja nun natürlich schwer zu sagen, was geschehen müßte, damit es anders aussähe. Vielleicht geben uns die Ereignisse, die um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert in Frankreich sich vollzogen haben, einige Fingerzeige.

Im Jahre 1793 haben die Franzosen ihren angestammten König unter den denkbar schimpflichsten Schmähungen und Verwünschungen hingerichtet, und etwas mehr als ein Dezennium später erhebt dasselbe Volk mit Begeisterung den ersten Konsul, den Korsen, zum Kaiser. Der an und für sich wohlwollende, edeldenkende Monarch wird auf's Schafott geführt und der rücksichtslose, kaltblütige Despot auf den Thron gesetzt. Der Hinweis auf individuelle Eigenschaften der beiden Männer erschwert zunächst nur die Erklärung dieses grellen Widerspruchs in der Geschichte. Daß während des Martyriums Ludwigs XVI. und seiner Familie die Pietätlosigkeit wahre Orgien feierte, war der Ausdruck einer tiefen Verstimmung und Verbitterung gegen das herr-

schende System, gegen deren brandende Wogen alle Hoheit und Würde, alle Gutmütigkeit der Persönlichkeit des Fürsten nicht mehr aufkommen konnte. Es gibt eben Verhältnisse und Zustände und davon abhängige Stimmungen in der menschlichen Gesellschaft, die jegliches Gefühl von Autorität und Pietät zum vornherein ersticken, mögen auch noch so vortreffliche persönliche Eigenschaften vorhanden sein. Es wurde in Frankreich erst wieder möglich, eine Autorität anzuerkennen, nachdem an Stelle der früheren Ständeunterschiede der Grundsatz von den allgemeinen Menschenrechten sich durchgesetzt hatte, ein Grundsatz, den auch Napoleon als Kaiser sorgfältig wahrte, so weit er denselben damals verstehen konnte. Er vermied alles, was irgendwie an den früheren Feudalstaat hätte erinnern können, seinen Generalen z. B. gab er nicht etwa die alten Adelstitel, die einst mit Vorrechten und Besitztümern verbunden waren, sondern er betitelte sie nach den Schlachten, in denen sie sich ausgezeichnet hatten und stiftete an Stelle des Geburtsadels die Ehrenlegion, in die grundsätzlich jeder Bürger aufgenommen werden kann. Er selbst, Napoleon, galt zwar allgemein als ein Tyrann, aber er war stolz darauf, ein „vom Volk gewählter Tyrann" zu sein, und als solchem huldigte das Volk in großer Ehrfurcht und Begeisterung, es verzieh ihm seine Gewalttaten und sonnte sich in seinem Pomp. Das Kaisertum war wieder erstanden, aber auf ganz neuer, auf demokratischer Grundlage, es half, die Grundsätze der Revolution zu verwirklichen; auch die darauf folgenden Feldzüge waren keine Hofkriege mehr, sondern sie sollten das Ansehen und die Macht der Nation stärken.

Zu dieser prinzipiellen Neugestaltung der Verhältnisse kommen dann freilich als zweiter Faktor die persönlichen Eigenschaften Napoleons hinzu, die nun auf dem neuen Boden jene in der Weltgeschichte einzig artigen Früchte todesmutiger Aufopferung und abgöttischer Verehrung zeitigten; den klassischen Ausdruck solcher Pietät finden wir in dem Heine'schen Gedicht: Die Grenadiere. Der Dichter sagt dort nicht zu viel: das Heer war seinem kaiserlichen Führer bis auf den letzten Mann ergeben, mehr als einmal hatten sich Soldaten geopfert, um „den Kaiser zu schützen", nie hatten sie trotz der gewaltigen Strapazen irgendwie gegen ihn gemeutert. Ja, als Napoleon als Gefangener mit einer handvoll Leute von Elba zurückkehrte, da wirkte seine Person, sein Wort so faszinierend auf die ihm schleunigst entgegengestellten Regierungstruppen, daß diese statt ihn zu bekämpfen, mit Begeisterung begrüßten. Seine gewaltige geistige Ueberlegenheit und Genialität verschaffte ihm ohne weiteres unbedingte Autorität, das hinderte ihn aber nicht, die Bedeutung jedes Einzelnen anzuerkennen, er hatte ein gutes Gedächtnis für die Leistungen des gemeinen Mannes und machte sich gelegentlich ein Gewissen daraus, einen Vorposten unnötigerweise geopfert zu haben. Auch als Herrscher fühlte und empfand er wie ein Soldat und die Soldaten wußten sich mit ihm solidarisch, sein Ruhm war ihr Ruhm; sie wollten lieber sterben als sich ergeben.

So war von zwei Seiten her, sowohl auf Grund einer neuen Staats- und Gesellschaftsordnung wie auch auf Grund einer bedeutenden Persönlichkeit die Kluft von Hoch und Nieder überbrückt und die Möglichkeit zu sittlichen Beziehungen im Sinne von Autorität und Pietät gegeben.

## IV.

So sehr der eben ausgeführte geschichtliche Exkurs von unserer gegenwärtigen Zeitlage abschweift, berechtigt er vielleicht als Parallele zu derselben doch dazu, den Schluß zu ziehen, daß für das Vorhandensein und Gedeihen von Autorität und Pietät gewisse Voraussetzungen in den äußeren Verhältnissen erfüllt sein müssen, ohne welche es zum vornherein eine Illusion ist, von sittlichen Beziehungen verschieden gestellter Menschen unter einander zu reden. Der unvermeidliche Unterschied von Hoch und Nieder muß ausgeglichen werden durch die Gemeinsamkeit der beidseitigen Interessen und Ziele, der Güter und Aufgaben. Einstweilen widersprechen sich dieselben diametral, der Unternehmer hat das größte Interesse an kleinem Lohn, der Häuserspekulant an hohen Mietzinsen, der Großgrundbesitzer an der möglichst geringen Bildung und an der Unfreiheit des Landarbeiters, d. h. die Produktionsmittel werden ganz einseitig von einzelnen Wenigen in Beschlag genommen; der heutige Arbeiter hat kein Interesse am Kurs der Aktien und an der Höhe der Dividende, er ist dem Söldner in den mittelalterlichen Heeren gleichgestellt, der kein höheres Interesse hatte als um den Sold zu markten und darum bald bei diesem, bald bei jenem Führer diente, der manchmal meuterte und es oft an Mannszucht fehlen ließ. Die modernen Arbeiterheere in dieser unwürdigen Stellung belassen und dann doch dem Einzelnen hohe sittliche Eigenschaften zumuten, wäre höchst ungerecht — oder aber von irgend woher sozusagen aus der Luft eine sittliche Hebung der Arbeit erwarten, wäre töricht. Man kann nun einmal nicht von schlechtem Boden gute Früchte ernten wollen. Auch Jesus hat die Sinnesänderung abhängig gemacht von der Botschaft des Reiches Gottes. Bessere sittliche Beziehungen innerhalb der menschlichen Gesellschaft werden erst wieder möglich sein, wenn die Gesellschaftsordnung statt auf divergierenden Interessen wieder mehr auf gemeinsamen Interessen aufgebaut ist, das setzt auch gemeinsame Güter voraus. Erst wenn einmal durch Schaffung von gemeinsamem Besitz der Streit von Mein und Dein in den Hintergrund gedrängt wird, wenn der Privatbesitz nicht mehr unumschränkt alles Erwerbsleben dominiert, und die von ihm aufgerichteten Schranken überwunden werden, dann erst kann die Persönlichkeit wieder zu ihrem Recht kommen, dann kann es wieder wirklich persönliche Beziehungen geben im Sinn von Autorität und Pietät, um ihretwillen fordern wir die V e r g e s e l l s c h a f t l i c h u n g  d e r  P r o d u k t i o n s m i t t e l.

Ein bedeutender Schritt zur Befreiung der Persönlichkeit aus den ehernen Klammern der Maschine liegt natürlich auch schon in der

konsequenten Anerkennung der Arbeiterorganisationen, es ist damit die Achtung ausgesprochen, die man einem ebenbürtigen Gegner schuldig ist; immerhin bleibt die Gegnerschaft bestehen, der unversöhnliche Gegensatz zwischen dem unersättlichen Anonymus Kapital und der ganz persönlichen und nicht unerschöpflichen Arbeitskraft. — Die Organisation, wie sie heute sich gestaltet, ist doch mehr nur Mittel zum Zweck, ermöglicht aber doch auch als solches schon eine Hebung des Arbeitsverhältnisses. Einzelne Großindustrielle geben sogar zu, daß die Leistungsfähigkeit der Arbeiter dadurch gehoben worden sei, bessere Nahrung und Bildung, mehr persönliches Ehrgefühl und Verantwortlichkeitsbewußtsein auf Seiten des Arbeiters komme dem Betrieb des Unternehmers zu statten, die beidseitigen Interessen decken sich also in einem sehr wichtigen Punkte. Ja, wenn einmal allgemein die Erkenntnis soweit gediehen, das Gewissen dermaßen geschärft wäre, daß das, was Abbe als allgemeine Pflicht, als eine öffentliche Funktion des Unternehmertums statuiert, nämlich — die Erhaltung der Volkskraft, auch wirklich als ein vitales Interesse der Gesellschaft empfunden würde, dann würden gewiß die bösen Geister der Verbitterung und des Neides den Gefühlen der Achtung und Sympathie den Platz räumen.

Es gibt nun freilich außer dem Produktionsmittel und der Arbeitskraft noch ein drittes sehr wichtiges Gebiet von gemeinsamem Interesse, das aber nicht allgemein, sondern nur in verhältnismäßig wenigen Fällen in Betracht gezogen werden kann, und das ist die Arbeit selbst, resp. die Freude und die Ehre am Gelingen derselben. Es ist dasjenige, was die Menschen seit den Urzeiten am meisten verbunden hat, was aber heutzutage bei der Massenproduktion keinen Einfluß mehr hat, sondern nur bei spürbaren Fortschritten der Kultur in Betracht fällt, wenn z. B., wie es Max Eith in seiner Selbstbiographie „Hinter Pflug und Schraubstock“ so anschaulich schildert, in irgend einem entlegenen Land der Dampfpflug eingeführt, wenn eine gewaltige Brücke über eine Flußmündung gebaut werden soll. Unternehmer und Arbeiter treten sich unwillkürlich persönlich näher, weil nicht die Rendite des Kapitals zunächst, sondern das Gelingen des Werkes im Mittelpunkt des Interesses steht, Risiko und Erfolg fällt mehr oder weniger beiden Teilen zu. — Es sind also nicht nur materielle, sondern auch geistige Güter, deren Vorenthaltung gegenüber dem Arbeiter zum vornherein ein richtiges Arbeitsverhältnis stören muß.*) Je mehr diese Güter wieder als gemeinsame erkannt und behandelt werden, desto leichter werden sich auch die richtigen Beziehungen unter den Menschen wieder einstellen.

Es wird zunächst wieder mehr Stabilität in die menschliche

*) Die letztgenannten, Fürsorge für Erhaltung der Arbeitskraft und Gewährung der inneren Anteilnahme am Gelingen des Werkes sind, heute wie früher schon möglich beim Ladenpersonal und im Dienstbotenverhältnis und spielen hier eine entscheidende Rolle, doch fällt dieser Gegenstand außerhalb des Rahmens unserer Betrachtung.

Gesellschaft einkehren an Stelle der heute alles untergrabenden Unbeständigkeit und kaleidoskopartigen Verschiebung; mehr Stabilität in Arbeits- und Wohngelegenheit gehört doch gewiß unbedingt zur Anbahnung und Entwicklung von tiefergehenden persönlichen Beziehungen. Die Stetigkeit braucht der Mensch so gut als ein gewisses Maß von Wechsel zu seinem geistigen Wachstum, noch vielmehr aber zu einer richtigen organischen Verbindung mit seiner Umgebung. Die große Masse ist hiebei kein wesentliches, unübersteigbares Hindernis, in unseren Arbeiterscharen so wenig als im napoleonischen Heere.

Nun erst, nachdem die genannten Bedingungen irgendwie erfüllt sind, wird die Persönlichkeit wieder zu der ihr gebührenden Haltung kommen, nun erst werden die einzelnen Menschen sich wieder verstehen, achten und ehren; es ist wieder Raum geschaffen für Ehrfurcht und Anhänglichkeit, für willige Anerkennung all des Guten und Großen, das da und dort in der Menschheit zu Tage tritt. Es werden wohl auch die Augen wieder geöffnet für die höchste und letzte Quelle alles Guten, für Gott, und die Pietät im höchsten Sinn, die Gottesfurcht wird wieder geweckt und belebt. Tatsächlich liegt ja das Bedürfnis, etwas Großes zu kennen und zu verehren, tief im menschlichen Wesen und das Volk hat, wenn nicht irregeführt, ein instinktives Gefühl für das, was wirklich groß und verehrungswürdig ist. Wer weiß, ob nicht die heutige Pietätlosigkeit z. T. nicht auch eine notwendige Reaktion ist gegen die häufige unnatürliche devote Kriecherei vor dem zufälligen Inhaber des Reichtums und dem damit verbundenen Pomp. Wenn es nicht mehr möglich ist, mit verhältnismäßig mühelos angesammelten materiellen Gütern zu imponieren und die Masse zu blenden, dann werden eben die Leiter und Führer ihre autoritative Stellung durch geistige Ueberlegenheit allein festigen und wahren müssen, etwas, das mit Recht allezeit Anerkennung und Bewunderung abnötigt. In was diese geistige Ueberlegenheit im Besonderen bestehen soll, kann hier nicht näher bezeichnet werden, es würde zu weit führen; nur andeutungsweise muß jedenfalls das Eine stark betont werden, daß neben gründlicher technischer Bildung und Erfahrenheit mehr als bis dahin auch hohe sittlich durchgebildete Charaktereigenschaften erforderlich sind. Es braucht Leute, die selbst wegbahnend vorangehen und darum fern von aller Nörgelei und Pedanterie, es nicht nötig haben, immer ängstlich und eifersüchtig „ihre Stellung zu wahren“, die groß und stark genug sind, auch das Tüchtige und Brauchbare in untergeordneten Persönlichkeiten offen anzuerkennen, und die es (mutatis mutandis) gelten lassen, daß jeder Soldat den Marschallstab im Tornister trage. Wenn einmal die unwürdige Bevormundung des Arbeiters aufhört, dann wird es auch zu Tage treten, wie viel tüchtige Kraft in der Arbeiterschaft vorhanden ist; dann wird es auch möglich sein, daß auf Grund gegenseitiger Anerkennung ein richtiges Arbeitsverhältnis sich anbahnen kann.

Dann sind auch die richtigen Hebel wieder am Werk und leisten

mehr als alle wohl ausgeklügelte Fabrikordnung und Arbeitskontrolle. Da kommt etwas von spontaner Betätigung, von stolzem Verantwortlichkeitsgefühl, von unwillkürlicher Aufopferung in den Betrieb nicht bei allen, aber bei einzelnen, die dann die anderen mit sich fortreißen, wie es Max Eith in Aegypten erlebte, als einer seiner Arbeiter einen kleinen Riß am Dampfkessel damit unschädlich machte, daß er sich seine Bluse vom Leib riß und mit beiden Händen vor die Oeffnung hielt, obwohl ihm dabei der Dampf nach und nach die Finger verbrühte.

Förster macht in seiner Schrift: „Technik und Ethik" darauf aufmerksam, „welche unentbehrliche technische Bedeutung die wachsende Achtung vor der Menschenwürde auch des geringsten Arbeiters gehabt hat" und sagt: „Was den modernen Arbeiter betrifft, so ist die volle und konsequente Anerkennung und Sicherung seiner Menschenwürde ebenfalls eine unumgängliche Bedingung einer hochentwickelten und komplizierten industriellen Technik, die zu ihrer Bedienung und Fortentwicklung freie und gebildete Menschen nötig hat, die durch gegenseitige Achtung und Sympathie verbunden sind."

Ganz richtig! Nur fügen wir hinzu, daß diese volle und konsequente Anerkennung und Sicherung der Menschenwürde, diese wahre Pietät, wenn sie sich behaupten und durchsetzen wird, unsere jetzige privatkapitalistische Wirtschaftsordnung sprengen muß: die alten Begriffe von Autorität und Pietät unter den heutigen Erwerbsverhältnissen, soweit es sich wenigstens um größere Betriebe handelt, aufrecht erhalten zu wollen, hieße einen Lappen von einem guten Kleid auf ein altes Kleid setzen. Wir wollen nicht flicken, wir wollen ein neues Kleid, in welchem Persönlichkeit und Menschenwürde wieder zu ihrem Rechte kommen und die Menschen durch gegenseitige Achtung und Anhänglichkeit verbunden sind.

L. Stückelberger, Oerlikon.

---

# Geruhiges Leben.

Der Ausdruck stammt von unserem beliebten zeitgenössischen Schriftsteller Otto Ernst. In einer humoristischen, sehr lehrreichen Plauderei zeigt uns der Dichter, wieviel Kraft wir modernen Menschen schon im Vorhofe des Lebens dadurch vergeuden, daß wir die unausbleiblichen, täglichen Widerwärtigkeiten falsch aufnehmen, und daß wir statt denselben mit Ueberlegung und Ruhe zu begegnen, uns durch die „Tücke des Objekts" nicht nur unsere gute Laune nehmen, sondern auch unsere Tatkraft lähmen lassen. „Haare in der Feder", „infame Halskragenknopflöcher", „Geburtsscheine im Fliegenschrank" sind einige der Widerwärtigkeiten, deren Ueberwindung Otto Ernst lehrt. Um der nutzlosen Verschwendung von Lebensenergie und der Schwächung unserer Arbeitskraft vorzubeugen, gründet der Dichter die geistige „Gemeinschaft der Brüder vom geruhigen Leben". Nicht etwa vom ruhigen

Leben, o nein, mit spießbürgerlicher Trägheit wollen sie nichts gemein haben, im Gegenteil, sie wollen tüchtige Arbeiter und tapfere Kämpfer sein. Aber sie sind nicht gewillt, wie die törichten Jungfrauen, ihr Oel zu verbrennen, bevor der Bräutigam kommt. „Sie wollen ihre Kraft sparen um das Große zu verteidigen und das Größte, das Schicksal mit Würde zu tragen." Otto Ernst schließt seine Plauderei mit dem allerheiligsten Grundsatze der Brüderschaft: „Ein Leben in Wacht und Waffen wider die Großmächte der Finsternis ist eines Erdenpilgers tiefste Ruhe."

Dieser Grundsatz führt uns nun aus den Vorhöfen des Lebens ins Leben selbst hinein. Die Beherzigung der Mahnungen Ernsts ist dringend nötig für uns Menschen von heute, und wenn wir seinen Hinweisungen folgen, haben wir großen Gewinn. Wieviel mehr gewinnen wir aber erst für unser Leben, wenn wir, darüber hinausgehend, uns diesen Grundsatz ganz zu eigen machen! Wer kennt nicht die lähmende Wirkung der Angst, dieser Großmacht der Finsternis? Sie nimmt dem Menschen das Notwendigste zum Lebenskampfe, das Selbstvertrauen, sie läßt kein volles Gelingen zu, sondern fügt eine Enttäuschung zur andern. Unglück und Verzweiflung sind ihre Begleiter. Welcher Mensch wäre ganz frei von der Lust, Gleiches mit Gleichem zu vergelten! Wie oft haben wir uns dadurch geschadet, daß wir dieser tief im menschlichen Herzen sitzenden Leidenschaft nachgaben, geschadet rein praktisch, abgesehen von dem viel Wichtigeren, dem sittlichen Schaden, den wir dadurch angerichtet haben. Wie groß ist doch die verderbliche Wirkung der Ehrsucht im Leben. Nicht nur, daß sie unsere Arbeitskraft lähmt, läßt sie uns auch unsere sittlichen Pflichten vergessen, verhindert, daß wir zu uns selbst kommen und das erreichen, wonach wir alle streben sollten, nämlich eine Persönlichkeit zu werden. Diese und andere Großmächte zerfressen unser Leben und lassen das Gefühl des Glückes nicht aufkommen. Welch große Aufgabe, wider diese Mächte der Finsternis ein Leben in Wacht und Waffen zu führen!

Wie aber führen wir den Kampf? Um einen Kampf erfolgreich zu führen, braucht es Tatkraft. Nicht alle Menschen verstehen darunter das gleiche. Der im Leben Erfahrene hat davon eine andere Vorstellung als der unerfahrene Stürmer. Wohl jeder erwachsene Mensch wird sich einer Zeit erinnern, wo er glaubte energisch zu handeln, wenn er sofort auf jedes Versehen seines Nebenmenschen mit scharfem Tadel, auf jedes Unrecht mit entsprechender Vergeltung antwortete. Da aber die nachteiligen Folgen eines solchen Handelns für uns selbst nicht ausblieben, wurden wir vorsichtiger und unsere Vorstellung von Tatkraft änderte sich umsomehr, je älter und erfahrener wir wurden. Unter allen Umständen wird nur der im Leben mit Erfolg kämpfen können, welcher vorher den Kampf gegen sich selber bestanden hat. Allen denen, die sich darüber beklagen, daß sie im Leben nichts ausrichten können und die dabei lediglich den mißlichen Verhältnissen die

Schuld beimessen, darf man zurufen: Habt ihr auch, als ihr euerem Ziele nachstrebtet, wirksam gegen euch selbst gekämpft? Oft wird diese Frage nicht bejaht werden können.

Um erfolgreich kämpfen zu können, sei es als praktischer Mensch sei es als sittliche Persönlichkeit, brauchen wir Selbstzucht. Das ist eine Wahrheit, die alle Kultnrvölker und alle Religionen vertreten. Christus verkündigte indessen der Menschheit noch etwas anderes, weit wichtigeres: die Liebe. Nur wer mit ihr und durch sie gegen die Großmächte der Finsternis ankämpft, wird siegreich sein, alle anderen können den Kampf nicht endgültig bestehen. Der Verfasser dieser Zeilen muß gestehen, daß ihm während der Schulzeit und noch einige Jahre später die christliche Religion als etwas Schwaches, Weichliches vorkam, sehr geeignet für kranke, schwache, alte Leute, das aber für kämpfende, tüchtige, im Leben stehende Menschen nur ein Hemmnis darstellt und daher vielfach selbst von Kirchgängern nicht sehr ernst genommen wird. Die Vorbilder, die uns Schülern Erwachsene gaben, schienen uns die Richtigkeit unserer Annahme zu bestätigen. Dazu kam noch ein gewisser Schülerstolz, den uns durch die Tradition übermittelten Werten möglichst skeptisch gegenüber zu stehen. Verschiedene materialistische Gedanken, die von ganz Klugen eingeschleppt waren, machten dann das Maß voll, und unsere Weltanschauung lautete etwa: Gott, Seele, Unsterblichkeit, Bibelverse und das ganze Christentum sind Dinge, die uns „gebildete“ Menschen eigentlich gar nichts angehen, die uns auch nicht den geringsten Nutzen bringen und mit denen wir uns nur abgeben, weil es eben verlangt wird. Nur das reine Wissen hat Wert für uns und nur das bietet uns eine gewisse Sicherheit für unser späteres Fortkommen. Konflikte, die uns dieser Oberflächlichkeit gegenüber stutzig machten, blieben nicht aus. Aber etwas Wesentliches konnten sie nicht ändern. Wir wollen hier nicht untersuchen, was an dieser Weltansicht halb entwickelter Menschen schuld war (es müßten natürlich verschiedene Ursachen zusammen genannt werden), wir wollen auch nicht fragen, inwieweit diese Erscheinung eine allgemeine war beziehungsweise heute noch ist, es soll nur hervorgehoben werden, daß wenn man später von Jahr zu Jahr mehr einsieht, daß dasjenige, was man gleichsam mit Füßen getreten hat, der goldene Kern war, und das, was man schätzte, nur die wenig wertvolle Hülle desselben ausmachte, man das Bedürfnis fühlt, in aller Bescheidenheit seine Erfahrungen anderen mitzuteilen, selbst dann, wenn dadurch eine ganz alte hausbackene Wahrheit zustande kommt, die Tausende und Abertausende vorher gemacht haben. Die Schülerweisheit, daß das Christentum etwas für alte Mütter und Greise sei, befällt nicht nur halb entwickelte Menschen, sondern sie ist ein weit verbreitetes Vorurteil, das heutzutage einen großen Teil der Gebildeten nicht nur von der Kirche, sondern auch von der Lehre Christi fern hält. Man wirft dem Christentum häufig vor, daß es dem Menschen den Lohn für gute Taten im Jenseits verspreche, also zum Egois-

mus erziehe. Wer so spricht, hat vom Geiste Christi nichts verspürt. Aber bleiben wir einmal bei dem Diesseits.

Wer Gelegenheit hat, eine Anzahl sich ursprünglich fremder Menschen zu beobachten, die gezwungen sind, einige Zeit zusammen zu leben, der muß sich immer wieder wundern, wie sie sich gegenseitig das Leben schwer machen. Sie alle haben einmal die Worte gelernt: „Liebet euere Feinde". Aber nur selten findet sich jemand, der die praktische Bedeutung dieser Worte, sowie das innere Glück, das sie geben können, erkannt hätte. Würde auch nur dieses eine Wort aus den Evangelien beherzigt, so wäre die Menschheit um ein großes Teil Unglück ärmer und sittlich tüchtiger. Dieses alle Rache tötende Wort birgt nichts von der Schwäche in sich, die man manchmal hineinlegen will. Wer auch nur einmal versucht hat danach zu handeln, spürt die Kraft einer Waffe gegen die erwähnten Großmächte, eine Kraft, die um so größer wird, je länger sie bei gutem Willen besteht. Aus dem Leben Christi, der so unerschütterlich ist in dem Glauben an den Wert dessen, was der Vater will, erwächst auch uns die Kraft, die Angst vor dem Schicksal zu überwinden. Diese Kraft kommt nicht auf einmal, aber sie wächst in dem Maße, wie wir mit seinem Geiste verwachsen. Hat uns einmal die Persönlichkeit Christi, so wie sie uns in den Evangelien entgegentritt, überwältigt, so haben wir eine starke Waffe gegen dieses eigenartige Blendwerk, den Egoismus, dem wir auf Schritt und Tritt begegnen und den wir alle in uns selbst bekämpfen müssen. Nur wer ihn überwindet ist wahrhaft frei. „Sehet die Vögel unter dem Himmel an: sie säen nicht, sie sammeln nicht in Scheunen, und euer himmlischer Vater nähret sie doch. Seid ihr denn nicht viel mehr denn sie?" Diese Worte können auswendig gelernte Schülerweisheit sein, sie können uns aber auch zur Offenbarung werden und uns dann eine nie geahnte neue Welt zeigen.

O. Huppert.

---

# Mädchenhandel.

## 1. Was ist Mädchenhandel?

Traite blanche nennen die Franzosen das traurige Gewerbe, das heute eine fast ebenso große Ausdehnung gewonnen hat wie ehemals la traite noire, der Handel mit schwarzen Sklaven. Unter dem Weißen- oder Mädchenhandel versteht man den gewerbsmäßig betriebenen An- und Verkauf von Frauenspersonen für unsittliche Zwecke. Mitten in unserer Zivilisation blüht dieser schändliche Handel; in unsern Städten wohnen, durch unsere Dörfer schleichen, auf unsern Heerstraßen auteln, in unsern Bahnzügen fahren diese Vampyre der Unschuld, diese Schlächter jugendlicher Opfer, diese meist schnell reich gewordenen gefühllosesten Ausbeuter menschlicher Schwä-

chen: die Mädchenhändler und -händlerinnen. In unserm Schweizerlande werden täglich verkaufte Töchter und Frauen importiert, exportiert, im Transit durchgeführt; wird allwöchentlich in einem eigenen Lokal (in Genf) zu festen Stunden eine Mädchenbörse abgehalten, wo die so unendlich zu bejammernde Ware in allen Qualitäten zu den verschiedensten Preisen auf den Markt gebracht, ausgetauscht und umgesetzt wird.

Wir reden also hier nicht von orientalischen und afrikanischen Verhältnissen, wo jede Eheschließung ein Kauf ist; auch nicht von solchen christlichen Eltern, welche ihre Tochter zur Ehe mit einem reichen Manne zwingen und „verkaufen"; sondern wir reden von dem seit dem Pariser Kongreß 1903 in allen Kulturstaaten zum Verbrechen erklärten Mädchenhandel, der immer sowohl Verschleppung als auch Versorgung andrer mit käuflichen Mädchen zwecks gewerblicher Unzucht begreifen muß. Dieser Begriff wird sich allerdings auf die Dauer als zu eng erweisen. Jener Gutsbesitzer in der Krim, der sich jahrelang Kindermädchen, Wirtschafterinnen und Hausdamen auf sein Gut kommen ließ und verlangte, daß sie musikalisch seien, deutsch sprächen und sich „ihm zur Verfügung stellten", konnte nicht bestraft werden. Die Mädchen waren auf seine Bedingungen eingegangen und konnten keine Klage erheben; kein Gericht würde hier ein Verbrechen erkennen oder den Mann als Mädchenhändler bezeichnen, so wenig als jenen Pelzhändler in Berlin, der einer Mutter die sechzehnjährige Tochter für 20000 Mark abkaufte, um sie für sich auszuhalten; ob die Polizei auch das Mädchen befreite, blieben die Mutter und ihr Käufer doch straflos.

Der eigentliche Mädchenhandel ist mit den öffentlichen Häusern entstanden und verdankt diesen hauptsächlich seine Blüte. Die Bordelle sind durch das Abwechslungsbedürfnis ihrer Kunden und durch die Krankeiten ihrer Mädchen zum beständigen Austausch und zur Neuerwerbung von Mädchen gezwungen; sie brauchen fortwährend „frische Ware", und diese zeigt sich gerade in den teuersten und elegantesten Häusern nicht von selbst; sie muß gesucht, muß mit List und Betrug und Gewalt in diese Häuser geschmuggelt werden. Ihre Beschaffung ist Sache der Mädchenhändler, welche international sind und ganz Europa mit einem Netz überziehen, um ihre Opfer zu fangen, zuzurichten und zu spedieren.

Da in Genf noch staatlich konzessionierte Bordelle bestehen und auch in Biel und Bern trotz Abschaffung der behördlichen Sanktion solche Häuser weiter geduldet werden, so bedürfen diese Städte als ständige Abnehmer des Mädchenimports. Ferner lauern Agenten dieses Gewerbes zu Stadt und Land, um mittels schwindelhafter Annoncen, erlogener Heiratsgesuche und mündlicher Vorspiegelungen unschuldige junge Mädchen und schon Gefallene aus unsern schönen Gebirgstälern oder aus dem Fabrik- und Wirtschaftsleben hinwegzulocken in ferne Länder, zum Export. Endlich wird unser zentral gelegenes

Land von zahllosen Transitzügen reisender Mädchenhändler gekreuzt, und in dieser Hinsicht verdienen Grenzorte wie Buchs, Chiasso, Rorschach, Basel, Genf u. a. besondere Beachtung.

Ein kürzlich in Amerika erschienenes Buch über den Kampf gegen den Mädchenhandel*) schreibt: „Der Mädchenhandel ist ein Handel von lokaler, nationaler und internationaler Verzweigung. Er breitet sich über die ganze Erde aus. In seinem Dienste stehen ein ungeheures Kapital, Vertreter in den verschiedensten Ländern, gut bezahlte Agenten und hoch besoldete Rechtsgelehrte. Die Opfer des Mädchenhandels zählen jährlich nach Zehntausenden. (Allein die Zahl der aus Europa nach Amerika eingeführten Opfer soll nach einer kürzlich angestellten Untersuchung jährlich 15000 übersteigen!) In Chicago z. B. führen mehr als 5000 Frauen ein Leben der Schande. Sie stammen hauptsächlich aus den Häusern der Armut, doch finden sich nicht selten Kinder wohlhabender Eltern unter ihnen, solche, die eine gute Erziehung genossen haben, Studentinnen, Kirchenchorsängerinnen, ehemalige Sonntagschülerinnen und Sonntagschullehrerinnen. Mädchen von 13—22, ja selbst von 9 Jahren werden von den Mädchenhändlern betrogen und fortgeführt, und manche von ihnen werden mit 13, 14 oder 15 Jahren Mutter. Die Mädchen vom Lande fallen ihnen noch leichter als die Städterinnen zum Raub, weil sie wie ihre Eltern unerfahrener und vertrauensseliger sind. „Meine Mutter glaubt, ich lerne Stenographie," sagte so ein unglückliches Geschöpf, das unter dem Vorwand, sich schnell durch einigen Unterricht eine gut bezahlte Stellung erwerben zu können, in die Stadt gelockt und dort in ein Haus des Lasters gebracht war. Eine andere sagte: „Meine Mutter auf dem Lande denkt, ich sei in guter Stellung in einem Kaufhaus; ich schicke ihr von Zeit zu Zeit etwas Geld; ich frage nichts danach, was aus mir wird, solange sie nur nicht die Wahrheit weiß." Die meisten amerikanischen Mädchen begehen ihre ersten Fehltritte bei den in winterlichen Tanzlokalen und sommerlichen Vergnügungsparks an sie herantretenden Versuchungen. Welche Mittel man anwendet, um die jungen Geschöpfe willenlos zu machen, davon erzählt ein bekehrter Schankwirt: „In meine Gaststube kamen viele solcher Händler, brachten oft ein wunderhübsches Mädchen mit und führten sie in das Damenzimmer. Wenn sie sich trotz ihrer Ueberredungskünste gegen Wein- oder Biergenuß sträubte, gab mir der Kerl einen Wink, und ich wußte, daß ein Dollar mein Lohn war, wenn ich in den Thee oder das sonst von dem Mädchen Genossene etwas Betäubendes mischte. Sobald das Opfer seiner Sinne nicht mehr mächtig war, wurde es in eine Droschke getragen, dem Ort der Schande überliefert und kam nicht wieder ans Tageslicht, während der ruchlose Ueberbringer sein Sündengeld in Empfang nahm. Hundertmal habe ich das getan; kann Gott mir solchen Frevel vergeben?"

---

*) Fighting the Traffic in young girls or War on the White Slave Trade by Ernest A. Bell, Edwin W. Sims and others . . . . .

Das erste Buch, welches über das Wesen und die Erscheinungsformen des Mädchenhandels, sowie über die Anfänge und Mittel seiner Bekämpfung in übrigens immer noch durchschlagender, vorzüglicher Weise geschrieben worden, stammt aus der Feder eines Schweizers: C. Hilty, Traite blanche. Separatabzug aus dem politischen Jahrbuch der Schweizerischen Eidgenossenschaft 1901. (Bern, Wyß, 1901. 94 Seiten.) Hilty war einer der Vorkämpfer in unserm Lande gegen diese internationale Gefahr, der erste Präsident des schweizerischen Nationalkomitees gegen den Mädchenhandel und bis an sein Ende dessen Ehrenpräsident.

Das jüngste Buch, mit vielen neuen Tatsachen, erschien, bereits in zweiter Auflage, in diesem Jahre in Berlin, verfaßt von dem rührigen, dank vielen „Forschungsreisen" auf diesem Gebiet sehr erfahrenen Schriftführer des deutschen Nationalkomitees zur Bekämpfung des Mädchenhandels, Major Wagener. (Der Mädchenhandel. Langenscheidts Verlag in Berlin-Lichterfelde, 1911.)

Eine eigene Zeitschrift, La traite blanche, die vierteljährlich in London vom internationalen Zentralbureau zur Bekämpfung des Mädchenhandels herausgegeben wird, erhält den Leser über alle Fortschritte der Bewegung auf dem Laufenden.

## 2. Das Treiben der Mädchenhändler.

Der Mädchenhandel scheint für die moderne Gesellschaft so notwendig geworden zu sein, daß er von vielen nicht bloß nebenher, sondern als einziger und Haupt„beruf" betrieben wird. Wenn man bedenkt, daß in dem Begriff Beruf ein göttlicher Ruf enthalten ist, welche Verirrung unserer Kultur offenbart sich hier! Es gibt Weltfirmen des Mädchenhandels, wie solche für Kaffee und Seide genannt werden. Inhaber jener großen Firmen für Menschenware sind meist polnische, galizische, ungarische Juden; so Jimi Withmann, Emanuel Scherz, Franziska Schwarz u. a. Anfangs dieses Jahres meldeten die Zeitungen aus Jassy in Rumänien: „Seit einiger Zeit hatte sich hier unter der Firma eines türkischen Großhändlers ein spaniolischer Jude namens Daniel Moreno etabliert, der ein ausgedehntes Kommissions- und Exportgeschäft nach dem Orient zu betreiben vorgab. Der Händler hielt ein großes Bureau, beschäftigte mehrere Beamte, und ein ganzes Heer von Agenten und Agentinnen ging bei ihm täglich aus und ein, welche sich in auffallender Weise stets in Begleitung junger Mädchen befanden. Eine Hausdurchsuchung, welche die Polizei vornahm, stellte fest, daß der angeblich türkische Großhändler einen Mädchengroßhandel betrieb. Eine reiche Korrespondenz wurde mit Beschlag belegt, aus der ersichtlich war, daß das Geschäft Filialen in Konstantinopel, Beirut, Kairo, Alexandrien und Bombay hatte, und daß im Laufe des letzten Jahres 300 junge Mädchen zum Preise von 800 bis 3000 Franken per Kopf verschachert worden sind. Moreno und fünf seiner Komplizen wurden verhaftet."

In seiner interessanten Untersuchung „Der Sexualverbrecher" gibt der Staatsanwalt Dr. Wulffen folgende Charakteristik des modernen Verbrechertypus „Mädchenhändler": „In psychologischer Beziehung ist zu bemerken, daß der Mädchenhändler, ein Kupplertypus, in erster Linie „Geschäftsmann" ist. Er kommt zu seinem Gewerbe durch wirtschaftliche Bedürftigkeit, Notlagen und Gelegenheit. Häufig hat er zuvor in andern Erwerbszweigen keine Erfolge gehabt. Er bedarf einzelner Charaktereigenschaften, vor allem der Schlauheit und Entschlossenheit, um mit Gewinn zu arbeiten; anderseits muß er nachgiebig und schmiegsam sein. Auch Ueberredungsgabe und Handelssinn beim Anwerben und Zuführen der Opfer muß er besitzen. Die Mädchen muß er mit Freundlichkeit und Aufmerksamkeit behandeln. Alle diese Eigenschaften finden sich bei dem Juden beisammen. Ueber das künftige Schicksal der geworbenen Mädchen macht er sich keine Skrupel. Wennschon er ein Mädchenhändler ist, braucht er nicht gefühllos zu sein. Aeußerlich führt er oft die Mädchen aus Not und Elend zu einem Wohlleben, um das er sie zuweilen beneiden könnte. Aus Beispielen weiß er, daß viele Mädchen selbst sich ein solches Leben wünschen. Er kann sich sogar einbilden, ihnen Gutes zu erweisen. Ihm selbst, dem die Behörden fortgesetzt auf dem Nacken sitzen, ist bei seinem Gewerbe auch nicht immer recht wohl. Die Hinterlist, mit der er beim Anwerben häufig — nicht immer — verfahren muß, das Gefühl der Ueberlegenheit, das er dem ins Garn gegangenen Mädchen und den getäuschten Behörden und Beamten gegenüber empfinden lernt, können in seinem Charakter zuweilen eine sadistische Härte entwickeln, die sogar, wenn er eine sinnliche Natur ist, mit Rücksicht auf das künftige Sexualleben seiner Opfer des geschlechtlichen Untergrundes nicht entbehrt. Dann erlaubt er sich kleine Vertraulichkeiten als Zeichen angeblicher Fürsorge. Der geile Mädchenhändler ist eine psychologisch interessante Erscheinung. Zuweilen fällt er plump aus der Rolle, aber die betörten Mädchen ahnen kein Unheil. Manchmal zeichnet ihn im Innern große Herzenskälte, ja Bosheit aus. Gereizt, kann er leicht brutal werden. Die weibliche Geschlechtsehre achtet er für nichts. Das junge Weib ist ihm nur Ware, für die er die Sorgfalt des Händlers hat."

Bei uns in der Schweiz verstecken sich die Agenten des Mädchenhandels unter dem ehrenhaften Titel eines Stellenvermittlers (Plazierungsbureau), Auswanderungsagenten, Impresario, einer Masseuse, Logisgeberin u. a. m. Vor einigen Jahren wohnte eine solche Vermittlerin des Mädchenhandels mit Vorliebe in den christlichen Hospizen, z. B. in Bern und Zürich, bestellte dorthin die nachher um so ärger getäuschten Mädchen und machte reiche Beute — ähnlich wie in Wien eine Mädchenhändlerin zwei religiösen Vereinen angehörte. In New-York gibt es einige Heime für Einwanderinnen, die angeblich zum Schutz der Ausländerinnen bei ihrer Ankunft in der fremden Weltstadt eingerichtet sind, in Wahrheit aber Frauen an verrufene Stätten verschicken.

Kurz vor Weihnachten 1910 trat im Dorfe Sessa im Tessin ein sehr eleganter Herr auf, welcher behauptete, einer Familie dieser Gegend entsprossen zu sein; er wohne aber längst in Argentinien. Der „reiche Vetter“ ward natürlich gut aufgenommen, deutete er doch im Gespräche an, er besitze drüben enorme Ländereien. Er sei verheiratet, doch kinderlos; seine Frau würde sehr gern zu ihrer Unterhaltung einige junge Tessinerinnen bei sich aufnehmen. Ein paar Mädchen waren auch sofort bereit, als Gesellschafterinnen sich engagieren zu lassen; man vereinbarte das nötige, und in Paris wollten sie den Herrn treffen. Dieser begab sich nach einigen Tagen wieder auf Reisen; in Mailand nahm er Quartier in einem Hotel, dessen Besitzer mit einem der angeworbenen Tessinermädchen verwandt war. Es kam heraus, daß der Gast beabsichtige, nächstens mit einer Anzahl junger Mädchen aus verschiedenen Orten, so auch aus Sessa, zu verreisen. Das schien dem Wirt verdächtig und er überwachte den Gast; der aber roch Lunte und machte sich davon, ohne die Rechnung bezahlt zu haben. Der Wirt benachrichtigte sofort seine Verwandten in Sessa, sie möchten die Mädchen nicht wegziehen lassen. Die Warnung traf dort zu spät ein, doch glückte es der Polizei, in Airolo jene auf dem Bahnhof zu finden und von der Weiterreise abzuhalten. Der leider entkommene elegante Herr war ohne Zweifel ein geriebener Mädchenhändler, der gerade den berüchtigsten Stapelplatz für europäische Mädchen, Argentinien, mit frischer Ware zu versorgen hat.

Im Juni dieses Jahres fiel einem Mädchenhändler, der seit Jahren Minderjährige aus dem Westen nach der Türkei verschacherte, sogar eine Pfarrerstochter in die Hände, eine junge Dänin, die er nach Konstantinopel zu entführen gedachte. Das blühende Mädchen weilte in Pension in einem Pfarrhause zu Wandsbeck bei Hamburg und verschwand eines Tages plötzlich, ohne ein Lebenszeichen zu hinterlassen. Die Nachforschungen führten auf die Spur eines jungen Türken, in dessen Gesellschaft sie nach London geflohen war. Sofort machten sich der Vater und der Pensionsvorsteher auf, um die Entflohene zurückzubringen. In Hunderttausend Exemplaren wurde das Bild der jungen Dänin an die Behörden Londons und aller englischen Hafenstädte verschickt, und binnen kurzem gelang es, festzustellen, daß das Paar in London sich aufgehalten und von dort nach Portsmouth sich begeben hatte. Die beiden Männer eilten ihm nach; und gerade als der Türke mit dem Mädchen einen Levantedampfer bestieg, um in seine Heimat zu fahren, wurde er von der Polizei verhaftet. Es stellte sich heraus, daß die Dänin bereits vollkommen im Banne des Türken stand. Mittels Hypnose, wie es scheint, hat er sie zur Flucht überredet, um sie dann in der Türkei zu verkaufen. Da ihm mehrere Verkäufe von West-Europäerinnen in den Osten nachgewiesen werden konnten, so ist er der Strafe nicht entgangen.

Anfang dieses Jahres starb in seiner Villa in Korfu, unter dem wolkenlosen Griechenhimmel, Baron Ferdinand Weißmann, ein Fürst

der Mädchenhändler und Galgenvogel erster Größe. Er zuerst hat die „Hungara“, das ungarische Mädchen, als Massenexportartikel nach den verrufenen Häusern aller fünf Weltteile zu verwenden verstanden. Als hoffnungsvoller Zwanzigjähriger hatte er vor bald fünfzig Jahren die Bekanntschaft der berüchtigten Madame Goldschmid, Mädchenhändlerin in Prag, gemacht und ihre Liebe gewonnen. Sie nahm ihn in ihr Geschäft auf und füllte dem anstelligen Burschen freigebig alle Taschen mit dem Golde, das ihr einträgliches Geschäft abwarf. Trotz seiner Jugend machte sie ihn zum commis voyageur; und er erwies sich als äußerst geschickt und erfolgreich. Weißmann galt bald als einer der größten „Exporteure“ Europas, der ein ganzes Heer von Vermittlern und Zutreibern beschäftigte. In allen feinen Hotels der Balkanstaaten kannte man den Mann mit der imponierenden Erscheinung und den falschen, bei Juwelieren erstandenen Orden, sehr wohl als regelmäßigen Gast, der immer mit einem ganzen Schwarm von Schwestern, Nichten und Cousinen eintraf. Erst als die Last des Alters sich auf ihn senkte und die Polizei zudringlicher wurde, weil die Bekämpfung des Mädchenhandels angehoben hatte, zog er sich „beleidigt“ zurück und nahm nur noch einzelne Aufträge von hohen Kunden in Petersburg, Konstantinopel oder Bukarest entgegen. Aber mehr und mehr wurde er eingeengt, überall sah er sich von den Dienern der Gerechtigkeit bedroht, denn er gab sich so nebenbei auch noch mit Spionage, Münz- und Notenfälschung, ja Einbruch und Anstiftung zum Morde ab. Er zierte die Verbrecheralbums der meisten Länder, war oft gemessen und gewogen worden, seine Daumenabdrücke kannten alle internationalen Kriminalisten. Der Edle hatte die ewigen Belästigungen satt; er raffte seine schweren Reichtümer, die er aus einem Meere von Tränen gehoben hatte, zusammen, verduftete in stiller Nacht aus dem ungastlichen Kontinent und wurde ein freier Korfiote. Dort lebte er die letzten vier Jahre als wohlangesehener deutscher „Baron“, und wer ihn so mit lässiger Miene, heiterer Stirn, lächelndem Munde durch Korfus Promenaden schlendern sah, hätte niemals geglaubt, daß auf diesen weißhaarigen, selbstzufriedenen Elegant ein Jahrhundert wohlverdienten Zuchthauses hätte herniedersehen sollen.

In ähnlicher Weise wohnte übrigens vor nicht vielen Jahren in einer hübschen Villa einer Basler Vorstadt ein vornehmer Herr, namens B., mit reichen Einkünften (er hatte eine Viertelmillion netto in vier Jahren verdient!), von dem man nicht einmal sagen konnte „weiland Mädchenhändler“, weil er es immer noch war; aber so engros, daß er selbst nie mit der Polizei in Berührung kam. Ursprünglich tenancier in Genf, erwarb er nacheinander zwei berüchtigte Bordelle in Biel und Rotterdam. Seine Frau und zwei ihrer Schwestern waren ebenfalls in Bordellen tätig oder mitbeteiligt. Von dem Sündengelde kaufte er in Basel Ländereien, suchte sich fromme Hausmieter, ging täglich ins Kasino und machte öfters „Geschäftsreisen“. Wie die Spinne

saß er in der Grenzstadt Basel mit dem reich verknoteten Bahnnetz und führte seine Handelskorrespondenz mit geläufig kaufmännischer Schrift. Der Versuch eines hochangesehenen Missionsmannes, ihm ins Gewissen zu reden, schlug völlig fehl.

Dagegen wurde ein anderer sehr bekannter und gefährlicher Händler, der schon seit 15 Jahren gesuchte, aber stets durch gefälschte Papiere wieder gerettete Israel Meyrowitsch zuletzt in Kattowitz gefaßt und zu drei Jahren Zuchthaus und fünf Jahren Ehrverlust verurteilt — allerdings eine viel zu gelinde Strafe. Er trieb den Handel, indem er mit den Mädchen Ehen einging oder sie mit einem fernen Freunde verlobte und sie dann ins Ausland abschob. Diese Scheinheiraten sind eins der gebräuchlichsten und billigsten Mittel, um die Mädchen zu fangen und zu verschleppen. In armen Gegenden, besonders Polens und Galiziens, versprechen die Agenten den Mädchen die glänzendste Zukunft und legen gefälschte Ehekontrakte oder Verlöbnisformulare in hebräischer Schrift vor. Die Eltern, des Lesens und Schreibens unkundig, geben gern ihre Einwilligung zu einer Ehe, die keine Aussteuer noch Mitgift von ihnen verlangt. Glückstrahlend reist das junge Paar nach einem Hafen, in dem der Mann, nachdem er die Frau an Bord gebracht hat, unter nichtigem Vorwand verschwindet. Er schickt in den nächsten Hafen eine Depesche, er komme mit dem nächsten Schiffe nach. Ohne Besorgnis reist die junge Frau nun in ihre neue Heimat, wo sie sofort in ein Bordell gebracht wird.

Oft führen die Mädchenhändler oder ihre Agentinnen ganze Koffer voll Kleider, Wäsche und billiger Schmuckwaren mit sich, um durch solche Geschenke die armen Opfer zu betören und zu verlocken. Die angeworbenen Mädchen verschicken sie lieber nicht in Trupps, sondern einzeln oder zu zweien, unter Bewachung einer weiblichen Vertrauensperson. Erst am Bestimmungsort oder auch vorher tritt der Händler selbst wieder in Aktion, um die Mädchen in die verschiedenen Häuser abzuliefern und den klingenden Lohn einzustreichen.

In ihren geschäftlichen Mitteilungen untereinander bedienen sich die Händler gewisser Fachausdrücke, um ihr lichtscheues Treiben zu verbergen und sich der Verfolgung zu entziehen. Sie telegraphieren etwa: „Fünf Faß Ungarwein kommen in Belgrad an“, — nämlich fünf schöne Ungarinnen — oder: „Drei Sack Kartoffel lagern in Varna“, nämlich drei weniger hübsche Mädchen. Ferner: „Treffe Freitag mit der „Cobra“ ein mit zwei Ballen feine Seide an Bord“, u. s. f. Von lebender, frischer, reiner, eleganter Ware ist fortwährend die Rede. Hier liegt der Handel, der Sklavenhandel so klar, so entsetzlich als möglich am Tage.

Der ungarische Mädchenhändler Breier, auch Dr. Oppermann genannt, hatte es verstanden, sich in eine angesehene Berliner Familie einzuführen und sich mit der Tochter des Hauses zu verloben. Trotzdem der jungen Dame offiziell mitgeteilt wurde, Breier sei ein berüchtigter Mädchenhändler und längst verheiratet, ging sie mit ihm nach

Budapest. Von dort schrieb Breier auch an die jüngere Schwester und lud sie zur Hochzeit ein. Glücklicherweise folgte das junge Mädchen dieser Einladung nicht, sonst hätte sie dasselbe Schicksal ereilt, wie ihre Schwester. Von dieser erhielten die Eltern nur eine Postkarte mit den traurigen Worten: „Es grüßt Euch Eure tiefunglückliche Jenni.“ Sie wurde später in Wien ermittelt, weigerte sich aber, zu ihren Eltern zurückzukehren.

Eine schreckliche Entdeckung, die aber leider nicht einzig dasteht, wurde im Frühling d. J. an der höhern Töchterschule zu Schitomir, einem Krongymnasium, gemacht, wobei der Gymnasiallehrer Schestipalow, Tanzmeister und Turnlehrer dieser höhern Töchter, verhaftet wurde. Es verschwanden nämlich plötzlich drei Töchter der angesehensten Familien auf völlig unerklärliche Weise. Der Bürgerschaft bemächtigte sich eine große Aufregung, da sich in den letzten Monaten die Fälle, in denen junge Mädchen abhanden kamen, ungeheuer vermehrt hatten. Es handelte sich meist um Mädchen im Alter von 14 bis 16 Jahren, die durch große Schönheit ausgezeichnet waren. Alle Nachforschungen nach dem Verbleib der Mädchen waren erfolglos. Die Kriminalpolizei stellte aber fest, daß sich die letzten Spuren immer bei dem genannten Tanzmeister fanden. Es wurden also Untersuchungen in dieser Richtung angestellt. Als die erwähnten drei jungen Mädchen, die, wie alle früheren Vermißten, Schülerinnen der höhern Töchterschule waren, spurlos verschwanden, wurde der Turn- und Tanzlehrer sehr scharf beobachtet. Eines Abends gewahrte man, wie er mit zwei vermummten Gestalten sich zum Bahnhof begab. Die Polizei folgte ihm unauffällig und sah, daß er drei Fahrkarten für sich und seine Begleiterinnen löste. In diesem Augenblick wurde er verhaftet. Die beiden jungen Mädchen wurden als die verschwundenen Töchterschülerinnen festgestellt. Die dritte war nach Mitteilungen der beiden jungen Mädchen mit Schestipalow schon zwei Tage vorher abgereist. Schestipalow kehrte nun zurück, um auch sie, wie er sagte, nach Warschau zur Ausbildung in eine Schauspielerinnenschule zu bringen. Alle drei Mädchen waren vorher von ihm verführt worden. Die Nachforschungen der Kriminalpolizei ergaben, daß der Lehrer die Absicht hatte, auch diese beiden Mädchen in Freudenhäuser zu verkaufen. Zwei Tage vorher hatte er die dritte Schülerin gleicherweise in ein Freudenhaus gebracht, nachdem er ihr vorgeredet, daß er sie zur Ballettänzerin ausbilden lassen wolle, da sie dazu hervorragendes Talent besitze. Nun wurde auch der Verbleib der bisher verschwundenen Töchterschülerinnen aufgeklärt. Der Tanzlehrer war ein Agent des internationalen Mädchenhandels und trieb in der höheren Töchterschule einen regen Handel mit „lebender Ware“. Alle Mädchen waren, das wurde bewiesen, kurz vor ihrem Verschwinden mit ihm gesehen worden. Da er aber ein Lehrer an dem weiblichen Gymnasium war, so nahm keiner daran Anstoß, und niemand wagte zu vermuten, daß er mit dem Verschwinden der jungen Mädchen in Zusammenhang zu

bringen sei. So konnte er sein niederträchtiges Treiben monatelang fortsetzen, ohne daß auf ihn der geringste Verdacht fiel.

Sehr viele Mädchen sind nach Argentinien geschafft worden, andere hatte er an polnische Freudenhäuser verkauft, nachdem er sich das Vertrauen der Mädchen erworben hatte. Er hatte übrigens schon wieder anderen Schülerinnen des Gymnasiums eingeredet, daß sie sich zu Künstlerinnen ausbilden lassen müßten, um auch sie zu entführen und zu verkaufen, wenn die Aufregung über die letzten Fälle sich gelegt hätte. So verstand er es, schon rechtzeitig für Ersatz zu sorgen, um keine Unterbrechung im Geschäft zu erleiden. Endlich ist ihm das Handwerk gelegt worden.

Eine gewaltige Organisation von Mädchenhändlern wurde vor einigen Jahren in Frankreich entdeckt. An der Spitze der in Bois de Colombes bei Paris wohnenden Bande stand der Brauereibesitzer Ripal, einer der angesehensten Bürger; er präsidierte alle Wohltätigkeitsvereine der Gemeinde und besaß mehrere Hotels. Sein Kompagnon Dumortier hielt sich einen großen Rennstall, trat in der besten Gesellschaft auf und hatte lediglich die Aufgabe, die verschleppten Mädchen zu verführen. Diese Bande lieferte nach London, Newyork, Venezuela und Transvaal und hat hunderte von Mädchen der Schande zugeführt.

Unter dem wohlklingenden Namen „Unabhängige Wohlfahrtsgesellschaft“ hat sich 1896 in Newyork ein Verein gerichtlich eintragen lassen mit dem angeblichen Zweck, „das Gefühl der Rücksichtnahme und Freundschaft unter den Mitgliedern zu fördern und sich in Notfällen beizustehen“. Der wahre Zweck dieses bereits auf Hunderte von Mitgliedern angewachsenen Vereins ist Organisation des Mädchenhandels über ganz Amerika und Errichtung europäischer Agenturen dafür. Seine meisten Mitglieder sind nämlich Besitzer öffentlicher Häuser. Was für eine Kulturblüte! Welch eine Verworfenheit und Gemeinheit, wie viel Elend und Verzweiflung ergeht von diesen höllischen Scheusalen über viel tausend armer Opfer!

Mit dem Mädchenhandel verwandt ist das Treiben der Impresarien für Tingeltangel und ähnliche Anstalten. Diese Leute werben junge und hübsche Mädchen an, um mit ihnen das In- und Ausland zu bereisen, nachdem sie ihnen binnen wenigen Wochen oder Tagen ein paar Tanzschritte und einige Lieder eingeübt haben. Die künstlerischen Leistungen sind oft gleich Null; bei diesen Tanzensembles, Damenkapellen 2c. kommt es lediglich auf hübsches Aussehen und ungeniertes Benehmen den Herren gegenüber an. Eins nur müssen alle Mädchen verstehen: ordentlich zu trinken und mit den Kavalieren in den Extrazimmern sich zu unterhalten. Wehe denen, die sich hievon ausschließen wollten: schlechte Behandlung, Schläge von seiten des Impresario wären die Folge, denn hierin verstehen diese Herren, die mit dem Wirt unter einer Decke stecken und ihre Prozente von dem getrunkenen Champagner erhalten, keinen Spaß. Ueberaus schwer ist es, an diesen skandalösen Zuständen etwas zu ändern, weil die Mädchen

ganz unter der Gewalt ihrer Peiniger stehen und so eingeschüchtert werden, daß sie nur in den seltensten Fällen dazu zu bringen sind, vor Polizei oder Gericht eine wahrheitsgetreue Aussage zu machen. Man kann nicht genug warnen, Mädchen einem solchen Impresario oder „Kapellmeister“ anzuvertrauen. Erst letztes Jahr berichteten die Zeitungen von einem dieser Art, der junge Mädchen in Berlin gesucht hatte und mit ihnen auf eine Tournee nach Serbien gegangen war. Dort hatte er die Mädchen, da die Kapelle schlechte Geschäfte machte, sitzen lassen, und sie gerieten in die größte Not. Durch Vermittlung des deutschen Konsulats wurden sie auf Staatskosten nach der Heimat zurückgeschafft, wo sie, wie es in dem amtlichen Bericht heißt, „mit Verbitterung im Herzen, an Enttäuschungen reich und geschädigt an Leib und Seele“ wieder anlangten. J. Rinck.

(Schluß folgt.)

---

# Zur gegenwärtigen Krise in Frankreich.

(Schluß.)

Schon die Verschiedenheit dieser Momente, deren Verwandtschaft nur durch eine tiefe Analyse zu finden ist, gibt der Krise in Frankreich einen sehr verwickelten Charakter. Dazu kommt noch als wesentlicher Zug, daß das französische Volk einerseits mit einer großen, welthistorischen Tradition verknüpft ist und sich andererseits stürmischer als andere Völker in die Zukunft hinauswagt. Beide Momente sind bei der heutigen Krise akut geworden.

Frankreich wäre nicht das Land der großen Gegensätze, der kühnsten Vorwärts, der rücksichtslosesten Zurück, wenn die Lösung der gegenwärtigen Krise nicht von gewissen Strömungen mit Anlehnung an die Vergangenheit erstrebt würde. In der Tat findet ein starkes Zurückgehen zu den Ansichten, die jenseits der Aufklärungskultur liegen, statt. Gilt es, aus Chaos, Anarchie der Werte zu einem gebundenen Stil zurückzukehren, gilt es, aus einer flachen, weichlichen, harmonischen Stimmung zum Ernst und zur Tragik des Lebens zu erwachen, so scheint sich von selbst der Rekurs an die grandiose Prägung der Werte, wie sie Frankreich vornehmlich in seinem klassischen Jahrhundert in einzigartiger Weise besessen hat, zu bieten. Dort meint man zu finden, was heute fehlt, das tragische Empfinden der großen Lebenskonflikte, und den großen Lebensstil, und zwar beide Momente im organischen Zusammenhang, wie er für die Allergrößten Frankreichs bezeichnend ist.*)

*) Zum tiefsten und großzügigsten, was hierüber gesagt worden, gehören trotz aller Einseitigkeit Nietzsches Urteile über die drei Jahrhunderte (Wille zur Macht). Das 17. Jahrhundert ist ihm das stilisierende, das „ordnende“ und zugleich das Jahrhundert der großen Leidenschaft, das „am Menschen wie an einer Summe von Widersprüchen leidet.“ Es ist sehr bezeichnend, daß Nietzsche, bewußt oder unbewußt, seiner Gesamtauffassung der Entwicklung die scharfgeprägten großen französischen Epochen zu grunde legt.

Wie wenig ein harmonischer, rationalistisch-orientierter Monismus das Wesen des Lebens erschöpft, das wird den Franzosen immer wieder an ihren größten Geistern des 17. Jahrhunderts klar.

Der Sinn für die Widersprüche des Daseins weht von dort wie ein rauher, eisiger Hauch aus dem Hochgebirge, der in die schwüle, einschläfernde Atmosphäre der Niederung dringt. Die ganze Auffassung des Lebens hat dort einen stark dualistischen, herben Charakter. Das Leben wird als Konflikt, als Kampf angesehen, bei dem ein ernst zu nehmender, gefährlicher Gegner, die äußere Welt oder das Ich überwunden werden muß. Nicht die Expansion der „liebenswürdigen Natur" des 18. Jahrhunderts ist das Ziel, sondern Zucht und heroischer Lebenslauf.

Im Gegensatz zur Aufklärung, die, von einigen auf alle Gebiete anwendbaren Grundsätzen ausgehend, die Welt erklärt und konstruiert, zieht das 17. Jahrhundert schärfere Grenzen. Natur und Geist, Moral und Religion, Glaube und Wissen werden als autonome Gebiete aufgefaßt, die ihre eigenen Prinzipien haben, und zwischen denen starke Konflikte bestehen können, die dem Leben einen tragischen Charakter verleihen.

Die Sympathie mit diesen verschiedenen Gedanken und Tendenzen ist gegenwärtig unverkennbar. Sie erscheinen als das Ideal, von dem man abgefallen ist. Verflachung und Stillosigkeit sind die Folge des Abfalls. Und hieraus kann nur die Rückkehr zu den frühern großen Werten erlösen. Die Parole ist „Zurück".

Wie wohl keine andere hat die moderne Zeit neben den stärksten Reaktionen die radikalsten Vorwärts. Ihr akuter Krisencharakter kommt hierin zum Ausdruck. Und da ist es wiederum Frankreich, das die deutlichsten Symptome der Gärung aufweist. Es bleibt das Land, in dem die Revolution zur Tradition geworden, das am kühnsten über die Formen hinausweist und hinausgeht, die es selber geschaffen.

Während die reaktionären Strömungen das Individuum an große, überindividuelle Werte und Organismen zu knüpfen suchen, gilt es hier, die halbvollendete Entwicklung zur Vollendung zu führen oder erst in die rechte Bahn zu leiten. Heraus aus der Abstraktion zur Tat, aus der Mittelbarkeit zum Unmittelbaren, aus dem Gebiete des Unpersönlichen, Allgemeinen, in dem sich das Ideal der Aufklärung bewegt, zum Persönlichen, zur Selbstentscheidung, aus der Tyrannei des Formellen zur frischen, sprudelnden Tat.

Somit volle Expansion der Persönlichkeit und damit auch hier Ueberwindung des abstrakten Individualismus, der nur entarten oder zu neuer Tyrannei führen kann. Die Persönlichkeit nimmt nun die Entscheidung, die Tragik des Lebens auf sich, ohne sich durch ein abstraktes Etwas, Partei, Vernunfttheorie in ihrer unmittelbaren Stellung beeinflussen zu lassen, ohne zwischen sich und den Realitäten der Welt eine Scheidewand zu dulden. Der Gedanke eines neuen

Lebensstils braucht nicht aufgegeben zu werden; er ist auch hier wesentlich. Gesucht wird dieser Stil aber nicht, wie bei der Reaktion, indem man das Individuum an große, schon bestehende Organismen bindet, sondern durch einen Rekurs an die tiefsten Quellen des Lebens im Individuum selber. Dort sollen die Keime gefunden werden, die einer mächtigen Expansionskraft fähig sind und sich darum nach außen in einem neuen Stil auswirken können.

Und da gebührt nun Frankreich der Ruhm, durch eine Neuschöpfung ersten Ranges den theoretischen, konzentrierten Ausdruck dieses Strebens gefunden zu haben. Zu den ergreifendsten Kapiteln der französischen Geistesgeschichte gehören die Selbstkorrekturen des französischen Geistes. Das Volk, das den Rationalismus nicht nur als System voll ausbaute, sondern das ihm die Verehrung einer Religion erwies und aus den rationalistischen Theorien die letzten Konsequenzen zog, besitzt vielleicht die größten Richter über die Vernunft. Da, wo die Vernunft in den Himmel erhoben wurde, wird sie auch am tiefsten erniedrigt. Die Entwicklung und Ausbildung des Rationalismus, in der man so oft einseitig das Hauptmoment des französischen Geistes erblickt, wird von einer andern mächtigen Strömung durchkreuzt, die im Zeichen des großen Worts Pascals steht: „Erniedrige dich, thörichte Vernunft."

Wie wenig diese Strömung am versiegen ist, zeigt uns ein neuer Durchbruch der antirationalistischen Tendenzen.

Dynamit, verborgen im stolzen Gestein der offiziellen Werte, ist einstweilen noch die Weltanschauung Henri Bergsons. Aber wie Dynamit wird sein Werk wirken, wenn es seine volle Expansionskraft entwickelt. Dies nicht nur dank seiner Form, sondern wegen seines ureigensten Inhaltes. Denn was dieser Philosophie den Rang einer der ersten Schöpfungen des menschlichen Geistes verleiht, ist, daß sie durch die tiefste Analyse des Lebens führt und aus seinem Prinzip heraus den Primat der Tat über die nüchterne, reflektierende Vernunft verkündet. Hier wird in genial-intuitiver Weise, durch ein kühnes, mystisches Sichversenken in das Wesen des Lebens dieses Leben als schöpferisches, beständig weiter treibendes, sich selbst überbietendes Prinzip erfaßt. Die reflektierende Vernunft hat nur mit totem Stoff, mit explodierten Granaten zu tun.

Konsequent werden die Folgerungen aus diesen Grundtatsachen gezogen. Die doktrinäre, abstrakte Vernunft hat auf die Würde eines welterobernden und weltgestaltenden Prinzips zu verzichten. Die entthronte Königin reißt den stolzen Hofstaat in ihren Sturz mit, all die kühnen Fortschrittstheorien im Zeichen vermehrten Wissens, all den Glauben an die Möglichkeit, einige rationelle Grundsätze auf die ganze Wirklichkeit anzuwenden und mit ihrer Hilfe die ganze Kultur zu konstruieren.

Selten hat wohl das Wort, der Gedanke eine so revolutionäre Wucht besessen. Und es gehört zu den merkwürdigsten Schauspielen

der Zeit, wie dieses mit vornehmer Würde und Zurückhaltung gesprochene Wort den Zuhörer zur Rückkehr zu den tiefsten Quellen des Lebens zwingt, und ihm dadurch erst die volle Expansionskraft dieses Lebens zum Bewußtsein bringt. Von den Zuhörern aus ergreift die Gärung die verschiedensten Gebiete. Diese Gedanken leiten zu einer prinzipiellen Neugestaltung des Lebens an. Brennend wird die Frage des neuen Lebensstils. Es würde eine eigene Monographie erfordern, um dies zu zeigen. Wissenschaft, Moral, Sozialphilosophie und sogar die Religion erfahren diese Beeinflussung.

Von einer Seite namentlich bringt man den Bergsonschen Lehren die größte Sympathie entgegen. Der Syndikalismus, insofern er sich zur Höhe einer Gesamtansicht der Kultur erhebt und die Bedeutung einer tiefer begründeten Weltanschauung, eines neuen Lebensstils beansprucht, betont seine enge Verwandtschaft mit den Bergsonschen Lehren und erkennt im Bergsonschen System die ihm entsprechende Formel.

Noch besser als bei Nietzsche und Kant findet diese Philosophie der schaffenden Tat, diese Revolution der Revolution, die ganz aus der Sehnsucht nach unmittelbarer, schaffender Kraft und aus der Verachtung aller dogmatisch normierten Systeme entspringt, bei dem Theoretiker der schöpferischen Tat den äquivalenten Ausdruck ihres Strebens. Ein Blick in Sorels Werke genügt, um sich zu überzeugen, wie weit die Verwandtschaft reicht. Sorel zieht aus den Bergsonschen Lehren die Konsequenzen, die sich für das politische Leben daraus ergeben. Auch auf diesem Gebiet sei die Evolution reicher als der Reflex der abstrakten Formen in der Vernunft. Somit ist die Vernunft unfähig, die Zukunft der politischen Evolution vorherzusagen, geschweige denn, sie zu konstruieren. Hier, wie in der Natur, hat sie mit totem Stoff, mit dem Bestehenden zu tun, während der Lebensprozeß weiter geht und neue Formen schafft. Die rationalistische Sozialphilosophie der Aufklärung und ihre Konstruktionen werden somit gestürzt.

Die konkrete Veranschaulichung hievon findet Sorel im Syndikalismus und seinem unmittelbaren, spontanen, revolutionären Drang, durch eine Neuschöpfung das Bestehende umzugestalten. Hiemit sind wir aber bei den Fragen angelangt, die im zweiten Teil unseres Aufsatzes behandelt werden.

## II.

Rasch treten auf französischem Boden die großen Gärungen des Geisteslebens in Beziehung zur Praxis. Wir sehen es bei der Aufklärungskultur und bei der Revolution. Die modernen sozialen Gebilde wurzeln tief in einer Gesamtanschauung des Lebens. So werden sie von der Krise, welche jetzt diese Kulturanschauung zersetzt, nicht verschont.

Die moderne französische Demokratie ist ein Kind der Aufklärungskultur. Schon die Art, wie sie sich als Laienkirche konstituierte, wie

sie in ihrem idealistischen Streben die ganze Welt umfassen, die ganze Menschheit beglücken wollte, deutet auf die Abstammung von den Weltanschauungen des 18. Jahrhunderts. Ebenso deutliche Beweise für diesen Ursprung als der große Zug sind ihre Grundmängel. Ich meine den oft so oberflächlichen Utilitarismus, die Religion des Glücks, die Ueberschätzung des Wissens, den Köhlerglauben an den Fortschritt, sofern die Entwicklung im Zeichen der Rationalisierung der Kultur steht. Ganz besonders nachteilig wirkt hier auf sozialem Boden der Hauptfehler des 18. Jahrhunderts nach, der Mangel an einem tieferen Erfassen der organischen Grundlagen und Lebensbedingungen der Gesellschaft. Daher im heutigen Frankreich die unpersönliche, abstrakte Politik, die bald zum Anarchismus, bald zur Tyrannei der Majorität wird nnd kein strammes, unmittelbares Eingreifen der herrschenden Macht in das Gebiet der Wirklichkeit erlaubt.

Die Demokratie macht jetzt in Frankreich eine schwere Krise durch. Was ihr Ausgang sein wird, ist vorderhand nicht zu sagen. Aus gewissen Symptomen, die teilweise noch unter der Oberfläche verborgen sind, kann man schließen, daß die Möglichkeit einer starken Erschütterung vorhanden ist. Ueber das Wie und das Wann ist natürlich nichts bestimmtes zu sagen.

Es läßt sich leicht begreifen, daß ein Geschlecht, in dem sich eine starke Sehnsucht nach frischer Unmittelbarkeit und Persönlichkeit regt, und das ferner das tiefste Bedürfnis nach festen Normen und organischer Einheit empfindet, sich mit den in Frankreich bestehenden sozialen Zuständen nicht begnügen kann. Was Wunder, daß man sich da von der Verkörperung der Mittelbarkeit und Stillosigkeit, von der Vergötterung des Mittelmäßigen und Unpersönlichen mit Verachtung abwendet. Gerade in feingebildeten, intellektuell hochstehenden Kreisen verliert man das Interesse am politischen Leben.

Und es bleibt nicht beim Mangel an Interesse. Schon vor zirka zehn Jahren konnte in einem bezeichnenden Werk von der „unbehaglichen Stimmung der Demokratie" die Rede sein. Die heutige Literatur redet noch klarer und unmißverständlicher. Direkte Angriffe treten an Stelle der verschleierten Andeutungen. Der frühere Führer des Sillon, Marc Sangnier, muß in seiner großen Propagandarede bei Anlaß der Gründung einer neuen, katholisch-demokratischen Partei zugeben: „Das demokratische Ideal ist stark bedroht." Bezeichnender noch als die Angriffe sind die Verteidigungsversuche. Ein Werk, das in letzter Zeit ziemlich viel Aufsehen erregte, trägt den Titel, der an sich schon ein Geständnis ist: « Le procès de la démocratie.» Charakteristischer noch ist sein Inhalt. Der Verfasser macht sich zwar zum Anwalt der Angeklagten, verzichtet aber vollständig darauf, ihre gänzliche Unschuld zu erweisen. Stark pessimistisch angehaucht ist trotz der optimistisch sein wollenden Stimmung der Schluß dieser Apologie. Schopenhauers Grinsen mischt sich in die Dissonanzen der Endakkorde, und der Schluß

ist ein Appell an „Zeus den Retter, den Vater der verzweifelten Hoffnungen“.

Wir können rasch über die Strömungen hinwegeilen, die auf dem Boden des Bestehenden eine mehr oder weniger tiefgehende Korrektur erstreben. Sie suchen den demokratischen Lebensformen mehr Tiefe, Persönlichkeitsbewußtsein, mehr organischen Zusammenhang zu verleihen. Bezeichnend sind vor allem die Wendung von der politisch-abstrakten zur ökonomisch-sozialen Demokratie, von der Staatsallmacht zum Föderalismus und das Bestreben, durch Anschluß an eine große Geistesmacht (Positivismus, Idealismus, Katholizismus) neuen, belebenden Geist einzuflößen und Rückhalt zu verleihen.

Ob sich hieraus neue, lebensfähige Gebilde entwickeln werden, wird die Zukunft zeigen. Einstweilen tragen diese Versuche im ganzen die Kennzeichen der Vermittlung. Man spürt den redlichen guten Willen und eine gewisse Unfähigkeit, die Sachlage in ihrer ganzen akuten Schärfe zu erfassen, und ganz große Richtlinien anzugeben. Viel interessanter und zur Diagnose der Krise viel wichtiger sind darum die extremen Oppositionsströmungen.

Zunächst ein Wort von der reaktionären Strömung. Seit seiner großen Revolution ist Frankreich der Schauplatz der größten Reaktionsbewegungen gewesen. Das kühne, begeisterte Vorwärts wird durch das entschiedenste Zurück balanciert; aus dem Unsicherwerden und sich Ueberstürzen des Vorwärts schöpft das Zurück seine Kraft und sein Existenzrecht.

Die moderne Reaktion faßt zunächst die Grundzüge der kontrarevolutionären Tradition zusammen und zieht die letzten Konsequenzen. Sie stützt sich auf die großen Mächte der Vergangenheit, mit denen Frankreichs klassische Werte im engsten Zusammenhang stehen, auf Monarchie und Kirche. Im Anschluß an die Tradition soll die Erlösung aus den modernen Wirren stattfinden. Dabei entbehrt die moderne Reaktion, gerade in ihrer akuten Form, der originellen Züge nicht. Einmal durch viel engere Beziehungen zu den aktuellen Problemen und Geistesmächten, als sie bei den meisten Traditionalisten Frankreichs zu finden sind. Man muß überhaupt einen sehr großen kulturellen Maßstab anlegen, um diese Bewegung richtig einzuschätzen und den Einfluß zu begreifen, den sie auf den verschiedensten Gebieten ausübt. Die Hauptgefahr, vor der man sich hierbei zu hüten hat, ist, die Bewegung, auch — oder gerade — wo sie politisch auftritt, als rein politische Strömung anzusehen. Dies gilt vor allem von der neuroyalistischen Bewegung. Es handelt sich bei ihren ernsten Vertretern (und es gibt trotz der Bubenstreiche, die fast das einzige sind, was wir durch die Zeitungen erfahren, eine ernste Vertretung) um viel mehr als um die Wiedereinsetzung eines Thronprätendenten. Man will eine Neubegründung, Reformation der ganzen Kultur nach den Prinzipien des Klassizismus, im Gegensatz zu dem, was als „romantische Deformation“ des Lebens erscheint. Das heißt, man will Stil, Bindung des Einzelnen an einen großen

Organismus, Einschränkung der Willkür des Individuums, Unterordnung seines Strebens unter höhere Prinzipien und Stilwerte. Dem politischen Moment kommt dabei allerdings zentrale Bedeutung zu. Durch Ueberwindung der Demokratie, die hier rein als auflösende, verflachende, Stil und Tiefe vernichtende Macht angesehen wird, glaubt man, der französischen Kultur wieder festen Halt, Einheit, Konzentration und Größe verleihen zu können.

Ob ein solches Zurück auf die Dauer möglich ist, ob die Vergangenheit, auch an den jetzigen traurigen Zuständen gemessen, so herrlich war, daß der Wunsch, sie wieder herzustellen, berechtigt ist — lauter Fragen, die man sich nicht stellt, oder auf die man die Antwort schuldig bleibt. Und dennoch ist dies große Zurück eines der beachtenswertesten Symptome der modernen französischen Krise. Es zeigt uns, wie eine gewaltige Tradition mächtig in die heutige Zeit hineinreicht. Am Großen, das ihr eigen war, gemessen, erscheint (wie wir im ersten Teile zeigten) das Kleine und Kleinliche der heutigen Werte noch flacher und wertloser. Was damals faul, roh und gemein war, wird übersehen, und das Idealbild, das man entwirft und die Sehnsucht, die es entfacht, sind im heutigen Frankreich eine Macht, mit der jetzt schon zu rechnen ist, und mit der man in der Zukunft vielleicht noch mehr zu rechnen haben wird.

Die Reaktion hat einen feindlichen Bruder, den Syndikalismus. Es gehört zu den seltsamsten Eigentümlichkeiten der heutigen Lage, daß zwei so verschiedene Tendenzen in einigen Punkten eine so weitgehende Aehnlichkeit aufweisen. Bei einer Gesamtkritik der heutigen französischen Zustände könnte man oft syndikalistische und reaktionäre Schriftsteller nebeneinander verwerten, ohne daß man einen wesentlichen Unterschied der Ansichten merkte. Gerade das Zusammengehen von Gegnern, die einander sonst so schroff gegenüberstehen, zeigt, wie tief die Krise geht, und wie sie empfunden wird.*)

Nicht nur die Kritik der Schwächen des heutigen Régime, sondern auch die Opposition gegen dasselbe bildet ein gewisses Verwandtschaftsmoment. Hiermit ist zugleich gesagt, daß der Syndikalismus, wie die Reaktion, tief in der heutigen Krise wurzelt und im engsten Zusammenhang mit ihr verstanden werden muß. Er ist eine große, originelle Kulturbewegung, man mag zu seinen Anschauungen stehen, wie man will. Was der Syndikalismus an der heutigen, modern-französischen Kultur vermißt, ist der große unmittelbare Zug. Er faßt die moderne Demokratie als etwas Abstraktes, Nivellierendes, die De-

*) Wie viel Aufschluß über die gegenwärtige Krise und ihre Verwicklungen und inneren Motive, bieten Psychologie und Entwicklung der großen Führer beider Strömungen! Einer der ernstesten und charaktervollsten Führer der Royalisten ist ein früherer Anarchist. Zwei Hauptvertreter und Haupttheoretiker des Syndikalismus, Sorel und Berth, machen kein Hehl aus ihrer Sympathie mit der reaktionären Strömung. Die syndikalistische Richtung als ganzes kommt hier allerdings nicht in Betracht.

generation Förderndes auf. „Wir leben unter Ruinen," sagt Lagardelle, einer der Haupttheoretiker des Syndikalismus. „Gibt es eine Zeit, die mehr als die unsrige die menschliche Persönlichkeit erniedrigt hat, die an rhetorischem Geschwätz und Skandalen mehr Freude gehabt, die mehr von politischen Quacksalbern und Schwindlern ausgebeutet wurde? Ist je die Presse so unwürdig, die Seele so ohne starke Triebfedern, das Gewissen so angefault, der Wille so entnervt gewesen? Bei dieser Entfesselung der niedern Leidenschaften, diesem Ueberwuchern der Privatinteressen gibt es keine Ideale, keinen Glauben mehr, oder Ideen und Glaube sind nur Vorwände für Heuchelei. Die Luft ist verpestet; wer sie einatmet, wird angesteckt; auch der Sozialismus ist trotz allem idealen Streben der Ansteckung erlegen."

So bildet der Syndikalismus eine der schroffsten Reaktionen gegen die moderne Verflachung und Dekadenz. Er ist einer der energischsten Versuche — neben Nietzsche vielleicht der mächtigste — den Bann des Abstrakten, Mittelbaren, Unpersönlichen, Nivellierenden zu brechen und zu Tatkraft, zu unmittelbarem, verantwortungsvollem Handeln anzuspornen. Charakteristische Eigenschaften des französischen Geistes, die kühne, wilde Lust, neues zu wagen, das großzügige, revolutionäre Temperament, ein düsterer Heroismus haben sich zu diesem seltsamen Gebilde vereinigt und laufen Sturm gegen Werte, die man in der Aufklärungskultur mit demselben brennenden Eifer vertrat. Denn es ist für diese Bewegung, sofern sie sich bei den großen Theoretikern zur Höhe einer Weltanschauung und geschichtsphilosophischen Gesamtansicht erhebt, charakteristisch, daß sie sich klar ihres Gegensatzes zu frühern Zeiten, namentlich zur Aufklärungskultur, bewußt wird. Bei den engen Beziehungen des modernen Sozialismus zur Aufklärung ist dies um so bemerkenswerter.

Den Ausgangspunkt dieser Revolution der Revolution bilden zwei Hauptmängel der französischen Aufklärung: der Mangel an wirklich persönlichem, individuellem Leben und das Fehlen des organischen Zusammenhangs zwischen den abstrakten Einheiten, aus denen sich die Gesellschaft zusammensetzen soll. Daher auf der einen Seite dies wilde Aufschäumen und Brausen, diese Sehnsucht nach unmittelbar sprudelndem Leben, welche alle abstrakten Formen, alle Mittelbarkeit beseitigen möchte. Daher auch die Betonung der «action directe», die zwischen dem schöpferischen Drang nach Neugestaltung der Wirklichkeit und der umzuwandelnden Welt keinen Mittler duldet. Daher aber auf der andern Seite das Streben nach starker organischer Einheit auf realer ökonomischer Grundlage.

Der Syndikalismus ist hier der rechte Erbe Marx' und Proudhons. Er hat sich der urwüchsigsten Gedanken beider Denker bemächtigt und ihnen eine schroffe Konzentration verliehen. Organisation auf rein ökonomischer Grundlage statt der politischen Abstraktion und Mittelbarkeit, Verdrängen der politischen Demokratie durch die ökonomische, die erst dem Einzelnen eine tiefer begründete Freiheit und einen festen

Halt verleihen kann, das ist sein Ziel. Und dieses Ziel soll im Notfalle so erreicht werden, daß die Macht der organisierten Arbeit revolutionär wird und ihre Sache unmittelbar führt (direkte Aktion, Generalstreik).

Der Arbeiter soll seine Sache bis zum Aeußersten selbst führen. Es ist auffallend, wie sich gegenwärtig in Frankreich die Arbeitersympathie vom Parlamentarismus, von der Politik überhaupt abwendet. Auch bei Arbeitern, die nicht dem Revolutionarismus der Confédération générale du travail huldigen, ist es mir aufgefallen, wie sehr das Mißtrauen gegen die Berufspolitiker zunimmt. „Selber seine Sache führen und sich nur auf sich verlassen“, ist das Motto. Die direkte Aktion von Label, Boykott und Streik bis zur Sabotage ist im Grund nur der Ausdruck dieses Willens zur Autonomie und Unabhängigkeit von Politik und unpersönlicher Vertretung. Die schärfste kritische Beurteilung des Syndikalismus, seiner Mängel und Gefahren kann nicht bestreiten, daß er tief in den modernen Schäden wurzelt, bei der heutigen Krise der Werte eine hervorragende Stellung einnimmt und Momente in den Vordergrund rückt, die in der Zukunft von größter Bedeutung sein werden. Doch schließt hier die Gesamtbilanz wie bei der Reaktion mit einem Problem und nicht mit einer Lösung. Die brennendste Frage der Jetztzeit, die ökonomische, wird hier aufs Aeußerste zugespitzt. Es erwachen nicht nur Energie und Kühnheit; auch die heftigsten Leidenschaften werden entfacht, und das revolutionäre Treiben hat nicht den starken Rückhalt der inneren Zucht. Wie die bisher geleisteten „Vorproben des Generalstreiks“ zeigen, haben wir nicht nur mit einem kühnen Drüberhinaus, sondern auch mit Elementen, die eine stark zersetzende Wirkung ausüben können, zu rechnen.

## III.

Es ist sehr schwer, bei einer so komplizierten, zum Teil so chaotischen Lage eine Gesamtbilanz aufzustellen. Nicht nur sind frühere große Werte in Stillosigkeit ausgeartet; sondern auch das Neue gleicht da, wo es revolutionär auftritt, oft mehr einem wilden Sturm, als einem neuen Lebensstil, der sich sicher und erhaben durchsetzt. Heiß ist die Sehnsucht; wird sie aber die ihr entsprechenden neuen Formen schaffen können? Wird sich Frankreich, das Land der Ueberraschungen und der ungeahnten Reserven an frischer Kraft und schöpferischer Energie wieder einmal aufraffen und die Schäden beseitigen, an denen es krankt? Wird es eine Kultur fördern helfen, die den großen Schwung und die weite Problemstellung der Aufklärung mit tieferem Inhalt und mit stärkerem Rückhalt zu verbinden weiß?

Oder wird es noch weiter dem Einfluß der auflösenden Mächte ausgesetzt sein, die heute am Werke sind, selber am tiefsten die Schäden erkennend, an denen es leidet, aber unfähig, sie zu heilen? Es sind Fragen, auf die erst die Zukunft eine Antwort geben kann.

Viele Besucher haben in Frankreich das Gefühl, inmitten einer großen, vergangenen Pracht zu stehen; einer vergangenen Pracht der kein Aufleben mehr vergönnt sein kann. Wie gut begreife man da das Zurück, die Sehnsucht nach der Vergangenheit! Wäre dieses Zurück das einzige Streben, so wäre die Psychologie der heutigen Krise ziemlich einfach. Ich halte sie für komplizierter.

Frankreich schwankt wieder einmal zwischen Reaktion und Revolution. Das Hauptmerkmal beider sind ihr ganz besonders akuter Charakter und die Beziehung zu den brennendsten aktuellen Problemen. Beide werden wohl in der Zukunft eine bedeutende Rolle spielen und vielleicht abwechselnd die Entwicklung beeinflussen.*) Nicht nur „zurück" lautet die Parole; man will auch vorwärts. Mitten aus den Wirren und der ökonomischen Notlage heraus wächst der Gedanke einer ökonomischen Umwälzung. Er appelliert an das kühnste im Menschen, an Wagemut und revolutionäre Energie, um die alten, nun ungenügenden Lebensformen umzustürzen.

In Frankreich selber bilden diese verschiedenen Strömungen trotz aller Verwandtschaftsmomente scharfe Gegensätze. Die reaktionäre Tendenz will Ordnung, Organisation der Gesellschaft. Sie erreicht sie dadurch, daß das Individuum durch Anschluß an überindividuelle Mächte einem großen Organismus eingegliedert wird. Dies vielfach, um den Preis der freien Entfaltung und der Autonomie des Individuums; charakteristisch ist hier der Zweifel an der Fähigkeit, neue Lebensformen zu schaffen. Daher das ängstliche, oft die Energie lähmende Festhalten an der Vergangenheit und den Mächten, die in früheren Zeiten die Ordnung gesichert haben.

Die revolutionäre Richtung, die von den brennendsten zeitgenössischen Fragen, vom sozialökonomischen Boden ausgeht, will bei aller Organisation die vollständige Emanzipation und völlige Entfaltung des Individuums. Nichts allgemeines soll zwischen ihm und der Welt stehen, die es zu bearbeiten, zu überwinden und zu genießen sucht. Wird aber bei all den Leidenschaften, die entfacht werden, und der Entfesselung all der rohen Kräfte, die naturnotwendig Hand in Hand damit geht, ein neuer tief begründeter Lebensstil geschaffen werden können?

Eigentümliche Fehler und Schwächen des französischen Volkes scheinen zunächst schuld daran zu sein, daß hier ein so scharfes, akutes Dilemma vorhanden ist. Man ist vielleicht geneigt, einen Hauptmangel des französischen Geistes anzuführen, nämlich den Mangel an tiefbegründetem Persönlichkeitsbewußtsein. In der Tat läßt sich dieses Hin- und Herschwanken vielfach darauf zurückführen, daß der auf hohe ethische

---

*) Hierbei könnten auch Faktoren äußerer Art die eine oder die andere Strömung befördern. Gegenwärtig scheint die Reaktion viel Zugkraft zu besitzen. Das Bedürfnis nach einer starken Hand, welche dem politischen und sozialen Leben Bestand und Ordnung verleiht, wird tief empfunden.

und religiöse Werte gestützte Individualismus fehlt.*) Reaktion ohne genügende persönliche Autonomie, Revolution ohne die nötige Zucht, beides Symptome, daß dem Charakter die Züge der großen Individualität, volle Selbstentscheidung, volles Verantwortungsgefühl fehlen.

Und hier drängen sich Fragen auf, deren Bedeutung weit über Frankreichs Grenzen hinausreicht. Ist jeder Boden zur Gründung einer wahrhaft demokratischen Kultur geeignet? Frankreich hat hier die mächtigsten Impulse gegeben; aber wie sieht es in Bezug auf die Demokratie in ihm selber aus? Auf alle Fälle ergibt sich aus einer genaueren Analyse der französischen Krise folgendes: Auf ein größeres Gebiet ausgedehnt, erfordert die demokratische Kultur, wenn sie nicht entarten, sondern ihrem Prinzip gemäß, siegreich neue Gebiete erobern soll, ein ganz ungewöhnliches Maß von Energie, Selbstzucht und Verantwortungsgefühl. Fehlen diese Eigenschaften, so ist die Gefahr der Dekadenz da.

Schon hier haben wir somit eine weite Perspektive, Fragen, die von allgemeiner Bedeutung für die heutige Kultur sind.

Es bleibt noch ein weiterer Schritt zu tun. Auch wenn man allem spezifisch Französischen in weitestem Maße Rechnung trägt, hat die französische Krise etwas von einer Weltkrise. Wild und stürmisch ringt Frankreich mit dem Grundkonflikt der Aufklärung, der hier ein ganz besonderes akutes Gepräge trägt. Die großen prinzipiellen Strömungen und Gegensätze, bei denen eine tiefere Analyse der französischen Krise anlangt, sind nichts anderes als einige große Richtlinien, welchen man bei der Wiederaufnahme der ewigen Weltprobleme zu folgen hat, wenn man über die ungelösten Widersprüche hinaus will, wenn man bei den gescheiterten Versuchen nicht stehen bleibt. Das heißt, einerseits das Bestreben, einen großen organischen Stil zu schaffen, ihn, wo er zersetzt ist, wiederherzustellen. Mehr unmittelbarer Kontakt mit den großen Realitäten, eine innigere Beziehung zu den Tiefen des Lebens und als Folge davon eine festere Begründung des ganzen Daseins. Mehr Tragik, mehr Stil, mehr Glaube an überindividuelle Mächte, welche dem Menschen nicht nur Grenzen setzen, sondern auch Halt und Stütze sind. Dabei lebhafterer Kontakt mit den Zeiten, denen das tragische, tiefere Empfinden in höherem Maße innewohnte, als unserer so häufig an der Oberfläche lebenden Welt. Andererseits eine neue Expansion, welche weit über die von der Aufklärung erstrebten und erreichten Befreiung hinausreicht. Die Aufklärung und ihre ungelösten Widersprüche drängen zur Wiederauf-

*) Der französische Individualismus ist eines der allerschwierigsten soziologischen und psychologischen Probleme. Wahre Individualität wird den Franzosen oft ebenso einseitig zugeschrieben als abgesprochen. Der Individualismus trägt dort ein ganz eigentümliches Gepräge. Es scheint fast, als könne er nur auf stürmischem Boden gedeihen. Im Sturme entfaltet er seine höchsten Eigenschaften: kühnes Vordringen, einen düsteren Heroismus, Verachtung der Gefahr und des Leidens und ein tiefes Solidaritätsgefühl. Bei kühler Temperatur dagegen ist er der Entartung und Verflachung ausgesetzt.

nahme abgebrochener Fäden; noch mehr aber weisen sie über sich selbst hinaus. Im Mittelpunkt steht hier die Arbeit, die produktive Gestaltungskraft des Menschen. Sobald sie zum Selbstbewußtsein erstarkt, wird sie sich auch ihres Gegensatzes zur Aufklärung bewußt. Die ökonomische Revolution, die gegenwärtig in Frankreich so wild und stürmisch auftritt, ist im Grunde die Empörung des Unmittelbaren, frei Schöpferischen gegen die Tyrannei des Unpersönlichen. Dies auf dem Boden, da die Aufklärungskultur zu einem gigantischen Widerspruch gelangte: Unterjochung der schöpferischen Arbeit im Zeichen der Freiheit.

Scharf, unerbittlich zeigt uns die französische Krise einige der Hauptkonflikte der heutigen Zeit. Selber noch in Sturm und Chaos, selber vielleicht unfähig, diese Konflikte zu lösen, wirkt sie als großer Anschauungsunterricht. Sie warnt vor Gefahren, sie mahnt zur Tiefe, sie gibt große Richtlinien zur Wiederaufnahme der ewigen Menschheitsprobleme. Hierin besteht ihre tragische Größe, hieraus ergibt sich wohl auch das Recht, sie ausführlich darzustellen. J. Matthieu.

---

# Rundschau.

**Der Volkstag für kirchliche Arbeit** in Zürich hat einen sehr erfreulichen Verlauf genommen. Es ist nun einmal die Eigenart des deutschen Protestantismus, daß trotz dem Grundsatz des allgemeinen Priestertums eine solche Veranstaltung immer in erster Linie den Charakter eines Pfarrertags annimmt. Man hat sich daran gewöhnt, daß die religiöse Arbeit vom Pfarrer geleistet wird und dieser hält manchmal streng darauf, sie in seiner Hand zu konzentrieren, und so kommt der Laie gar nicht auf den Gedanken, daß er auch solche Arbeit leisten könnte. Der ganze Volkstag stand unverkennbar unter dem Zeichen des Bestrebens, aus der Pfarrerkirche herauszukommen, und ich glaube, er bedeutet einen Schritt vorwärts auf dem Wege dieser Entwicklung. Kein Verständiger wird erwarten, daß nun sofort das Wünschenswerte erreicht sei; das wird die Aufgabe von Generationen sein.

Es kann sich hier nicht um eine Berichterstattung im einzelnen handeln, sondern nur um einige Reflexionen. Classen, der Leiter des Hamburger Volksheims, sprach voll feiner Psychologie und warmer Liebe zu der heranwachsenden Jugend über die Arbeit an den Konfirmierten. Er meinte, die „Naturgeschichte des deutschen Jungen" werde ungefähr dieselbe sein am Strande der Nordsee wie am Fuß der Alpen. Das gilt in hohem Maße, es gilt vor allem von der Scheidung in die verschiedenen Stufen, die des Knaben, des „Jungen" und des Jünglings. Bei dem Jungen, etwa vom 14.—18. Jahr, ist die kritische Verstandestätigkeit noch wenig entwickelt, sie setzt erst beim Jüngling ein. Darum empfiehlt Classen für die Jungen vorwiegend Pflege des Willens und Charakters, Erziehung zu straffer Ordnung

und Einordnung in das Ganze, zu der jugendlichen Begeisterung für den Helden. Die Diskussion über religiöse und Weltanschauungsfragen verspart er lieber auf das eigentliche Jünglingsalter. Der „Junge" wäre bereit, anzunehmen, was man ihm darüber vorträgt, um es dann mit großer Wahrscheinlichkeit in der folgenden kritischen Periode über Bord zu werfen. Hier habe ich aber einen starken Unterschied zwischen dem Hamburger und unserm schweizerischen Jungen, auch dem städtischen empfunden. Jener lebt doch ganz anders in einer religionslosen und kirchenfeindlichen Luft. Man darf sich ja auch bei uns keinen Illusionen darüber hingeben, daß ein großer Teil unserer Knaben meint, die Religion sei für sie mit der Konfirmation erledigt und daß sie dann in den Turnvereinen und Fußballklubs nicht allein dem kirchlichen Leben völlig entfremdet, sondern auch in eine völlig religionslose Luft eingetaucht werden; nicht in bewußten theoretischen Atheismus, sondern in eine Art, für welche das Religiöse überhaupt nicht in Betracht kommt. Aber so steht es doch nicht, daß es der Durchschnitt unserer Jungen „als Beleidigung empfände, wenn man ihnen von Religion und Kirche überhaupt sprechen wollte." Es ist außerordentlich fein, wie Classen dann auf der höhern Stufe den Lehrlingen Verständnis für das Religiöse zu wecken sucht, und wir sind ihm für seine Anregungen recht dankbar. Aber wir brauchen doch bei uns weniger behutsam Umwege einzuschlagen. Die Hauptsache ist selbstverständlich die Person dessen, der als älterer Freund sich der jungen Leute annimmt. Mit Recht hat Lauterburg in seinem Korreferat darauf hingewiesen, wie viel besondere Begabung dazu gehört und wie es mit dem guten Willen allein nicht getan ist. Aber hier ist ein Feld für Laientätigkeit der allerschönsten und dankbarsten Art, allerdings einer Arbeit, welche Einsetzung der ganzen Persönlichkeit verlangt, nicht nur hie und da ein kleines Oepferchen. Ich verweise in diesem Zusammenhang gern auf das Referat von Lehrer Th. Imhof in Basel über sein Abstinenten-Jugendwerk, im Bericht über die Delegierten-Versammlung der „Freunde des jungen Mannes". Freilich, wie schwer ist es, für solche Arbeit Helfer zu finden, welche Zeit haben! Da ist nur zu sagen, daß, wer sich einer Sache mit ganzer Kraft widmet, auch das Recht zu dem Mut hat, nicht in allen möglichen Kommissionen zu sein. Aeußerst geschickt ist übrigens auch die Art, wie Classen die älteren Mitglieder seiner Gesellenvereine zur Mitarbeit heranzieht, ihnen die Sorge und Verantwortung für eine Gruppe der jüngern, der Lehrlinge, überträgt; so gibt er ihnen eine Aufgabe, die für ihre Charakterbildung die größte Förderung bedeutet.

Wir wollen gern dem ganzen Gebiet der Jugendarbeit in unserm Blatt größere Aufmerksamkeit schenken. In Zürich ist nur die Arbeit an der männlichen Jugend diskutiert worden. Bei dieser tritt vielleicht die Folge der unbegreiflichen Vernachlässigung noch deutlicher zu Tage. Aber nicht minder wichtig ist die Arbeit an der weiblichen Jugend; die Gefahr eines völligen Aufgehens in Tand und Klatsch

ist hier vielleicht noch größer, da im Durchschnitt die weibliche Arbeit einen weniger befriedigenden Lebensinhalt bietet und darum das seelische Gleichgewicht weniger aufrecht zu halten imstande ist. Daß heute so viel von der Jugendarbeit die Rede ist, das ist ja eine Folge der fortschreitenden Auflösung der Familie, für die eben solche freiwillige Erziehungsarbeit eintreten muß. Diese Auflösung aber muß noch verhängnisvoller wirken auf das weibliche Geschlecht, das in viel stärkerem Maße als das männliche in der Familie aufgeht. Daß man sich auch der weiblichen Jugend recht annehmen muß, sagt uns die Erwägung, daß die Zukunft des Volkes ja in erster Linie von der Qualität seiner Mütter abhängt.

An den Verhandlungen über religiösen Bilderschmuck konnte ich nicht teilnehmen. Eine überreiche Fülle von Anregungen schüttete Pfarrer von Greyerz mit der Bearbeitung der ihm eingesandten „Laienwünsche an die Landeskirche" vor der Versammlung aus. Es war richtig, daß man auf eine Diskussion, die notwendiger Weise uferlos geworden wäre, verzichtete. Sie kann erst recht einsetzen, wenn die ganze Arbeit gedruckt vorliegen wird. Dann soll sie aber recht eingehend werden. Es ist in der Natur der Sache begründet, daß vor Allem die wohlwollende Kritik sich zum Worte gemeldet hat, d. h. diejenigen, denen eine leistungsfähige Kirche am Herzen liegt, denen aber ihr gegenwärtiger Zustand keine Befriedigung bietet. Möge dann die Diskussion ohne alle pfäffische Gereiztheit verlaufen, sondern in dem ehrlichen Willen, aus der scharfen Kritik zu lernen. Vor der Illusion, es Allen recht machen zu können, hat uns ja von Greyerz zum voraus geschützt, indem er oft strikt entgegengesetzte Kritiken und Wünsche neben einander stellte. Besonders unterstreichen möchte ich die Forderung, die auch Lehrer Sigg in seinen schönen Ausführungen über Laientätigkeit in der Kirche erhob: die Kirche muß viel mehr Gelegenheit zur allseitigen Aussprache über religiöse, sittliche, erzieherische, soziale Fragen bieten. Ich habe vor Jahren einmal einen Versuch damit auf dem Lande angestellt; bei dem in Aeußerung seiner Gedanken, insbesondere vor dem Pfarrer so zurückhaltenden Landvolk schlug er fehl, aber in größern Ortschaften sollte es nicht allzu schwer sein. In den Städten liegt die Schwierigkeit wieder mehr in dem Ueberangebot von Bildungsgelegenheiten, sodaß die Leute froh sind über jeden Abend, wo sie zu Hause bleiben können.

Die Ansprache von Professor L. Köhler am Volksabend im Schwurgerichtssaal dürfen wir unsern Lesern in einer der nächsten Nummern im Wortlaut vorlegen.

L.

Die deutsch-evangelische Kirche kommt nicht zur Ruhe. Der Fall Jatho hat, wie man fast erwarten mußte, den **Fall Traub** nach sich gezogen. Pfarrer Lic. Gottfried Traub, ein Württemberger, Pfarrer in der westfälischen Industriestadt Dortmund, ist in weitesten Kreisen bekannt als einer der hervorragendsten Vertreter einer freieren und sozialeren Auffassung des Christentums, die er in seinen Schriften

„Ethik und Kapitalismus“, „Der Pfarrer und die soziale Frage“ niedergelegt hat. Er verfügt über eine hinreißende Beredsamkeit und eine einfach erstaunliche Arbeitskraft. Neben seinem Großstadt-Pfarramt besorgt er die Redaktion seines kirchlichen Wochenblattes „Christliche Freiheit“, schreibt jede Woche eine Betrachtung für Naumanns „Hilfe“, öfters Beiträge in die „Christliche Welt“ und andere Blätter, hält zahlreiche Vorträge in allen Gegenden Deutschlands, zeigt sich dabei ebenso beschlagen in der Theologie wie in der Volkswirtschaft, und von Zeit zu Zeit überrascht er wieder durch ein neues Buch. Alles ist voller Geist und Temperament; kurz, Traub ist eine der machtvollsten Persönlichkeiten des gegenwärtigen deutschen Protestantismus, als solche aber auch eine der gefürchtetsten und bestgehaßten. Seit einigen Jahren konnte man beobachten, wie er immer tiefer in die Kirchenpolitik hineingezogen wurde, und seit der Fall Jatho begann und er Jathos Verteidiger vor dem Spruchkollegium war, wurde sein Ton immer heftiger. Man kann ihm den Vorwurf nicht ersparen, daß seine Kirchenpolitik zu sehr von der Schlechtigkeit seiner Gegner gelebt hat. Ich sage das nicht, um von Traub „abzurücken“ (vergl. Schweiz. Protestantenblatt Nr. 42), sondern weil das schon mein Eindruck war, ehe man von einem „Fall“ Traub wußte. Und wenn die bedauerlichen Wirkungen der Kirchenpolitik sich auch bei ihm geltend machen, so trifft die Verantwortung dafür ebenso sehr seine Gegner mit ihrer gemeinen Kampfesweise, wie ihn selbst. Zuletzt hat er noch seine Stellung mit absichtlicher schärfster Zuspitzung in einer Schrift „Staatschristentum oder Volkskirche“, auf die wir noch zurückkommen werden, zusammengefaßt. Ein furchtloser Mann ist er, das muß ihm sein größter Feind lassen; so hat er z. B. ganz unbekümmert um behördliche Vorschriften und Rügen seine Konfirmanden nicht mehr auf das sogenannte apostolische Glaubensbekenntnis verpflichtet und seine Stellungnahme offen in einer Schrift „Die Konfirmationsnot“ verfochten.

Dieser Mann mußte fallen. Man erwartete schon lange, daß er das nächste Opfer des Spruchkollegiums sein werde. Das wäre aber schwieriger gewesen. Traub steht lange nicht so wie Jatho abseits von dem, was deutsche Theologie und Kirche in den letzten Jahrzehnten an christlicher Erkenntnis formuliert haben. Tausende waren empört, daß die Kirche einen Mann wie Jatho nicht ertragen konnte, aber Wenige, zum mindesten unter den Theologen, fühlten sich mit ihm g e t r o f f e n. Ein Verdikt des Spruchkollegiums über Traub wäre aber einer Erklärung gleichgekommen, daß die gesamte moderne Theologie in der Kirche kein Recht habe. Das hätte man aber niemals gewagt, so sehr die orthodoxe Presse darnach schrie. Da fand man einen ganz wundervollen Ausweg. Man packte ihn von einer andern Seite. Er soll in seinen Publikationen, in denen er allerdings, wie schon gesagt, seinem Temperament keine Zügel angelegt hatte, die westfälische Provinzialsynode (er schrieb über einen ihrer Beschlüsse: so kläglich hätten wir diese Synode nicht eingeschätzt), das westfälische

Konsistorium, das Spruchkollegium und den Pfarrerstand im allgemeinen beleidigt und sich damit seines Amtes unwürdig erwiesen haben. Dafür wird er auf dem Disziplinarwege belangt; das heißt, wenn er auf diesem Wege des Amtes verlustig geht, so ist es entehrend, während dies beim Urteil des Spruchkollegiums nicht der Fall wäre. Noch ist die Sache nicht entschieden, und vielleicht ist es als günstiges Vorzeichen zu begrüßen, daß der Oberkirchenrat Traub nachgegeben hat, als er das westfälische Konsistorium als befangen und parteiisch ablehnte; die Sache liegt nun beim schlesischen Konsistorium.

Jedenfalls ist zu sagen, daß nach diesem Vorgehen das westfälische Konsistorium, das die Disziplinierung inszeniert hat, nicht kläglich genug kann eingeschätzt werden. Soll wirklich ein scharfes, auch ein übertriebenes und ungerechtes Wort im offenen Kampf nicht mehr ertragen werden? Haben die Herren, die sich von Traub beleidigt fühlen, gewisse Sprüche in den Evangelien noch nie gelesen? Merken sie gar nicht, welches erbärmliche Schauspiel sie der Welt geben? Ihr Vorgehen bedeutet nichts anderes als den ausgesprochenen Verzicht, mit geistigen Waffen ihrem Gegner entgegenzutreten; sie suchen ihn auf Schleichwegen unschädlich zu machen. Was aber eine Maßregelung und Absetzung von Traub für eine furchtbare Krisis hervorrufen müßte, ist noch gar nicht abzusehen. Vielleicht würde es nichts Geringeres als den Bruch in der Kirche zwischen den liberalen und den konservativen Elementen bedeuten. Das könnte ja an sich auch eine Krisis zur Genesung bedeuten. Aber die, welche diesen Ausgang provozieren, können das nicht wissen, und darum treiben sie ein frevles Spiel. Wir werden natürlich nach Erledigung des Falles darauf zurückkommen. L.

---

## Gemeinden ohne Wirtschaften.

Es gibt in der Schweiz eine, allerdings kleine Anzahl von Gemeinden, die keine Wirtshäuser mit Ausschank von alkoholischen Getränken besitzen. Dem schweizerischen Abstinenzsekretariat in Lausanne ist es sehr daran gelegen, sie zu kennen und es wäre daher allen denen, die ihm dieselben namhaft machten, zu großem Dank verpflichtet. Man wird gebeten hinzuzufügen, ob die betreffende Gemeinde auch keine Kleinverkaufsstellen besitzt; ebenso ist uns die Angabe der Adresse eines Gemeindebewohners, an den man sich für genaueren Aufschuß wenden könnte, sehr erwünscht. Allen, die uns bei dieser Arbeit helfen wollen, zum voraus unsern besten Dank.

**Schweizerisches Abstinenzsekretariat**, Avenue Dapples 24, Lausanne.

---

Redaktion: Liz. **R. Liechtenhan**, Pfarrer in Basel; **L. Ragaz**, Professor in Zürich. — Manuskripte sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.




# Mädchenhandel.

(Schluß.)

### 3. Die Opfer des Mädchenhandels.

Auf welche Weise geraten unschuldige Mädchen in die Klauen der Mädchenhändler? Diese Frage verdient die aufmerksamste Beachtung jedes Jugendfreundes. Meist wirken innere und äußere Umstände zusammen, also gewisse Eigenschaften, Veranlagungen, Fehler der Mädchen und bestimmte unglückliche sei es dauernde, sei es plötzlich geschaffene Lebenslagen. 1. In einigen Fällen ist die bloße jugendliche Unerfahrenheit, die doch nicht als Fehler zu bezeichnen ist, sondern dem Mädchen als treuherzige Unbefangenheit und naives Vertrauen so hold zu Gesicht steht, zum Verhängnis geworden. 2. In der Mehrzahl der Fälle sind weibliche Eitelkeit und Vergnügungssucht, Dummheit und auf falscher Erziehung beruhende Ziellosigkeit, Leichtgläubigkeit und Leichtsinn die Stricke, in denen die Mädchen von den Händlern gefangen und fortgezogen werden. 3. Häusliche Not, unglückliche Familienverhältnisse, geringer Erwerb, unwürdige oder sehr erschwerte Lebenshaltung sind der Boden, auf welchem die Händler die meisten Opfer finden. 4. Ein erster Fall, ein erster unmoralischer Schritt liefert gar manches vorher brave Mädchen schnell dem Mädchenhandel aus.

Wenige Beispiele aus der Fülle des in den letzten Jahren Bekanntgewordenen mögen diese vier Gruppen von Opfern des Mädchenhandels beleuchten.

1. Vor Aufhebung der öffentlichen Häuser in Zürich kam eines Tages eine junge Dame vom See in die Stadt, um einen bekannten Augenarzt zu konsultieren. Sie ließ sich von einem Dienstmann an das Haus führen, nicht ahnend, daß Dienstleute sehr häufig mit dem Mädchenhandel im Bunde stehen. Der Dienstmann führte sie an ein hohes Haus dem Doktorhaus schräg gegenüber und schellte. Im selben Augenblick führte der Himmel eine „Freundin junger Mädchen“ des Weges; sie erblickt das Töchterlein aus gutem Hause in der Türnische,

stutzt und fragt: „Zu wem wollen Sie?“ Noch ehe eine Antwort erfolgt, verschwindet der Dienstmann von der Bildfläche, ohne seine Bezahlung abzuwarten. „Um Gotteswillen, Fräulein, wissen Sie auch, vor was vor einem Hause Sie hier stehen? Kommen Sie mit mir, ich führe Sie an den rechten Ort.“ Ohne dieses Dazwischentreten wäre das Mädchen vielleicht nie wieder nach Hause gekommen, sie wäre hinter den Mauern eines Bordells verschwunden und baldigst weiter verschleppt worden.

Vor kurzem trat in London eine junge Ausländerin in einen Laden und sah sich dort bald einer alten Dame gegenüber, welche soeben einem Auto entstiegen war. Als das junge Mädchen bedient war und sich eben wieder nach der Türe wandte, fing die Dame in den weißen Haaren an zu stöhnen und zu klagen, es werde ihr sehr übel. Das Mädchen griff ihr sofort hilfreich unter die Arme, führte sie zum Auto und half ihr in die Polster. „Ich fühle mich so elend,“ hauchte die Greisin, „würden Sie mich heimbegleiten?“ Das liebe Mädchen fuhr nicht bloß mit, sondern wäre, da die Leiden der Dame sich zu mehren schienen, ihr sogar ins Haus gefolgt, um ihr nahe zu bleiben, wenn nicht auf der Schwelle ein Schutzmann ihr väterlich die Hand auf die Schulter gelegt und sie gewarnt hätte: «don't do that!» (Tun sie das nicht.) Die Warnung wurde verstanden und befolgt; der Schutzmann erzählte, während die Farbe und das Benehmen der „Dame“ sich auffallend veränderte, daß diese dringend verdächtig sei und gerichtlich verfolgt werde . . . Uebrigens spielt das Auto in neuern Mädchenhandelfällen und Entführungen Ahnungsloser eine immer beängstigendere Rolle.

Im Sommer 1911 machte ein hannoversches Ehepaar, das mit der soeben anmutig herangeblühten Tochter sich in Wiesbaden aufhielt, dort die Bekanntschaft einer französischen Familie, ebenfalls Vater, Mutter, Tochter, liebenswürdige, vornehme Pariser; vier Wochen lang verkehrte man täglich miteinander, die Mädchen schlossen innige Freundschaft: und am Ende des Badeaufenthaltes luden die Franzosen die junge Hannoveranerin aufs freundlichste in ihr Haus ein. In Hamburg übergaben die Eltern ihr Töchterchen der französischen Familie, und dieses reiste voll froher Erwartung mit seinen liebenswürdigen Wirten ab. Eine muntere Karte, die es bei der Ankunft in Paris den Eltern sandte, war das letzte Lebenszeichen, das die Unglücklichen von der geliebten Tochter erhielten. Seither ist die Spur der jungen Dame völlig verloren. Alle Nachforschungen ergaben nichts weiter, als daß es eine Familie des von den Franzosen in Wiesbaden geführten Namens überhaupt nicht gibt. Das schöne junge Mädchen muß raffinierten Mädchenhändlern in die Hände gefallen sein; die „Tochter“ des französischen „Ehepaars“ diente nur als Lockvogel. Ein ganz ähnliches Geschick soll die Tochter einer Schweizer Fabrikantenfamilie im letzten Sommer getroffen haben. Viele Blätter haben davon berichtet. Beide Fälle sind übrigens noch nicht aufge-

klärt, und die vom Schreiber dies angestellten Erkundigungen sind bis zur Stunde resultatlos geblieben.

Solchen Tatsachen gegenüber bleibt uns nichts anderes übrig, als unsere Töchter, zumal wenn sie auf Reisen gehen, gründlich über die lauernden Gefahren aufzuklären — so leid es uns auch tun mag, ihre kindlich reizvolle Unbefangenheit und Vertrauensseligkeit zu zerstören.

2. Unser Mitleid ist mit andern Gefühlen gemischt im Falle der Käte Aßmann, der zwanzigjährigen Tochter eines Berliner Goldarbeiters, die im gleichen Sommer 1911 verschwand. Im Juli hatte sie beim Vergnügen einen jungen Mann kennen gelernt, der ebenso fein und gewandt auftrat, als er geheimnisvoll tat. Er prahlte mit seiner vornehmen Abstammung, gab sich für einen Schriftsteller aus, nannte aber nie seinen Namen; er müsse einstweilen diese Vorsicht brauchen, weil er zu anarchistischen Kreisen Beziehungen unterhalte. Immer größeren Einfluß gewann er auf die Betörte, und häufig traf er sich mit ihr hinter dem Rücken ihrer Eltern. Endlich verlobte sich das Paar, auch das ohne Wissen der Eltern, und Entführung wurde verabredet, wie sich alles später aus Briefen ergab. Der junge Mann reiste ab, die Braut sollte ihm folgen; er mußte aber zurückkehren und sie holen, weil sie nicht allein reisen wollte. Jetzt wandten sie sich nach Amerika, und die Ermittlungen der Kriminalpolizei lassen keinen Zweifel über die Verbrechernatur des Entführers. Eitelkeit, Mißachtung der Eltern und vielleicht Sinnlichkeit haben die Beklagenswerte in die Netze des Mädchenhandels geliefert, und hinter den Gittern eines südamerikanischen Bordells werden ihre Angehörigen sie zu suchen haben. — Zu Hunderten schleichen Verführer dieser Art durchs Land, bald Heirat, bald glänzende Stellen und goldene Berge malend: nur zu oft kommen sie mit ihren Prahlereien, Schmeicheleien und Versprechungen bei haltlosen, unzufriedenen, putzsüchtigen jungen Mädchen ans Ziel. Noch leichter geht es auf schriftlichem Wege. Tausendmal wiederholt sich dieselbe Geschichte: Ein Inserat erscheint, mit großen, fetten Worten, mit den lockendsten Anerbietungen; Dutzende von Mädchen melden sich, wie die Fliegen auf den Honig hineinfallen; sie werden von einem gewandten Agenten aufgesucht oder zu einer Grandedame in ein Hotel ersten Ranges beschieden, um mit Liebenswürdigkeiten überschüttet und auf die strahlenste Zukunft hingewiesen zu werden. In Wahrheit versteckt sich hinter all diesen Firlefanz stets dasselbe Jammergeschick: ein Leben im gleißenden Morast irgend eines Bordells. Warum schenken, trotz genugsam wiederholten öffentlichen Warnungen, die Mädchen solchen verführeschen Stimmen immer wieder Gehör? frage die Eitelkeit und die Heiratslust und die Hoffart, die immer hoch hinaus will, statt untendurch — sie werden's dir sagen. Wer will heute noch Dienstmädchen sein? Stütze, Bonne, Gesellschafterin, Erzieherin klingt schöner. Schreibmaschineklappern ist interessanter als Strümpfeflicken und Suppekochen. Ist man so für eine ordentliche bürgerliche Stellung und Heirat daheim unbrauchbar, so glaubt

man's der Zeitung und den Agenten gern, daß die Aussichten im Ausland viel größer seien.

In München erließ eine in der Fürstenstraße wohnende Dame Annoncen, in denen „gebildete Mädchen" als Stütze der Hausfrau ins Ausland gesucht wurden. Eine sich meldende Tochter einer achtbaren Familie wurde von einer angeblichen Gutsbesitzersfrau nach Kairo engagiert, natürlich unter den großartigsten Versprechungen. Ein erfahrener Beamter, der den wahren Sachverhalt ahnte, warnte und warnte; aber das Fräulein reiste nach Kairo. Nach kurzer Zeit traf eine Karte ein, die in den flehentlichsten Ausdrücken um Hilfe bat; ein öffentliches Haus sei das Grab ihrer Unschuld, ihrer Hoffnungen geworden.

Unter Chiffre X. Y. Z. durch Haasenstein und Vogler bot ein Institut für Erzieherinnen in guten Schweizer-Zeitungen manchesmal wundervolle Erzieherin- und Bonnestellen nach Oesterreich, Ungarn und der Türkei an. Erkundigungen führten auf die berüchtigtsten Mädchenhandelsfirmen, welche sich hinter X. Y. Z. versteckten. In der „Neuen Zürcher-Zeitung" vom 27. Juni 1900 stand die Annonce: „Gute Stelle: Anständige Töchter mit guter Erziehung finden gutbezahlte Stellung in besserm Etablissement in Mailand. Sich brieflich zu wenden an Herrn Caroselli, Hotel St. Gotthard, Zürich, Zimmer 84, bis 29. Juni. Reisevergütung." Dieses bessere Etablissement entpuppte sich als eine Schießakademie im Eden-Theater in Mailand, wo die Mädchen von zehn bis zwei Uhr nachts in besonderm Kostüm sich zu unterhalten hatten. Der Vertrag für die Bezahlung war ein Meisterstück von Kniffigkeit und Ausbeutung. 17 wirklich anständige Mädchen, ohne Ahnung ihrer Bestimmung, hatten sich schon gemeldet und wären dieser verbrecherischen Kuppelei zur Beute gefallen, wenn nicht Mitglieder des Sittlichkeitsvereins in Zürich die Herren Caroselli und Genossen hätten verhaften lassen. — Ein Bordellhalter größeren Stils, H... zum Beispiel in Zürich, zugleich Möbelhändler in einem andern Stadtteil, etablierte sich nach Aufhebung der Häuser in einem Vorort und kündigte sich im „Tagesanzeiger" an als Heiratsvermittlungsbureau, an das man sich mit vollem Vertrauen wenden könne. Seit zehn Jahren habe er schon 2000 vorteilhafte Verheiratungen nach verschiedenen Gegenden vermittelt.

Der Wortlaut der bedenklichsten Inserate ist kurz und harmlos; um so gefährlicher, je besser die Zeitung ist, in der sie veröffentlicht werden: „Schweizer Familienwochenblatt," „Daheim," „Reichsbote," „Basler Nachrichten" . . . Genaue Erkundigungen sind stets unerläßlich.

„Feines, gebildetes Fräulein zu einer ältern Dame gesucht. Gehalt Fr. 50 monatlich; dauernde, angenehme Stelle. Meldungen mit Photographie an . . ."

„Angenehme Reisebegleiterin für kinderloses Ehepaar gesucht; wird wie Tochter gehalten. Mehrmonatige Abwesenheit in Italien,

Südfrankreich, Engadin. Gefl. Photographie einsenden nebst Angaben über Alter, Familienverhältnisse &c."

„Günstige Placements für deutsche oder schweizerische Bonnen, Lehrerinenn, Kindergärtnerinnen . . . Warschau."

„Brettlquartett, junge Damen, gute Figur gesucht. Offerten U 128, postlagernd Berlin W 15.

Im September 1911 erschien im „Zürcher Tagblatt" eine Annonce, wonach ein Zahnarzt in Paris eine Gehilfin suchte, die womöglich schon eine ähnliche Stellung bekeidet habe; Photographie &c. sei erwünscht. Auf die Meldung einer jungen hübschen Zürcherin erhielt diese postwendend aus Celerina, Cresta Palace Hotel, einen längern Brief des Inhalts, daß Schreiber dieses ihre Offerte erhalten habe und nun gern bereit sei, sie zu heiraten; er bitte um nähere Mitteilungen und ein baldiges rendez-vous in Chur. Die Sache wurde dem Schweiz. Agenten gegen den Mädchenhandel mitgeteilt und endigte mit der Verhaftung des Mädchenjägers, leider aber nicht mit dessen Bestrafung. Die Netze waren fein gestellt.

3. Den leichtesten Kauf machen die Mädchenhändler dort, wo Unbildung und Armut herrscht; deshalb sind die eigentlichen Länder des Handels Südrußland, Galizien, Polen, Ungarn, Rumänien. In jenen östlichen Gebieten, wo die Mädchen fast ohne Schulung aufwachsen und mit einem täglichen Verdienst von 50 Cts. wohnen, essen und sich kleiden müssen, blüht der Export weißer Menschenware nach Südamerika. Diese meist hübschen, aber in jeder Hinsicht preisgegebenen Geschöpfe sind den kühnsten Vorspiegelungen zugänglich. Kupplerinnen reisen in den kleinen Städten und Dörfern umher, notieren sich die Adressen lebenslustiger Mädchen, die dann bald „Besuche aus Amerika" oder ähnliches empfangen und voller Hoffnungen sich mitnehmen lassen, um einen frühen Tod in den Lasterhöhlen von Buenos-Ayres zu finden.

Aber auch bei uns zu Lande machen sich die Agentinnen des Mädchenhandels als vertrauenerweckende Witwen in öffentlichen Anlagen an Kindermädchen, oder an Jahrmärkten, am großen Gemüsemarkt in Zürich als elegant gekleidete Damen an Dienstmädchen, deren Gespräch sie belauscht, gewinnen sie durch Liebenswürdigkeit, haben eine bessere Stelle bereit und führen sie statt aus dem Elend erst recht hinein. Nicht wenige Hausierer und Hausiererinnen sind in den Mädchenhandel verflochten; jedes Haus auf dem Lande absuchend, stoßen sie auf arme, verlassene Mädchen, denen die Landarbeit zu mühsam ist und zu wenig lohnt; oder auf Kinder verkommener Eltern. Im Juni 1899 offerierte eine solche Hausiererin einer Mutter in Zürich 3000 Franken für ihre beiden Töchter. — In einem kleinen Luftkurort des Berner Oberlandes hielt sich eine ältere, fein gekleidete Dame aus Biel auf. Sie durchstreifte alle Morgen die Gegend und wußte bei den Mahlzeiten nicht genug zu rühmen, wie einfach und fleißig die Leute da herum seien. . . . Als nach 14 Tagen ein neuer Kurgast

aus Biel anlangte, reiste die Dame ab. „Wißt ihr, wer diese Frau war? Es ist Mme. G., Bordellbesitzerin, eins der schändlichsten, grausamsten Weiber unter der Sonne, Mädchenhändlerin en gros.“ Allgemeines Entsetzen! Sofort machte man sich auf, um in allen Hütten der Umgegend zu warnen; aber in einigen kam man schon zu spät.

Es ist selbstverständlich, daß ebenso sehr wie soziale Mißstände auch häusliche Zerrüttung, Verwahrlosung der Familie, Trunksuchtt des Vaters, H ärte der Stiefmutter u. a. die Tochter von ihrem Muterboden zu Hause lösen und zu einer Verpflanzung irgendwohin geneigt machen — also dem Mädchenhandel in die Hände arbeiten.

Vor kurzem machten die Berliner Enthüllungen der früheren Stuttgarter Polizeiassistentin, Schwester Henriette Arendt, ein trauriges Aufsehen, die einem umfangreichen Kinderhandel auf die Spur gekommen war. Nachdem sie auf Veranlassung der deutschen Gesellschaft für Mutter- und Kinderrecht monatelange Spezialforschungen angestellt, erklärte sie, beweisen zu können, daß in Berlin Kinder zu jeder Preislage von 300 Mark aufwärts bis 10,000 Mark zu den verschiedensten Zwecken, vor allem aber für künftigen Mädchenhandel, nach dem Ausland verkauft würden, ohne daß den Händlern von Behörden Schwierigkeiten bereitet werden. Ein fragwürdiges Ehepaar in einem Vorort von Berlin habe sogar die Konzession erlangt, Kostkinder zu halten; es übernehme solche mit Abfindungssummen von 3000 bis 5000 Mark und lasse sie entweder bald sterben oder verschwinden. Der einzige Erwerb, den diese Leute nachweisen könnten, sei die Herstellung unzüchtiger Postkarten. — Solche Kinderverkäufe sind auch in der Schweiz nicht ohne Beispiel. So suchte im Juli 1909 ein in Frauenfeld dienendes Mädchen durch Zeitungsinserate ihr fünfjähriges uneheliches Kind zu verkaufen. Sie erhielt eine günstige Offerte aus — Genf mit der Bitte um Bericht postlagernd Genf; und höchstwahrscheinlich wäre das Kind dort für den Mädchenhandel aufgezogen worden, wenn sich nicht das Schweizer Nationalkomitee gegen den Mädchenhandel und ein Frauenverein der Sache angenommen hätte. Und was für ein schmerzliches Bild sozialen Elends entrollte sich letztes Jahr in Bern den Besuchern einer an der Zeughausgasse gelegenen Tingeltangelbude! Mit Recht empörte sich jede fühlende Brust ob dem Auftreten eines äußerst anmutigen, bildschönen, kaum mehr als sechs Lenze zählenden Mägdleins, das durch Vorträge sehr zweideutiger Art, die unter keinen Umständen in das Mündchen eines so unschuldigen Kindes gehören, die Anwesenden angenehm zu unterhalten sich bestrebte. Es war wirklich eine Qual anzusehen, wie sich die arme Kleine in dem niedrigen, düstern, von Rauchqualm und Biergestank durchseuchten Lokale mit den allerletzten Kräften ihres zarten Körpers anstrengte, den stetigen „Aufmunterungen“ der kein Erbarmen kennenden, hinter der primitiven Kulisse hörbar kommandierenden Mutter auch nur annähernd gerecht zu werden.

4. Vor allem bringen sittliche Verfehlungen oder Vergewaltigungen oder gar die Folgen eines Fehltrittes, eines Verhältnisses gerade früher unbescholtene Mädchen in solche Verwirrung, ja Scham und Verzweiflung, daß sie leicht zur Auswanderung und zu irgend einem Leben in der Fremde veranlaßt werden können. An den Toren der Gebäranstalten lauern die Vermittlerinnen, nehmen den jungen, betroffenen Müttern das Kind ab, mit dem sie ja doch keine Stelle erhalten können, versprechen gut für das Kind zu sorgen — das sie in Wahrheit einer Engelmacherin übergeben — verpflichten sich, daheim der Tochter während deren Abwesenheit gute Verhältnisse anzubahnen — woran sie natürlich ebensowenig denken, als an eine Heimkehr der Tochter — und verschleppen dann ohne weitere Schwierigkeit die Mädchen, die ja in solchen Fällen keinem Menschen ihre Pläne anvertrauen und keinerlei Erkundigungen einziehen.

In Deutschland ist häufig der folgende Verlauf beobachtet worden. Eine junge Verkäuferin fängt mit einem Angestellten des Warenhauses ein Verhältnis an. Sobald die Eltern dies entdecken, verlegen sie dem Mädchen ihre freie Zeit, um das Verhältnis zu hindern. Nun läßt sich die in ihrem Stolze Beleidigte von ihrem Liebhaber zur Flucht verleiten. Die beiden bilden sich ein, in Paris, London, Kopenhagen, Amsterdam sofort eine geeignete, gutbezahlte Stellung zu erhalten. Bei ihrer mangelhaften Sprachkenntnis und der großen Zahl von Wartenden erfahren sie lauter Enttäuschungen. Ihre wenigen Mittel sind sehr bald aufgebraucht. Vis-à-vis du rien zwingt der Mann das Mädchen, „auf die Straße zu gehen“ und durch Prostitution ihr beider Leben zu erhalten. Will das Mädchen dies nicht, so schreibt sie den Eltern, und diese suchen die Tochter mittels der Nationalkomitees gegen den Mädchenhandel heimzuschaffen. Gibt aber das Mädchen ihrem Zuhälter nach, so ist es dem Mädchenhandel verfallen. Die Mädchenhändler in Amerika haben eigene Angestellte, die weiter nichts zu tun haben, als unschuldige Mädchen mit List oder Gewalt, in Freiheit oder zwischen kerkerhaften Wänden ihrer Ehre zu berauben — hernach, wissen sie, sind die meisten willenlose Opfer des Mädchenhandels, die nicht mehr nach Hause zurück wollen vor Scham und Schande.

In jüngster Zeit sind zwei Romane erschienen, welche von verschiedenen Standpunkten aus, aber in durchaus zutreffender Weise das Los der weißen Sklavinnen wie auch das Treiben der Händler schildern: Elisabeth Schöyen, die weiße Sklavin, des zwanzigsten Jahrhunderts Schmach. Aus dem Norwegischen von Rhea Sternberg. 5. Auflage. Berlin, Verlag Continent. Motto: Wer Zeuge eines Verbrechens ist, ohne dagegen zu protestieren, wird zum Mitschuldigen vor Gott und seinem Gewissen. (Preis Fr. 5.35 geb.) — Sodann das vielgelesene: Der heilige Skarabäus. Roman von Else Jerusalem. 21. Auflage. Berlin, Verlag S. Fischer, 1911. Motto: Auch im zerbrochnen Spiegelglase zeigt sich von unserer Zeit ein Bild. — Im Winter

1910/11 und darauffolgenden Sommer haben sogar die Kinematographen in allen Schweizerstädten das Sensationsdrama „die weiße Sklavin" gebracht, und eine zweite und dritte Bilderserie folgen lassen. Diese Darstellungen waren leider nur zu wahr, und da sie nichts direkt Anstößiges oder die Lüsternheit Reizendes enthielten, auch von der Preußischen Polizeikontrolle genehmigt worden waren, so sahen sich die Schweizer Sittlichkeitsvereine nicht zum Einschreiten veranlaßt, sondern glaubten eher in diesem Fall einmal an einen Nutzen, an eine warnende, jungen Mädchen die Augen öffnende Wirkung des „Kino".

Was der Film nicht darstellen kann, das ist der entsetzliche Wucher, der mit den unglücklichen Mädchen getrieben wird. Als vor einigen Jahren zwei Schweizerinnen von Biel nach Mailand verkauft wurden, erhielt jede für die einfache Fahrt 300 Franken Reisespesen aufgeschrieben, das Billet für den mitfahrenden Agenten inbegriffen. Neu angeschaffte Reisekleider wurden mit mehreren hundert Franken berechnet, so daß die Schuldenlast beim Eintritt in das Mailänder Haus 800 Franken betrug. Der nämliche Agent nahm von Mailand zwei Mädchen zurück und bezog wieder 300 Franken von jeder. Bevor die Mädchen eine Reise antreten, müssen sie unterschreiben, daß sie freiwillig gehen — das einzige Schriftliche, das es zwischen ihnen und ihren Würgern gibt — alles andere wird mündlich abgemacht. Die Toilettestücke, der seidene Flitterstaat, all die der Unzucht und Ueppigkeit dienenden Sachen, die sie in ihrem Zimmer vorfinden und stets erneuert erhalten, werden ihnen zu enormen Beträgen angekreidet, so daß sie aus den Schulden gar nicht herauskommen. Dazu kommen die furchtbaren Krankheiten, die Tausende von jungen Menschenleben einem frühen ekelhaften Siechenlager oder Tode ausliefern.

So bleibt dem Mädchen nichts, gar nichts als Schulden und ein zerstörter Leib und eine zerstörte Seele. Ausgeplündert, bis ins Innerste degradiert, nicht mehr Person, sondern Ware, wagt sie kaum mehr ins Leben zurückzukehren, vermag nicht mehr zu wollen; und wird sie herausgezogen oder herausgeworfen — wer nimmt sie noch in Dienst? Sie, die vielleicht Verseuchte, pestatmende, ansteckungdrohende, sittlich gefährliche? So fällt sie zuletzt der Gemeinde, dem Staate zur Last.

### 4. Die Hauptquelle des Mädchenhandels.

Die Bekämpfung des Mädchenhandels wäre ziemlich einfach, wenn man seine Hauptquelle verstopfen könnte — das sind die Bordelle. Nun zeigt sich aber, daß manche eifrige Bekämpfer des schändlichen Mädchenhandels ebenso leidenschaftliche Verfechter des Bordellwesens sind, und daß dieselben Staaten, die mit strengen Gesetzen die weißen Sklavenhändler treffen, die Sklaverei selber aufrecht erhalten, die „öffentlichen Häuser" nach wie vor sanktionieren. Wir müssen hier also einen Augenblick stehen bleiben, uns an den Kopf fassen und

fragen: was wollen wir? Wir müssen das ganze traurige Gebiet der Prostitution ein wenig überblicken, in seinen innern Abgrenzungen erfassen, moralisch und sozialpolitisch beleuchten.

Die Prostitution ist wohl mindestens so alt wie die Ehe. Durch das ganze Altertum war die Ehe ein Kauf und ist es noch heute im Orient. Bei den meisten Völkern also war und ist die Käuflichkeit der jungen Mädchen das Gewöhnliche. Prostitution ist der Kauf auf kurze Zeit behufs steter Abwechslung. 1. Mose 38 kennt die Prostitution als feste Einrichtung; die Ausgrabungen in Egypten, Assyrien, auf Kreta u. a. fördern aber noch ältere Zeugnisse ans Licht. Um die Straße von sich selbst anbietenden Dirnen zu säubern, wurden schon früh Bordelle eingerichtet, die ersten nach der gewöhnlichen Annahme durch Solon. Die Bordellinsassinnen waren natürlich Sklavinnen und Kriegsgefangene. Die alte Form dieser Häuser ist in Pompeji heute wieder zu sehen. Im Mittelalter nahmen die Päpste, die Städte die Verpachtung dieser Freudenhäuser selbst in die Hand, zogen große Einkünfte daraus und veranstalteten üppige Feste darin, beim Empfang von Fürsten und bei vielen andern Anlässen. Infolge des langen Bestandes der Bordelle sehen heute die städtischen Verwaltungen der meisten Länder in der Kasernierung und Reglementierung das beste Mittel, die nun doch einmal unaustilgbare Prostitution zu überwachen, und fast überall bestehen Ausnahmegesetze und Verordnungen für die Prostituierten.

Dem gegenüber wollen die Abolitionisten sowohl die Kasernierung als die Reglementierung abschaffen. Beides ist übrigens sehr wohl von einander zu trennen. Das Reglement besteht darin, daß die der Prostition überführten oder sich freiwillig anmeldenden Mädchen in die Liste eingeschrieben, regelmäßigen ärztlichen Untersuchnugen unterworfen, bei Erkrankungen dem Spitale überwiesen und durch bestimmte polizeiliche Vorschriften in ihrem Auftreten beschränkt, von gewissen Straßen ferngehalten, von Theater, Konzerten oder andern Anlässen ausgeschlossen werden. Solche Einrichtungen und Beschränkungen erscheinen im Interesse des öffentlichen Anstandes und der Hygiene als notwendig, zugleich erklärt damit der Staat die Minderwertigkeit der Prostitution gegenüber dem sittlichen Ideal. Unter Kasernierung verstehen wir die weitergehenden polizeilichen Vorschriften, welche die Dirnen zwingen, in bestimmten sog. öffentlichen Häusern oder gar, wie dies vor allem in den Hansestädten geschieht, in ganzen Straßen Haus an Haus, Zimmer für Zimmer Wohnung zu nehmen, wobei gegenüber den Inhabern solcher Häuser die weitestgehende Nachsicht geübt wird. Diese Venustempel, diese Schandstätten der ungezügelten Fleischeslust und Gewalttat, des gehäuften moralischen Elends und Sklaventums treten gewissermaßen unter staatlichen Schutz, unter gesetzliche Sanktion, ja in den geheiligten öffentlichen Dienst, so daß allen Ernstes schon Bordelldirnen und -Vorsteherinnen die Frage erheben konnten, ob sie nicht Pensionsansprüche an die Staatskasse

hätten, sie seien doch eigentlich Beamte. In diesen konzessionierten und sanktionierten Unzuchtskasernen liegt offenbar eine Irreleitung des öffentlichen Gewissens, die ich in der bloßen Ueberwachung und polizeilichen Beschränkung der Einzelprostituierten nicht finden kann. Das Bestehen solcher „öffentlichen Häuser“ ist eine Beleidigung ins Gesicht unserer Frauen und Töchter. Daß durch sie die gewerbliche Unzucht nicht vermindert, sondern erst recht vermehrt und groß gezogen wird, haben in den beiden letzten Jahrzehnten die Erfahrungen in Zürich bewiesen; je geringer die Gelegenheit zu Ausschweifungen, desto mehr wird sich auch das Bedürfnis verringern. Und wer glaubt heute noch daran, daß die Volksgesundheit durch die Bordelle, auch bei Verdoppelung der ärztlichen Untersuchungen, geschützt oder gar gebessert wird? Die Zürcher Ziffern der Geschlechtskranken beweisen wiederum das Gegenteil. Es ist nicht wahr, daß die Straßen von Dirnen reingehalten werden, wenn man diesen eigene Häuser baut; je mehr Häuser, desto mehr Dirnen auf der Straße, neben den Häusern. Es ist nicht wahr, daß anständige Mädchen und Kinder vor Verführung und vor Angriffen geschützt sind, wo man in Bordellen die übermächtigen Triebe der Männer gleichsam auf einzelne Opfer der Gesellschaft abzuladen sucht; je mehr Bordelle, desto mächtiger die Triebe und immer unnatürlicher und immer brutaler. Kurz, wer nicht auf dem Boden des krassesten Naturalismus steht, dem werden die Scheingründe für das Bordellwesen in ihr Nichts zerrinnen. Diese Häuser sind recht eigentlich die Brutstätten der Unzucht und Perversität unter staatlicher Genehmigung, und es ist zu beklagen, daß die Stadt Calvins trotz wiederholter harter Kämpfe der Bessergesinnten immer noch so zäh an diesem brutalen französischen System festhält. Auch in ein paar andern Schweizerstädten bestehen jene Häuser trotz veränderter Gesetzgebung lustig fort. Hoffentlich wird das neue einheitliche Gesetzbuch den letzten Resten der alten Mißkultur ein Ende machen.

Aus dem Angedeuteten geht unmittelbar hervor, daß durch nichts so wie durch die Bordelle die Notwendigkeit des Mädchenhandels geschaffen wird, d. h. von den Instituten, in welchen unter einem Wirt oder einer Wirtin die Kunden mit Freudenmädchen bedient sein wollen. Die Anzahl der in den einzelnen Bordellen geführten Mädchen schwankt zwischen drei und dreißig. Selten bleiben sie ein Jahr im gleichen Hause; im Durchschnitt ein Vierteljahr; ständiger Wechsel ist nötig — Konsequenz des polygamischen Prinzips. Geht dieser Wechsel als Austausch unter bestimmten Häusern des gleichen Landes vor sich, so entsteht nur ein nationaler Handel. Da jedoch eine Anzahl von Häusern ihren Stolz drein setzen, stets „frische Ware“ zu bieten und auf Grund dessen auch sehr noble Preise von ihren Besuchern zu fordern, so entstehen die internationalen Ringe. Die Beschaffung junger und hübscher oder gar unberührter Mädchen erfordert nämlich weitreichende Verbindungen, planvolle Organisation, kniffige Geriebenheit. Die Händler müssen fortgesetzt orientiert sein, welches Haus Mädchen

braucht und wo die gewünschten zu beschaffen sind. Sie besitzen ein alle zwei Jahre neu erscheinendes Adreßbuch, in dem 1100 Bordelle und 150 mit Mädchenhandel verknüpfte Vergnügungslokale aufgeführt werden. Der Titel dieses auch manchen Reisenden begleitenden Buches lautet: Agence de Publicité, Annonces et Réclames Commerciales. Ancien Cabinet Murier, rue des Martyres 6, Paris, E. Deyber, directeur. Die Häuser werden vornehm als maisons oder salons de société bezeichnet, dites maisons de tolérance und maisons de rendez-vous. Den größten Raum in dem Buch nimmt Paris ein, folgen 307 andere französische Städte, in denen offizielle Bordelle bestehen; sodann Deutschland mit einer einzigen Stadt: Metz, 7 Bordelle; ferner Belgien, Spanien, Niederlande und die Schweiz. Die übrigen europäischen Länder sind nicht erwähnt, wohl weil sie ihren Bedarf an frischer Ware selber decken können, ohne internationale Hilfe. Die wichtigsten Absatzgebiete sind New-York, Rio de Janeiro, Buenos-Ayres, Johannesburg, Colombo, Alexandria, Kairo, Konstantinopel. An allen diesen Plätzen sind schon zahllose Händler gefaßt und bestraft worden, ohne daß der Handel wesentlich abgenommen hätte. Der Verdienst dieser Leute ist zu groß, als daß sie sich durch geringe Strafen abschrecken ließen.

Die Größe ihrer Gewinnsummen läßt sich aus folgendem verbürgten Fall ermessen. In Chicago wurde das berüchtigte, französische Händlerpaar Dufour und Frau gefaßt. Man fand bei ihnen 20 junge Mädchen aus den verschiedensten Teilen Europas und Amerikas. Die Dufoursche Lasterhöhle war sowohl Annahmestelle als auch Lieferungsstation für die weitere Umgebung Chicagos. Das saubere Paar wurde gegen eine Kaution von 26,500 Dollar, also 135,000 Franken auf freien Fuß gesetzt. Ohne Bedenken, ließen sie die Summe im Stich und zogen noch Paris. Ihre Bücher ergaben, daß sie im Jahre 1907 102,720 Dollar = 515,000 Franken rund, und in den ersten 5 Monaten 1908 41,000 Dollar = 211,000 Franken rund verdient hatten. Wieviel Tränen sind hinter diesen Geldern zu zählen; und welch eine Unsumme von Fleischeslust und niedrigster Schwelgerei in den Häusern ermöglicht den Händlern den Erwerb solcher Kapitalien in kürzester Zeit! Allein für Berlin mit seinen wohl 50,000 Dirnen hat man den jährlichen Aufwand an Unzuchtsgeldern auf hundert Millionen Mark berechnet.

### 5. Die Bekämpfung des Mädchenhandels.

Der Leser, der den unsäglich traurigen Darlegungen bis hieher gefolgt ist, wird in seinem gerechten Zorn gegen den Mädchenhandel vielleicht schon selbst einen Feldzugsplan entworfen haben. Drei Dinge werden ihm als unmittelbar geboten erscheinen:

1. Der internationalen Liga der Mädchenhändler muß eine internationale Organisation von Menschenfreunden entgegengestellt wer-

den behufs Einwirkung auf öffentliche Meinung und Gesetzgebung, behufs Verfolgung der Händler und Rettung ihrer Opfer.

2. Die Bordelle müssen überall beseitigt, der Prostitution muß entgegengearbeitet werden.

3. Gewisse soziale Mißstände sind zu heben; die weibliche Jugend aller Klassen ist so zu erziehen und aufzuklären, daß sie dem Mädchenhandel unzugänglich wird.

Nach allen drei Richtungen ist schon viel geschehen.

1. Im Jahre 1899 besuchte der rührige Sekretär der Vigilance Association zu Landon, Mr. W. A. Coote, die Hauptstädte der größeren europäischen Staaten, um seine mit der Verschleppung von Mädchen gemachten Erfahrungen auszutauschen, Nationalkomiteen zu gründen uud eine internationale Bekämpfung des Handels anzubahnen. Noch im gleichen Jahre fand der erste internationale Kongreß der vereinigten Nationalkomiteen und anderer auf das gleiche Ziel gerichteter Vereine in London statt, an welchem Schreiber dieses mit etwa zehn andern Damen und Herren als Vertreter der Schweiz teilnahm. Seitdem sind fast jährlich solche internationalen Konferenzen und Kongresse wiederholt worden, 1900 in Amsterdam, 1902 in Frankfurt a. M., 1904 in Zürich, 1905 in Paris, 1906 in Paris, 1907 in Brüssel, 1909 in Wien und 1910 in Madrid. Am letzteren waren etwa 20 Länder vertreten, und der König empfing persönlich die Abgeordneten am Hof in der liebenswürdigsten Weise.

Wichtiger noch war es, daß 1902 auf Einladung der französischen Regierung ein Kongreß von Staatsmännern in Paris sich ausschließlich mit dem Mädchenhandel befaßte, eine europäische Konvention behufs Verfolgung und Bestrafung der Mädchenhändler abschloß und die Gesetzgebung der einzelnen Länder beeinflußte. Vertreten waren folgende Staaten (nach dem französischen Alphabet geordnet): Deutschland, Oesterreich, Belgien, Brasilien, Dänemärk, Spanien, Frankreich, Großbritannien, Ungarn, Italien, Norwegen, Niederlande, Portugal, Rußland, Schweden und die Schweiz. Hier wurde zum ersten Mal der Begriff Mädchenhandel festgesetzt und die Strafwürdigkeit anerkannt, mit folgender einstimmiger Erklärung: „Wer eine Frau oder ein Mädchen zur Befriedigung der Leidenschaften andrer zur Unzucht anwirbt, verschleppt oder entführt, auch wenn die einzelnen Handlungen, welche den Tatbestand ausmachen, in verschiedenen Ländern begangen sind, wird bestraft.“ Allmählich stellte sich heraus, daß diese Definition zu weit gefaßt war, daß vor allem ein Unterschied zu machen sei zwischen jungen Mädchen (minorennen) und alten Sünderinnen, freiwillig Mitgegangenen und irgendwie mit List oder Gewalt Eingefangenen, und daß der Käufer, der bis jetzt meist straflos bleibt, in der gleichen Verdammnis ist wie der Verkäufer. Beide können nicht streng genug bestraft werden. Der Madrider Kongreß hat daher einstimmig den Zusatz zu obiger Definition gewünscht: „oder wer Mädchen gewerbsmäßig in gewinnsüchtiger Absicht der Prostitution

zuführt." Mittels dieses Zusatzes können auch die Besitzer öffentlicher Häuser gefaßt werden.

In der Schweiz ist nach dem offiziellen Pariser Kongreß eine eidgenössische Zentralstelle zur Bekämpfung des internationalen Mädchenhandels geschaffen worden. Sie wird von dem Bundesanwalt Kronauer versehen, der auch an den Sitzungen des Schweizer National-Komitees teilnimmt; alle Fälle von internationalem Mädchenhandel müssen ihm sofort gemeldet und von ihm energisch verfolgt werden. Zudem sind in Folge jenes Kongresses für unser neues, einheitliches Strafgesetzbuch die folgenden Bestimmungen in Aussicht genommen.

Artikel 130. Mädchenhandel.

§ 1. Wer eine Frauensperson zur Unzucht mit einem andern anwirbt oder verhandelt oder anzuwerben oder zu verhandeln sucht, wird mit Zuchthaus bestraft.

Wer wissentlich an Veranstaltungen mitwirkt, die darauf gerichtet sind, eine Frauensperson andern zur Unzucht zu überliefern, wird mit Zuchthaus bestraft.

§ 2. Die Strafe ist Zuchthaus nicht unter fünf Jahren: wenn die Frauensperson minderjährig ist; wenn sie die Ehefrau, die Tochter oder Großtochter des Täters ist, oder wenn sie ihm zur Pflege, Obhut oder Aufsicht anvertraut ist; wenn sie der Täter einem Bordell zu überliefern suchte; wenn sie im Ausland der Unzucht überliefert werden sollte; wenn der Täter List, Drohung oder Gewalt gegen eine Person ausgeübt hat.

§ 3. Die Strafe ist Zuchthaus nicht unter zehn Jahren oder lebenslängliches Zuchthaus: wenn die Frauensperson unbescholten war und der Unzucht überliefert worden ist.

§ 4. Mit der Freiheitstrafe kann Buße bis Fr. 10,000 verbunden werden.

Das ist der vielumstrittene § 130. Wird er angenommen, so geht die Schweiz den andern Staaten voran in der Bekämpfung des Mädchenhandels, sie gewährt, was die letzten Kongresse gewünscht, und sie macht zugleich allen öffentlichen Häusern den Garaus.

Auf Anregung des Nationalkomitees hat das Eidg. Postdepartement verfügt, daß Minderjährige postlagernde Briefe nur auf Ermächtigung der Eltern in Empfang nehmen dürfen — da gerade solche Geheimkorrespondenz viele ins Verderben geführt hat.

2. Die verschiedenen europäischen Nationalkomitees, die sich um das internationale Zentralbureau in London scharen, haben sich in den ersten zehn Jahren grundsätzlich des Kampfes gegen die Bordelle enthalten, weil dieser Kampf sofort Uneinigkeit in unsere Reihen getragen und unsere Bestrebungen auch vor den Regierungen gefährdet hätte. Nunmehr aber ist unsere Organisation so erstarkt und das öffentliche Gewissen für den Mädchenhandel so erwacht, daß lauter und lauter auch auf das Bordellwesen als auf die Hauptquelle des

Mädchenhandels hingewiesen und die Abgrabung derselben auf unsre Fahne geschrieben werden darf. Das ist seit Wien 1909 und Madrid 1910 trotz des heftigen Widerspruchs Frankreichs geschehen.

Wir hoffen es zu erleben, daß die Regierungen aller zivilisierten Länder den im Bestehen der „öffentlichen Häuser“ ausgesprochenen Widersinn erkennen und mit diesen Anstalten gründlich brechen. „Der Mädchenhandel steht und fällt mit dem Bordell (Madrid 1910).“

Damit ist freilich die Prostitution nicht aus der Welt geschafft. Sie ist auch gar noch nicht reif zur polizeilichen Bekämpfung. Ihr muß auf ganz anderem Wege entgegengearbeitet werden. Wie viel es an sozialen Mißständen und moralischen Vorurteilen aufzuräumen, im Familien-, Berufs- und Erwerbsleben zu bessern, in Kirche, Schule und Haus mit vereinten Kräften zu pflanzen und zu pflegen gilt, um jene Krebsgeschwulst abzubinden und zu verdrängen, das kann hier nicht weiter ausgeführt werden.

Aber sehr erfreulich ist die Eingabe, welche der Vorstand des Kantonalen Männervereins Zürich zur Hebung der öffentlichen Sittlichkeit und mit ihm 600 andere Vereine der Schweiz, darunter auch die ständige Rechtskommission der schweizerischen Predigergesellschaft, kürzlich an das eidgenössische Justizdepartement gerichtet haben, mit eingehender Besprechung und Würdigung folgender Punkte zuhanden der Expertenkommission für die Ausarbeitung des Schweizer Strafrechts:

1. Das Schutzalter ist auf 18 Jahre festzusetzen. Einen im Vergleich zu den Volljährigen angemessen erhöhten Schutz sollen Achtzehn- bis Zwanzigjährige genießen.

2. Der Begriff „arglistig“ darf nicht als Merkmal des Tatbestandes bei strafbarer Verführung aufgestellt werden.

3. Die Prostitution darf nicht als soziale Notwendigkeit anerkannt werden. Sie ist schädlich und gemeingefährlich. Sie ist insbesondere, soweit sie die Bevölkerung belästigt, sowie in ihren Kundgebungen, zu bestrafen und dementsprechend darf sie vom Strafgesetz weder begünstigt noch erlaubt werden.

Den Kantonen darf das Recht, Bordelle einzuführen und die Prostitution in irgend einer Weise zu regulieren, unter keinem Vorbehalt gestattet werden. Die gewinnsüchtige oder gewerbsmäßige Begünstigung der Prostitution ist in jeder Form strafbar.

4. Die Kuppelei ist in jeder Form zu bestrafen, einschließlich das Vermieten von Wohnräumen zu Zwecken der Kuppelei und der Ausübung der Prostitution.

5. Der Mädchenhandel ist als Delikt an sich strafbar, gleichviel ob er von Bordell zu Bordell geht oder zur Befriedigung Einzelner dient, ob die Angeworbenen ins Inland oder ins Ausland verhandelt werden, ob dieselben volljährig sind und zum Handel ihre Zustimmung geben, oder minderjährig. Auch der Versuch soll strafbar sein. Bei Anwendung von List, Drohung und Gewalt, sowie bei Minderjährigkeit des Opfers soll Strafverschärfung eintreten.

6. Das Vorschubleisten zu unzüchtigen Handlungen, sowie das Verbreiten von unzüchtigen Bildern und Schriften und das Vorführen unzüchtiger Darstellungen sind zu verbieten.

7. Rückfälle der Verbrecher gegen die Sittlichkeit ziehen in jedem Falle Strafverschärfung nach sich ohne Rücksicht auf das Strafmaß der Vorvergehen.

8. Bei allen Sittlichkeitsverbrechen soll mit der Strafe in der Regel der Entzug der bürgerlichen Ehrenfähigkeit und der vormundschaftlichen Gewalt verbunden sein.

9. Das Recht der Persönlichkeit ist höher zu werten als die Sache. Das Strafmaß für Sittlichkeitsverbrechen ist demnach höher anzusetzen als für Eigentumsverbrechen.

10. Durch zweckmäßige Einschränkungen der Pflicht des ärztlichen Berufsgeheimnisses soll eine weitgehende Fürsorge gegen die Verbreitung der Geschlechtskrankheiten ermöglicht werden.

3. Was kann der Einzelne tun? Er kann: Unterstützen die Vereine zum Schutz der Jugend, zum Kampf gegen Unsittlichkeit und Mädchenhandel. Durch Beitritt und Darreichung besonderer Mittel, durch Meldung von Fällen, durch rechtzeitige Anrufung ihrer Hilfe und Vermittlung. Der Schweizer Agent gegen den Mädchenhandel, zugleich Sekretär der Zürcher Sittlichkeitsvereine, ist ein früherer kantonaler Detektiv, Herr A. Spörri, Zeugwartgasse 2; er hat in den fünf Jahren seiner Tätigkeit 148 verschiedene Fälle von Mädchenhandel oder Versuch desselben zu behandeln und verfolgen gehabt und manches Mädchen aus drohenden Schlingen gerettet. Präsident des Schweiz. Nationalkomitees ist jetzt Herr A. de Meuron, in Genf, zugleich Präsident der fédération abolitionniste. Sekretär ist der Schreiber dieses in Winterthur. Alle diese sind stets zu helfen bereit.

Hinwirken auf eine energische Gesetzgebung, vor allem auf Durchdringen des oben angeführten § 130 im neuen Strafgesetzbuch; sowie auf saubere Hände und wachsame Augen der Polizei.

Warnen vor unbedachtem Zuzug nach den Städten, wo die Versuchung lauert und die Verführer und Seelenverkäufer ihre Opfer nur zu schnell umgarnen. Dies geschieht oft schon in der Eisenbahn oder auf dem Bahnhof. Aber die Helferinnen der Bahnhofsmission, die an jeder größeren Station postiert und an dem in der Hand getragenen roten Buch oder an einem Abzeichen kenntlich sind, dienen jedermann freundlichst und umsonst; sind auch stets bereit, verdächtige Anzeigen entgegenzunehmen und weiterzuleiten.

Warnen vor allerlei fremden Leuten, seien es elegante Herren, seien es die liebenswürdigsten Damen, die oft unter der gleißendsten Maske und den glänzendsten Versprechungen, mit List und Gewalt, drauf aus sind, ihre Opfer der Schande und Sklaverei zuzuführen. Erkundigungen auf der Reise sollen junge Mädchen nur bei den Bahn- und Polizeiangestellten und den Bahnhofagentinnen einziehen.

Warnen vor unbekannten und irgend fraglichen Mietbureaus. Man verweise vielmehr an die gemeinnützigen, kirchlichen und humanitären Stellenvermittungen.

Warnen vor Annahme einer Stelle in größere Entfernung oder ins Ausland ohne genaueste Erkundigung. Solche Erkundigung vermittelt jeder Geistliche, jedes Mitglied eines Frauenvereins, insbesondere die Freundinnen junger Mädchen und Heime für die Mädchen, deren Adressen in jedem Bahnwagen angeschlagen sind.

Warnen vor Berufsarten, deren sittlichen Gefahren die wenigsten gewachsen sind und die oft als Deckmantel zur Anwerbung für das Laster dienen: Kellnerin, Tänzerin, Sängerin, Ladnerin in

Zigarrenhandlungen und Trinkhallen, Mitglied einer Musikkapelle oder herumziehenden Truppe u. a.

Hinweisen auf alle Veranstaltungen zum Schutze, Beratung und Förderung der Frauenwelt: Heime für Dienst- und Fabrikmädchen, für Handelsangestellte und Alleinstehende oder Alleinreisende, Bahnhofs- und Stadtmission, Jungfrauenvereine aller Art, die Organisation der Freundinnen 2c. Zur Hinweisung muß die persönliche Vermittlung und Anknüpfung kommen.

Hinwirken bei der weiblichen wie der männlichen Jugend auf die rechten sittlichen Grundsätze und gesunde Anschauungen von der Ehe, von der Arbeit, vom Dienen und Verdienen, von Zucht und Unterordnung.

Selbst eintreten mit Freundlichkeit, Mut und Zähigkeit, wo es gilt, ein Menschenkind vor den Fallen der Seelenverkäufer und Mädchenhändler zu bewahren. Auf der Reise, im Bahn- oder Postwagen, in den Bahnhöfen oder den Straßen der Großstadt, in den Vergnügungslokalen oder Festveranstaltungen die Augen offen halten.

Selbst beitragen, daß der öffentliche Anstand, die öffentliche Sittlichkeit sich heben, daß das männliche Geschlecht dem weiblichen ritterlich, hilfreich, zuvorkommend begegne, daß jeder sich für zu gut halte, auch nur von ferne zum zeitlichen und ewigen Verderben eines Mädchens beizutragen.

Einwirken auf die Presse; sie bitten, nicht so viel dubiose Artikel und Inserate aufzunehmen, wenn auch unter harmlosem Gewande.*) Aufklärende Artikel einsenden. Die unsittliche Literatur überwachen und bekämpfen. Die Schaustellungen in den Läden im Auge behalten. Die Lektüre der jungen Leute beeinflussen . . .

Wir könnten noch fortfahren mit Forderungen. Dem Einsichtigen und für wahre Humanität im Sinne Jesu entflammten Leser genügen die vorgeführten nackten Tatsachen, um seinem Handeln die rechten Wege und vielleicht „neue Wege“ anzuweisen. Johannes Rinck.

---

*) Die einzige Nr. 503 des „Bund“ vom 25. Oktober 1911 enthält nicht weniger als 18 Annoncen von Hebammen, welche sich für private Entbindungen empfehlen mit absoluter Verschwiegenheit und ohne Heimbericht. Auf Genf entfallen 12, auf die übrige Schweiz 3, auf Savoyen und Frankreich 3 von diesen Reklamen. Solche Inserate und Hebammeninstitute dürften einmal gründlicher untersucht werden!

In der Presse jeder Großstadt finden sich täglich Selbstangebote feiler Weiber zu Dutzenden; darunter so auffallende wie die folgenden (sämtliche vom Budapester Menschenmarkt):

„Sehr geschickte, junge, molette Frau massiert in ihrer Wohnung. Vörösmarthygasse 13, II., 10, Stiegenhaus.“

„Suche die Bekanntschaft eines Kirchenfürsten. Bin Witwe mittleren Alters, hübsch, distinguierte Dame von tadellosem Lebenswandel. Anträge unter ‚Seelische Verwandtschaft 38‘ erbeten.“

„Suche die protegierende Bekanntschaft des Sekretärs oder Direktors eines Mädchenerziehungsinstitutes. Briefe unter ‚Blonde Puppe‘ erbeten.“

# Adventszeit.

Es liegt über der Adventszeit eine eigene Stimmung, die gern auch solche ergreift, welche sonst die Einrichtung des Kirchenjahres für eine müßige Pfarrerliebhaberei halten. Die Adventszeit hat ein doppeltes Gesicht, ein vorwärts und ein rückwärts gerichtetes. Advent heißt Ankunft; es heißt, daß etwas Großes gekommen ist und daß es erst kommen soll. Wir pflegen die Erinnerung an das größte Geschenk Gottes an die Menschheit. Wir stellen uns die Gestalten der auf große Heilstaten Gottes Wartenden vor Augen und lassen uns etwas von ihrer Stimmung sehnsüchtigen Harrens mitteilen.

„Wir wollen nicht einen Gott, der bloß in der Vergangenheit geredet hat; wir wollen sehen, was er in der Gegenwart tut!“ ruft es heute überall her. Die so reden, vergessen leicht, daß die Vergangenheit gar nicht wirklich vergangen ist, sondern in der Gegenwart fortwirkt, daß sie uns Material, Fundamente, Kenntnisse und Erfahrungen für den Bau der Zukunft liefern muß. Wir können nicht genug dem Epigonenhochmut, der da verachtet, was die Vorfahren gesammelt, und dem Aberglauben unserer Zeit widersprechen, als ob die Menschheitsgeschichte ein bloßes müßiges Spiel, ein Werden und Vergehen, ein Erscheinen und Verschwinden sei und keinen bleibenden Ertrag, keine bleibenden Wahrheiten, keine gültigen Grundsätze erarbeite. Aber freilich, die Frucht der Vergangenheit haben wir nicht empfangen, um sie zu behalten, sondern um damit der Zukunft zu dienen.

Die Christen sind seit der ersten Zeit Menschen, die in die Zukunft blicken. Sie leben im Bewußtsein, daß noch nicht erschienen ist, was da werden soll. Sie zittern nicht vor den feindlichen Gewalten, die sie jetzt bedrohen, vor den Brutalitäten und Disharmonien, vor den Leiden und Rätseln des Daseins. Sie wissen: es wird nicht so bleiben; es ist trotz Allem ein Sinn und ein Ziel im Geschehen, und sein Ende ist Sieg und Seligkeit. In diesem Vertrauen finden sie Mut, an das Unmögliche Hand anzulegen und den Kampf aufzunehmen. Aber dieses Vertrauen kann doch nur aufblühen auf dem Boden von Erfahrungen, die man aus der Vergangenheit her empfangen hat. Vertrauen kann man nur dem schenken, den man schon irgendwie kennen gelernt hat. Deshalb ist das Evangelium von Anfang an Freudenbotschaft nicht nur von bevorstehenden, sondern auch von geschehenen Heilstaten Gottes. Jesus selbst hat die Zuversicht in sich getragen auf Grund seiner unmittelbaren Gewißheit, seines innern Verbunden- und Ergriffenseins von Gott. Aber für seine Jünger ist das Vertrauen vermittelt: Jesu eigene Erscheinung, in der ihnen das göttliche Wesen, die göttliche Liebe enthüllt erschien, trat für sie in den Mittelpunkt, und sie erklären: das Entscheidende ist uns schon gegeben; was wir brauchen, besitzen wir schon; da uns Gottes Art erschlossen ist, braucht uns nichts mehr, was das Leben schwer macht, zu schrecken. So wird aus dem Evan-

gelium Jesu das Evangelium von Jesus. Das ist kein Abfall, keine Trübung; es ist eine natürliche und notwendige Entwicklung. Wir können uns deshalb für die Losung nicht begeistern, die bloß von einem Glauben Jesu, keinem Glauben an Jesus wissen will. Daß das Evangelium von Jesus wieder etwas Anderes ist als ein Dogma über Jesus, sei im Vorbeigehen betont.

Auch wir brauchen diesen Blick in Vergangenheit und Zukunft zugleich. Die Gleichgültigkeit und Brutalität, all das Ungewisse und Unbefriedigende, das Empörende und Rätselhafte, die Triumphe von Unsinn und Unrecht, die Entstellung, Verkümmerung und Vernichtung des Lebens tritt vor die Seele und will uns den Glauben an das Recht dessen, was uns das Gewissen bezeugt und an die Möglichkeit dessen, was es von uns fordert, rauben. Aus dieser tiefen Unruhe streckt sich das Herz mit leidenschaftlicher Sehnsucht nach dem, was erst werden soll und spricht: all das soll nicht so bleiben, das ist nicht das letzte Wort; es ist doch ein Sinn und ein Ziel dahinter verborgen, und das, wovon das Beste in uns nicht lassen kann, Wahrheit, Liebe, Gerechtigkeit wird den Sieg behalten und das heiligste Verlangen der Seele gestillt werden. Die Befreiung liegt erst in der Zukunft; aber das, was uns das Recht zur Hoffnung gibt, was die stürmischen Wogen der Seele glättet, was die Angst vertreibt, was Ruhe und Frieden ins Herz gibt, das suchen wir in dem, was schon geschehen ist, in all dem Reinen, Hellen, Befreienden, Hohen, was aus vergangenen Zeiten bis zu unsern Tagen uns entgegenstrahlt. Wir empfangen es vor Allem von dem Einen, für den wir in dieser Zeit wieder herzlich danken, von der Macht der Hilfe, der Reinigung und Erneuerung, die von ihm ausgeht. Und wenn wir uns besinnen auf den Grund unserer Zuversicht, so dürfen wir mit Jesus selbst all das zusammenfassen, was von ihm ausgegangen ist auf Einzelne und auf ganze Zeiten.

All dem Gottwidrigen gegenüber sagt uns das Gewissen: du selbst mußt Hand anlegen und den Kampf aufnehmen. Dann beschleicht uns aber der Eindruck unseres Unvermögens, der Aussichtslosigkeit und wir erkennen: die Hilfe kann bloß von Gott herkommen; er muß es tun. Und die Zuversicht: er wird es auch tun, deine Mühe und dein Kampf wird nicht umsonst sein, reißt uns gerade wieder aus der Energielosigkeit heraus in die Arbeit und den Kampf, wenn wir angesichts des Leichtsinns, des Stumpfsinns, des Eigensinns der Welt verzagen wollten. Wie vieles wäre verhütet worden, wenn uns nicht diese Zuversicht gefehlt hätte! Wie anders würden wir kämpfen, wie viel weiter wären wir schon, wenn wir sie hätten, wenn wir sie nicht immer wieder durch den Augenschein dämpfen ließen und nicht immer wieder hörten auf die klugen Leute, welche für Auffindung von Schwierigkeiten viel mehr Scharfsinn verwenden als für Entdeckung von Wegen zum Ziele! Dafür brauchen wir aber die stets erneute Besinnung auf das, was uns schon gegeben ist.

So hat das Leben, das Jesus geweckt hat, von Anfang an

seinen Doppelcharakter. Bald ist es mehr eine unermüdlich vorwärts treibende Unruhe, Verlangen, Sehnsucht, bald mehr Besitz, Ruhe, Trost, innerer Friede. Bald sieht es mehr das, was noch fehlt, bald mehr das, was wir schon haben; bald ist es der Wunsch und die Hoffnung, Gott möge erst Großes tun, bald Dank und Freude, daß er Großes getan hat; bald Trauer und Entbehrung, bald Leben und Seligkeit. Es gibt Zeiten, wo das eine und Zeiten, wo das andere im Vordergrund steht; bei dem einen Menschen überwiegt das erste, beim andern das zweite. Die Suchenden haben mehr Energie und Entschlossenheit, die Besitzenden mehr Harmonie und Geschlossenheit. Oft wechselt beides im gleichen Menschen. Das Leben aus Christus umfaßt beides, wenn es sich auch nicht in eine Einheit bringen läßt; gerade auf dieser innern Spannung zwischen beiden Elementen beruht sein innerer Reichtum.

R. Liechtenhan.

---

# Im Kampf mit dem Amt.

Es erfordert es sozusagen auch eine gewisse kollegiale Rücksicht, daß man in Pfarrerkreisen Notiz nimmt von einem Buch, das wie keines bis anhin als so symptomatisch für unsere Zeit kirchlicher Krisis bezeichnet werden kann. Es ist das Buch von Aug. Pauli, Im Kampf mit dem Amt. Erlebtes und Geschautes zum Problem Kirche (München, H. Beck. Fr. 3). Man kann es das Schicksals-Buch von Pauli nennen, denn er hat persönlich diesen Kampf erlebt und ist ihm unterlegen. Das Buch erzählt Selbsterlebtes und Geschautes und schließt mit der Apostasie vom kirchlichen Amt. In Anbetracht der Aktuellität des Gegenstandes möchten wir im Folgenden etwas näher darauf eintreten, als es sonst die Besprechung eines Buches mit sich bringt. Es wird manchen interessieren, was da einer von denen vorbringt, die nicht mehr mitmachen können. Geben wir also dem Verfasser ziemlich ausgedehnt das Wort und nehmen es so wohlmeinend entgegen wie es gemeint ist, gemäß dem Motto im Vorwort: „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da.“ Der Schauplatz ist ein kleines bayrisches Bauerndorf von 230 Seelen. Also eigentlich ein Ruhesitz; aber dieser Ruhesitz wird zum Unruhesitz durch das, was kommt. Was mancher angenehm empfinden würde, empfindet er als eine erste Schwierigkeit, den Mangel an Stoff für den Tatendrang der Jugend. Die Schuld findet er im Pfrundensystem, welches die tatenlustige Jugend schont und das resignierte Alter belastet. Allerdings ist es ihm anderseits wieder entsprechend, daß er nicht zu viel und zu oft in Anspruch genommen wird, denn er hat von vornherein schon das Gefühl, daß er das Pfarramt vorläufig nur in kleinen Dosen ertragen kann, was ja freilich ein gewisses Licht der Beurteilung auf das Ganze vorauswerfen wird. Die Rechtfertigung dafür liegt für ihn in der Ueber-

zeugung, daß man die geistliche Amtstätigkeit nur erfüllen kann, wenn man sie in jedem Augenblick aus der innersten Tiefe heraus erfüllt. Das ist wieder der Vorzug kleiner Stellen; in großen ist das unmöglich, und er versteht solche Menschen nicht, die bei 30 Stunden Religionsunterricht per Woche und so und so vielen Krankenbesuchen so und so oft an Gräbern immer noch den Mund überströmend von erbaulichen, trostvollen oder ermahnenden Worten aufrecht und offen noch dastehen können. Darum ist er zunächst der kleinen Stelle noch froh, wo er im Amt nicht viel wird sagen müssen. Aber auch so muß er bald die innere Erfahrung machen, daß in ihm der Mensch gegen den Pfarrer kämpft. Er will nicht, daß sie seinem Worte glauben als des Pfarrers Wort und ihm folgen, wenn nicht die Wahrheit, die es enthält, sie in der Seele trifft. Wenn sie nur den Pfarrer in ihm sehen, hören, achten, dann werden sie ihn gar nicht verstehen. Auch kann er die Erfahrungen, die andere vor ihm gemacht haben, nicht einfach übernehmen; er muß das Leben für sich erst ganz neu entdecken. Die Kirchlichkeit in seiner Gemeinde ist sehr lobenswert. Es ist sogar alles von vornherein geregelt und abgemacht. Auch der Mann, der in der Fremde ungläubige Ideen aufgefaßt hat, ist ein fleißiger Kirchgänger und äußert solche nur im Wirtshaus. Gleichwohl könnte man Freude haben an der Gemeinde, wenn man nur an rechtes Bedürfnis und an die Wahrheit der Situation glauben könnte und sehen, daß der Kirchenbesuch nicht nur Selbstzweck ist. Aber dieser Selbstzweck begegnet ihm auch bei der frommen Uebung des Bibellesens in der Gemeinde. Er erfährt es überzeugend, daß man jedes andere Buch um seines Inhaltswillen liest, sieht aber unwiderleglich, daß man das bei der Bibel nicht tut, sondern ein Umgehen mit guten Werken damit an den Tag legt, wogegen schon die Reformation gekämpft hat. Es ist sogar eine sozusagen kirchliche Willigkeit vorhanden, die der Verkündigung der Wahrheit zu selbstverständlich beigepflichtet. Und das zu leichte Nachgeben ist nur ein Beweis, daß man die Wahrheit eigentlich gar nicht sieht. Es fehlt das Eine, was zum Erfolg gehört: die Spannung. Das ist eine Lage der Dinge, auf welche der Mann nicht vorbereitet war und die ihn in Verwirrung setzt.

Es erfolgt der erste Todesfall und der Pfarrer soll den Trost am Grabe spenden, aber es ist ein Fall, wo eine energische Aufforderung zum Ringen um das Leben absolut geboten scheint und der kirchliche Trost durchaus deplaziert wäre. Dennoch hat „der Herr Pfarrer bei seiner ersten Leichenfunktion ‚die Sache recht gut gemacht‘ und ‚eine schöne Rede gehalten,‘ wie alle Leute sagen.“ „Ja wenn die Leute zufrieden sind, das ist die Hauptsache,“ meint eine, die es dick hat. Aber der Pfarrer meint, das Leben sei eigentlich eine Aufgabe, und die Kirche eine ernsthafte Einrichtung, und der Pfarrer mehr als ein dekoratives Element. Das Unangenehmste dabei ist ihm aber, daß das Christentum, die Sache Jesu dazu herhalten muß,

denn dem natürlichen Dasein weihevollen Schmuck zu geben, das war nach des Pfarrers Ansicht Sache der alten heidnischen Volksreligionen, während das Christentum eigentlich auf etwas ganz anderes abzielte. Diese ganze Auffassung der Aufgabe und Stellung des Pfarrers wird ihm zum Gegenstand grübelnden Nachdenkens und schließlich erklärt er sie sich daraus, daß die Leute dem göttlichen Wort in mißverstandener Willigkeit und Gläubigkeit zu nahe getreten sind. Sie spüren die Distanz nicht mehr.

Es soll Abendmahl gefeiert werden. Einer, der auch teilnehmen will, hat sich vergangen und die „schwarze Polizei" wird aufgerufen. Es ist auch eine Schandbank in dieser Kirche, wo überhaupt peinlich strenge Einteilung der Sitzplätze herrscht. Der Pfarrer erblickt in dieser Art Kirchenzucht die allergefährlichste Brutstätte des Pharisäismus, also etwas direkt Unchristliches. Er ordnet deshalb die Sache anders und das macht böses Blut, denn die ehrbaren Jungfrauen müssen eine schamlose Person in ihrer Mitte dulden. Der Pfarrer setzt sich zwar über das böse Blut hinweg, aber für sein scharfes Auge und feines Gewissen resultiert daraus eine ganz peinliche Klemme, die gebildet wird einerseits durch die unerläßliche Notwendigkeit einer Kirchenzucht und anderseits durch das ebenso klare und verbindliche gegenteilige Vorbild Jesu. Der Erfolg dieses Gedankenganges ist ein ad absurdum-Geführtsein der Sittenpolizei der Kirche.

Zum Liturgischen im Gottesdienst nimmt Pauli die Stellung ein, wie Joh. Müller in Mainberg zum Gebet. Müller nennt bekanntlich jedes offizielle Beten eine Prostitution des Gebetes. Im Religionsunterricht hat Pauli deshalb einen ersten Versuch gemacht, sich gegen die Allmacht der Sitte aufzulehnen. Er konnte das sinnlose Gebetsplappern der Kinder nicht ertragen und rückte rund heraus mit der Sprache. Der Erfolg war jedoch ein fassungsloses Anstarren. Vom Beten in der Kirche gar nicht zu reden. An manchen Sonntagabenden zählt er mit Schaudern die Zahl der mißbrauchten Vater-Unser auf, und ihm fällt dabei ein das hochmütige Absprechen der Protestanten über das Gebetsgeleier der Katholiken. Die Einrede, daß die Not nur davon herkomme, daß er selbst nicht mitbete, kann er nicht gelten lassen, denn sein Empfinden ist da anders. Was ist denn Beten, wenn nicht jene unwillkürliche Bewegung der Seele, die sich von selbst einstellt? Und alles andere ist eben nicht Gebet. Das Gebet in seinem wahren Wesen, in seiner eigensten intimsten Natur kann eben nicht vor andern geschehen, es gehört durchaus in's Kämmerlein. Im Weitern nennt Pauli das offizielle Gebet geradezu eine religiöse Barbarei.

Ein weiterer Stein des Anstoßes für Pauli bildet die Seelsorge in kirchlicher Form. Auch hier begegnen wir Müller'schen Vorstellungen und Grundsätzen. Müllers Arbeit am Menschen ist ein konstantes, konsequentes erzieherisches Arbeiten, die Aufgabe, dem

werdenden Menschen Hilfe am Werden zu leisten. Dazu steht für Pauli teils in nicht annäherndem Verhältnis teils in direkt schädlichem Widerspruch, die schablonenhafte wesenlose, pädagogisch sehr oft verwerfliche Praxis der kirchlichen Seelsorge. Dieselbe konzentiert sich nun vornehmlich am Krankenbett. In keinem Punkt, sagt der Verfasser, sei ihm der Gegensatz des Empfindens zwischen ihm und seinen Gemeindegliedern so scharf und schneidend entgegengetreten wie hier.

„Die Kirche selbst mit dem Glauben, den sie ihnen von Kind auf beigebracht hat, ist schuld daran, daß sie ihrem Leben und seinen Nöten nicht auf den Grund gehen. Sie ist zu früh mit ihren Antworten da; da fangen die Menschen nicht zu fragen an. Sie gibt ihnen zu bald Speise; da werden sie nicht Hungernde. Sie eilt zu sehr mit ihrem Trost; da werden sie nie zu Leidtragenden." Darum kann Pauli, wie er sagt, nicht dazu kommen, wirkliche Seelsorge zu üben (und kommt vielleicht gerade dadurch auf die rechte).

Was der Verfasser unmittelbar daran anschließend über seine Rolle an Pastoralkonferenzen sagt, gehört sonst nicht direkt hieher, aber unter anderen sitzt auch ein junger Stürmer dort, der darauflos reformieren will an der hinter der Kultur zurückgebliebenen Kirche.

Pauli aber kann den Eifer für Reformen nicht aufbringen, denn der ist bei ihm gelähmt durch das Gefühl, daß der Schaden tiefer sitzt und von keiner kirchlichen Reform erreicht werden kann.

„Und nun ist eben alles so, wie es unter diesen Umständen sein muß. Das Wort ist weihevolle Rede statt unmittelbarer Wahrheits-Ausdruck, nicht persönliche, sondern berufliche Leistung. Gebet ist fromme Uebung, Christentum, Weltanschauung. Alles was die Kirche tut, hat unter diesen Umständen einen andern Charakter bekommen als den es haben müßte, wenn es das wäre, was es zu sein vorgibt."

Die neue Menschheit wird sich ihre äußere Form ganz von selbst schaffen. „Aber mit der Kirche hatte man nun ein Surrogat in der Hand, hielt das für das Wesentliche und suchte es zu erhalten, so gut es ging. Das Christentum hat einen Fehler im Ansatz und das ist der, daß aus ihm eine Volksreligion wurde. Die Kirche als solche, als die menschliche Organisation, die sie ist, steht im Widerspruch zum Wesen der Sache, deren Trägerin sie sein will."

Es folgen neue Vorschläge neuer Ansätze und es kommt darauf hinaus, daß man als Pfarrer das gar nicht dürfte, also eine unmögliche Situation (in Bayern). Aber etwas wenigstens kann man. Wenigstens sollen die lästigen Formen und Formeln nicht das Leben hemmen dürfen. So nimmt er sie denn in Kauf. In manchen Punkten glaubt er freilich, nicht gänzlich mit dem Herkommen brechen zu müssen. Da steht voran der Religionsunterricht. Der Vorgänger war in seiner Art etwas wert. Die Kinder wissen erstaunlich

viel. Es geht gedächtnismäßig alles am Schnürchen, aber es lacht einem doch nicht das Herz dabei. In noch viel schärferer Ausprägung stößt er hier auf die gleiche Erscheinung wie bei den Erwachsenen: mangelnder Abstand von der Sache, mißverstandener Glaube, täuschendes Wissen. 10- bis 12-jährige Kinder verfügen über die Not der Menschheit, die nach einem Erlöser schreit und antizipieren jenen seelischen Zustand der Einwohnung des hl. Geistes. Pauli kommt zum Schluß und zur Erkenntnis, daß hier nichts weniger als alles noch zu tun sei. Ja, er steht nicht an, zu behaupten, daß den vereinzelten guten Wirkungen dieses Religionsunterrichtes unzählige gegenüber stehen, wo er die Menschen für ihr ganzes Leben für Religion überhaupt verdorben hat.

Dazu gar noch der Lutherische Katechismus. Derselbe verrät einen Tiefstand religiösen Verständnisses und pädagogischer Einsicht, der überhaupt nicht mehr überboten werden kann. Folgt kurze Kritik und — Tableau: „Ich habe nun Lust zu Gottes Geboten und wandle in der Furcht und Liebe Gottes, welche des Gesetzes Erfüllung sind." Eine verblüffend einfache Lösung der schwierigsten Lebensprobleme! Aber der Mann will auch diese Klippe umschiffen und unbekümmert um die Vorschriften seinen Unterricht so geben, wie er es für gut hält. Aber jetzt kommt das Unheil: er kann nirgends konsequent sein; er stößt immer wieder auf unüberwindliche, durch die kirchliche Organisation ihm gesetzte Schranken, die ihn nötigen auf halbem Wege umzukehren, seinem Tun die Spitze abzubrechen und es damit selbst zur Unfruchtbarkeit zu verurteilen. Das Wort Jesu vom Nichtauflösen ist wohl wahr, aber auch das von den neuen Schläuchen. Da ist unter anderm auch wieder die sattsam bekannte Text-Qual und Predigt-Not und die ganze Unnatur der kirchlichen Organisations-Misère überhaupt. Und dann das Konfirmations-Gelübde und Bekenntnis! Alles in allem eine Nötigung zu Kompromissen, deren innerer Widerstreit ihn in seiner absoluten Wahrheitsliebe zu zerreißen droht.

Die Predigt ginge noch an, aber der liturgische Teil — die Beichte! Sündenbekenntnis und schnurstracks Absolution! und wo bleibt der Eindruck der Vorbereitungspredigt? Ganz gleich das Abendmahl. Eine Unwahrhaftigkeit der kultischen Aufeinanderfolge in grellstem Widerspruch zum Leben. Kann das alles anders sein? Hier walten unerbittliche Notwendigkeiten. Der Fehler im Ansatz muß sich geltend machen und die ganze Rechnung durchziehen. Die Kirche ist nun einmal auf einer falschen Auffassung Jesu aufgebaut. Jeder Versuch, das kirchliche Amt in einem andern Geiste zu führen als in dem kirchlichen, auf den es nach allen Seiten hin zugeschnitten ist, unternimmt also etwas Unmögliches. Aber im kirchlichen Geist kann er das Amt nicht führen.

In seinem Tun und Wirken unter die Linie dessen herabzugehen, was sich einem als Wahrheit erschlossen

hat, das ist eine innere Unwahrhaftigkeit, an der der Mensch zu Grunde gehen muß.

Ein weiterer Ausweg öffnet sich: Der Pfarrer darf nicht nur eine religiöse, er muß auch eine soziale Wirksamkeit entfalten und helfen, daß das äußere Leben der Leute von den Grundsätzen des Evangeliums geleitet wird. Die Aufgaben liegen dicht zur Hand. Aber freilich diese soziale Tätigkeit und Beeinflussung des äußern Lebens durch den Pfarrer wäre eben wieder nicht das, worauf es ankommt, nicht die schöpferische Gestaltung des Daseins aus innerlich empfundenen Notwendigkeiten, nicht die in echter Kultur zur Verwirklichung gekommene Religion, sondern eine äußere Regulierung und Eindämmung von Schäden, ein Surrogat, ein Notbehelf.

Im Folgenden schildert der Verfasser anschaulich die Nöte der heutigen Kultur und die Unzulänglichkeit der Kirche und ihrer Mittel, wobei er im Vorbeigehen nicht versäumt, der Kirche möglichst gerecht zu werden und so gut es ihr zukommt Anerkennung zu zollen. Es werden dabei noch gestreift: der eigentliche Begriff des Christentums und der Kirche und ihre Unvereinbarkeit daraus geschlossen, die Notwendigkeit und doch Unchristlichkeit einer Kirchenzucht. Die Bremer Religions-Unterrichts-Bewegung, das liturgische Gebet unter anderm Gesichtspunkt als vorhin und der Protestantismus. Der protestantische Glaube ist zunächst ein individualistisches Prinzip, und erst wenn er diese seine Wirkung getan hat, daß er den Menschen, der von Haus aus ein Herdenwesen ist, zum Einzelnen zur Persönlichkeit macht, entsteht hier die zweite Frage, wie dieser Einzelne auf dieser neuen Grundlage wieder Glied eines Ganzen, einer Gemeinschaft werden kann. Wo Volkskirche ungebrochen herrscht, da gibt es Glauben in diesem Sinne nicht. Ihn zum Bestandteil volkskirchlicher Weltanschauung machen zu wollen ist ein widersinniges in sich unmögliches Bemühen, da es dann etwas ganz anderes aus ihm macht. Man mache sich auch einmal recht klar, welche Rolle der Herzpunkt der Reformation, Luthers Entdeckung des Glaubens in der Volksfrömmigkeit gespielt hat. Ueberhaupt keine, oder doch nur eine gänzlich mißlungene, mißverstandene. Im modernen Leben hat sich die Kirche als Volkskirche so gut wie ganz aufgelöst. In größern Städten gibt es keine Kirche, keine Gemeinde im eigentlichen Sinne mehr. An die Stelle der Volksreligion ist der religiöse Individualismus getreten. Und doch gibt es keinen Weg mehr zurück zu der alten Volksreligion, sondern nur einen neuen Weg hindurch zu einem Neuen auf höherer Stufe. Der Weg zur Religion der Zukunft geht über den religiösen Individualismus. Aber freilich darf es bei dem Individualismus nicht bleiben, denn für sich bedeutet er Auflösung. Die Warnung vor dem Wirrwar des heutigen Geisteslebens ist ganz begreiflich. Ebenso sind die Blicke mancher Protestanten nach Rom nicht unverständlich. Der Individualismus kann nur ein Durchgangszustand sein, denn wenn das Individuum auch als Persönlichkeit Selbstzweck ist, so ist es doch

andererseits immer Glied eines Ganzen und als solches nur Mittel zum Zweck, das Leben der Gesamtheit zu fördern. Das aber ist die echte Kultur. Was wir heute so nennen, ist gar keine wahre Kultur. Die wahre Kultur ist religiös vertiefte Kultur. Es müssen die beiden bisher getrennten Ströme der Religion und Kultur des Innen- und Außenlebens sich vereinigen und durchdringen; diese beiden in natürlicher Spannung sich befindlichen Elemente müssen zu einander in Beziehung treten, aufeinander wirken, sich gegenseitig befruchten und zur höhern Einheit werden. Was ist nun dieses Zukunftsbild der Vereinigung von Religion und Kultur als Organismus? Nicht eine Kirche, die als Staat für sich neben den Staat tritt und mit ihm Machtkämpfe führt, sondern die Volksgemeinschaft in ihrem organisch gegliederten Aufbau.

Im Leben dieses neuen Kultur-Organismus wird die Religion nicht mehr ein besonderes Gebiet bilden, das in einzelnen Handlungen in Erscheinung tritt, sondern sie wird die Seele des Ganzen sein, unsichtbar und doch allgegenwärtig, das Alles durchdringende Fluidum der innern Lebendigkeit, das dem Leben Intensität und Tiefe gibt. Auf Grund dieser Hoffnung und Aussicht auf eine von religiösen Kräften getragene Kultur braucht man über die Erscheinungen der kirchlichen Auflösung nicht untröstlich zu sein. Aber kann die Kirche hier den Vorkampf führen? Sie ist nicht geeignet dazu, denn sie ist eine erhaltende Macht. Das Landvolk aber steht dicht vor einer Krisis, von deren Größe nur wenige Menschen eine Ahnung haben. Dazu bedarf es zeitgemäßer Pfarrer. Aber der zeitgemäße Pfarrer und die Kirche?

„Seine königliche Hoheit haben allergnädigst geruht, mich auf Ansuchen von meiner Stelle wieder zu entheben.“

Das sind die Bekenntnisse und vorläufigen Schicksale eines Apostaten vom Pfarramt, in der Welt der deutsch-lutherischen Kirche. Wenn wir kurz noch Stellung nehmen wollen zu dem Buche, so werden wir uns zwar vor Allem der freiern Verhältnisse bewußt, in denen sich das geistliche Amt in der Schweiz freier entfalten kann, müssen aber zugeben, daß damit noch nicht alle Schwierigkeiten gehoben sind. Auch wir erleben ja Fälle von Apostasie als Beweis, daß Pfarramt und Kirche nachgerade zum Problem geworden und zur Diskussion gestellt sind. Nun ist die Diskussion über eine Sache oft nichts anderes als das Schwanenlied derselben, und solche Schwanenlieder werden heute auf allen Gebieten zu Dutzenden angestimmt. Insofern muß man sich in Bezug auf die Kirche gar nicht wundern. Immerhin geben solche Erscheinungen Anlaß, die Sache zu untersuchen und den Gründen nachzuforschen. Der Mensch sucht für Alles nach einer Erklärung und irgend wie erklärt er sich dann auch Alles. Ob er damit dann jedesmal das Rechte getroffen hat, ist nicht immer gesagt und diese Prätention soll auch hier nicht geltend gemacht werden. Jeden-

falls wird die erste Schwierigkeit der gegenwärtigen Sachlage liegen, einerseits im Charakter der Unabgeschlossenheit und des Uebergangs unserer Zeitverhältnisse und andererseits in der Gegenüberstellung „Kirche und zeitgemäßer Pfarrer," sowie im neuen Verständnis der Person Jesu und der daraus hervorgehenden andersgearteten Auffassung des Christentums.

1. Unsere Zeit zeigt nach allen Seiten den Charakter des Ueberganges und der Unabgeschlossenheit und Unfertigkeit neuer Ansätze. Dieser Zeit-Tendenz gegenüber ist die Kirche die Institution der Defensive. Kirche und zeitgemäßer Pfarrer sind zu zwei kontradiktorischen Mächten geworden, die fortschreitend in eine mehr und mehr unleidliche Spannung miteinander geraten werden. Noch ist die ältere dieser beiden Mächte in einer Stellung der Präponderanz. Sie ist im Vorteil dessen, der zuerst da war und genießt noch das Recht der Tradition und relativ allgemeiner Geltung, wenigstens äußerlicher. Aber die andere Macht, wir können unpersönlich auch sagen, die Kulturmacht ist stark im Wachsen und wird sich nicht isolieren lassen und für die Kirche immer unangenehmer sich geltend machen. Mit andern Worten: Das Bild der Kirche ist fertig, wir kennen es zur Genüge und wollen darüber kein Wort verlieren. Bisher hat es allein da gehangen, gleichsam als Mono. Aber es wird ihm ein Gegenstück entstehen im Bild des modernen Kirchenideals. Daß dieses Bild noch nicht ganz durchentwickelt ist, kennzeichnet die ganze noch unabgeklärte kirchliche Situation der Gegenwart, in denen Fälle wie Jatho, Pauli 2c. frühreife Früchte sind. Ist aber einmal dieses Bild sozusagen „ausgeschafft" und steht in ausgeprägter Deutlichkeit und Schärfe da, so wird der Kontrast ein derartig unleidlicher werden, daß eine schon auch nur gefühlsmäßige Unverträglichkeit sich zwingend herausstellen und zum Endweder-Oder herausfordern wird.

2. Immer mehr drängt sich die Wahrnehmung auf, daß ein neuer Pfarrer-Typus im Werden begriffen ist. An diesem Typus arbeitet einerseits die moderne theologische Wissenschaft mit all ihren ihr eigenen bekannten Faktoren und andererseits die moderne Welt im allgemeinen Sinn, oder die Kultur der Gegenwart. Da wird es dann unausweichlich zu einer Kollision der verschiedenen Kirchenbegriffe kommen, der alte und der neue werden aufeinanderstoßen und zu Konflikten führen. Denn der traditionelle Kirchenbegriff ist die Kirche als göttliche Institution, während der moderne Kirchenbegriff des werdenden Pfarrer-Typus mehr mit dem einer zwar hohen und würdigen aber immerhin menschlichen Institution sich deckt. Dieser Kirchenbegriff mag den Vorzug haben, daß er dem wahren Sachverhalt gerechter wird und deshalb wahrer ist, aber im Schema der Heiligkeit und des Charakters steht er tiefer, weil er menschlicher ist. Die erstere Auffassung führt in der amtlichen Stellung zu einer fast peinlichen, sozusagen alttestamentlich-mosaischen Gewissenssache, wo das Wort anwend-

bar ist: „Ziehe deine Schuhe aus . . . . ." Bei der neuzeitlichen Anschauung kommt dies nicht in annäherndem Grade so zur Geltung; denn die Sache bekommt einen mehr nur symbolischen, für das Gewissen neutralen Charakter. Das sakramental Peinliche der alten Auffassung fällt weg und es hat vielleicht in Ausnahme-Fällen da oder dort sogar das geschäftsmäßig Aeußerliche Zutritt und Recht. Freilich ist zuzugeben, daß sich im Einzelnen die Stellung zur Sache nicht nur dem Kirchenbegriff entsprechend gestaltet, sondern subjektiv bedingt ist. Gewissenssache soll ja alles und jeder Beruf sein, und der Ernst der Verantwortung darf beim Pfarrer der Zukunft ebenso vorausgesetzt werden, wie beim Vertreter der alten Kirchenanschauung, aber ganz irrelevant ist der Kirchenbegriff doch nicht und freier und freiheitlicher ist der neue. Dabei ist aber nicht zu vergessen, daß es vorerst auch einen Uebergangs-Typus des Pfarrers geben muß, wo diese Kollision in Einer Person zusammentrifft als tötlicher Dualismus. Und zwar kann das in doppeltem Sinn eintreten, nämlich nicht nur als Uebergang aus einer alten Epoche in eine neue, sondern auch aus altmodisch gerichteter Häuslichkeit und religiöser Erziehung heraus in eine mehr weltförmig und modern gerichtete wissenschaftliche Welt. Es gibt nun im menschlichen Geistesleben und im Aufbau-System der Grundsätze und Anschauungen wissenschaftlicher Bildung, wie im Wachstum eines Natur-Organismus sozusagen abgeschlossene Zustände, Altersschichten, um nicht zu sagen Verholzungs-Stadien, d. h. Resultate und Gebilde von Vorstellungen, die sich soweit verdichtet haben, daß sie keinen neuen Einflüssen mehr zugänglich sind, und jeder Verjüngung und Assimilation unfähig mehr, so recht eigentlich in's Neue hinein nachlaufen und dort irritieren. Da entsteht dann die Krisis, die je nach Naturell, Individualität, Charakter, Erziehung, Temperament eventuell auch Beruf der Eltern (Pfarrerssohn, Kaufmannssohn, Gewissenssache, Geschäftssache*) zum Austrag kommt in einem Bruch oder einer Versöhnung, welch' letzterer natürlich auch edle Motive zu Grunde liegen können, wenn sie auch vielleicht dem anders Gerichteten unverständlich vorkommen mögen.

3. Ein Drittes scheint in unserer Zeit in ein akutes Stadium getreten zu sein oder treten zu wollen; es ist das Dilemma „Pfarrer und Mensch". Die Kirche in ihrer Allmacht hat bisher den Menschen sozusagen verleugnet oder einfach desavouiert und völlig rechtlos gemacht. Der Mensch war Kirchenglied und nichts weiter. Es bildet nun einen weitern schneidenden Gegensatz unserer Zeit zur Kirche, daß sie sozusagen über die Kirche hinweg zur Tagesordnung, zum Menschen übergeht. Dabei läßt sie durchaus den Christen gelten,

---

*) Vielleicht mit dem gleichen Recht kann es heißen: Pfarrerssohn, Kaufmannssohn — Geschäftssache, Gewissenssache, nur mit dem Unterschied, daß das Wort Geschäftssache einen weniger mammonistischen und mehr äußerlichen Sinn bekommt und die „Gewissenssache" mit dem Kaufmannssohn weniger spezifisch zusammenhängt.

wenn er Christen-Mensch und nicht nur Kirchenchrist ist. Ja, es tut der modernen Menschheit sogar wohl, einen Christen und Menschen sozusagen in Reinkultur anzutreffen. Der Mensch als Mensch wird sich seiner Rechte, sagen wir, seiner Adelsrechte bewußt und dessen, daß er etwas ist und sein kann durch sich selbst, vermöge seiner ursprünglichen Gottgeschaffenheit und in sich selbst einen Wert und Legitimation besitzt, ohne dieselbe erst bei der Kirche holen zu müssen. Von diesem „Wahn" der Legitimität aus sich selbst ist heute natürlich auch der Diener der Kirche „angesteckt". Bisher kam das noch nicht zum Bewußtsein und der Pfarrer war der ganz „gehorsame Diener" der Kirche durchaus und unter allen Umständen. Wo der Mensch als pures Wesen sich in ihm regte, da war der innere Widerstreit ein mehr nur instinktiver und äußerte sich unbewußt nur in dem bekannten Verhalten, welches den Pfarrer als Pfaffen kennzeichnet. Das Pfaffentum mit seinen bekannten Erscheinungen sind die ohnmächtigen Zuckungen des Menschen im Pfarrer, die durch den Widerstand des auferlegten unnatürlichen Zwanges zum unwahren Ingrimm sich verstärken und dann zur Fratze des Fanatismus werden. Man tut deshalb jedem „Pfaffen" Unrecht, wenn man ihn als solchen verabscheut, denn man sollte ihn bemitleiden und aus seiner Lage heraus verstehen und beurteilen als einen Menschen, dem großes Aergernis angetan worden ist durch Auferlegung einer Aufgabe, die ihm als Menschen „nicht sitzt", die er aber gerade deshalb umso eifriger und ingrimmiger verficht mit jenem logischen Fanatismus der Erkünstelung und Uebertreibung, die immer aus dem Gegensatz zum Natürlichen, Selbstgewollten und Entsprechenden resultiert. Nun hat das neue Geschlecht den Menschen in's Recht gesetzt und damit eine solche absolute Subordination unter ein System verunmöglicht. Damit ist aber nicht nur das Pfaffentum auf den Aussterbe-Etat gesetzt, sondern es ist das Band zwischen Kirche und Amtsperson überhaupt gelockert und die Stellungnahme zu den Forderungen der Kirche und ihren Formen eine viel selbstbewußtere, freiere und selbständigere geworden. Das Menschentum setzt sich in Rivalität zum Kirchentum und wird diesen Rivalitätskampf mit ruhiger Gemessenheit aber wachsender Ueberlegenheit führen bis das vorläufig Pendente zu definitivem Austrag kommt. Der Zeit der Kirche wird die Zeit des Menschen folgen, und vielleicht fällt von da aus sogar ein neues (nicht an Propheten-Worte gebundenes) Licht auf den Namen „Menschensohn".

Wie jede Uebergangs-Situation, so ist natürlich auch die gegenwärtige vorläufig noch verworren und muß sich erst noch klären. Oft ist das Verhältnis von zeitgemäßem Pfarrer und Kirche, von Pastor und Gemeinde geradezu interessant und in Einzelnen vielleicht sogar etwa auch tragikomisch. Jedenfalls treibt das kirchliche Leben von heute teilweise monströse Blüten. Im allgemeinen bietet die Sachlage folgendes Bild: Eine in den Gemeinden alten Stils noch vegetierende erstarrte rückständige Kirche mit verkalkter Praxis der Tradition über-

rascht von Jüngern der modernen Theologie, die oft allzusehr weniger Theologen, als — Kulturmenschen in einem mehr naiven Sinne sind; denn es ist nicht zu leugnen, daß in der Gegenwartskultur ein gewisser Zug des noch Unreifen, Unmännlichen, Schwächlichen und des Nervös-Naiven liegt, der gegenüber den kraftvollen Zügen des alten Kirchentums und seines Geschlechts nicht vorteilhaft absticht, wenn auch andererseits wieder erfreuliche Beweise intellektueller, wissenschaftlicher und sozial tatkräftiger Ueberlegenheit und jedem unwahren Heiligen- und andern Schein abholden Echtheit, Natürlichkeit und gerader, aufrechter Menschlichkeit zu schönen Hoffnungen für die Zukunft berechtigen. Aber eine vorläufige Schwäche des zeitgemäßen Pfarrers ist die vielfache Haltlosigkeit in Bezug auf den Gottesbegriff. Eine gottsuchende Zeit kann natürlich festen Halt hierin nicht bieten und so kommt es denn eben, daß mancher „Neue“ mit seinem oder auch noch keinem Gottesbegriff und einer ganz religionshistorischen Bibelkritik, auch mit dem bekannten modernen Erhörungs-Glauben vor eine diametral anders gerichtete (und auch abgerichtete) Gemeinde treten muß und sich auch ihrer Liturgie anbequemen zu müssen glaubt mit mehr oder weniger gutem Gewissen betet, sei's zum persönlichen alten Gott der Gemeinde, sei's zu allen möglichen neuzeitlichen Gottes-Surrogaten, Jatho'schen und andern philosophisch-theologischen Ersatz-Namen für den alten „Gott“, Hier aber ist einer der springenden Punkte, wo mancher eben „springt“, wenn er die nötige Energie aufbringt. Denn wer einen Pauli, weil Alles bei ihm, ganz im Gegensatz zu Jatho, so ruhig, bescheiden, selbstlos und still, so „schwächlich“ verläuft, etwa als zuschwach und gebrochen für Weiterführung des kirchlichen Amtes ansehen wollte, dem möchten wir zu bedenken geben, was es bezüglich Energie, Willenskraft, Kraft der Selbstverleugnung und wohl auch Gesundheit heißen will, mit dem kirchlichen Amt, mit der eigenen Tradition, mit einem Element des Daseins zu brechen. Denn: Es war doch eine schöne Zeit, die Zeit unserer Väter, im Zeichen göttlicher Berufung wirken zu dürfen, aber dieses Reichgottes-Gefühl ist für das klarere moderne Auge durchsichtig geworden und nur Veteranen-Teil mehr.

So viel dürfte man gelten lassen, daß die Kirche zu einer ganz unzeitgemäßen Institution geworden ist, über welche eine Zeit mit nichts weniger als konformen Anschauungen hinausgewachsen ist. Wenn heute eine Kirche sich bildete, würde etwas durchaus anderes daraus werden, so daß Viele Mühe hätten, es als Kirche noch zu erkennen und anzuerkennen. Und eine Institution mit so antiken Formen und der Pfarrer der Zukunft, wie wir uns ihn vorstellen, erinnert uns an Mardens Bild vom viereckigen Burschen im runden Loch. Ungemütlich ist die Situation jetzt schon für manchen, von dem man nichts weiß, weil er im Stillen duldet. Gewisse Unlauterkeiten einer Verträglichmachung des Neuen mit dem Alten, wie sie eine Uebergangszeit mit sich bringt, werden dabei wohl oder übel in Kauf genommen werden müssen. In Kirche und zeitgemäßem oder Zukunfts-Pfarrer stoßen eben zwei

Welten auseinander, die einander in keiner Weise entsprechen und durchaus fremd gegenüberstehen. Der alte Pfarrer-Typus entsprach der Kirche, denn er war ihr Kind, das sie sorglich „vor der Welt" bewahrt und sich ihr anerzogen hatte. Der neue und künftige Pfarrer-Typus ist, recht verstanden, der Kirche gegenüber so recht ein „Kind der Welt" in neutralem Sinn ein Weltkind, d. h. ein Kind der außerkirchlichen Welt mit Wesen, Empfinden, Fühlen, Begriffsbildungen, Anschauungen ganzer Führung und Geist, wie sie der Moderne durchaus konform und kongenial sind. So sind denn die Momente und die Denkweise der Kirche zu Erscheinungen geworden, die den zeitgemäßen Diener befremden, wie den neuesten Grand-Hotel-Geranten die Betriebs-Methode und Bedienungsart eines Gasthauses der „guten alten Zeit." Dabei möchten wir notabene verhüten, daß von diesem Bild ein Schein fiele auf das Wesen des modernen Pfarrers. Es verhält sich selbstverständlich auch nicht so, daß der zeitgemäße Pfarrer bewußt und sozusagen à tout prix modern sein oder den Modernen spielen will, aber er wird nun einmal doch als einer sich erweisen, der modernes Empfinden und Urteil angenommen hat, wie es zur alten Form nicht mehr paßt und dem Alten nicht mehr kongenial ist. Wir wollen hier auch verraten, daß wir selbst Uebergänger aus der alten Form in das neue Denken sind und dem Neuen und Kommenden durchaus Verständnis entgegenbringen können. Es ist auch nicht von ungefähr, daß wir Pauli's Buch mit dem Interesse solcher Ausführlichkeit ankündigen; denn wir tun es als Schicksalsgenosse mit der Selbsttröstung, die im Spruche liegt: Solamen miseris, socios habere malorum.*)

Freilich kennen wir auch noch einen andern und noch größern Trost, denn schließlich macht uns das alles gar nicht, wie vielleicht manchem Leser, den Eindruck, als ob damit selbst auch über Christus hinaus zur Tagesordnung geschritten würde. Unser Glaube ist der, daß Christi wahre Stellung dadurch mehr befestigt als erschüttert wird. Für uns sind Christus und die Kirche auch zu zweierlei Begriffen und zweierlei Geisteswelten gnworden und wir haben das Bedürfnis, Christus von der Kirche zu unterscheiden. Darüber wäre noch manches zu sagen, aber nur soviel sei gesagt, daß die Distanz zwischen Christus und der Kirche fortschreitend größer werden wird; denn es ist unstreitig auch ein modernes Christusbild nach Maßgabe der sozial gerichteten Vorstellungen und Tendenzen unserer Zeit im Werden, und dieser neue Christus wird die Kirche immer mehr desavouieren — so lange sie die bleibt, die sie ist.

Es wird sich auch nicht mehr leugnen lassen, daß das Wort: „Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit" nur bedingt mehr zutrifft. Vor den Tatsachen des Werdens muß auch die massivste Pietät kapitulieren.

---

*) Dem Leidenden ists ein Trost, Leidensgenossen zu haben.

Und das Zukunftsbild der Kirche und des Amtes? frägt da wohl mancher. Vom Werden läßt sich kein Vorentwurf machen. Der Geist ist es, der die Form schafft und der neue Geist einer neuen Generation wird sich neue Formen schaffen, die wir uns noch gar nicht zum Voraus denken können. Alles Werden ist ein Automobil im buchstäblichen Sinn des Wortes. Uns Menschen sind nur jeweilige Eingriffe überlassen, die wir zur Zeit oder Unzeit machen. Jeder aber, der den vorreformatorischen Charakter unserer Zeit erkannt hat, wird gespannt sein auf die Dinge, die da kommen sollen. Die Menge derer, die Ausschau hält wie die Gestalten auf dem alten Umschlagbild der Neuen Wege wird sich teilen in Pessimisten und Optimisten. Wir gehören zu den Letztern und sind getrost — selbst dann, wenn die weitere Entwicklung sich zuspitzen sollte zum Entweder-Oder: Christus oder die Kirche. Denn allerdings, wenn wir von einer Zukunftskirche und einem Pfarrer-Typus der Zukunft reden, so ist das cum grano salis zu verstehen. Es läßt sich eine Alternative denken in Form einer Zeit und von Zeitverhältnissen, wo das alles nicht mehr sein wird und doch „Christus gepredigt wird." Die tiefste Ketzerei, die wir zu denken wagen in diesem Punkt, ist unsere größte Hoffnung, daß nämlich einst eine Christenheit sein wird, die über die Wortverkündigung hinaus gewachsen sein wird. Ein Boshafter könnte uns da wohl entgegnen, daß uns das in den Kram passe als Apostaten; aber man kann auch von ganz andern Standpunkten aus dazu kommen, wenn man von der Warte unserer Zeit (der bedeutungsvollsten seit der urchristlichen) aus die Perspektive entwirft. Es ist durchaus denkbar, daß das Christusbild der Zukunft mit einer Kirche unvereinbar sein wird. Unser Christus ist es jetzt schon, denn der war und ist ein Kirchenfeind.

P. Hitz.

---

# Eva und Maria.*)

Zwei Typen hat die abendländische Welt geschaffen, durch die sie in unübertrefflicher Plastik ausspricht, was sie vom Weibe hält. Die erste dieser Typen ist Eva. Aus der alten biblischen Schöpfungsgeschichte taucht dieser eine Urtypus des Weibes auf. Es ist bedeutsam, daß schon hier das Weib eine viel persönlichere, differenziertere Gestalt ist, als der Mann. Wir wollen nun nicht etwa den ursprünglichen Sinn dieser Geschichte ins Auge fassen, sondern die Gestalt der Eva so nehmen, wie das Denken und die Erfahrung der Jahrtausende sie geformt haben. Denn in diese Gestalt haben sie einen Teil dessen hineingelegt, was sie am Weibe erlebt haben.

*) Aus der soeben erschienenen Broschüre: „Was will und soll die Frauenbewegung?" Zwei Vorträge von L. Ragaz. Zürich, Buchhandlung des Schweiz. Grütlivereins. Preis 80 Cts.

Eva tritt uns gleichsam als das Weib in seiner Naturgestalt entgegen. Sie ist die Mutter des Menschengeschlechtes, die Wiederholung der mütterlichen Natur auf höherer Stufe. Wir stellen sie uns, durch die Künstler geleitet, vor als blühend in der Urkraft der Natur und umflossen von allem Zauber der Natur. Aber naturhaft denken wir uns unwillkürlich auch ihr geistiges Wesen. Es ist stark in Sinnlichkeit versenkt; das sittliche Gesetz fesselt sie nicht innerlich, sie empfindet es mehr als lästige Schranke. So gewinnt die Versuchung über sie leichter Macht, als über den Mann. Sie steht dem Bösen näher. Wir denken uns, daß es Neugier und Eitelkeit sei, verbunden mit tiefwurzelnder Genußsucht, die sie zu Falle bringen. Sie kann der neugierigen Lockung nicht widerstehen, ob es nicht jenseits von Gut und Böse ein Leben und Glück gäbe, das sie gern kosten möchte. Weil sie aber doch zu schwach ist, um den Weg in dieses Zauberland des Verbotenen allein zu gehen, zieht sie den Mann mit; das Weib wird die Verführerin des Mannes. Sie stellt ihn voran, wo es gilt, die Verantwortung zu tragen. Sie wagt nicht, zu ihrer Tat zu stehen, sie redet sich aus, sie wird unwahrhaftig. Es fehlt ihr an einem ruhigen Halt in sich selbst. So zieht sie den Mann mit ins Verderben. Nachher freilich trägt sie den schwereren Teil dieses Verderbens und wird dem Manne doch eine treue und hilfreiche Genossin. Denn in Seligkeit und Elend können sie sich doch nicht lassen.

So ist in der Gestalt der Eva die eine Hälfte der Erfahrungen niedergelegt, die die Menschheit mit dem Weib gemacht hat: das Weib, die Wonne des Mannes und sein Verderben, Seligkeit und Tragik nahe bei einander!

Die andere Hälfte der Erfahrung mit dem Weibe, die die Menschen von Alters her gemacht, ist verkörpert in der Gestalt der **Maria**, die sich aus dem neuen Bunde hoch und herrlich emporhebt. Auch hier haben wir nicht die historische Gestalt der Maria, der Mutter Jesu, im Auge, sondern das, was die Zeitalter aus dieser Gestalt gemacht haben. Sie haben in sie das Höchste, Reinste, Zarteste und Lieblichste hineingelegt, was sie an der Frau überhaupt schauten. Kommt von Eva das Verderben, so von Maria die **Erlösung**. Hat Eva den natürlichen Menschen geboren, so Maria den göttlichen Menschen, den Christus. Was Eva böse gemacht, das macht Maria gut und mehr als gut. Denn das Heil, das sie gebiert, ist herrlicher als alles Verderben, das von Eva kam, furchtbar war. Wir können sagen: **Eva ist die Frau als Natur, Maria die Frau als Geist.** Maria hat das Naturhafte, soweit es Gefahr und Versuchung ist, abgestreift. Nicht das lockende, aber gefährliche Naturrätsel spricht aus ihr, sondern die klare, reine Macht des Guten; nicht zieht Sinnlichkeit sie selbst und andere hernieder, sondern das naturüberlegene Göttliche strahlt, alle unreinen Geister überwindend, von ihr aus und leitet zur Höhe empor. In herrlicher Sicherheit und Harmonie ruht ihr Wesen im Ewigen, und mit einer Leidenschaft, die dem Manne nicht erreich-

bar ist, gibt ihre Seele sich ganz dem Höchsten hin. Sie ist nicht die Verführerin, sondern die Führerin des Mannes, seine Führerin zu Gott und zur Reinheit. Nicht durch ihren Reiz zu versuchen ist ihre Sache, sondern ihn kraft ihrer Liebe und der ahnungsvollen Tiefe ihres Wesens zu verstehen, wo niemand sonst ihn versteht. Ihre Treue aber bewährt sie in tiefem Leiden. Sie ist es, die, das Schwert im Herzen, unter dem Kreuze des Menschensohnes, ihres Sohnes, steht, aber sie auch, die getragen wird von unendlicher Dankbarkeit und Verehrung, und von Unzähligen empfunden als das höchste Symbol des Ewigen selbst.

---

# Rundschau.

Eine der Vorbedingungen für die ganze Belebung und Bereicherung des Gemeindelebens, zu welcher der Volkstag für kirchliche Arbeit anregen wollte, ist die Existenz von **Gemeindehäusern.** In Deutschland bestehen sie schon in großer Zahl, wir Schweizer sind da wieder einmal langsamer gewesen. Schon im Jahre 1903 hat die Kirchgemeinde Winterthur im Prinzip den Bau eines solchen Gemeindehauses dem einer zweiten Kirche vorgezogen. Aber die Ausführung des Planes verzögerte sich; nun hat die Kirchgemeindeversammlung vom 29. Oktober den Kredit von Fr. 560,000 für das vorgeschlagene Projekt bewilligt und der Bau kann beginnen. In der offiziellen „Weisung" der Kirchenpflege zu ihrem Antrag und in einer von Pfarrer von Greyerz verfaßten Flugschrift wird das Bedürfnis eingehend begründet. Es wird vor allem die Notwendigkeit freierer Veranstaltungen außerhalb des gottesdienstlichen Rahmens, zur Besprechung von religiösen Fragen, zur Abhaltung von Lehrkursen, von Elternabenden, von Versammlungen der konfirmierten Jugend betont. Ich darf aus eigener Erfahrung sagen, daß der gute Wille, in dieser Weise zu arbeiten, immer wieder auf ein großes Hindernis stößt: den Mangel eines Gemeindehauses. Wenn man für irgend eine solche Veranstaltung ein Lokal haben möchte, so muß man entweder konsumieren oder teure Miete zahlen. Besonders stark empfinden wir diesen Mangel, wenn wir nach Mitteln zur Pflege religiöser Gemeinschaft suchen. Es ist schon länger meine Ueberzeugung, daß hierin die Kirche zu wenig tut. Was uns neulich R. Pestalozzi von den englischen Brotherhoods erzählte, hat mich darin nicht wenig bestärkt. Sehr gut führt dies von Greyerz in seiner Flugschrift aus (Seite 9): „Es muß doch jeder, dem die Kirche und vor allem das ihr anvertraute Evangelium nicht eine abgetane Sache oder eine bloße ehrwürdige Sitte und Ueberlieferung, sondern eine Lebenskraft bedeutet, es als etwas ganz Unnatürliches empfinden, daß die zu dieser Kirche gehörenden Glieder sich als solche tatsächlich bloß im Gottesdienste treffen, wohin jeder geht und woraus jeder heimkehrt,

ohne mit den Uebrigen auch nur ein freundliches Wort, einen einzigen Gedanken ausgetauscht zu haben. Kein Wunder, daß da Manche, die ohnehin einsam im Leben stehen, wenn auch vielleicht recht ungern, von der Landeskirche, die das Zusammengehörigkeitsgefühl so wenig pflegt, sich einer kleineren Gemeinschaft, einer Sekte zuwenden, deren geistiger Horizont zwar enger, aber deren Gemeinschaftspflege dafür stärker ist. Beide Bedürfnisse, das nach religiöser Aussprache und das nach religiöser Gemeinschaft, sind ja eng miteinander verwandt, und wenn die Kirche keine Macht ist, so kommt es zu einem guten Teil auch daher, daß sie diesen Bedürfnissen zu wenig entgegengekommen ist." — Das Projekt des Winterthurer Gemeindehauses sieht vor: Im Erdgeschoß vier Unterrichtszimmer für 50—60 Schüler, einen kleinen Saal für 100—150 Personen und ein Lese- und Bibliothekzimmer; im ersten und zweiten Stock einen größern Saal mit Empore für 1000 Personen, für Abendgottesdienste, Sonntagskinderlehren, Konzerte, größere Versammlungen; im Souterrain Räume mit Theeküche für Familienabende und für die Suppenanstalt der Hilfsgesellschaft Winterthur. Wir gratulieren den Winterthurern zu ihrem Projekt und wünschen baldige Nachfolge! — Die Kirchgemeinde Zürich-Neumünster hat neulich ein Gemeindehaus in kleineren Dimensionen, verbunden mit Amtswohnungen für Pfarrer und Siegrist, eingeweiht. L

**Jatho in der Kreuzkirche.** Die Leitung des Vereins sozialistischer Kirchgenossen Neumünster hatte den Pastor Jatho zu einem Abendgottesdienst in die Zürcher Kreuzkirche eingeladen. Offenbar zur Beschwichtigung formeller Bedenken hatte man das Ganze als Vortrag ausgeschrieben, obwohl es völlig den Charakter liturgisch umrahmter Predigt hatte. Wem es ein Bedürfnis innerer Wahrhaftigkeit und Freiheit ist, unbekümmert um irgend welche Schablonen die religiösen Werte zu achten und wenn möglich fruchtbar zu machen, wo sie sich auch finden, konnte es nur begrüßen, daß er so die Gelegenheit bekam, den umstrittenen, ebenso gefeierten als verketzerten Mann selber zu hören und sich seine Anschauung zu bilden oder zu klären. Die Kirche war überfüllt.

Es sei gleich vorausgeschickt, daß der Abend erfreulicherweise nicht das Gepräge einer Protestveranstaltung mit wilden Ausfällen gegen Abwesende trug, sondern daß Jatho einfach die Seligpreisungen der Bergpredigt im Sinne einer wesentlich individualistischen Religiosität erklärte oder besser erbaulich verwertete. Wer sich an dem nördlich-pastoralen Ton und gelegentlicher Willkür der Auslegung nicht glaubte stoßen zu müssen (und warum sollte man sich in diesem Fall mehr als sonst daran stoßen?), mußte wohl zugeben, daß das gefürchtete Aergernis unmöglich konnte genommen werden und daß die Worte Jesu nicht irgendwie hervorragend, aber würdig, überzeugt und mit warmem Willen zur brüderlichen Gemeinschaft vertreten wurden.

Sympathisch wirkte schon der freie Segen zum Anfang: „Gott gebe uns viel Barmherzigkeit, viel Friede, viel Liebe.“ Dann wurde vom Kirchenchor das Unser-Vater, in Reime gebracht und am Ende einigermaßen erweitert, vorgetragen; die Darbietung entzieht sich angesichts der gottesdienstlichen Veranstaltung der Kritik. Die folgende Predigt Jathos faßte die Seligpreisungen als eine Schilderung des seelischen Werdens, wie es im Geiste der Freiheit und der Liebe sein Glück findet. Das Menschenherz, von Jesus neu entdeckt, gewinnt seine Kraft und seinen Stolz am Leidtragen, bewahrt bei aller Bildung seine Kindlichkeit, weiß mit Kinderaugen Einfaches einfach zu fassen und bleibt so, arm im Geiste, in der Seligkeit des Kindes: es hungert und dürstet nach Gerechtigkeit, sieht Gott auch im Kommenden, nicht nur (Jatho sagt: nicht) im Vergangenen, schwebt auf Flügeln des Geistes über aller Fülle der Schöpfung und wird satt und wieder hungrig, ewig wandelbar und nimmer ruhend; es schaut aber auch Gott, wenn es rein bleibt, findet in sich die Einheit mit dem Vater und darin ein Weltgefühl, in dem es jede äußere Gnadenanstalt entbehren kann. Aus der Reinheit läßt es Barmherzigkeit, Sanftmut und Friedfertigkeit fließen, besitzt selbst dann das Himmelreich, wenn es um der Gerechtigkeit willen verfolgt wird, weiß aber, daß den Himmel bringen seliger ist als den Himmel haben, und ergießt sich darum lebensfreudig in die Welt des Vaters und der Brüder.

Wer eine geschlossene Welt- und Lebensauffassung erwartete, konnte wohl kaum befriedigt werden. Er hörte das Zeugnis eines warmherzigen, uneingeengten Geistes; er sah die Beugung vor Jesu, „der unsre Seelen zu Gott geführt hat,“ er vernahm das Bekenntnis des mystisch Frommen, der in seinem Herzen Gott hat und sich mit dem Vater eins weiß, darum aber auch nichts in der Welt fürchten muß — gleichzeitig aber das des ewig ungesättigten Wahrheitssuchers, der unermüdlich forscht, ob er dank diesem Ernst, den keine Mühe bleichet, den verborgenen Born finden möge. Er vernahm weder die Lösung des Rätsels, warum das Leben erst aus dem Leide Stärke und Stolz gewinne, noch konnte er erkennen, wie der Mystiker zwischen dem Gott der Geschichte und der Zukunft überhaupt zu trennen vermöge — er mußte sich damit begnügen, auch hier einen Menschen mit seinem Widerspruch zu finden: stolz darauf, die Wahrheit suchen zu müssen, dabei dessen gewiß, daß er im Grunde seines Herzens mit dem Vater eins sei; alle Einrichtungen als unnütz verwerfend und dabei doch die Gemeinschaftsbildung für die natürlich notwendige Folge gerade des ewig strömenden Wesens haltend.

Das Lehrreichste vielleicht war die deutliche Einsicht, daß auch hier das Wesen religiöser Gewißheit um nichts weniger vernünftig dargetan werden könne als sonst. Mit einer leichten Aenderung des tiefen paulinischen Wortes wünschte der Redner zum Schlusse, daß „der Friede Gottes, der höher ist denn alle Vernunft, eure Herzen und Sinne bewahre im Geiste der Worte Jesu.“

Es kann kein Zweifel darüber herrschen, daß die Gedankenfolge und die Lebensstimmung, die Jatho aus den Seligpreisungen gewinnt, nicht deren ganzen Gehalt bedeuten, und daß andererseits seine Erfahrung eines „lichten, holdseligen Gottes“ auch religiösen Menschen fremd erscheinen kann, wenn sie wirklich die ganze Welt im Spiegel der Seele fassen, also auch Natur und Geschichte mit einbegreifen müssen. Auch werden vielen die innern und äußern Hemmnisse der Freiheit und Liebe viel gefährlicher und schwerer vorkommen.

Doch soll ja die Predigt erbauen, nicht allseitig belehren. Und dem Eindruck der opferfreudigen Wahrhaftigkeit, der warmen Liebe und der echten Ehrfurcht konnte man sich nicht entziehen.

Wenn der geschichtliche Ertrag des christlichen Bewußtseins nicht durch die rein äußere Kultur oder Unkultur vernichtet werden soll, wenn wir nicht über verschiedenen Anschauungen von mehr oder weniger großem Belang die Gemeinsamkeit der Gottesfurcht und Menschenliebe verlieren wollen, haben wir allen Grund, uns bei diesem Anlaß des Wortes zu erinnern, das Jesus selbst gesprochen hat: „Es werden nicht alle, die zu mir Herr, Herr sagen, ins Himmelreich kommen, sondern die den Willen tun meines Vaters im Himmel.“ Allerdings mahnt eben diese überlegen nüchterne Aufforderung daran, daß hohe Barmherzigkeit mehr ist als „Warmherzigkeit“, und daß das Hungern und Dürsten nach Gerechtigkeit sich in dem Hungern überhaupt und dem Dürsten nach intellektueller Befriedigung durchaus nicht erschöpft.

Dr. Gottfried Bohnenblust, Zürich.

**Das Erwachen unserer Kirchen.** Es geschehen fast erstaunliche Dinge, im Schlimmen und im Guten. Im Schlimmen: wir brauchen nur auf den erschütternden Aufsatz über den Mädchenhandel in dieser Nummer hinzuweisen oder auf die Nachrichten, die aus Tripolis kommen und auf die bloße Tatsache dieses „Krieges“ überhaupt. Angesichts solcher Dinge drängt sich uns immer wieder die Frage auf die Lippen: „Wo bleiben die Kirchen, diese Organisationen des Guten, die zum Teil die Welt umfassen wie die römische, oder doch großen Einfluß besitzen, auch politischen, wie die englischen und nordamerikanischen?“

Wie eine Antwort auf diese Frage, die zugleich ein Notschrei ist, berühren mich die Verhandlungen der Kirchensynode des Kantons Zürich, die letzter Tage (am 29. November) in Zürich stattgefunden haben. Der Referent der Geschäftsprüfungskommission, Herr Pfarrer Finsler vom Großmünster, machte, für Viele unerwartet, die Anregung, daß die Synode künftig an Stelle des administrativen und kultischen Kleinkrams, der meistens den Hauptinhalt solcher synodalen Verhandlungen bildet, sie mit schwerer Langeweile belastet und zur Bedeutungslosigkeit verurteilt, die großen und dringenden Angelegenheiten behandle, die die Gegenwart beschäftigen und auch für das religiöse Leben entscheidend sind, besonders auch die sozialen Probleme. Er bezeichnete es als eine Aufgabe der Kirchen, gegen Unerträglichkeiten wie der jetzige Tripoliskrieg, ihre Stimme zu erheben und in den großen Kämpfen um soziale Gerechtigkeit und sittlichen Fortschritt deutlich Stellung zu nehmen. (Ein allgemeiner Protest unserer Kirchen gegen den Tripoliskrieg und was mit ihm zusammenhängt bedeutete m. E. für die Umstimmung des Islam und der ganzen Heidenwelt zu Gunsten des Christentums mehr als alle Missionsgottesdienste und Missionskollekten zusammen). Um auch gleich zur Ausführung dieses Programms überzugehen, regte er an, daß die Synode durch den Kirchenrat einen Aufruf an das protestantische Zürchervolk erlasse, worin ihm die Annahme des Kranken- und Unfallversicherungsgesetzes empfohlen werde.

Nun kam Leben in die würdige Versammlung. Wie zu erwarten war, wurde gegen diese letzte Anregung das Argument geltend gemacht, das wir aus den theologischen Debatten der letzten Jahrzehnte genügend kennen: die Kirche dürfe sich nicht in Sozialpolitik einlassen. Es kämen bei einer solchen Abstimmung nicht nur das Prinzip, sondern auch Fragen der Technik und Opportunität in Betracht. Es gehe nicht an, darüber im Namen des Christentums entscheiden zu wollen. Ein Redner drückte auch seine Angst vor dem Hinausfahren aufs hohe Meer aus. Aber die Stimmung der Synodalen war der Anregung so günstig (man darf wohl sagen: so unerwartet günstig), daß der Widerstand dagegen nicht aufkommen konnte. Sie wurde beinahe einmütig zum Beschluß erhoben, unter Zustimmung des Kirchenrates. Ebenso wurde dann eine Bestimmung in die Geschäftsordnung aufgenommen, die die Synode verpflichtet, künftig Gegenstände von der oben geschilderten Art an Hand von kurzen Referaten zu behandeln.

Diese Beschlüsse werden nicht verfehlen, ein gewisses Aufsehen zu erregen. Wir freuen uns darüber von Herzen. — Wie wir seinerzeit in den Neuen Wegen berichtet haben (vgl. Nr. 7 dieses Jahrgangs), ist die Synode von St. Gallen auf dieser Bahn vorangegangen, freilich viel weniger entschlossen und temperamentsvoll, als Zürich, während in der Berner Synode vor kurzem eine Motion eingebracht und dem Kirchenrat überwiesen wurde, die ebenfalls eine kirchliche Aktion zu Gunsten des Kranken- und Unfallversicherungsgesetzes fordert. Man darf also wohl von einem Erwachen unserer Kirchen reden.

Die prinzipiellen Bedenken gegen diese neuen Bahnen sind uns natürlich wohl bekannt. Wir lehnen sie auch nicht ohne weiteres ab. Es ist klar, daß kirchliche Körperschaften sich nicht auf Fragen der sozialen Technik einlassen können; dafür sind die Fachmänner da und die politischen Organisationen. Einstehen können und sollen sie aber für die Prinzipien der Gerechtigkeit und Solidarität, der Reinheit und Barmherzigkeit gegen Egoismus und Mammonismus, Unrecht und Lüge, Schmutz und Rohheit. Natürlich bedarf es der verständigen Ueberlegung und des religiösen Taktes, damit die auf dieser Bahn drohenden Klippen vermieden werden; sicher werden auch etwa Fehler gemacht werden; aber sollen wir deswegen nichts tun? Das ist allerdings lange genug die Maxime der Kirchen gewesen; aus lauter Angst, Fehler zu machen, hat man nichts getan — was doch wohl der größte der Fehler ist. Man wollte das Evangelium nicht dadurch kompromittieren, daß man es in die „weltlichen" Angelegenheiten menge und hat es damit am ärgsten kompromittiert; denn es kam damit allmählich die Meinung auf, es sei überhaupt keine lebendige Kraft. Ein Sauerteig, den man so ängstlich vor dem Teig behütet, kommt in den Verdacht, kein Sauerteig zu sein. Gottlob dürfen wir auch Fehler machen, wenn wir für Gottes Sache arbeiten wollen. Eine handelnde Kirche muß auch dies auf sich nehmen, während eine Dogmenkirche freilich unfehlbar ist.

Es stehen allerdings noch tiefere Prinzipienfragen im Hintergrund. Wollen wir denn eine abermalige Verkirchlichung der Gesellschaft? Soll das staatliche Leben seine Direktiven von den Synoden empfangen? Wäre das nicht ein Rückfall in eine vergangene und zwar glücklicherweise vergangene Epoche? Geben wir uns auch Rechenschaft darüber, wohin wir segeln? — Die Antwort auf diese Bedenken erfordert eine ausführliche prinzipielle Erörterung, die wir hier natürlich nicht geben können, aber bald einmal geben müssen. Die Frage bildet einen Teil des heutigen Kirchenproblems, dessen Dringlichkeit nun gottlob Vielen deutlich wird, die noch vor kurzem nichts davon wissen wollten. Nur so viel sei hier gesagt: es handelt sich natürlich nicht darum, daß die Kirchen zu neuer Macht und Herrschaft gelangen sollen, sie sollen nur arbeiten, mit Andern zusammen arbeiten, Anregungen geben, zu ihrer Sache stehen. Sodann: sie sollen gar nicht für die Kirche arbeiten, sondern für die Welt, d. h. für Gottes und des Menschen Sache in der Welt.

Auch das sei noch zum Ueberfluß gesagt: Das Erwachen der Kirchen, das wir erhoffen, bezieht sich nicht nur auf die soziale Aufgabe im engeren Sinne. Wir hoffen auf ein religiöses Erwachen. Dieses schließt dann das soziale ein. Umgekehrt aber ist uns das soziale Erwachen ein Symptom des religiösen. Daß

an der Zürcher, wie an der St. Galler und Berner Synode die famosen „Richtungen“ ziemlich gleichmäßig für und gegen den neueren Geist waren, ist ebenfalls ein erfreuliches Zeichen neuer Zeiten.

Wir freuen uns von Herzen. Natürlich wissen wir wohl, daß die Stellungnahme einiger Schweizer Kirchen, quantitativ betrachtet, noch nicht viel bedeutet. Aber einmal: im Reiche Gottes gibt nicht das Quantum den Ausschlag; sodann: diese Wendung darf als ein Zeichen aufgefaßt werden, als Zeichen eines neuen Lebens, das überall in der Christenheit gährt, als ein Vorzeichen dessen, was einst sein wird. Wir verstehen sie als ein Adventszeichen. L. R.

**Die Auslese der Führenden.** In einem so betitelten Aufsatz in Nr. 22 der „Sozialistischen Monatshefte“ schreibt Paul Kampffmeyer:

„Der Mythus verknüpft bezeichnender Weise die bahnbrechenden großen Persönlichkeiten direkt mit dem Himmel und erhebt sie zu Göttersöhnen, die von den Himmlischen mit Menschenkindern auf dieser Erde erzeugt sind . . . Das Uebernatürliche hat man nun wohl aus dem Wesen der großen Menschen entfernt, nicht aber ihre natürlichen, den menschlichen Durchschnitt überragenden geistigen und moralischen Qualitäten. Und über die Bedeutung dieser Eigenschaften für die Gestaltung höhern Kulturlebens ist sich heute auch der Arbeiter, der allen Autoritätsglauben und alle Personenvergötterung gründlich abgetan hat, völlig im Klaren . . . Gewiß, bürgerliche Gelehrte und Ungelehrte stellen sich wohl heute noch die Sozialdemokratie als eine Art plattdrückender Gleichheitswalze vor, deren stupide Leiter die tiefgründigen Unterschiede unter den Menschen nicht kennen. In den Köpfen dieser Gelehrten und Ungelehrten verzerrt sich das sozialistische Postulat der Aufhebung der sozialen Klassen zu der Forderung der rücksichtslosen Beseitigung aller Höhen in der individuellen, geistigen und moralischen Beanlagung der Menschen.“

Der Verfasser führt weiter aus, wie die für jeden Kulturfortschritt notwendige Auslese der führenden Geister durch die Klassengegensätze vereitelt wurde. „Nicht innerlich Hervorragendes, sondern nur äußerlich Beherrschendes fand Gnade in den Augen der Herrschenden.“ Deshalb wurden die führenden Geister Revolutionäre und Märtyrer. Die Herrschenden lasen wieder Herrschende aus und verfuhren auch dabei launisch und willkürlich; die Auslese wurde nur aus einem eng begrenzten Kreise getroffen. Das Problem der Zukunft ist die Erziehung der Massenmenschen zu vielseitig entwickelten Persönlichkeiten; dann können alle Kreise im Wettkampf um die führenden Posten konkurrieren, und hochstehende, individualisierte Massen können auch besser die richtige Auslese treffen.

Soweit Kampffmeyers Gedankengang. Mir scheint, er überschätze doch die Fähigkeit der Massen, überlegene Führerqualitäten zu erkennen und ihre Willigkeit, sie anzuerkennen. Ich fürchte, seine Ausführungen könnten doch da und dort als Lästerung gegen die Heiligkeit der demokratischen Grundsätze empfunden werden. Es gibt genug Menschen — nicht nur innerhalb der sogenannten Masse — welche sich einbilden, sie vergäben sich etwas, wenn sie zur Ueberlegenheit emporschauen, welche ihr nur mit Neid gegenüberstehen und immer Alles besser wissen. Das Bewußtsein ist nicht allzu verbreitet, daß Demut, die sich beugt und führen läßt, den Menschen mehr ehrt und hebt als störrische Einbildung.

Die Nivellierungstendenz, die im demokratischen Prinzip liegt, hat z. B. Thomas Carlyle zu seiner grimmigen Gegnerschaft gegen die Demokratie geführt, und wer durch seine Schule gegangen ist, wird zeitlebens davon mehr oder weniger infiziert bleiben. Aber deshalb braucht man nicht Carlyles Irrtum zu teilen, in dem er befangen blieb, als er die Entwicklung gern zurückgeschraubt hätte. Die Demokratie wird vom Aberglauben an die „plattdrückende Gleichheitswalze“ von selbst geheilt und zur Einsicht in die Notwendigkeit einer Auslese von Führenden gedrängt werden. Und an sich ist sie zu einer solchen Auslese nicht schlechter befähigt als irgend eine autoritative Gesellschaftsschichtung. Die Autoritäten haben es oft leichter, den rechten Mann an den rechten Platz zu stellen und das Heilsame durchzusetzen. Aber was sie erreichen, ist dann auch leicht mehr äußerlich aufgezwungen als innerlich angeeignet. Und der Neid, welcher der Tüchtigkeit, die sich durchsetzen möchte, den Weg versperrt, wird hier wie dort sein Unwesen treiben.

Aber der Wahn, daß die Menschen der Führung entbehren könnten, wird von selbst verfliegen. Ein Zukunftsbild ohne Ueber- und Unterordnung wird bald als Traum, und nicht einmal als ein schöner, erkannt sein. Dafür ist der Artikel von Kampffmeyer ein bemerkenswertes Symptom, und es ist ein erfreulicher Fortschritt, daß solche Gedanken in einem sozialistischen Organ, in dem sie sich eben doch einigermaßen als Ketzerei ausnehmen, offen ausgesprochen werden dürfen. Unsereiner gerät doch leicht in den Verdacht, ein verkappter Reaktionär zu sein, wenn er so etwas äußert.

Aber in einem muß ich Kampffmeyer widersprechen. Er glaubt, die empfindlichen Reibungen, welche die Aktionen der Bahnbrecher hemmten, seien darauf zurückzuführen, daß die Herrschenden nur solche zur Führung zuließen, welche in ihr Horn stießen. Die herrschende Macht ist von Natur konservativ, das ist richtig beobachtet; aber es gilt von jeder Herrschgewalt, von der demokratischen nicht minder als von der aristokratisch-autoritativen. Der Aberglaube des Zeitgeistes, die Dogmen des Massenbewußtseins sind genau so „unfehlbar“ wie irgend eine Bulle oder eine Proklamation ex cathedra. Das Neue muß immer zuerst ketzerisch und revolutionär sein und sich einem Martyrium unterziehen, dessen Formen nur mit dem Fortschritt der Zeit sich zivilisieren, das aber der geistigen Natur nach dasselbe bleibt. Das Bessere ist der Feind des Guten, nicht des Schlechten. Die bisherigen Führer, ob sie von der Demokratie, von Kaiser oder Papst an die Spitze gestellt sind, werden stets die grimmigsten Feinde der Bahnbrecher und Propheten sein. Diese Tatsache scheint eine bedauerliche Hemmung des Fortschritts. Aber in Wahrheit ist es gut so. Denn so kommen leichter diejenigen an die Spitze einer Bewegung, welche einfach müssen. Die Streber, die eine feine Witterung für das besitzen, was eine Zukunft hat, und die, welche aus Eitelkeit immer für das Neueste eintreten, werden sich zwar bald genug einstellen, aber zuerst doch noch ferne bleiben. Und die wirklich Berufenen werden durch den Widerstand innerlich wachsen. Vielen von ihnen wird es überhaupt versagt sein, Führer im eigentlichen Sinn zu werden; und weil nicht der Ehrgeiz ihre Triebfeder war, so können sie es verschmerzen; sie bleiben einsam, und gerade dadurch wirken sie, da ihnen die Wirksamkeit in die Breite abgeschnitten ist, umsomehr in die Tiefe. Ja, Massenerfolge, wenn sie ihnen doch zu Teil werden, machen sie erst recht einsam, da sie meist nur mit einer Herabminderung des Ideals erkauft werden. Und doch wächst auch wieder mit der Intensität einer Bewegung und Begeisterung der Expansionsdrang, und jede echte Ueberzeugung erhebt den Ruf: „Gehet hin in alle Welt!“ Daraus erwächst für die Führenden die Versuchung, sich zu den zu Gewinnenden herunterzulassen, statt sie zu sich emporzuheben. Ja, diese Gefahr ist vielleicht in der Demokratie besonders groß.

Kurz, das Problem, wie die zur Führung Befähigten auch zur Führung gelangen können, bleibt überall dasselbe. Jede Gesellschaftsform muß es auf ihre Weise zu lösen suchen und hat dabei ihre eigenen Schwierigkeiten zu überwinden. Und daß unsere Zeit vom Boden einer demokratischen Gesellschaft aus an dieses Problem herantreten muß, ist eine Tatsache, an der sich nicht mehr rütteln läßt. Es gilt zunächst, das Bewußtsein dieser Aufgabe einer Auslese der Führenden, der Berufung des rechten Mannes an den rechten Platz zu wecken. Und — darin ist Kampffmeyer sehr beizupflichten — Einsicht und Willigkeit dafür werden mit einer fortschreitenden Individualisierung der Massen wachsen.

L.

---

# Büchertisch.

**Grütlikalender 1912**, 20. Jahrgang. Zu beziehen durch die Grütlibuchhandlung in Zürich. Preis 50 Rappen. Herausgeber: Robert Seidel.

Der mir zur Verfügung stehende Raum erlaubt mir nicht mehr als einen ganz kurzen Hinweis auf diesen Kalender. Ich glaube, daß er zu den besten seiner Art gehört. Besonders wertvoll sind die Aufsätze von Regierungsrat Wullschleger über Paul Brandt, Dr. Hans Müller über die „genossenschaftliche Agrarpolitik

der dänischen Bauern" und vom Herausgeber über das Zürcher „Volkshaus". Der Kalender wird in jeder Arbeiterfamilie Gutes wirken. L. R.

**Die Schriften des Alten Testamentes,** in Auswahl neu übersetzt und für die Gegenwart erklärt von Greßmann, Gunkel, Haller, Schmidt, Stärk und Volz. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht.

Wir machen gern darauf aufmerksam, daß obiges Werk, das alttestamentliche Pendant zu dem neutestamentlichen Bibelwerk von Prof. Johs. Weiß, das wir schon früher unseren Lesern empfohlen haben, eine zweite Subskription eröffnet. Sie soll erscheinen in 28 Lieferungen à M. 1 oder in 7 Bänden à M. 4; alle 14 Tage kommt eine Lieferung. Wir möchten zu der Subskription recht ermutigen. Das alte Testament ist heute Vielen ein fremdes Buch geworden, da eben der Laie eine Anleitung braucht, um die darin enthaltenen Schätze zu heben. Das genannte Werk will ein solcher Schlüssel sein und kann wirklich dazu anleiten, die Schriften aus ihrer Zeit heraus zu verstehen und ihren religiösen Gehalt zu erfassen. Es ist ja freilich eine Frage, wie weit ein geschichtliches Verständnis Allgemeinbesitz werden kann und ob nicht eine besondere Bildung dafür Vorbedingung ist. Der einfache Leser wird nach wie vor von einigen Kernsprüchen, welche sich dem Gedächtnis und Gemüt einprägen, den größten Gewinn haben. Das schließt aber nicht aus, daß wir das, was wir vermögen, tun, um das geschichtliche Verständnis zu fördern, insbesondere die Propheten, die dem großen Publikum so gut wie unbekannt sind, lebendig und interessant zu machen. Deshalb begrüßen wir dieses Werk. Wir hoffen, im nächsten Jahrgang unseres Blattes zu dieser Aufgabe auch etwas beitragen und eine Reihe von Prophetengestalten darstellen zu können. L.

---

## Redaktionelle Bemerkung.

Mir dieser Nummer schließen wir unseren fünften Jahrgang ab. Wir hoffen, daß uns unsere Abonnenten treu bleiben und die beigelegte Adreßkarte benutzen, um nns neue Leser zuzuführen. Wir können nur versprechen, daß wir in der Hauptsache auf dem bisherigen Weg weitergehen und die bisherigen Fehler nach Kräften vermeiden wollen. Keine Redaktion kann es verhüten, daß sie hin und wieder einen Leser ärgert; bald ist dem etwas zu schwer, bald jenem etwas zu selbstverständlich; dem einen sind wir zu altmodisch, dem andern zu modern u. s. w. Wenn man zu einander das Vertrauen hat, kann man an einander aber auch etwas ertragen. Und so kann man zusammen auch etwas lernen.

Zu den Beiträgen dieser Nummer noch einige Worte. Was uns über den Mädchenhandel berichtet wird, sind erschütternde Enthüllungen eines Schandflecks unserer Kultur, von dessen Furchtbarkeit Viele keine Ahnung hatten. Manche Leser werden uns zürnen, daß wir sie gerade auf Weihnachten unter einen so peinlichen Eindruck stellen. Beabsichtigt war dieses Zusammentreffen nicht. Aber wir glauben auch, daß eine Freude, die durch das Hinwegsehen über die Not gewonnen ist, uns doch nicht recht freuen darf. Die Not erkennen ist die erste Vorbedingung der Hilfe. — Der Artikel über den Kampf ums Amt, von einem, der ihn selbst durchgekämpft hat, und dem es jeder anmerken kann, daß es aus ernsten und frommen Motiven heraus geschrieben ist, bitten wir nicht ohne Weiteres mit dem Standpunkt der Redaktion zu identifizieren. Wir glauben aber, daß er Beachtung und Auseinandersetzung verdiene und sich als Ausgangspunkt für eine Diskussion des Problems der Kirche eigne. Zunächst werden wir selbst die Diskussion aufnehmen und dann hoffen wir, daß weitere Stimmen sie fortführen. — Einen kurzen „erbaulichen" Artikel in jeder Nummer zu bringen soll uns auch im neuen Jahrgang Wunsch, aber nicht Gesetz sein. — Der größere oder kleinere Druck von Rundschau-Notizen bedeutet natürlich kein Urteil über ihren Wert, sondern hat lediglich technische Gründe.

**Die Redaktion.**

---

Redaktion: Liz. **R. Liechtenhan,** Pfarrer in Basel; **L. Ragaz,** Professor in Zürich. — Manuskripte sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck nud Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.